Nord und Süd

Eine deutsche Monatsschrift

Begründet von Paul Lindau

Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein

Hundertfünfundsechzigster Band

42. Jahrgang : 1918 : April – Juni

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau.

Leipzig	München	Berlin W. 10	Budapest	Kopenhagen
C. F. Steinacker.	Berthold Sutter.		Grill'sche k. k. Hofbuchhandl.	Erslev & Hasselbalch.

Stockholm	Christiania	Konstantinopel
C. E. Fritze, Librairie Royale.	Jacob Dybwad Buchhdlg.	Internat. Buchhandl. Otto Keil.

Für die Provinzen in Schweden und in Dänemark: Georg Chr. Ursins Nachfolger, Kopenhagen.
Für die Schweiz: Akadem. Antiqu. u. Buchhandlung Herm. Baur, Zürich I.
Generalvertretung für Holland: W. P. van Stockum und Sohn, Haag, Buitenhof 36.

Inhalt des 165. Bandes: April / Mai / Juni 1918

Gedichte:

Rundschauen:

Bildbeigaben:

Schlesische Buchdruckerei v. S. Schottlaender, Breslau.

Bildnis und eigenhändige Unterschrift des ungarischen Justizministers
Dr. Wilhelm Vázsonyi.

Nord und Süd

Eine deutsche Monatsschrift

Begründet von Paul Lindau

Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau.

Leipzig — E. F. Steinacker. | München — Berthold Sutter. | Berlin W. 10 | Budapest — Grill'sche k. k. Hofbuchhandl. | Kopenhagen — Ersley & Hasselbalch.

Stockholm — C. E. Fritze, Librairie Royale | Christiania — Jacob Dybwad Buchhdlg. | Konstantinopel — Internat. Buchhandl. Otto Keil.

für die Provinzen in Schweden und in Dänemark: Georg Chr. Ursins Nachfolger, Kopenhagen.

für die Schweiz: Akadem. Antiqu. u. Buchhandlung Herm. Paur, Zürich I.

Generalvertretung für Holland: W. P. van Stockum und Sohn, Haag, Buitenhof 36.

42. Jahrgang. Band 165. Heft 523. April 1918.

Professor Dr. Ludwig Stein: Staatstum oder Herrschaftslosigkeit.

Die führenden Denker aller Zeiten, obenan Platon und Aristoteles, bekennen sich zum Staatstum, und nur philosophische Außenseiter wie die Cyniker im Altertum , Proudhon und Stirner in der Neuzeit zur Herrschaftslosigkeit (Anarchismus). Unter Staatstum versteht man die Überordnung der Allgemeininteressen der Nation über die des Individuums, unter Herrschaftslosigkeit die Überordnung des Individuums über die Interessen der Gattung. Nur darf man dabei Persönlichkeit nicht mit Individuum verwechseln. Die Persönlichkeit, nach Goethe das höchste Gut der Erdenkinder, steht geradezu im Gegensatz zum Individuum im Sinne Proudhons oder Stirners. „Individuum" nämlich ist ein wesentlich Begrenztes und Vergängliches, unzulänglich und schwach, gleichgültig und irrelevant, Persönlichkeit hingegen ist eine zeitlose, überindividuelle Kraft, eine Kraft, die alle Grenzen leugnet.

Die weiße Rasse, die einst zur Weltherrschaft berufen war und nunmehr durch ihre Selbstzerfleischung verschleierten Selbstmord begeht, um die Gelben als lachende Erben zu hinterlassen, taumelt direktionslos zwischen Staatstum und Herrschaftslosigkeit, zwischen Rechtsstaat und Willkürherrschaft, zwischen Bolschewikismus, der neuesten Ausprägung des Anarchismus, und geordnetem Staatsgefüge. Gelingt es uns im letzten Augenblicke nicht, das Weltgewissen wachzurütteln und die weiße Rasse vor diesem politischen Sodom und Gomorra zu bewahren, dann waren Hellas, Judaea und Rom, Judentum, Christentum und Muhammedanismus, Humanismus, Renaissance und Reformation, kurz unser ganzes Kultursystem ein großes Umsonst! Der weltgeschichtliche 3. März, der den Frieden von Brest-Litowsk den Mittelmächten und ihren Verbündeten beschieden hat, war der Auftakt zu neuem Staatstum innerhalb des inzwischen artischockierten Rußland. Wir haben es mit lauter werdenden Staaten zu tun.

Wir wollen daher Staatstum und Herrschaftslosigkeit in ihren soziologischen Wurzeln bloßzulegen suchen. Kant hat bereits in seiner Kritik der teleologischen Urteilskraft die Menschheitsgeschichte, wie ich anderwärts dargetan habe, nicht bloß als Naturgeschichte, sondern wesentlich als Freiheitsgeschichte begriffen. Diese Entwicklung der Menschheit (nicht des Menschen) zur Freiheit ist der Grundton, der in den gewal-

tigen spekulativen Systemen der Fichte, Schelling und Hegel wiederkehrt. Wie im Individualismus Herderscher Prägung individuelle Vollkommenheit und individuelle Glückseligkeit Sinn und Zweck der Geschichte sind, das Ganze also nur seines Teiles, die Gattung nur ihrer Spezies wegen da ist, so in der klassischen Philosophie umgekehrt der Teil des Ganzen wegen, das Individuum nur um der Gattung willen. Dort ist der Sinn der sozialen Evolution der Mensch, hier der Mensch. Der sichtbare soziologische Repräsentant der Gattungsinteressen des Menschengeschlechts, der Staat, hat dem Siebenmeilenstiefeltempo des Individuums Halt zu gebieten. Die Gesellschaft ist und bleibt nämlich der Tummelplatz der Individualität, also der sozialen Variabilität, der Staat hingegen Hort und Hüter der menschlichen Gattungsinteressen, also der sozialen Konstanz. Die Gesellschaft züchtet, der Staat schablonisiert die Persönlichkeit.

Der soziale Konflikt spielt sich heute, soziologisch verstanden, zwischen dem organisierten Staat und der amorphen Gesellschaft ab. Wird die Gesellschaft Meister, wie der Anarchismus will, dann ist's mit der Stetigkeit der sozialen Entwicklung zu Ende, dann tritt die individuelle Willkür, die soziale Variabilität, an die Stelle der festen staatlichen Gliederung, der Konstanz, der Zufall an die Stelle des Gesetzes, das Chaos an die Stelle des Kosmos. Die politische Ultima ratio einer ungehemmten Entfaltung der Individualität, einer ins Ungemessene und Zügellose gehenden Abweichung vom Gattungsmäßigen und Lostrennung vom staatlich geregelten Zusammenwirken der Menschheit heißt Anarchismus. Jeder radikale Individualismus mündet in seiner letzten, richtig gezogenen Konsequenz in seine Karikatur, den Anarchismus, ein. Denn heißt Individualismus Abheben vom Gattungsmäßigen, gewaltsames Herauftreiben von möglichst vielen „Einzigen" im Sinne Stirners oder „Übermenschen" im Sinne Nietzsches, wie wollen dann diese erlesenen Einzelexemplare sozial miteinander auskommen? Wir wissen ja, daß der geschichtlich bekannte Mensch niemals als „Einzelner", als soziales Atom vorkommt! Wie wir in unserem physiologisch-anatomischen Bau die Geschichte unserer Gattung verkürzt darstellen (Phylogenese), so in unserer seelischen Beschaffenheit die geistige Entwicklungsgeschichte der vorangegangenen Geschlechter. Es ist ein ewiger Irrtum des extremen Individualismus, daß irgend ein Mensch ein „Einzelner" sei. Das Ideal der vollendeten „Einzigkeit" wäre ja, daß jeder Mensch ausnahmslos ein homo sui generis würde — eine mythische Fiktion, eine soziologische Robinsonade. Das Kriterium der Richtigkeit eines Prinzips ist und bleibt doch immer seine logische Zuendedenkbarkeit. Vermag nun Jemand, es sei denn im Fieberwahn, den Anarchismus zu Ende zu denken, in seine letzten dialektischen Schlupfwinkel zu verfolgen? Geht die Variabilität der Spezies homo sapiens so weit, wie ihr zu Ende gedachtes Prinzip fordert, daß jeder Mensch sich selbst sein Ein und Alles, sein Erstes und Letztes sei, daß er seine persönlichen Merkmale einzig und für sich allein habe, so daß er garnicht — von einer Zweihändigkeit natürlich abgesehen — unter den

Gattungsbegriff „Mensch“ subsummiert werden könne: warum hatte Stirner, der Verteter des „Mir geht nichts über Mich“, das possierliche Bedürfnis, einen „Verein von Egoisten“ zu stiften — ein pikantes Analogon zum Verein der prinzipiellen Vereinsgegner — und warum sucht Nietzsches selbstherrlicher Zarathustra unablässig nach m e h r „Übermenschen“?

So unentbehrlich im Haushalt des menschlichen Zusammenlebens die Individualitäten auch sein mögen, und so ungern wir selbst diese verschrobensten Exemplare von philosophisch-anarchistischen Individualitäten — Stirner und Nietzsche — aus literarischer Feinschmeckerei vermissen möchten: generalisiert wären sie, ästhetisch gesprochen, ein Unding, sozial gesprochen, ein Unglück. Individualitäten können immer nur Ausnahmen, nie die Regel, immer nur reizvolle Spielarten, niemals generelle Typen darstellen. Mag es tausendmal wahr sein, was wir ja selbst vertreten, daß der Sinn der Geschichte im Herausarbeiten von Persönlichkeiten zu suchen ist, daß aller Kulturfortschritt im Herauswachsen aus dem Herdentiermäßigen, im Überwinden der absoluten sozialen Konstanz, wie sie früheren Generationen eigen war, zu suchen ist, so ist es ebenso wahr, daß ein Übermaß von sozial unverdauten Individualitäten für das Leben der Gesellschaft nicht zu unterschätzende Gefahren in sich birgt. Soziale Plethora ist nicht minder gefahrvoll als Anämie. Gerade weil wir die Freiheit über alles schätzen, verabscheuen wir die Zügellosigkeit. Das soziologische Problem der Gesellschaft, und zwar unserer modernen Gesellschaft mit ihren ganz anders gearteten Voraussetzungen und ihren von der Antike völlig abweichenden soziologischen Vorbedingungen, spitzt sich also dahin zu: Wie läßt sich zwischen Individualität und Gattung, zwischen Persönlichkeit und Masse, zwischen der vom Standpunkte des Individuums aus berechtigten Forderung der Abweichung von der sozialen Konstanz und der vom Standpunkte der Menschheit aus ebenso berechtigten Forderung der im Gattungsinteresse der Menschheit liegenden Aufrechterhaltung der sozialen Konstanz ein fester Rhythmus, ein vergleichweise ruhiges Gleichgewicht herstellen? Ist ein solches Gleichgewicht überhaupt erreichbar? Werden wir den tragischen Konflikt zwischen Gesellschaft und Staat, zwischen Individualität und Gattungsmäßigkeit zu überwinden vermögen? Wird das Ziel der Geschichte — die Maximisation der sozialen Gleichheit — durch ihr bisher angewandtes Mittel — Herausarbeitung von Individualitäten — der menschlichen Gesellschaft nicht zum Fluche gereichen? Sollen wir etwa an dieser soziologischen Biegung des scholastischen Universalproblems — was ist das Primäre: Individuum oder Gattung? — schmählich zu Grunde gehen, zwischen diesen beiden Mühlsteinen zerrieben werden? Richtig verstanden dreht sich Alles um das Universalienproblem. In Logik und Erkenntnistheorie, in Metaphysik und Ethik ist und bleibt das Universalproblem die Kardinalfrage der Philosophie. In der Logik lautet die Frage: Was ist Wahrheit? Der einzelne konkrete Begriff oder der abstrakte Allgemeinbegriff — die Idee? Methodologisch gefaßt: Induktion oder Deduktion? In der Er-

kenntnistheorie heißt sie: was ist wirklich? Die einzelne Empfindung des Individuums (subjektivistischer Phänomenalismus oder Solipsismus), oder der in die Außenwelt hinausprojizierte verdinglichte Empfindungskomplex? Das soziologische Universalproblem lautet: Was ist früher: Das Ganze oder die Teile? Die Gattung oder das Exemplar? Die Menschheit oder der Mensch, — der Staat oder der Bürger? Nach der antiken Staatsauffassung (Platon, Aristoteles) geht der Staat als Ganzes dem Bürger als Teil logisch voran, nach der individualistischen ist der Staat umgekehrt nur aus seinen Teilen (Bürgern) zusammengesetzt. Jene nennen wir die organische, diese die mechanische Staatstheorie. Soll es nun unser geschichtliches Schicksal sein, an diesem brudermörderischen Konflikt, diesem gleichsam ins Soziologische hinüberprojizierten Kain- und Abelproblem, elend zu Grunde zu gehen?

Die weiße Rasse ist heute vor die tragische Alternative gestellt: Staatstum oder Herrschaftslosigkeit, Nation oder Individuum, Kosmos oder Chaos. Was bisher die Überlegenheit der weißen Rasse über die gelben und schwarzen ausmachte, war unsere Organisationsfähigkeit, die auf einer Unterordnung des Einzelnen unter ein Ganzes — Nation oder Staat — beruht. Das Staatstum allein verbürgt jenes Maximum von staatlich gesicherter, weil rechtlich geschützter Freiheit, das neben einem Minimum von Ungleichheit bestehen kann. Auf unserem Staatstum beruhte bisher die Weltherrschaft der weißen Rasse. Verbluten wir uns an der Herrschaftslosigkeit, dann haben wir das Schicksal verdient, das uns die gelbe Gefahr bereiten wird.

C. Brackmann:

Die Liquidierung der Stellung Rußlands im fernen Osten.

Die November-Revolution hat die Möglichkeiten endgültig vernichtet, die der Stellung Rußlands in Ostasien auch nach der März-Revolution noch geblieben waren. Diese schloß die Erweiterung und Festigung der von der zaristischen Regierung in der Zusammenfassung und Vereinheitlichung des ungeheuren Länderkomplexes zwischen Riga und Wladiwostok geschaffenen Werte nicht aus. Im Gegenteil war es ihren vornehmlichsten Vertretern, insbesondere dem um Miljukow gescharten liberalen Bürgertum, gerade um die nachdrücklichste Machtentfaltung Rußlands in die Weite zu tun. Hätten der Fürst Lwow und Kerenski und eine der von ihnen geführten Regierungen nur die Fähigkeit und

Tatkraft besessen, alle auf ihre Vereinigung wartenden Volkskräfte als starken Rückhalt hinter ein zielklares, entschlossenes Neubilden des überlebten alten Rußlands zu stellen, so wäre eine Behauptung der jenseits des Baikalsees und der Jablonoiketten liegenden Errungenschaften sehr wohl möglich gewesen. Das Kriegsbündnis mit dem japanischen Rivalen, wie die sich gegenseitig ausschaltende argwöhnische Eifersucht Amerikas und Japans hätten die Zeit zur Überleitung auch der fernen Gebiete in die neuen Verhältnisse gegeben und das durch die zahlreichen Kosakensiedlungen am Amur und Ussuri wie durch die Schutztruppe der die Mandschurei durchquerenden Bahnstrecke geschlungene Band vor einem Zerrissenwerden bewahrt. Die den Zusammenschluß der zahlreichen, im Zarenreiche vereinigt gewesenen Völkerstämme und Gebiete bewußt verneinende, dabei das Land bis in seine tiefsten Tiefen aufwühlende und über Kopf stürzende marimalistische Revolution des 7. November hat den gelockerten Halt des Riesenreiches von innen heraus so nachdrücklich gesprengt, daß dieses heute einem Trümmerfelde gleicht. Zwar sehen wir unter dem Schwergewicht der Tradition Bestrebungen am Werk, die die Scherben in einer Bundesrepublik wieder sammeln und aneinander fügen möchten. Doch haben diese ersichtlich an der Ostgrenze Sibiriens ihre Wirkungskraft verloren. Jenseits dieser Linie üben die zentrifugalen Kräfte ungehemmt ihre Wirkung aus, die die Länder und Völker von Petersburg fort zur eigentlichen Basis ihres Wirtschaftslebens, zum Stillen Ozean, hinziehen. Um so mehr, als die hier erst in der Hauptsache halbhundertjährige, noch dazu in ihrer Einwirkung auf die Volksseele durch das unmittelbare Erleben der russischen Niederlage gegenüber Japan geschwächte Russenherrschaft nicht eine so lebendige Macht der Überlieferung ausüben kann, wie in dem schon über 250 Jahre mit dem Zarenreiche verwachsen gewesenen Sibirien. Hier, in der Küsten- (Ussuri-) und Amur-Provinz, in der Mandschurei und auch in Transbaikalien, muß der Zerfall des Reiches ein Vakuum herstellen, das den dort rivalisierenden Mächten Anlaß zu größter Kraftanspannung im Streit um das Erbe sein wird.

Die Regierung der Volkskommissare zog deshalb nur die richtige Folgerung aus der von ihr selbst geschaffenen Lage, wenn sie die Mandschurei unter dem Vorgeben, dort sei der Sitz der Gegenrevolutionäre, räumte und die Liquidation der über die chinesische Ostbahn bestehenden Abkommen der chinesischen Regierung vorschlagen ließ. Das Aufgeben dieser wichtigen Vorpostenstellung, die dem übrigen Rußland des fernen Ostens erst den Zusammenhalt sicherte, bedeutet die Erklärung des Desinteressements an Ostasien und den Beginn der Preisgabe des ganzen dortigen Besitzes. Die chinesische Regierung aber leitete durch die sofort auffolgende Besetzung Charbins und der Bahnanlagen die Erbesannahme ein, während die im Hafen von Wladiwostok sich argwöhnisch beobachtenden japanischen und amerikanischen Kriegsschiffe das kommende Ringen um die Macht ahnen lassen, und die beiden Anspruch erhebenden Mächte durch Absperrung der

Munitionszufuhr dem abtretenden Machthaber auch den letzten Widerstand unmöglich machen.

Seit mehr denn zweihundert Jahren, seit den Tagen, in denen der Kosakenführer Vasili Poyarkow (1643—1646) von Jakutsk aus im Vorstoßen gegen Süden als erster Europäer den Amur von der Seja aus erreichte und bis zu seiner Mündung befuhr, hat das Land vor den Augen der Russen gelegen, das sie jetzt in die Weite entschwinden sehen. Bald nach seiner ersten Entdeckung sucht ein anderer Kosakenführer, Chaborow, es für den Wojwoden von Jakutsk durch Anlage einer Anzahl Forts längs des neugefundenen Flusses zu sichern. Unter ihnen entsteht das hernach heißumstrittene Albasin. Im Jahre 1654 fährt der Kosake Stepanow, ebenfalls von Jakutsk vorgehend, den Sungari hinauf, bis ihn der Widerstand der Mandschu zur Umkehr zwingt. Das Jahr 1658 bringt einen Vorstoß auch von Jenisseisk aus, indem der dortige Wojwode Athanasius Patschkow, von Norden über den Witim zur Nertscha kommend, die Stadt Nertschinsk gründet. Doch setzt der kampfentschlossene Widerstand der Chinesen ein, über die seit 1661 der tatkräftige Kaiser Kang Hi, der zweite der seit 1644 die Herrschaft behauptenden Mandschu-Dynastie, das Regiment führt. Es kommt zur Belagerung Albasins und zu der widerwilligen, nur durch Bestechung das noch größere Unheil des Verlustes auch Transbaikaliens abwendenden Annahme des Friedens von Nertschinsk (1. November 1689), in dem die Schleifung Albasins, die Räumung des Amurgebietes und die Rückverlegung der Grenze auf die Linie Argun-Kammhöhe des Jablonoi-Gebirges zugestanden werden muß. Hieran vermag auch der nächste, mit dem Nachfolger Kang-Hi's, dem Kaiser Yöng Tschen, abgeschlossene Friede von Kiachta (21. Oktober 1727), der sich die Grenzfestsetzung vom Argun nach Westen zum Irtysch hin zum Ziel setzt, nichts zu ändern. Länger als eineinhalb Jahrhundert wurde Rußland durch diese Abkommen von dem Amur abgesperrt. Aber man trug dies unbeschwert, da das russische Reich, in seiner Ausdehnung den Pelztieren folgend, von diesen, dem Zobel und der Seeotter, nach Ochotsk und von da nach den Aleuten und dem amerikanischen Kontinent, nach Alaska, abgelenkt wurde. Auch fehlte der Anreiz, nach Süden vorzustreben, da man darin keine Möglichkeit sah, das, worauf es den Russen allein ankam, zu erreichen, einen Hafen, der besser, weil weniger durch Eis behindert als Ochotsk, die Schiffahrt zum Fang der Seeottern gestattet hätte. Man kannte die Durchfahrt zwischen dem Kontinent und der Insel Sachalin nicht. Man hielt deshalb bei der Buchtenlosigkeit der Ostseite dieser Insel jede Hafenanlage bis zu der Straße von La Pérouse hinab für ausgeschlossen. Hier aber hätte man in den japanischen Machtbereich hinübergegriffen und sich dessen bösem oder gutem Willen ausgeliefert. Erst als der aus dem Dienste der russischen und amerikanischen Kompanie hervorgegangene Kapitän Newelsky im Jahre 1849 die Durchfahrt zwischen Kap Lasarew und Kap Pogibi entdeckt und damit eine von japanischem Einfluß

freie Verbindung des Ochotskischen Meerbusens mit dem tatarischen Meer festgestellt hatte, als so mit einem Schlage die Aussicht auf Abrundung und Sicherstellung eines vom Jablonoi-Gebirge gegen den Ussuri und das Meer vorgeschobenen Landerwerbs gegen das Meer hin sich zeigte, gewann das Land am Amur und seinen Nebenflüssen für Rußland besonderes Interesse. In diesem Zeitpunkt aber stand in dem Grafen Murawiew ein Generalgouverneur an der Spitze Ostsibiriens, der die neue Machtmöglichkeit schnell erfaßte und mit entschlossener Tatkraft auszunutzen wußte.

Auf die Kunde von der Entdeckung Nevelsky's hatte er bereits seit dem Jahre 1854 unter Nichtbeachtung der entgegenstehenden Bestimmungen des Vertrages von Nertschinsk Flottillen den Amur abwärts gesandt und begonnen, die Strecke bis Chabarowsk mit Kosaken zu besetzen. Die Verwicklungen Chinas im Süden mit den Engländern und Franzosen erleichterten ihm dies Vorgehen im Norden. Als dann der von Frankreich und England provozierte und unter dem Namen „Lortscha-Krieg" unrühmlich bekannt gewordene Krieg über das Reich der Mitte hereinbrach (Herbst 1856), erzwang er von der völlig gebundenen Regierung in Peking in den Tagen ihrer größten Not, gerade als die Feinde sich anschickten, die Barre des Pei ho bei Taku zu durchbrechen und auf Tientsin vorzustoßen, den Abschluß des die Stellung in Ostasien für Rußland begründenden Vertrages von Aigun. (16. Mai 1858.) In ihm wurde das linke Ufer des Amur vom Argun bis zur Mündung Rußland überlassen, während die Gebiete zwischen dem Ussuri und dem Meer bis zur genaueren Grenzregelung gemeinsam von China und Rußland besessen, die Schiffahrt auf dem Amur, Sungari und Ussuri aber unter Ausschluß jeder anderen Nation Rußland und China vorbehalten bleiben sollte. Dieser Vertrag wurde am 14. November 1860 in dem Ergänzungsvertrag von Peking noch insofern zugunsten Rußlands abgeändert, als die Bestimmung über die gemeinsame Verwaltung des östlich vom Ussuri gelegenen Landes fallen gelassen, und das ganze Gebiet zwischen diesem Fluß und dem Meer Rußland zugeschlagen wurde. Ein ungeheurer müheloser Gewinn, von der Notlage Chinas erpreßt. Die Grenze vom Rücken des Jablonoi-Gebirges bis zum Amur und Ussuri vorgeschoben; zwei neue Provinzen, die Amur-Provinz und die Küstenprovinz, erworben; ihr Vorland, die nördliche und mittlere Mandschurei, durch den Ausschluß jeder fremden Schiffahrt auf den dasselbe allein erschließenden drei Strömen der russischen Ausbeutung vorbehalten; vor allem aber eine feste Stellung am Stillen Ozean gewonnen, „von der aus", wie der französische Botschafter in Petersburg, Graf Montebello, seiner Regierung berichtete, „in einer späteren Zukunft die russische Flagge in den Meeren Chinas und an den amerikanischen Küsten des Stillen Ozeans mit den Flaggen Frankreichs, Englands und der Vereinigten Staaten würde rivalisieren können", ein Ziel, dessen Künder der Name des neuen Kriegshafens Wladiwostok: „Herrscher des Ostens" sein sollte.

Eine weitere Etappe bedeutete das Jahr 1896. Am 17. März 1891 war durch kaiserliches Reskript der Bau der sibirischen Überlandbahn befohlen. Einen Monat darauf hatte der Thronfolger Nikolaus in Wladiwostok den ersten Spatenstich getan. Aber noch immer stellten die ungeheuren klimatischen und Geländeschwierigkeiten, die bei ihrer Führung am Norduser des Amur durch russisches Gebiet zu überwinden waren, sich hemmend vor die Vollendung. Da mußte wieder die Ausnutzung einer Notlage Chinas den russischen Zwecken dienen. Der chinesisch-japanische Krieg (1894—95) hatte den militärischen Zusammenbruch Chinas gebracht. Zwar hatten Rußland, Frankreich und Deutschland sich im Frieden von Shimonoseki schützend vor China gestellt und wenigstens die Abtretung der Halbinsel Liaotung abgewandt. Aber sein Ruf war dahin. Es begann die Zeit, in der man in Europa das Reich der Mitte nur unter dem Gesichtspunkt ausschweifendster Aufteilungspläne sah. Jetzt präsentiert Rußland für die Hilfe in Shimonoseki und für die Unterstützung, die es China bei der Abwicklung der Japan zugebilligten Kriegsentschädigung von 200 Millionen Kouping Taels durch die Gründung der Russisch-japanischen Bank leistete. Es geschah einmal durch die Forderung der Bewilligung einer Trazierung der sibirischen Bahn durch das chinesische Hoheitsgebiet der nördlichen Mandschurei, mit der die vorgeschobene Russisch-japanische Bank die unausführbare Linienführung im unwirtlichen Amurgebiet vermeiden wollte. Sodann fordert die russische Regierung einen eisfreien und das ganze Jahr hindurch offenen Kriegshafen am Gelben Meer. Beiden Forderungen konnte sich die chinesische Regierung nicht widersetzen. Sie wurden bewilligt. Die erstere in den mit der Russisch-chinesischen Bank abgeschlossenen Verträgen vom 27. August / 8. September und 4. / 16. Dezember 1896, von denen der letztere in einigen Punkten eine Modifizierung des ersteren brachte, insbesondere die mit einem Aktienkapital von 5 Millionen Rubeln gegründete „Ostchinesische Eisenbahngesellschaft" in alle der Russisch-chinesischen Bank am 27. August / 8. September verliehenen Rechte einsetzte. Daß auch hinter dieser Gesellschaft die russische Regierung stand, ist selbstverständlich. Zum Beweise genügt, daß der durch das Aktienkapital nicht gedeckte Geldbedarf durch vom russischen Staat garantierte Schuldscheine gedeckt werden sollte, daß auch im Jahre 1908 die russische Regierung unmittelbar die durch die Abtretung der südmandschurischen Bahn notwendig gewordenen Verhandlungen mit Japan über den Anschluß der jetzt geteilten Bahnsysteme in Tschang Tschun und Kwang Tschön Tze führte. Über den eisfreien Hafen kam es bei der großen Europareise Li Hung Tschangs im Sommer 1896 während seines Aufenthaltes in Petersburg zu einer Einigung in dem mit dem Fürsten Lobanow abgeschlossenen, und auf Betreiben des sofort nach Peking abgereisten russischen Gesandten, des Grafen Cassini, noch vor der Rückkehr Lis am 30. September ratifizierten Vertrage. Die diesen durchkreuzende deutsche Besetzung Kiaotschous am 14. November 1897 machte allerdings eine Abänderung in den Verträgen vom 15. / 27. März und

7. Mai 1898 erforderlich, wurde aber dadurch nur Anlaß zu einer um so nachdrücklicheren Erweiterung der russischen Macht in der südmandschurischen Provinz Feng Tien durch die Besetzung von Port Arthur und Ta Lien Wan. Über den Inhalt der beiden noch geheim gehaltenen Verträge vom 27. August / 8. September und vom 30. September wissen wir zurzeit nur erst aus einer Veröffentlichung des „North China Herald" vom Oktober 1896. Nur daß hier beide Dokumente fälschlich in eins zusammengeworfen sind, das dann von dem Manne, der durch sein schnelles Zugreifen das zweite Abkommen gegen eine spätere Abänderung sicherte, eben von dem Grafen Cassini, den Namen des Cassini-Vertrages erhielt. Diese Errungenschaften des Jahres 1896 rückten Rußland ausgesprochen in die Vormachtstellung im fernen Osten. Sowohl wirtschaftlich, wie politisch.

Der ohne Entgelt zugebilligte Bau der Verbindungsbahnstrecke von der Ostgrenze Transbaikaliens durch die beiden nördlichen mandschurischen Provinzen Hei Lung Kiang und Kirin nach der Westgrenze der südlichen Ussuri-Provinz mußte um so mehr das Rückgrat für eine „friedliche Durchdringung" der ganzen Mandschurei bilden, als diese „Ostchinesische Bahn" nach der Besetzung Port Arthurs im Jahre 1898 ihre Ergänzung in einer nach Süden, nach Ta Lien Wan und Port Arthur führenden Abzweigung, der „Südmandschurischen Bahn", erhalten sollte, als für beide Bahnen ausdrücklich die russische Spurweite und der Betrieb nach den russischen Reglements vorgeschrieben wurde, als ferner für die von China zu bauende südliche Bahn von Schan Hai Kuan über Niutschwan nach Port Arthur und Ta Lien Wan und für ihre Abzweigungen die russischen Vorschriften verbindlich gemacht und Rußland auch der Bau einer Bahn von Schan Hai Kuan über Mukden nach Kirin überlassen wurde, „falls China seine Vollendung auf eigene Kosten für zu schwer finden sollte". So war das im Vertrage von Aigun mit dem Erwerb des Schiffahrtsmonopols auf den mandschurischen Strömen begonnene Werk vollendet worden. Der gesamte Bahn- und Schiffahrtsverkehr in der Mandschurei und damit auch das Wirtschaftsleben dieser wichtigen Nordprovinz Chinas war Rußland überantwortet. Allerdings verlangten die toten Geschlechter ihren Tribut. Die Bahn durfte nur in einer solchen Entfernung von den Kirchhöfen und Gräbern der Vorfahren der Chinesen geführt werden, daß deren Ruhe nicht nur unmittelbar gesichert war, und daß nicht etwa die Gräberreihen durchschnitten wurden. Nein, man hatte sogar darauf zu achten, daß beim Vorüberfahren eines Zuges die Erschütterung des Erdbodens nicht bis hierher dringen und so den Frieden der Ahnen stören konnte. Es waren sogar besondere Institute eingerichtet worden zur Ermittelung, wieweit das Getöse des Zuges vernehmbar sei. Städte und Dörfer aber zu berühren, verbot der Volksglaube an den Drachen, dessen Windungen sich nicht an den schnurgraden Bahnlinien reiben durften. So mußte die Bahn durch die ödesten Landstrecken gelegt werden, und viele Kilometer blieben die Ortschaften von den zugehörigen

Stationen entfernt, zum Beispiel die wichtige Handelsstadt Zizikar nicht weniger als 30 Kilometer. Doch für diesen Nachteil bildeten das gleichwertige Entgelt die großen Zollvergünstigungen, die den mit den Bahnen ein- und ausgeführten Waren zugestanden wurden. Um nicht weniger als ein Drittel wurden die Zollsätze ermäßigt gegenüber den beim See-Export und -Import angewandten. Güter aber, die mit der Bahn eingeführt und mit Fuhrwerk weiter transportiert wurden, waren gegen Zahlung der Hälfte der Transitgebühren von allen inneren Abgaben, namentlich von den den Transport durch ihre immer wiederholte Erhebung so sehr verteuernden Likin-Abgaben frei, um deren Abschaffung im übrigen China die diplomatischen Vertreter sich eifrigst, aber fruchtlos bemühten. Dabei ist alles nur mit der Bahn beförderte Transitgut, wie auch das Passagiergepäck, die Fahrkarten und die mit dem Bahntelegraphen beförderten Telegramme überhaupt von allen chinesischen Abgaben frei. Wahrlich eine Vergünstigung, die zusammen mit der zugestandenen Ausnutzung der im Bahnbereich liegenden Bergwerke vollauf genügte, um das ganze Wirtschaftsleben des Landes an sich zu ziehen.

Noch bedeutsamer aber war das eine unmittelbar politische Wirkung ausübende Zugeständnis an die Gesellschaft, „an verschiedenen bedeutsamen Stationen Spezialbataillone an Kavallerie und Infanterie zu plazieren, da die Bahn durch öde und wenig bewohnte Gegenden führt, in denen es den chinesischen Behörden schwer fallen wird, ihren Schutz auszuüben". Es half der chinesischen Regierung nichts, daß sie diesem Zugeständnis gegenüber Vogel-Strauß-Politik trieb und sich vortäuschte, sie habe mit der Bewilligung der „Spezialbataillone" an die „Gesellschaft" dem russischen „Staat" keine Hoheitsrechte auf ihrem Boden eingeräumt. Tatsächlich hatte sie sich in der Mandschurei selbst mediatisiert. Allerdings hielt die russische Regierung sich genau an den Wortlaut des Vertrages. Sie kommandierte keine regulären Truppen zum Eisenbahnschutz, unterstellte die Bewachungsmannschaft auch nicht dem Kriegsministerium. „Es wurden aber aus allen Kosakenbezirken berittene Freiwillige gesammelt und in Sotnien zusammengestellt, neben diesen auch Kompagnien aus gedienten Soldaten formiert. Bei dem hohen Sold, der gezahlt wurde — der Gemeine erhielt 40 Rubel monatlich — hatte man die Auswahl unter den besten Leuten. Da auch die Offiziere sehr gut bezahlt wurden, sie erhielten 3—4000 Rubel jährlich, rekrutierten sich auch diese nur aus den besten der regulären Truppen. So war diese improvisierte Schutzwache eine Elitetruppe und ihre kriegerischen Eigenschaften waren ganz hervorragend." Daß dies Urteil des russischen Generalmajors N. A. Orloff bis in die letzte Zeit Gültigkeit hatte, lehrte der Weltkrieg, in dem dieser Bahnschutz, das vielgenannte Transamurische Korps, die unzweifelhaft beste Kerntruppe des ganzen russischen Heeres war. Über die Kopfzahl dieser Streitkräfte ist niemals Authentisches bekannt geworden. Einen Rückschluß gestattet jedoch der Friede zu Portsmouth

(23. August / 5. September 1905), der sich bewußt ist, mit der Festsetzung von 15 Mann auf das Kilometer Bahnstrecke als zukünftiges Höchstmaß eine erhebliche Beschränkung herbeizuführen, und selbst mit diesem Maßstab für die frühere Zeit eine Wachmannschaft von mehr als 30 000 Köpfen ergeben würde. Es hat sich deshalb um die Schaffung eines ganz bedeutenden militärischen Aufgebots gehandelt. In der Tat, hätte die so beschützte Ostchinesische Eisenbahngesellschaft ungestört ihre Vertragszeit, die bei einem Rückkauf der Bahn durch China mindestens 36 Jahre, bei einer kostenlosen Übernahme durch die chinesische Regierung 80 Jahre betragen sollte, ungestört ausnutzen können, so wäre die Mandschurei am Ende der Zeit in die russische Herrschaft völlig hineingewachsen gewesen. Zumal wenn einer weiteren Vertragsbestimmung zufolge die beabsichtigte Reform der chinesischen Mandschureitruppen russischen Offizieren übertragen wurde.

Und zwar um so vollkommener, als die Verhandlungen über einen eisfreien Hafen Rußland letztlich in der Pachtung und Befestigung der ganzen Halbinsel Liao tung und ihrer Häfen Port Arthur und Ta Lien Wan (Dalny) eine militärische Basis geschaffen hatten, die dem Schutzsystem Rückhalt nach Innen und Sicherung nach Außen gab. Als Fürst Lobanow im Sommer 1896 mit Li Hung Tschang in Verhandlung trat, konnte er diese Halbinsel nicht wohl schon verlangen, da sie erst gerade unmittelbar vorher Japan unter dem Vortritt Rußlands und unter Berufung darauf, daß ihr Besitz durch Japan eine Bedrohung der Hauptstadt Chinas und ein dauerndes Friedenshindernis sein würde, mit dem Erfolg streitig gemacht war, daß sie an China gegen eine Entschädigung von 30 Mill. Kouping Tael durch die Konvention von Peking vom 8. November 1895 zurückgegeben wurde. Sein Absehen richtete sich auf den Hafen von Kiao tschou, den er auf 15 Jahre pachten wollte, während China die Häfen Port Arthur und Ta Lien Wan unter Rußlands Beistand aufs stärkste ausbauen sollte unter der Verpflichtung, sie niemals einem Dritten zu überantworten, im Falle einer kriegerischen Verwicklung Rußlands aber, dieses „zu autorisieren, seine Land- und Seestreitkräfte in dem Inneren der Häfen zu konzentrieren, um in den Stand gesetzt zu sein, den Feind anzugreifen oder die eigene Stellung zu behaupten." Rußland wollte dafür die beiden Häfen mit seiner Macht gegen jeden fremden Angriff schützen. Auf dieser Grundlage wurde das sog. Cassini-Abkommen geschlossen, das somit die beiden Torpfeiler des Gelben Meeres und dadurch auch Tientsin und Peking in Rußlands Hand gebracht hätte. Als aber der deutsche Admiral v. Diederichs diesen Plan, noch ehe er Gestalt gewonnen hatte, am 14. November 1897 durch die Besetzung Kiao tschous vereitelte, wurde die Abrede am 15./27. März und 7. Mai 1898 dahin abgeändert, daß jetzt Port Arthur, Ta Lien Wan und die Halbinsel Liao tung auf 25 Jahre an Rußland verpachtet wurden, zugleich mit der Genehmigung der Anschlußbahnverbindung nach Norden, durch die mit den Rechten der Ostchinesischen Eisenbahngesellschaft ausgestattete Südmandschurische Bahn.

So hatte Rußland im fernen Osten, namentlich durch die Wirksamkeit des tatkräftigen Grafen Cassini, gerade fünfzig Jahre nach der bahnbrechenden Arbeit des Grafen Murawiew eine Vormachtstellung errungen, die an Einfluß und Gewicht alle anderen Mächte weit hinter sich ließ: Transbaikalien, die Amur- und Küstenprovinz als Grundstellung; die Mandschurei unter Botmäßigkeit; Port Arthur, Ta Lien Wan und Wladiwostok die starken Heer- und Waffenplätze; die Bahnschutztruppe ein stets schlagfertiges Kampfheer; die Bahnen das Rückgrat eines über die Mandschurei hinaus in die fruchtbare und reiche östliche Mongolei reichenden wirtschaftlichen Einflusses; trotz der ausgesprochensten eigennützigen Machtpolitik im Rufe eines Beschützers Chinas, das in ihm das in Shimonoseki wohlbewährte Gegengewicht gegen die japanische Expansionslust sah. Da sollten die Boxerwirren des Jahres 1900 mit ihrem Umsturz im chinesischen Reiche einen neuen Machtzufluß bringen. Man hoffte, die Mandschurei endgültig von China abtrennen und dem russischen Weltreich einverleiben zu können. Die Nachricht von einer Bedrängung der beim Bau der chinesischen Bahn beschäftigten Arbeiter durch die Chinesen wurde am 28. Juli als Grund zur Eröffnung der Feindseligkeiten benutzt, zu denen die Mobilmachung bereits am 11. Juli befohlen war. Von Süden, Osten und Norden rückten die russischen Truppen ein. Im Süden wurde ein Detachement von Port Arthur auf Mukden in Marsch gesetzt, um diese wichtige Stadt zum Ausgangspunkt weiterer Operationen zu machen. Aus dem Gebiete von Wladiwostok bewegten sich zwei Abteilungen unter dem gemeinsamen Oberbefehl des Generals Tschitschagow nach Westen vor. Von Michailo-Semjenowska aus ging auf einer Dampferflotille auf dem Sungari das Detachement des Generals Sacharow auf Charbin vor. Von Blagoweschtchensk war General Rennenkampf auf Zizikar in Marsch gesetzt, und schließlich drängte aus Transbaikalien längs der Eisenbahnlinie die Abteilung des Generalmajors Orloff auf Chailar vor. Es war ein unrühmlicher Feldzug für das russische Heer, da ihm nur vollständig unausgebildete, mangelhaft bewaffnete chinesische Verbände ältester Art gegenüber standen. Doch Kriegsruhm zu erlangen, war nicht die Aufgabe der Truppen. Ihr Ziel war es, im Lande festen Fuß zu fassen, um es hernach nicht wieder zu räumen. Aber dieser Einbruch bedeutete die Peripetie in der Entwicklung Rußlands im fernen Osten. Der Höhepunkt des Aufstiegs war überschritten, und der Abstieg begann, der in der jetzigen Auflösung sein Ende findet.

Japan hatte dem dauernden Machtzuwachs Rußlands schon seit langem mit Sorgen zugesehen. Das ihm gegenüberliegende Korea war im Norden und Süden, dort in Wladiwostok, hier in Port Arthur, von der russischen Ländergier umklammert. In seinem Rücken schuf das System der ostchinesischen und südmandschurischen Eisenbahn ein vorzügliches strategisches Aufmarschgelände. Man wußte, daß mit seinem Fall die eigene Machtentwicklung für immer dahin sein würde, da er das japanische Meer zum russischen Meer machen

und das Inselreich, unter der Herrschaft der Geschütze der russischen Flotte gehalten, in Abhängigkeit verkümmern lassen mußte. Als daher die russischen Truppen trotz des Pekinger Protokolls vom 7. September 1901 auch nach völliger Beendigung der Unruhen nicht von den koreanischen Grenzen wichen; als vielmehr auch die scharf umrissenen Bestimmungen des russisch-chinesischen Vertrages vom 2. April 1902 nicht erfüllt wurden, die bis zum Oktober des Jahres die Räumung des südlichen Teils der Mandschurei bis zum Liao Flusse, bis zum April 1903 die Zurückziehung der russischen Truppen aus den übrigen, Korea benachbarten, Teilen der Provinz Feng tien und aus der gleichfalls Korea beherrschenden Provinz Kirin und bis zum Herbst 1903 die Freigabe auch der Provinz Hei lung kiang forderten, als infolgedessen im Frühjahr 1903 durch die dauernde Festsetzung der Russen in Mukden und Kirin dem Kaiserreich Korea das Los der mandschurischen Nachbarprovinz über kurzem zu drohen schien, sah Japan sich dem Kampf um sein Leben gegenübergestellt, selbst auf die Gefahr hin, von dem russischen Koloß erdrückt und zerschmettert zu werden. Man versuchte noch, durch Verhandlungen den Waffengang zu vermeiden. Am 28. Juli 1903 beauftragte Baron Komura seinen Botschafter in Petersburg, Kurino, mit dem russischen Ministerpräsidenten Graf Lamsdorff über eine genaue Formulierung der beiderseitigen Interessen in dem umstrittenen Gebiet zu konferieren. Die Erörterungen wurden vom September ab auf russisches Verlangen nach Tokio verlegt, damit der in Port Arthur residierende Admiral Alexejew dem russischen Botschafter Baron Rosen als sachkundiger Berater zur Seite stehen könne. Man kam wohl überein, die Selbständigkeit und territoriale Unverletzlichkeit Koreas, auch Japans bevorrechtigte Interessen dort und sein Recht, zu deren Schutz Truppen landen zu dürfen, anzuerkennen. Doch gingen die Wege hoffnungslos auseinander, einmal bei der Forderung Rußlands, den Norden Koreas vom 39. Breitengrade ab für neutral zu erklären, um durch das damit verbundene Verbot japanischer Besetzung die mittlere Mandschurei, die Provinz Kirin, von japanischer Einwirkung freizuhalten; sodann bei der Forderung Japans, sein Zugeständnis der Erklärung der Mandschurei als außerhalb der japanischen Interessen liegend russischerseits mit der Verpflichtung zu beantworten, „die territoriale Unverletzlichkeit Chinas in der Mandschurei zu respektieren". Japan bestand hierauf, um die russische Gefahr, die nach der damaligen Einschätzung des Riesenreiches im Quadrat ihrer Annäherung erdrückender wurde, von dem wichtigen Außenposten seiner Verteidigungslinie, eben Korea, zurückzudrängen, zugleich um das ihm für seine Volkswirtschaft wichtige Absatzgebiet der Mandschurei und der östlichen Mongolei vor einer Sperrung durch Rußland zu bewahren. Rußland dagegen versteifte sich darauf, daß es die Mandschurei mit dem Rechte der Eroberung in Besitz genommen habe, und daß die Verhandlungen über eine Räumung ausschließlich russisch-chinesische Angelegenheit seien. Der Hauptgegner der japanischen Bestrebungen war der Admiral Alexejew, dessen Berichte die Lage entscheidend beeinflußten. Der

Gegensatz spitzte sich zu; zumal Rußland die Verhandlungen mit einer Lässigkeit führte, die für Japan beleidigend, zugleich aber schädlich war, da unter ihrem Schutz die russischen Rüstungen stark vorankamen. Im Januar bereits wußte man in Tokio von russischen Truppenzusammenziehungen an der koreanischen Grenze. Auch fanden in Petersburg aufsehenerregende Empfänge des Großfürsten Alexis und des Kriegs- und Marineministers beim Zaren statt. Gleichzeitig erzählte man wieder in Petersburg von japanischen Truppenlandungen in Korea, die aber vom Baron Komura entschieden in Abrede gestellt wurden. Als dann der letzte Verständigungsvorschlag Japans trotz dringendster Vorstellungen Kurinos bis zum 13. Januar / 5. Februar 1904 unbeantwortet blieb, erfolgte an diesem Tage der Abbruch der diplomatischen Beziehungen. Der russisch-japanische Krieg begann, und die Geschicklichkeit des Grafen Witte wußte in dem ihn beendenden Frieden von Portsmouth (23. August / 5. September 1905) günstigere Bedingungen für das geschlagene Rußland zu erzielen, als die Größe der Niederlage voraussehen ließ.

Aber mochte der Frieden Rußland auch mit einer Kriegsentschädigung verschonen, ja ihm sogar noch eine reichliche Vergütung erlittener Schäden eintragen, so warf er es in seinem Siegeszuge zum Stillen Ozean doch so sehr zurück, daß es sich von diesem Schlage nicht wieder erholte, sondern sich auf einer ganz anderen Grundlage einrichten mußte. Das Zugeständnis der freien Hand für Japan in Korea nahm die Hoffnung, am Stillen Ozean jemals die Vorherrschaft zur See behaupten zu können. Wladiwostok und die Küstenprovinz wurden verlorene Außenposten. Die Räumung der Mandschurei, ihre Zurückgabe an die chinesischen Behörden mit dem Anerkenntnis der vollen chinesischen Souveränität, die Abtretung der Pachtung Liao tung mit Port Arthur und Ta Lien Wan einschließlich der Südmandschurischen Bahn mit allen Privilegien und Kohlenminen an Japan machten die ganze Stellung in der Mandschurei und östlichen Mongolei von dieser das Tor am Meer besitzenden Macht abhängig. Der russische Ausdehnungstrieb war in den im Jahre 1857 gezogenen Grenzen am Amur stillgelegt. Verstärkt wurde die Absperrung durch die Ausantwortung der Südhälfte Sachalins, die mit der Straße von La Pérouse jede Zufahrt zum Japanischen Meer unter die japanische Kontrolle stellte. An Stelle Rußlands hatte sich Japan zur Vormacht des fernen Ostens aufgeschwungen. Sein Zittern vor dem russischen Koloß hatte einem überlegenen Selbstbewußtsein Platz gemacht. Nur dem Andringen des neuen amerikanischen Rivalen hatte jener es zu verdanken, wenn ihn Japan in den Friedens- und Freundschaftsverträgen vom 30. Juli 1907 und 4. Juli 1910 aufs neue in das politische Ringen Ostasiens einstellte. Doch man mußte sich jetzt begnügen, nur ein Mitspieler unter anderen zu sein, dessen eigentliche Bedeutung mit rücksichtsloser Gewalt nach ihrem Ausgangspunkt, nach Europa, zurückgeschleudert war. Um so selbstverständlicher vollzieht sich jetzt, nachdem auch das europäische Rußland zerfallen ist, die Loslösung der bereits ferner gerückt gewesenen Gebiete.

Mit Rußland scheidet während dieses Krieges nach Deutschland die zweite Macht aus dem Gegenspiel der politischen Kräfte in Ostasien aus. Nicht zur Freude Japans. Deutschlands Einfluß auszutilgen, war namentlich das Kabinett Terauchi ein eifriger Genosse der Entente. Rußland hätte man gern zur Seite behalten. Insbesondere die gegenwärtige Regierung, die durch die Berufung des seit der geschickten Abwicklung der nach dem Kriege vorliegenden schwierigen Versöhnungsarbeiten in Petersburg wohlgelittenen Botschafters Itchiro Motono zum Minister des Auswärtigen aufs deutlichste die Wertschätzung bekundete, die sie für eine weitere Annäherung Rußlands an ihre Bestrebungen empfand. Ausdrücklich bezeugt zudem der russische Botschafter in Tokio, Krupensky, in seinen jetzt veröffentlichten Geheimberichten, wie besorgt man in den Tagen Kerenskis nach Rußland ausschaute, und wie dringend man ein weiteres Zusammenstehen wünschte, ein Zusammenstehen, zu dem man sich in den Verträgen vom Juli 1916 aufs neue verschworen hatte. Zu sehr bedurfte man dieses Gegenspielers, um des kapitalmächtigen, rücksichtslos vordrängenden nordamerikanischen Rivalen auf dem mittelostasiatischen Kampfplatz Herr zu bleiben. Nun er fortgefallen, sieht man sich plötzlich vor einer ganz neuen Situation, vor der Aufgabe, sich allein mit diesem auseinanderzusetzen. Nicht zufällig fielen deshalb gerade in die Monate des russischen Auflösungsprozesses die nachdrücklichsten Versuche, durch besondere Missionen, insbesondere durch die des Barons Ishij, die japanisch-amerikanischen Streitpunkte zu bereinigen und zu einem Ausgleich zu kommen. Den am 7. November v. Js. veröffentlichten amerikanisch-japanischen Vertrag und die Ernennung des durch diesen Abschluß als Pfadfinder der Annäherungsmöglichkeiten bewährten Baron Ishij zum Botschafter in Washington, wie auch das Ausschauen nach japanisch-merikanischen Beziehungen, die durch merikanische Kriegsmaterialbestellungen angebahnt werden sollten, um Meriko als Gegenspieler gegen Amerika in das ostasiatische Kräftespiel einzustellen, wollen deshalb unter dem Gesichtspunkt dieser durch den Ausfall Rußlands geschaffenen Lage gesehen werden. Eine tiefgreifende politische Umbildung im fernen Osten mag heraufziehen, die besonders dann in die Erscheinung treten wird, wenn es sich um die Neuverteilung des russischen Erbes handelt. Daß für Japan Grundlage dieser Neubildung das starke Festhalten an dem in den Tagen des Friedens von Shimonoseki begründeten und seitdem unbeirrt festgehaltenen Bündnis mit England sein soll, ist von Japan bereits betont, ist auch einleuchtend, da Englands Interesse auf die jetzt strittig gewordenen Gebiete nicht unmittelbar gerichtet ist. Deutschlands Anrecht, bei ihr mitzuwirken, ist begründet in seinen unverfallenen Ansprüchen auf seine Pachtung Kiao tschou. Die Friedensverhandlungen werden der Ort sein, sie geltend zu machen.

Emil Zimmermann: Wirtschaftliche Karte gegen Kriegskarte.

Vor einigen Monaten sind Auszüge aus einem Aufsatz des „Temps", des bekannten und viel beachteten französischen Blattes, durch die deutsche Presse gegangen, der in seinem Kern auf die Forderung hinausläuft, daß die Alliierten der deutschen Kriegskarte jene wirtschaftliche Karte entgegensetzen sollen, die der Entente die Kontrolle über fast alle Rohstoffe der Welt geben werde.

> „Es handelt sich nicht darum", sagt das französische Blatt, „von jetzt ab ein permanentes Monopol zu schaffen, das eher den Vorwand zu neuen Kriegen in sich schließt, es gilt vielmehr, zur Beschleunigung und rascheren Ausgestaltung des Friedens die Deutschen, die in territorialer Hinsicht die Besitzer sind, zu zwingen, sich in wirtschaftlicher Hinsicht als die Bittenden zu präsentieren. Bei der wachsenden Wichtigkeit der Politik im Krieg und der wirtschaftlichen Probleme in der Politik begreift man ohne Mühe, daß die Arbeit der französischen Diplomatie eine andere sein wird als bisher."

Damit ist zum ersten Male von feindlicher Seite klar zum Ausdruck gebracht, was denkende und die Weltlage beherrschende Politiker in Deutschland seit Monaten gesagt haben, daß die Gegner den Versuch einer dauernden Schädigung Deutschlands durch wirtschaftliche Monopole machen werden, wenn wir einen Frieden auf Grund der Kriegskarte begehren.

Dank unserer militärischen Kraft haben wir große Eroberungen im Osten und Westen gemacht. Die feindlichen Landgewinne in den deutschen Kolonien und in Vorderasien können sich mit ihnen nicht im entferntesten messen. Das wissen unsere Gegner sehr wohl, und deshalb haben sie erstens die größten militärischen Anstrengungen gemacht, uns einen Teil unserer Eroberungen wieder zu entreißen, und haben sie zweitens Vorsorge getroffen, bei der Endabrechnung uns noch anderes gegenüberstellen zu können als Mesopotamien und den deutschen Kolonialbesitz.

Unsere nun über drei Jahre währende Absperrung vom Weltmarkt haben die Feinde sehr eifrig benützt. Das Baumwollenmonopol besaßen die Angelsachsen schon vor dem Kriege; an der Schaffung eines Kautschukmonopoles arbeitete England in Südostasien. Monopole besitzen sie auch für die Gold- und Kupfergewinnung. Dagegen beherrschten England und die Vereinigten Staaten die sehr wichtigen Märkte für Wolle und Ölfrüchte nicht. Es standen ihren Monopolisierungsbestrebungen die starken Erzeugungen in China und Mittel- und Südamerika entgegen. China ist einer der bedeutendsten Anbauer von Ölfrüchten. Allein die Mandschurei erzeugt gegen zwei Millionen Tonnen Sojabohnen; ferner werden im Reich der Mitte große Mengen Sesam und Erdnüsse erzeugt, sicher

ebenso viel wie in Britisch-Indien. Das Deutsche Reich bezog 1913 aus China gegen 10 000 Tonnen Erdnüsse, 79 000 Tonnen Sesam für 30 Millionen Mark und 106 000 Tonnen Sojabohnen für 18¹/₄ Millionen Mark. Alle diese Ausfuhren waren sehr steigerungsfähig, und China hätte uns nach dem Kriege diejenige Menge Ölfrüchte senden können, die England und seine Verbündeten uns vorenthalten wollten. Desgleichen ist Argentinien mit einer Lieferung von 430 000 Tonnen Leinsaat im Jahre 1913 für uns sehr wichtig. Ohne diese Mächte konnten und können die Angelsachsen uns gegenüber nicht als Monopolinhaber auftreten. Auch für unseren Wollebezug sind Argentinien, Uruguay und Chile von erheblicher Bedeutung. Sie liefern uns zwar nicht so viel wie die Angelsachsen, von denen wir 1913 für rund 230 Millionen Mark (55 Prozent unserer ganzen Wolleeinfuhr) bezogen; aber sie sandten uns zusammen doch für 120 Millionen Mark Schafwolle.

China haben die Angelsachsen zu sich hinübergezogen; jetzt arbeiten sie mit Hochdruck an der Gewinnung Argentiniens, um den Ring zu schließen. Ihr Bemühen geht dahin, eine geschlossene Front aller Rohstoffstaaten zu schaffen, um unserem militärischen mit wirtschaftlichem Druck zu begegnen. Und England liegt besonders viel an solchen Teilnehmern an diesem Bunde wie die Vereinigten Staaten, Brasilien, Argentinien, China, weil es weiß, daß wir an diese Mächte militärisch nicht herankönnen. Den wirtschaftlichen Zusammenschluß der Rohstoffstaaten können wir militärisch nicht sprengen.

Starke wirtschaftliche Waffen haben die Gegner in unserem Fettmangel und dem Mangel an Wolle und Baumwolle. Länder mit intensiver Wirtschaft wie Deutschland können 1. keine Schafe halten, 2. dem Groß- und Milchvieh nur geringe Weideflächen bieten, weshalb starke Futtereinfuhr nötig ist, und müssen 3. in der Rindviehzucht starkes Gewicht auf die Milcherzeugung legen und den Fleischbedarf der Bevölkerung durch vermehrte Schweineaufzucht decken.

Deutschland hatte Anfang der 60er Jahre des vorigen Jahrhunderts 28 Millionen Stück Schafe, die etwa 350 000 Doppelzentner Wolle gaben. Noch zu Anfang der 40er Jahre führte Deutschland sogar Wolle aus. England erhielt damals die Hälfte seiner Wolleinfuhr aus den Ländern des deutschen Zollvereins. Im Jahre 1913 war der deutsche Schafbestand auf 5¹/₂ Millionen Stück zurückgegangen, die noch nicht 100 000 Doppelzentner Wolle gaben. Die Gesamteinfuhr roher und gewaschener Wolle im Jahre 1913, zuzüglich der Einfuhrmenge von Kammzug, schätzungsweise in Schweißwolle umgerechnet, hat in der Menge ca. 2¹/₂ Millionen Doppelzentner erreicht.

Für die Milch- und Buttererzeugung Deutschlands war die Einfuhr von Ölfrüchten, durch deren Preßrückstände, die der Viehnahrung dienten, unser Großvieh Fett zugeführt erhielt, von ausschlaggebender Bedeutung. Im Jahre 1916 ging trotz Vorhandenseins genügender Futtermengen der Milchertrag auf nahezu die Hälfte zurück, weil die Ölkuchen fehlten und die Ölkuchenmehle. Unser Groß-

vieh ist während des Krieges fettarm geworden, milchärmer; es wächst weniger schnell, und die Nachzucht ist verlangsamt. Können wir dauernd am ausreichenden Bezuge der Ölfrüchte gehindert werden, dann müssen wir entweder unsere Viehzucht ganz gewaltig einschränken, womit die Dungerzeugung stark zurückginge, oder es würde eine starke Vergrößerung der Weideflächen und des Futteranbaues nötig werden und eine entsprechende Verringerung des Waldbestandes und der Getreideflächen. Jedenfalls würde eine starke Verschlechterung unserer ganzen Landwirtschaft eintreten. Das wissen unsere Gegner und wollen sie ausnutzen. Sie wissen ferner so gut wie wir selber, daß unsere Kleidungs- und Wäschebestände auf die Neige gehen. Nackt können wir in unseren Breiten nicht herumlaufen; Ersatzstoffe für Baumwolle und Wolle sind schwer in genügender Menge heranzuschaffen.

Dies sind die Daumschrauben, die man uns anlegen will, um uns zu zwingen, unsere militärische Lage ungenützt zu lassen. Es hilft demgegenüber nichts, daß wir entschlossen bleiben, militärisch zu siegen. Je länger der Krieg dauert, desto wirksamer wird unsere Absperrung vom Weltmarkt, und die Feinde werden bei Friedensverhandlungen, wie immer auch die militärische Lage sich gestaltet haben möge, mit dem Hinweis auf ihre wirtschaftlichen Monopole kommen. Sie werden verlangen, daß wir unsere Eroberungen aufgeben, wenn sie uns wieder zu ihren Rohstoffreservoiren zulassen sollen. Darauf deuten ja die eingangs mitgeteilten Ausführungen des „Temps“ unverhüllt hin. Lehnen wir die Herausgabe der besetzten Gebiete ohne Entschädigungen ab, dann tritt eben die Rohstoffsperre gegen uns in Kraft, die umso wirksamer sein wird, je leerer an wichtigen Rohstoffen die lange Kriegsdauer uns gemacht hat. Wir haben diese gegnerischen Bestrebungen viel zu wenig beachtet. Wir denken nur an den militärischen Sieg und an seine Organisation, und das ist unsere Schwäche. Unter der Regierung des Herrn von Bethmann Hollweg war ganz richtig erkannt worden, daß es die militärischen Maßnahmen in diesem Kriege gegen eine Welt und gegen Mächte, die uns militärisch unerreichbar sind, allein nicht machen. Wenn es bei uns Militarismus gibt, wie die Gegner immer behaupten, so nur in dem Sinne, daß das ganze Volk, mit wenig Ausnahmen, nur zu leicht geneigt ist — zu seinem Schaden —, der militärischen Kriegführung vor der politischen den Vorrang zu geben, von dieser zu verlangen, daß sie die militärische Kriegführung unterstütze, während es bei den Feinden umgekehrt ist.

Herr von Bethmann Hollweg hat sich im Bemühen, der politischen Kriegführung die gebührende Stellung im Staate zu sichern, aufgerieben, allerdings nicht ohne Schuld, weil er sich viel zu sehr mit der Bekämpfung von Gegenströmungen abgab, also mit negativer Arbeit, anstatt seinerseits die politische und diplomatische Kriegführung im großen Stile zu organisieren. Er war kein Organisator des unblutigen Krieges, der nicht minder wichtig ist, und wir haben das nicht ungefährliche Schauspiel militärischen Eingreifens in die politische

Kriegführung durch mahnende Briefe an den Kanzler erlebt und durch Telegramme an Versammlungen und Körperschaften, die der Böswilligkeit Anlaß gegeben haben, einen garnicht vorhandenen Gegensatz zwischen militärischem und zivilem Deutschland zu konstruieren. Aber die richtige Empfindung war da, daß in der politischen Kriegführung etwas fehlte, wie ebenso Herr von Bethmann richtig die Unzulänglichkeit militärischer Machtmittel empfand. Er sah sie besser wie die große Menge der Volksgenossen, für die alles Militärische mit einem glänzenden Schimmer umkleidet ist, dem besonders häufig, namentlich bei persönlicher Berührung mit glanzvollen militärischen Persönlichkeiten, sogenannte Demokraten erliegen. Gerade weil dem so ist, muß unter allen Umständen das Interesse für die politische Kriegführung geweckt werden; das kann aber nicht durch Kampf um Anerkennung bei militärischen Stellen und bei der Nation geschehen, sondern nur durch große positive Arbeit.

Es wird hohe Zeit für die Reichsregierung, an die Organisation der politischen Kriegführung zu gehen, die darin bestehen muß, die Monopol- und Weltsyndikatsbestrebungen der Gegner zu hemmen und, wenn möglich, zu brechen. Ich habe in den „Preußischen Jahrbüchern" (Augustheft 1914) wiederholt dargelegt, daß die Verkündung einer großen deutschen Kolonialpolitik als Initiative wirken würde.

Die außerhalb des Kreises unserer Verbündeten stehende Welt sieht die Lage im allgemeinen so, wie der „Temps" sie gezeichnet hat. Wir haben die militärischen, die Gegner die wirtschaftlichen Eroberungen. Geben wir jene nicht heraus, so sind wir vom Rohstoffmarkt abgesperrt. Je stärker wir uns an die kontinentalen Eroberungen klammern, umsomehr rechnen Gegner und Neutrale mit der künftigen Verkümmerung deutscher Weltwirtschaft, und desto eher gehen noch die letzten Neutralen — trotz des deutschen Sieges — ins Lager der Angelsachsen über. Oder aber wir müssen unter Herausgabe unserer militärischen Eroberungen einen englischen Frieden schließen, um Rohstoffe zu erhalten. Auch dann ist England Triumphator.

Ein deutscher Friede kann nur erreicht werden, wenn wir das Ausspielen der wirtschaftlichen gegen die Kriegskarte unmöglich machen. Die Feinde dürfen erst garnicht in die Lage kommen, einen Haufen Monopole gegen uns ins Feld zu führen. China haben wir zwar verloren; aber wir müssen Südamerika für uns gewinnen und Mittelamerika. *Wilson und Lansing haben sehr richtig erkannt, worum es geht, daher ihr Vorgehen mit den gemeinsten Mitteln, Argentinien und Mexiko gegen uns aufzuhetzen.* Und die Telegramme des Grafen Luxburg waren in diesem Zusammenhange schlimmer als ein Verbrechen; sie waren ein Fehler. Argentinien mit seiner Wolle und seinen Ölfrüchten, Mittelamerika mit seinen Mineralien und dem großen Reichtum stark ölhaltiger Früchte, die alle noch der Entschließung harren, sind in der Lage, alle angelsächsischen Monopolbestrebungen

zu durchbrechen, wenn wir uns mit ihnen zu diesem Zwecke verbinden. Die Verbindung wird nicht durch Flandern hergestellt, sondern durch Mittelafrika, das wir durch unsere festländischen Eroberungen in der Hand halten. Dieses Faustpfand für eine Wirtschafts- und Weltpolitik ausnützen, die von den Angelsachsen unabhängig ist, das ist die richtige politische Kriegführung. Denn sie wird Südamerika an uns binden und neue weltpolitische Verhältnisse schaffen. Dadurch werden die wirtschaftlichen Monopolbestrebungen der Gegner so durchkreuzt, daß sie damit keinen Zwang auf uns auszuüben vermögen. Mittelafrika gibt uns dazu Monopole in unsere Hand. Eines der wichtigsten Gebiete für Ölfrüchte ist Westafrika und Mittelafrika. Nach Auskunft des Kameruner Gouvernements gehört diese Kolonie mit Nigeria zu den reichsten Ölpalmengebieten Westafrikas. Südnigeria führte 1912 aus 175 000 Tonnen Palmkerne und 83 000 Tonnen Palmöl. Wenn Kamerun noch lange nicht so weit war, so lag das daran, daß jene Produkte nur in mühseligem Eingeborenenbetriebe gewonnen wurden, und daß Kamerun weit schwächer bevölkert ist als Nigeria. Erst seit wenigen Jahren ist die maschinelle Verarbeitung der Ölpalmenfrüchte im Gange, und dank der größeren Leistungsfähigkeit der Maschinen können die vorhandenen Bestände voller erfaßt werden. Was maschinelle Ausbeute zuwege bringt, zeigen die Erfolge der Firma Lever Brothers im Belgischen Kongo. Sie hat dort im Jahre 1912 drei Ölwerke angelegt, am Kwilu, bei Bumba am Kongo und am Aruwimi, die 12 000 und je 10 000 Tonnen Früchte jährlich verarbeiten sollen. Als die Firma mit der Arbeit anfing (1912), führte der Belgische Kongo 5895 Tonnen Palmkerne und 1989 Tonnen Palmöl aus. Im Jahre 1915 war trotz der Kriegswirren die Ausfuhr auf 11 024 Tonnen Palmkerne und 3407 Tonnen Palmöl gestiegen, und 1916 hatte der Belgische Kongo eine Ausfuhr von 22 330 Tonnen Palmkernen. Wenn Kameruns Ölpalmenreichtum maschinell ausgebeutet wird, stellt das Gebiet sehr bald Ausfuhrmengen wie Nigeria. Dasselbe gilt vom Belgischen Kongo. Dort gibt es 16 000 km schiffbare Flüsse und noch ein Vielfaches mehr kleinerer Wasserläufe, die nur mit Kanu zu befahren sind. Überall kommt die Ölpalme vor, oft in großen Beständen. Die Ausfuhr des Jahres 1912 stammte fast ganz aus dem einzigen Verwaltungsbezirk Bas Congo, der dem Meere am nächsten liegt. Er führte 5800 Tonnen Palmenkerne und 1900 Tonnen Palmöl aus. Nach dem Bericht des belgischen Sachverständigen werden in den Uferwäldern von Bas Congo nur eine von 150, in den sekundären Wäldern eine von 50 Ölpalmen ausgebeutet. Allein der eine Distrikt Bas Congo müßte 150 000 Tonnen Palmkerne und 100 000 Tonnen Palmöl geben. Wieviel liegt da im Belgischen Congo an Reichtum? Wer den Ölpalmenreichtum West- und Mittelafrikas kennt, weiß, daß ich nicht zu viel behaupte, wenn ich sage: Nigeria, Kamerun und die Kongogebiete können mit Leichtigkeit aus den vorhandenen Beständen 1 Million Tonnen Palmkerne für 400 Millionen Mark und 1 Million Tonnen Palmöl für 600 Millionen Mark liefern.

Alle hochwertigen Pflanzenfette sehen sich in ihrem Werte durch die Erfindung der Härtung der Fette bedroht. Das Kopraöl, Palmkernöl und Palmöl haben die Eigenschaft, bei normaler Temperatur fest zu sein; sie können also ohne Zusätze zu Speisefetten, Seifen und Lichten verarbeitet werden. Durch die Härtung (Zusatz von Nickelstaub und Wasserstoff) werden auch andere Fette, selbst Tran, fest und fast vollkommen geruchlos. Sie verdrängen also die teuren Pflanzenfette zum mindestens aus der Seifen- und Kerzenfabrikation. Damit tritt ein Preissturz der festen Pflanzenfette ein. *Dieser Preissturz bedroht aufs schwerste das Erzeugnis der Kokospalme, die Kopra* und Kokospalmen-, Sesam-, Erdnußkulturen, *niemals aber die Ölpalme.*

Ein Hektar einigermaßen gepflegter Ölpalmenbestand (selbst Wildbestand) liefert sechs bis sieben Tonnen Ölfrüchte und wird in dieser Ergiebigkeit von keiner anderen Ölfrucht-Pflanzung erreicht. Ein Hektar Kokospalmen gibt nur eine Tonne Kopra für 650 Mark, ein Hektar Erdnuß höchstens zwei Tonnen Erdnüsse für 600 Mark. Die sechs bis sieben Tonnen Früchte der Ölpalme aber geben eine Tonne Palmöl für 600—660 Mark und eine Tonne Palmkerne für 400—440 Mark. Der Hektar Ölpalmenland wirft also über 1000 Mark ab. Ölpalmenkulturen blieben also rentabel, wenn auch die Preise für feste Pflanzenfette ganz erheblich sinken. Dazu kommt — und hierin liegt die große Gefahr für die anderen Pflanzenfette, daß Palmöl das Speisefett der Zukunft werden kann. Bisher hat die Margarinefabrikation dieses Fett abgelehnt wegen seines zu hohen Fettsäuregehalts. Aber es ist gelungen, den Prozentsatz stark herunterzudrücken. *So können denn die wilden Ölpalmenbestände West- und Mittelafrikas ihrem Besitzer das Monopol in der Speisefettindustrie verschaffen.* Dazu kommen die in gleicher Mächtigkeit nirgends weiter vorhandenen Nutzholzbestände Mittelafrikas als Grundlage eines zweiten Monopols.

Diese und andere wirtschaftliche Fragen sind für die politische Kriegführung und die Gestaltung der wirtschaftlichen Kriegskarte zu unseren Gunsten von höchster Wichtigkeit.

Durchkreuzt sind die Hoffnungen unserer Gegner ganz besonders stark durch die Friedensschlüsse im Osten.

Die Ukraine ist die Kornkammer Rußlands; *von den mehr als 2 700 000 Tonnen Gerste, die wir 1913 von Rußland bezogen, kam der weitaus überwiegende Teil aus den Gebieten der Schwarzerde.* Liefert die Ukraine uns große Mengen Gerste, dann können wir wieder mit der Aufzucht von Schweinen beginnen. Ferner können in den Gebieten des schwarzen Meeres große Mengen Ölfrüchte angebaut werden. Die Ukraine, Rumänien und Bulgarien könnten

uns wohl einige Hunderttausend Tonnen davon liefern. Und auf **solche Einfuhren gestützt, können wir die Angelsachsen verlachen, wenn sie uns drohen, unsere Viehzucht und damit die Grundlage unserer Ernährung vernichten zu wollen.**

Die Angelsachsen hofften wohl auf die Anarchie in Rußland. Aber wenn wir die ruhige Friedensarbeit der Ukraine durch Kriegführung gegen die Banden der Bolschewicki sichern, dann arbeiten wir damit bestens der großen Auseinandersetzung mit unseren westlichen Gegnern vor. Ja, wir sollten noch weiter gehen und der Ukraine jetzt schon große Mittel zur Förderung ihres Gerste- und Ölfrüchteanbaues zur Verfügung stellen; man sollte selbst die Gründung von großen Unternehmungen mit deutscher und ruthenischer Leitung zur Förderung des Ölfrüchteanbaues ins Auge fassen.

Graf Czernin hat von einem „Brotfrieden" gesprochen, der geschlossen werden solle. Der Friedensvertrag von Brest Litowsk kann in der Tat zu diesem Brotfrieden ausgebaut, er kann ein wichtiges Kampfmittel im Ringen um den Siegespreis werden, das wir mit den Angelsachsen noch zu bestehen haben, ehe sie uns an die Welt-Futterkrippen heranlassen. Für diesen diplomatischen Endkampf ist es ungeheuer wichtig, daß wir sagen können: Unsere Viehzucht und Ernährung sind nicht mehr zu untergraben; sie sind durch unsere Abmachungen mit dem europäischen Osten vor dem Zusammenbruch bewahrt! So schlagen wir Herrn Wilson die Waffe aus der Hand, die er mit aller Sorgfalt für den letzten entscheidenden Strauß geschmiedet hat.

Kurt Palm: Unsere Etappenzeitungen.

Als auch in Deutschland nach den ersten Anzeichen einer drohenden Papierknappheit wirklich die Verleger gezwungen wurden, ihre Zeitungen und Zeitschriften zu kürzen, erschien in einigen Blättern ein Protest gegen die Feldzeitungen. Durch sie würde den Heimatzeitungen eine beträchtliche Menge Papier entzogen, behauptete der Verfasser, und das geschähe nicht einmal für einen notwendigen oder nutzbringenden Zweck, sondern einer Spielerei zuliebe. Sind tatsächlich die Feldzeitungen eine Spielerei? Man mag den Begriff in zwei Unterabteilungen trennen. Man mag von Frontblättern sprechen, also von Unternehmen, die der kämpfenden Truppe Unterhaltung bieten oder ihr die neuen Depeschen rascher vermitteln wollen, als die aus Deutschland kommenden Blätter es vermögen; und man mag von Etappenzeitungen reden, die dem

Etappensoldaten, dem Beamten, dem Bewohner besetzten Gebietes irgendwie dienen sollen. Dann will ich heute schweigen, wenn einer die erste Art Feldzeitungen überflüssig nennt; so sehr es auch lockt, auf dieses Urteil mit wuchtigen Gegengründen zu antworten. Daß aber die zweite Art ganz gewiß wertvoller ist und wichtiger für unsere Sache als hundert Lokalblättchen Deutschlands, die eine hundertfach größere Menge Betriebsstoff verbrauchen: das mögen die folgenden Charakteristiken beweisen. Die Auswahl der beschriebenen Etappenzeitungen geschah nicht nach der Größe der betreffenden Unternehmen. Es gibt kleine, von denen in Deutschland kaum einer etwas weiß, und die doch in ihrem Rahmen so Bedeutendes wirken, daß sie heute ein schwer entbehrliches Glied im Verwaltungsapparat geworden sind.

Ich denke dabei besonders an den „Landmann". Wer daheim hörte schon von ihm? Wer weiß, daß seit März 1915 diese Wochenschrift sich müht, der belgischen und französischen Landwirtschaft im eroberten Gebiet zu helfen, indem sie Vorschläge ausarbeitet, rät, Neuerungen beurteilt und erklärt und die Einführung des Besten betreibt? Auf Anordnung des General-Gouverneurs von Belgien, Freiherrn von Bissing, wurde der königlich bayerische Wirkliche Rat Dr. Friedolin Martin berufen, ein solches Organ zu schaffen. Er ließ nach kurzen Vorarbeiten am 10. März 1915 die erste Nummer seines „Landmann" erscheinen. Von Anfang an bestanden drei gleichzeitige Ausgaben. Die erste ist in deutscher Sprache verfaßt; die zweite, „De Landbouwer", ist flämisch; die dritte, „Le Cultivateur", französisch geschrieben. Zunächst einige äußerliche Daten: Die Auflage betrug anfangs 8500 Stück, und zwar 2500 deutsch, je 3000 französisch und flämisch. Heute, nach zweieinhalb Jahren, sind 45 500 Stück wöchentlich erreicht, davon 6000 deutsch, 22 000 französisch, 17 500 flämisch. Trotzdem ist der Kostenaufwand so bescheiden wie nur möglich geblieben. Dr. Martin leitet die Redaktion noch allein, zwei Maschinenschreiberinnen stehen ihm bei, zwei Personen besorgen den Versand, ein Pfadfinder spielt den Botengänger. In der Druckerei ist ein deutscher Faktor beschäftigt und je ein Übersetzer für die beiden fremden Sprachen. Das ist alles. Die Herstellung geschieht in der belgischen Staatsdruckerei zu Brüssel.

Was der „Landmann" will, hat er selbst einmal in einem Aufruf an seine Leserschaft gesagt. Er „soll dazu dienen, die Verordnungen und Anregungen des kaiserlichen General-Gouvernements, soweit sie die Landwirtschaft angehen, ins Land hinauszutragen. Die Landwirte sollen wissen, was man zu ihrem und des Landes Bestem anstrebt. So soll ein Band geschaffen werden zwischen jenen, denen die Sorge für das Land anvertraut ist, und den ländlichen Bewohnern aller Provinzen, damit ein jeder im Lande und vor allem der Landwirt seine Pflicht tue, um die schwere Kriegszeit zu überstehen". Ein hohes Ziel und ein wichtiges Ziel. Denn es leuchtet ein, daß wir am Blühen des vorübergehend uns gehörenden Bodens nicht nur aus Gründen der Fürsorge für seine Bebauer Anteil nehmen.

Seine Frucht brauchen wir ebenso notwendig wie die in Deutschland gewachsene. Sie durch fachkundige Pflege zu mehren, ihre Güte durch Anlernen der Landwirte womöglich noch zu steigern, ist uns wichtige Pflicht geworden. Ihr zu genügen, ist die vornehmste Aufgabe der Martinschen Zeitschrift.

Die Zivilverwaltung in Belgien hatte folglich zu sorgen, daß der „Landmann" sich überall dort einführe, wo die im Kriege eingegangenen landwirtschaftlichen Blätter unserer Gegner bisher Aufklärungsarbeit geleistet hatten. Sie mußte damit rechnen, daß man ihrem Werben um Gehör mit Mißtrauen begegnete. Ganz gewiß hätte kein Bauer auch nur einen centime Bestellgeld geopfert. Der „Landmann" wurde daher verschenkt. Ganz gewiß hätte auch kein Bauer das Blatt wirklich fortlaufend gelesen, wenn es von Anfang an mit Vorschlägen gekommen wäre, die dem konservativen Landwirt sofort Änderungen nach deutschem Vorbild zugemutet hätten. Dann hätte er dahinter sofort eine feindliche List der Boches gewittert und den Glauben an den guten Willen der ungerufenen Berater auf alle Zeit verloren. Nein, es mußte allmählich Vertrauen gewonnen werden, indem man zunächst auf das Bekannte sich beschränkte und allenfalls Kleinigkeiten anders zu erklären und neu einzuführen versuchte, ehe man sich an die Veröffentlichung etwaiger größerer Reformen wagte. Dr. Martin gab zunächst die Erlasse des General-Gouverneurs bekannt und fügte einen Beitrag an, der die Stellung des Gouverneurs zur belgischen Landwirtschaft erläuterte. Antworten auf Fragen der Praxis folgten. Gartenbau, Pferdezucht, Viehzucht, Forstwirtschaft, Hauswirtschaft bildeten die weiteren Themata. Einige Geschäftsanzeigen machten den Schluß. Es mußte sich nun bald zeigen, ob er es verstanden hatte, Anregungen zu geben und doch dabei auf das richtige Maß sich zu beschränken. War erst die Grundlage gefunden, hatte der „Landmann" erst seine frühesten Leser überzeugt und sich einen Abonnentenstamm geschaffen, war der schwierigste Teil der Aufgabe gelöst. Dann war das Blatt eingeführt. Dann mußte auch die Verbreitung gelingen.

Alles glückte. Die 45 000 Stück, die heute wöchentlich über alle Provinzen Belgiens und Frankreichs sich verteilen, beweisen es. Der „Landmann" ersetzt den Bauern wirklich ihre eigenen einstigen Fachorgane. Er findet Glauben, wenn er zu seinen Beziehern jetzt von all dem spricht, was an Neuerungen infolge der Zeitumstände auf dem weiten Gebiete der Landwirtschaft erforderlich geworden ist. Noch immer kommt er kostenlos zu jedem, der um seinen Rat bittet. Und eben dadurch, daß der Ärmste im besetzten Lande draußen erfahren kann, was ihm für seine Scholle von Nutzen ist; da jedermann mit den Worten eines Fachmanns einen möglichst knapp gefaßten Extrakt der bemerkenswerten Nachrichten einer großen Reihe der besten deutschen landwirtschaftlichen Zeitungen erhält: eben dadurch ist jetzt der doppelte Zweck erreicht, das Fortblühen des modern gepflegten Bodens und der Zusammenschluß seiner Bebauer unter der vertrauend anerkannten Mitleitung unserer Verwaltung. Einheimische Bevölkerung und

fremde Machthaber sind verbunden durch eines der leider recht seltenen Bänder, die sich in den drei Jahren der Besetzung bisher zwischen ihnen gesponnen haben.

Natürlich beschränkt sich der „Landmann" nicht mehr nur auf Franzosen, Belgier und Vlamen als Leser. Seit unsere Etappensoldaten und Beamten ihren Gemüse- und Kartoffelbedarf durch selbständigen Anbau mit eigenen Mitteln zu decken versuchen, ist er auch in ihren Kreisen weit verbreitet. Nicht nur im Westen wird er verlangt, auch im Osten und am Balkan brauchen ihn die meist laienhaften feldgrauen Landwirte. Er ist zum Hauptorgan für alle die geworden, die außerhalb der Heimat Bauern sind oder Bauern spielen. Wirkt seine Arbeit nicht übergenug Nutzen und Segen im allgemeinen Interesse?

Er ist kein offizielles Verordnungsblatt, mit rein amtlichem Inhalt. Er ist eine Feldzeitung wie auf andere Art ungefähr die Armeezeitungen. Ihn verdammen zu wollen, weil er nutzlos Papier vergeudet, wäre das nicht Torheit?

In bescheidenerem Rahmen als er dienen dem gleichen Zweck noch viele andere Zeitungen, die allerdings fast sämtlich amtlichen Charakter tragen. Als Beispiel sei der im Oktober 1916 in Charleville gegründete „Moniteur du Ravitaillement" genannt, der für die Zivilbevölkerung im Bereiche der dritten Armee und der östlichen Hälfte der ersten Armee in französischer Sprache erscheint. Ihn hat Hauptmann zur Strassen, Verpflegungsoffizier für die Bewohner des besetzten Landes jener Gebiete, ins Leben gerufen. Schriftleiter ist Monsieur Dommelier in Charleville, ständige Mitarbeiter Monsieur Gailly und Monsieur Lejoy, beide Bürgermeister von Charleville. Er veröffentlicht namentlich die Erlasse unserer Verwaltung und bringt jeweils eine Anweisung, was in seinem Verbreitungsbezirk die einzelnen Lebensmittel kosten dürfen. Sein Bezugspreis ist 5 centimes für die Nummer, seine Auflage wuchs immerhin auf 16 000 Stück. Ähnliche Blätter besitzt die Mehrzahl der von uns eingeteilten und verwalteten Verpflegungsbezirke.

Neben dieser Art von Organen der Fachwissenschaft oder der Verwaltungstechnik stehen andere, die dem fremden Volke die Tageszeitung ersetzen. Aus ihrer Schar ist die „Gazette des Ardennes" auch in Deutschland bekannt geworden. Ihre Vorläuferin war die Kriegszeitung der 7. Armee, die schon im Oktober 1914 die verlassene Druckerei des „Courrier de l'Aisne" und dessen beschäftigungsloses Personal für die Herausgabe einer deutsch und französisch geschriebenen Feldzeitung ausnützte. Achtmal brachte sie den deutschen Soldaten die neuesten Berichte und zugleich auch dem vom Nachrichtenflusse abgeschnittenen französischen Quartierwirt Meldungen von der Außenwelt. Von der neunten Nummer an konnte sie sich darauf beschränken, nur in deutscher Sprache als reines Truppenblatt zu erscheinen; denn mit dem 1. November 1914 war die „Gazette des Ardennes" in Charleville ins Leben gerufen worden und breitete sich sofort weithin über das besetzte Gebiet aus. Sie kam erst einmal wöchentlich heraus, vom

1. Januar 1915 an zweimal, ab 1. Oktober 1915 dreimal, ab 1. April 1916 viermal. Ihre Auflage wuchs in den drei Jahren auf je 160 000 Stück. Auch hier dürfte man darin den Beweis erkennen, daß durch taktvolle Schriftleitung das Vertrauen der Bevölkerung gewonnen worden ist und daß die hunderttausende Franzosen und Belgier auf das hören, was die deutsche Redaktion ihnen mitteilt. Der gewaltige Einfluß, den ein solches Blatt besitzt, wird nicht zu aufdringlicher politischer Werbearbeit mißbraucht; an einem solchen Versuch könnte das Unternehmen wohl heute noch scheitern. Nein, die Gazette gibt sich ganz als Nachrichten- und Unterhaltungsblatt. Sie bietet neutral ihre Meldungen dar, veröffentlicht die militärischen Tagesberichte unserer Gegner ebenso regelmäßig wie die eigenen und gibt nur in Einem mehr, als man auch von der bestgeleiteten Zeitung verlangen darf: sie zählt nach amtlichen Listen namentlich alle in deutsche Gefangenschaft geratenen Angehörigen der feindlichen Völker auf. So ist dem Franzosen im besetzten Gebiet doch wenigstens eine Quelle erschlossen, die ihm vielleicht das Schicksal eines Familiengliedes kundtut. Ob sein Sohn tot ist, ob gesund oder verwundet oder krank, erfährt er nicht, weil man drüben noch immer die Verluste verschweigt. Wenn aber die Gefangenschaft das Los eines Verwandten wurde, dann erfährt er es durch die deutsche Gazette, da man bei uns die Arbeit und die Kosten nicht scheut, auch einem fremden Vater die Beruhigung einer Nachricht zu schaffen. Gerecht denkende Franzosen werten diesen Liebesdienst Deutschlands als eine Kulturtat. Das ganze Unternehmen verdient so beurteilt zu werden; oder ist es eine Selbstverständlichkeit, daß der Feind dem Feinde eine Zeitung schenkt, obwohl ihm dadurch Arbeitskräfte entzogen und knappe Betriebsstoffe verringert werden, daß diese Zeitung sorgsam jede Verletzung des vaterländischen Empfindens vermeidet, daß sie die politische Werbetätigkeit völlig ausschaltet?

Dabei beschränkt sich die Gazette nicht einmal nur darauf, den Leser vom Weltgeschehen zu unterrichten. Sie unterhält und bildet ihn obendrein. Am 1. und 16. jeden Monats erscheint eine illustrierte Ausgabe der „Gazette des Ardennes". In Kupfertiefdruck wird sie technisch hervorragend schön ausgestattet. Sie zeigt Photographien aus deutschen und französischen Apparaten, künstlerische Zeichnungen deutscher und französischer Maler, in fortlaufender Serie stets Ansichten deutscher Landschaften und deutscher Städte, sodaß der fremde Leser durch das Bild einen Begriff unserer vielgelästerten Heimat bekommt. Aufsätze und Dichtungen bilden den Text; auch hier nicht nur Arbeiten deutscher Schriftsteller, sondern ebenso französischer und belgischer Mitarbeiter, die sich allmählich zusammenfanden. Man gewinnt nie den Eindruck einer deutschen Zweckmache. Stets schimmert der welsche Charakter abgetönt durch, überall erkennt man die wohl durchdachte Weitherzigkeit der Redakteure. Im besetzten Lande weiß man, was man an der Gazette hat. Ob man freilich auch begreift, daß sittlicher Hochmut dazu gehörte, sie zu schaffen und so auszubauen? Man ist jedenfalls

dankbar, und das heißt schon viel. Die Zeitung wird weiter wirken, auch wenn sie der Frieden längst hat eingehen lassen.

Zu solcher Größe wie sie schwang sich kein Schwesterunternehmen empor. Im Westen beherrscht sie das ganze Gebiet, und im Osten fehlt es an so ausgedehnten Verbreitungsbezirken, weil dort die Verschiedenheit der Sprachen und des Kulturstandes das Land in kleinere Kreise einteilt. Aber auch dort wird im gleichen Sinne gearbeitet. Wilna zum Beispiel besitzt seit dem 15. Februar 1916 den „Homan", zu deutsch „Volksstimme", von uns gegründet und in weißruthenischer Sprache für die Weißruthenen geschrieben. Sein Zweck ist derselbe wie der der „Gazette des Ardennes": Versorgung der Bevölkerung mit Nachrichten. Allerdings beantwortet er auch politische Fragen in nationalem Sinne. Ferner behandelt er wirtschaftliche Themata, bietet lokale Beiträge, Aufsätze, Prosadichtung, Verse, Scherze, Rätsel. Ursprünglich wurde er in lateinischer Schrift gedruckt; seit dem 1. November 1916 wird er in kyrillischer Schrift durch Handsatz und Pressendruck hergestellt. Die Auflage beträgt ungefähr 4000 Stück. Wir sehen also wieder das Bemühen, eine Zeitung mit möglichst mannigfachem Inhalt den Anwohnern zu schenken und auf diese Weise durch die Tat zu zeigen, was man unsern Worten nicht glauben will.

Oder, ebenfalls in Wilna, die „Letzte Nais", die Zeitung für die Juden. Sie besteht seit dem 31. Januar 1916, ist jüdisch geschrieben, bietet Aufsätze aus Politik, Wirtschaftsleben, Literatur, Kunst usw. und zählt ebenfalls schon 6500 bis 7500 Leser. In polnischer Sprache erscheint zu Wilna der „Dziennik Wilnaski". Neben ihnen gibt es dann die vielen deutschen Tageszeitungen, die allmählich im eroberten Lande entstanden sind und natürlich einen nicht zu unterschätzenden politischen und kulturellen Einfluß auf die Einheimischen ausüben. Wie hoch unsere Heeresleitung ihre Dienste schätzt, erhellt aus der Tatsache, daß die „Deutsche Warschauer Zeitung" bereits fünf Tage nach dem Fall der Festung mit amtlicher Unterstützung ihre erste Nummer herausbrachte. Militär und Gewerbe verbinden sich hier zu einer Arbeit, deren Wichtigkeit jeder einzuschätzen versteht, der die Aufgabe der Presse voll ausdeutet. Wir haben heute folgende Blätter: im Westen den „Belgischen Courier", im Osten die „Deutsche Warschauer Zeitung", „Wilnaer Zeitung", „Kownoer Zeitung", „Litausche Zeitung", „Mitausche Zeitung", „Bialystocker Zeitung", „Grodnoer Zeitung", (die deutsch, jüdisch und polnisch verfaßt ist), „Dabartis" (in Kowno, litauisch geschrieben), „Suwalkier Nachrichten", „Bukarester Tagblatt", „Pinsker Zeitung", „Lemberger Tageszeitung", dazu die drei genannten Wilnaer Blätter.

Das sind nun freilich lauter Unternehmen, die zu ihrem Leben viel Papier und viel Druckerschwärze brauchen. Vielleicht könnte man daheim wirklich ein paar Seiten wöchentlich mehr benützen, gäbe es sie nicht. Aber um diesen Preis sie wieder verschwinden lassen? . . . Nein. Einige von ihnen dienen ja schein-

bar nur idealen Gedanken. Es leuchtet nicht ohne Weiteres ein, daß es notwendig sei, dem unserer Macht unterstehenden französischen Zivilisten die neuen Nachrichten mitzuteilen; oder ausgerechnet für ein Blatt in weißruthenischer Schrift Menschen und Material zu verwenden. Wer sich indessen die Folgen dieser einem unnötigen Liebesdienst gleichsehenden Arbeit überlegt, wer bedenkt, wie mit verhältnismäßig geringen Mitteln und unaufdringlich hier im Sinne der deutschen Politik gewirkt wird, der erkennt gerne an, daß wir endlich einmal zur rechten Zeit die Presse richtig benützen.

Dr. phil. et ing. Eugen Meller: Im Grenzgebiet zweier Kulturen.

Zeitgemäße Mitteilungen und Rückblicke in Ostgaliziens Vergangenheit.

Seit Jahrhunderten hat das s. g. „Galizisch-Podolien" und Rotruthenien eine geschichtliche Aufgabe zu erfüllen gehabt. Diese zwei Provinzen Ostgaliziens wurden während der historischen Evolutionen verschiedener Epochen zu einer Grenzscheide abendländischer und orientalischer Kulturen, wo die Gegensätze besonders hart aufeinander prallen mußten. Namentlich in Galizisch-Podolien mündeten zahlreiche Einfalls-Straßen der türkischen und tatarischen Horden, so daß es hier naturgemäß zu großen mit größter Erbitterung geführten Zusammenstößen zwischen östlicher und westlicher Zivilisation gekommen war. So erklärt es sich, daß hierzulande zahlreiche zwischen großen und kleinen, über die ganze sonst flache und öde Landschaft verstreuten Teichen halbverfallene Ruinen einstmaliger Ritterburgen entstanden sind, die mit befestigten und starken Mauern die Einfälle aufhielten, den unzähligen barbarischen Horden und mongolischen Heeresmassen mutig die Stirne boten, sich dem Osten als Bollwerke vorschoben und den bedrohten Westen vor der Überflutung geschützt haben. Diese stolzen Burgen und Schlösser verleihen diesem Landstrich ein ganz besonderes Gepräge; die Umgegend jedoch ist hier ziemlich reizlos. Von allen Seiten offen, ohne eine schützende Hügelkette. Glutheiße Sommer, strenge Winter. Daher führt heute noch Galizisch-Podolien den gerechtfertigten Beinamen eines „galizischen Sibiriens". Doch bald ändert sich das trostlose Bild der Landschaft, dem üppig-schönen Süden zu. Goldschimmernde Kornfelder wogen, Buchen und uralte Eichen tauchen auf, glänzend und leuchtend winden sich smaragdgrüne Täler, immer buntfarbiger und immer glutvoller werden die Farben der ährenschweren Felder und blumigen Wiesen, die allmählich in die fruchtbare Schwarzerde

Galiziens übergehen. Mit meißelnder Wucht preßt sich der Sereth durch die Hochebene, und weite Schluchten öffnen den humusreichen Boden . . . .

Prunkvolles Leben atmete einst in den Hofgestaltungen der heute halbvergessenen Burgen. Die polnischen Magnaten, die sich hier ansiedelten, zogen lombardische Architekten, Nürnberger Meister und schlesische Ingenieure herbei, um ihre mit turmhohen Wällen und befestigenden Mauern umgebenen Schlösser geradezu durch die aufgewendete Pracht in einen bewußten Gegensatz zu der uferlosen Eintönigkeit des Landes zu bringen. Kostbare, durch erfolgreiche Streifzüge heimgebrachte Sammlungen trug der kriegerische Adel hier zusammen und stapelte unermeßliche Reichtümer auf. Aber auch einzelne Ortschaften und namentlich einige Städte, die sich unter dem Schutze dieser starken Ritterburgen allmählich entwickelten, sicherten sich gegen die heidnischen Horden aus dem wilden Osten. Ungeheuere Verschanzungen und gewaltige Festungsmauern, die von deutschen Kreuzrittern erbaut wurden, heute allerdings meist verfallen sind, berichten von blutigen Kämpfen vergangener Zeiten. Im Verlauf des ersten Jahrtausends unserer Zeitrechnung, von dem Augenblick an, als nach der Eroberung Rotrutheniens durch den mächtigen und kriegerischen Großfürsten Wladimir von Kiew die Geschicke Rutheniens und Polens sich verwoben, waren es die lateinische und byzantinische Kultur, die hier befruchteten und den Grund für die künftigen Entwickelungen legten. Als unter den ländergierigen Nachfolgern des Begründers des polnischen nationalen Staates, Boleslaw des Glorreichen (Chrobry), eine festgefügte Monarchie errichtet und die römisch-polnische Kirche begründet wurde, bedeutete das auch für Rotruthenien den endgültigen Anschluß an die gedeihliche, fruchtbringende Kultur des Westens. Jetzt wurden Klöster gegründet, Bibliotheken nach Nürnberger Muster geschaffen, die erste, zierliche Miniaturkunst, deutlich beeinflußt vom deutschen Westen her, blühte reichlich auf. Auch in der fruchtbarsten Gegend in Pokutien, im Lande, dessen Hauptstadt Kolomea ist, finden wir heute noch in dem Grenzgebiete des ehemalig polnischen Reiches zahlreiche Burgen, an den s. g. „Tatarenstraßen" gelegen, die Zeugen blutiger und erbitterter Kämpfe waren. Besondere Aufmerksamkeit verdienen die interessanten Burgruinen und Befestigungswerke, namentlich aus dem 16. Jahrhundert, durch die der Grenzadel den anstürmenden Seldschuken, Tataren und Kosaken heldenmütigen Widerstand zu leisten imstande war. Hier prallte der mongolische Ungestüm mit seiner orientalisch-byzantinischen Kultur ab. Die westliche Zivilisation hielt hier treue Wacht.

Einen unverfälschten Typus einer echtpodolischen Stadt stellt Tarnopol dar. An einem großen Teich gelegen, breitet sie sich unsymmetrisch an dessen Ufern aus; die Stadt selbst wurde im 16. Jahrhundert vom Krakauer Kastellan Jan Tarnowski erbaut. An die blutige Vergangenheit gemahnt hier das im Westen gelegene altertümliche Schloß, das häufig Zeuge glänzender Festlichkeiten war. Daran erinnert vor allem ein gut ausgestatteter vom Nürnberger, in Brzezany damals ansässigen

Meister Hans Pfister erbauter Theatersaal. Von den zahlreichen Kirchen dieser podolischen Hauptstadt ist die Dominikaner-Kirche aus dem Jahre 1749 bei weitem die interessanteste. Sie ist ein vollkommen reiner und stilgerechter deutscher Barockbau. Die schmückenden Fresko-Gemälde sind von der Hand Stroinskis, eines in Deutschland ausgebildeten Malers, geschaffen. In der Gruft dieser Prachtkirche hat das berühmte polnische Adelsgeschlecht der Potockis seine letzte Ruhestätte gefunden. Die wunderschöne, stilvolle Manier des aus München nach Lemberg eingewanderten deutschen Bildhauers Heinrich Horst findet hier auf den fürstlichen Grabdenkmaldeckeln den prägnantesten Ausdruck. Deutsche Kultur und Geist fanden daher schon hier, in diesem Grenzlande zweier Kulturen, die Gastfreundschaft der kunstliebenden Fürsten, an deren Burgen die tatarisch-walachischen Anstürme zerschellten.

Nach dem Tode des großen polnischen Königs Boleslaus zerfiel auch Rotruthenien durch fortwährende Bürgerkriege in eine Reihe kleinerer Fürstentümer, von denen die selbständigen Städte, wie: Halicz, Przemysl und Trembowla an erster Stelle zu nennen sind, und unter denen das kleine Fürstentum Halicz, der Hauptschauplatz zahlreicher Anstürme westlicher und mongolischer Heeresmassen im Mittelalter, sich zu höchster Bedeutung erhob. Für einige Zeit wurden die drei kleinen Fürstentümer vereinigt und mit der Residenz Lemberg (Lwow) zum selbständigen ruthenischen Königreich ausgerufen. Zwei verschiedene Welten prallten wiederum aufeinander: Westgalizien war rein polnisch und katholisch und drängte gegen Osten, Rotruthenien war orientalisch-ukrainisch-slawisch und wollte zum Westen hin. Dann brachen, zu einer Zeit hoher kultureller Blüte, wilde Mongolenhorden über die Grenzen in das Land ein; das Gebiet wurde in vandalischer Wut zerstört, ganze Landstriche entvölkert; nur die Burgen mit den tapferen Besatzungen hielten den Anprall wilder Stämme auf. Die Ruinen entlang den Ufern des Sereth, Pruth und Dnjester erzählen so manche Heldentat jener Besatzungen, und heute noch ist die todesmutige Verteidigung Trembowlas durch die Schloß-Kastellanin, Sophie Chrzanowska, in aller Gedächtnis. Einst war diese Festung die Residenz ruthenischer Fürsten. An den festen Mauern der Burg zerschellten mongolische Anstürme und die heldenhafte Abweisung der türkischen Belagerung überlieferte Stadt und Schloß den Epigonen als Stätte ruhmvollen Heldentums. Die Heldentaten sind hier nicht vereinzelt; denn jede dieser podolischen Burgen kennt die Schrecken des Krieges seit den ersten Tages des Bestehens. Auch dem nordöstlich von Tarnopol, hart an der russischen Grenze gelegenen Zbaraz bewahrt die Geschichte ehrwürdiges Andenken. Diese so weit vorgeschobene stark verschanzte Feste war dauernd den feindlichen Anstürmen ausgesetzt. Die jetzt verfallenen zbarazer Fluren waren die Wahlstatt blutigsten und erbittertsten Ringens. Der qualvollen Einschließung durch die Tataren, der die tollkühne und tapfere Besatzung selbst in schwierigster Lage getrotzt hatte, folgte 1649 eine zwei Monate währende Belagerung durch die Horden von

300 000 Tataren und Donkosaken unter dem berühmten Ataman Chmielnicki. Erst nach 25 Jahren nachher erzwangen die Türken die Einnahme der Stadt und ließen ihre Wut an der stolzen Burg und deren friedlichen Bewohnern aus. Mitten zwischen Sümpfen, von starken Mauerwällen beschützt, liegt das mit hohen Bastionen und unterirdischen Kasematten versehene Schloß, der einstmalige Stammsitz des kampfesfrohen Adelsgeschlechtes des Fürsten Zbarazki und dann der mächtigen Fürsten Wisniowiecki. Im altehrwürdigen Schlosse selbst findet man noch Reste eines Palastes in flandrischer Renaissance erhalten. Dicht am Dnjester erheben sich, inmitten einer blühenden, üppigen Landschaft, über die dunkelgrünen Wälder und die im lichten Glanz gebadeten Weizenfelder die epheuumrankten Reste des alten befestigten Schlosses von Czernolica, mit einer prächtigen Einfahrtsbastei in niederländischer Renaissance; der Türkenbezwinger König Johann Sobieski pflegte sich hier während der Kriege aufzuhalten. Langjährige Kriege verödeten das blühende Land und zu neuem Aufschwung mußte das Ausland und namentlich Deuschland in Anspruch genommen werden. Bayerische, sächsische und schwäbische Siedler wurden in Scharen nach Ostgalizien zur Kolonisierung und Verbreitung der westlichen Kultur berufen. Mit Städteanlagen nach süddeutschem Muster und Dörfern im schwäbischen Stile bedeckte das kulturfördernde Deutschtum von neuem das sonst vernachlässigte Land. So begann deutscher Einfluß, teutonische Tatkraft und germanische Arbeit in wirtschaftlicher, künstlerischer und kultureller Hinsicht in diesem östlichen Grenzgebiet sich allmählich Bahn zu brechen.

Infolge Heirat und erfolgreicher Feldzüge wurden große Teile Rotrutheniens dem benachbarten, fast unzivilisierten Litauen angegliedert und eine erneute Beeinflussung machte sich alsbald hierorts fühlbar. Das damals starke Fürstentum Halicz knüpfte zwar mit dem benachbarten Polen und Litauen freundschaftliche Verhältnisse an, aber die herrschende ruthenische Dynastie starb bald aus, zugleich überfluteten wilde Tatarenhorden das Land; so wurde es zum Zankapfel zweier angrenzenden Reiche: Polens und Ungarns. Mehrfach fiel es aus einer Hand in die andere. Befestigte Burgen wurden erbaut, mächtige Steinblockhäuser in Schloßform wurden errichtet, um sich gegenseitig vor Überfällen zu schützen. So entstanden viele historisch bekannte Schlösser, die in prächtigen Ruinen zerstreut daliegen. Fast jede ostgalizische Stadt besaß Umfassungsmauern, Basteien, oder gar Schlösser von großer strategischer Bedeutung. Von den Wogen der Flüsse: Dnjester, Zbrucz und Sereth umrauscht und das Land bewachend, ragen Ruinen empor, die Zeugen welthistorischer Ereignisse waren. Auf einer terrassenförmigen Bergzunge breitet sich das von König Stanislaw August Poniatowski gegründete Städtchen Zaleszczyki aus, als Bollwerk gegen die Moskowiter, und eine von dem bekannten Starosten von Kaniow, Potocki, erbaute Barockkirche schmückt das Grenzstädtchen Horodenka, das einst von einer mächtigen Burg geschützt war. Bei der in der Nähe gelegenen Ortschaft Obertyn errang der Kronhetman Jan

Tarnowski nach blutiger Niederwerfung der Tataren im Jahre 1532 einen entscheidenden Sieg über den Woiwoden der Moldau, Peter, wobei er die westliche Kultur wiederum vor Niedergang beschützte. Im fruchtbaren Tale des Pruth, von Weinlaub umrankt, von mächtigen Bergzügen umrahmt, breitet sich die Hauptstadt Pokutiens, Kolomea, aus. Von der Höhe der noch gut erhaltenen Sandsteinwände schweift der Blick über duftende Gärten voll edler Obstbäume und dunkelgrüne Wälder uralter Eichen und Buchen; an den Ufern des reißenden Flusses ranken sich Tabak-, Mais- und Weinfelder empor. Aus dem farbenreichen Mosaik der goldenen Weizenfelder und Haine tauchen Schlösser und Herrenhöfe auf. Die Stadt selbst wurde im 13. Jahrhundert von dem Haliczer Fürsten Koloman, einem Sohne Königs Andreas II. von Ungarn, gegründet. An diesem ehrwürdigen Orte, der schon im Jahre 1240 dem Ansturme der hereinbrechenden Walachen siegreich trotzte, legte Stefan dem polnischen König Kasimir den Huldigungseid ab. Kasimir der Große war es, der das zerstückelte Rotruthenien seinem Lande angliederte und es unter seinem Szepter kulturell hob. Unter seiner Herrschaft wurden die durch die ewigen Fehden zugrunde gerichteten Dörfer, Ortschaften und Städte wieder gebaut und den bis dahin unter mongolischer Unterdrückung, tatarischer Barbarei und orthodoxer Finsternis dahinsiechenden Gebieten alle Segnungen der westlich-germanischen Kultur übermittelt. Das hier übriggebliebene und vorgefundene orientalisch-byzantinisch- und ostslawische Element erfuhr trotzalledem eine fast modern anmutende Toleranz. Die in langer Abhängigkeit von dem Moskauer Metropoliten stehenden ruthenischen Bistümer machte dieser großzügige Polenkönig gänzlich frei und ernannte für Halicz einen eigenen obersten Kirchherrn. Die prachtvollen, gemauerten Baulichkeiten in Belz, Sniatyn, Wladimir und Czortkow legen für Kasimirs kulturelles Wirken und zivilisatorische Arbeit beredtes Zeugnis ab.

Nach dessen Tode fiel Ostgalizien an den Ungarnkönig Ludwig, der die Piastenkrone erbte. Unter seinem Einfluß latinisierte in kirchenpolitischer Hinsicht auch dieses Grenzland in erheblichem Maße, indem katholische Bistümer und römisch-katholische Hierarchien begründet wurden. Auf das damals Ungarn einverleibte Rotruthenien begann die zu jener Zeit vollzogene, welthistorische, polnisch-litauische Union, die durch die Heirat des Litauer Großfürsten Jagiello mit der Tochter Ludwigs, Hedwig, ins Leben gerufen wurde, nicht minder kulturfördernd zurückzuwirken. Westeuropäische Zivilisation, von Polen ausgehend und von Deutschland befruchtet, faßte festen Fuß in dem Grenzgebiet zweier Kulturen, so daß im Jahre 1387 das Fürstentum Halicz, von der ungarischen Krone getrennt, mit dem damals mächtigen Königreich Polen für immer vereinigt wurde.

Zum Segen Ostgaliziens brach das s. g. „goldene Zeitalter" an, das der damals blühende Humanismus mit seiner religiösen Freigeisterei und der umwälzenden Reformation bis in dieses ferne Osteuropa ausstrahlte, dem jedoch nur

die autochthonen Ruthenen Widerstand leisteten. In diese Zeit, als der katholische Gedanke in Europa allgemein festen Fuß faßte, fällt zum ersten Male das entwickelungsfähige Aufsprossen des s. g. „polnischen Barocks" in der schon damals architektonischen Baukunst. Einem solchen Stile begegnen wir sogar abwärts am Pruth, dicht an der Grenze des Buchenlandes, in der einst entlegensten Ansiedlung Polens und später befestigten Stadt Sniatyn, wo die Ruinen eines mächtigen Schlosses an alte, vergangene Zeiten mahnen und der Zerschmetterung der Kosakenherde durch den berühmten polnischen Feldherrn Jeremi Wisniowiecki Zeuge waren. — Die meisten öffentlichen Bauten, Burgen mächtiger Adelsgeschlechter und Schlösser einflußreicher Bojaren und Wladygen, wie auch herrliche Kirchen und Klöster Ostgaliziens aus jener aufstrebenden Periode verraten diesen Stil.

Eine Folge der politischen Union war eine solche der kirchlichen im Jahre 1595, und diese Verbindung mit Rom bereitete der westeuropäischen Kultur einen noch festeren Boden, obgleich der geistige Kampf zweier gegensätzlicher Pole: Rom und Moskau, des Fortschrittes und der Orthodoxie, der wahren Kultur und asiatischer Barbarei, ohne Unterlaß mit Hartnäckigkeit geführt wurde und die erneuten Widerstreite bis auf den heutigen Tag noch unerledigt fortdauern. Prawoslawie, der Zarismus und die Orthodoxie des Ostens mit seinem Kosakentum und Raubzügen, denen abermals alles mühsam Aufgebaute in Rotruthenien anheimfiel, waren Feinde des römischen Lichtes. Erst König Johann III. Sobieski, der Türkenbezwinger, bahnte der Kultur des Westens neue Wege und verlieh dem unglücklichen Lande nach außen hin wieder Glanz und Ansehen. Diesem tapferen Polenkönig war jedoch nicht vergönnt, die endgültige Kräftigung der Union mitzumachen, denn erst 1720 anerkannten die Bistümer Przemysl und Lemberg die Autorität des päpstlichen Stuhles und schlossen sich der römischen Kircheneinheit an. Diese erfreuliche Tatsache begünstigte in hohem Maße die Festsetzung der lateinischen Kultur in Rotruthenien, Pokutien und Podolien und die schon im 16. Jahrhundert eingetretene Erscheinung, daß die der höheren Kultur zustrebenden Ruthenen den römisch-katholischen Glauben annahmen und sich leicht polonisieren ließen, griff immer mehr um sich. Gelehrte und Dichter wie Rej von Naglowic, Orzechowski, Karpinski u. v. a. nannten sich „gente Ruthenus, natione Polonus" zum Zeichen der Zugehörigkeit zur lateinischen Kultur und des Hasses gegen die Finsternis der Orthodoxie, des Zarismus und des Moskowitertums. —

Karl von der Heydt: Ost-Politik.

Es gibt ein älteres französisches Lustspiel — ich selbst kenne es nur vom Hörensagen —, worin folgende Situation vorkommt: Ein Bärenführer mit seinem Bären weilt in einem Dorfwirtshause. Er hat und äußert den lebhaften Wunsch, seinen Bären zu verkaufen, weil — dies jedoch äußert er nicht — der Bär alt und minderwertig ist. Von den Gästen im Wirtshause, Bauern, will einer eine Kuh kaufen, einer sich den Zahn ziehen lassen, einer „heurigen" probieren usw. An sie alle tritt der Bärenführer treuherzig-zuversichtlich heran und flüstert ihnen ins Ohr: au lieu d'acheter une vache (oder was denn gerade zutrifft) prenez mon ours!

Dies „prenez mon ours" klingt mir immer in den Ohren, wenn ich die Anstrengungen von so imposanter Unermüdlichkeit sehe, womit Politiker der verschiedensten Richtungen von der „Kreuz-Zeitung" bis zum „Vorwärts" uns zureden wollen, daß wir im Begriff stehen, im Osten einen ganz falschen, für unsre eigne Zukunft gefährlichen Frieden abzuschließen, daß der einzig richtige Friede im Osten derjenige sei, der Rußland womöglich ganz unversehrt zurücklasse, denn an einem starken, ungeschmälerten und geeinten Rußland, das uns dann aus Dankbarkeit Freundschaft halten werde, hätten wir politisch und wirtschaftlich das größte Interesse.

Unsre Politik hat sich anscheinend — und das beklagen diese Anwälte eines Schonungsfriedens lebhaft — gegen solche Gedankengänge entschieden, sodaß das Thema vielleicht nicht mehr aktuell ist.

Aber erstens ist diese Entscheidung noch keine grundsätzliche und ausdrückliche, so daß die unermüdlichen Warner noch immer Grund haben zu hoffen, und zweitens, und das ist uns pro futuro die Hauptsache, ist sie noch nicht vollständig: es fehlt noch ein sehr wichtiger Schritt, von dessen Durchführung die uns erwünschte Möglichkeit, auch Livland und Esthland aus dem russischen Reiche zu lösen und vom russischen Joche zu erlösen, eigentlich erst abhängt, nämlich die Errichtung eines unabhängigen Weißrußland. Geschieht dieser Schritt, der jetzt möglich ist, nicht, dann würde Weißrußland wieder eine ähnliche Bastion in Mitteleuropa hinein bilden, wie es vordem Polen war.

Deshalb, und weil das Werben für den Gedanken des Schonungsfriedens so ungeschwächt fortgeht, lohnt es sich doch, die Argumente der Lehre ernsthaft nachzuprüfen. Denn sie sind, das sei nicht bestritten, ernsthaft und verdienen eine gründliche Behandlung.

Ein Gedankengang scheint mir allein zu stehen. Er ist aber der konsequenteste und sei deshalb an erster Stelle gewürdigt. Es ist der Standpunkt von Georg Bernhard in der Voss. Ztg., der ein Kontinentalbündnis gegen England nach diesem Kriege anstrebt, und zwar unter unsrer Führung, worin er Rußland eine wichtige Rolle zugedenkt.

Daran ist sicher das richtig, daß Ziel und Zweck dieses Krieges die Neuordnung der Meeresherrschaft, die Freiheit der Meere für unsern Handel ist, ohne den wir nicht leben und nicht Großmacht spielen können. Der Weltkrieg ist ein Duell zwischen Großbritannien und Deutschland. Alles andere ist Verbrämung, Vorwand, Nebensache. Das ist durchaus richtig gesehen! Und dieser Kampf ist noch nicht entschieden, und es sieht aus, als solle er als partie remise enden, folglich — wiederum richtig gesehen — wird er wiederholt werden müssen und es gilt schon heute, militärisch, und vor allem politisch uns auf diese Wiederholung — die keine kriegerische zu sein braucht — vorzubereiten. Nun beruht Englands Machtstellung auf seinem Kontinentalsystem, dem weisen Ausschaukeln der Kräfte zum „Gleichgewicht". Also gilt es dies System zu brechen. Soweit durchaus richtig! Aber nun wird's falsch! Denn wie kommt nur Bernhard auf die Idee, zu diesem Schaukelspiel den Engländern wieder ein starkes, unversehrtes Rußland als erwünschte Schachfigur zur Verfügung zu stellen?

Sein System, das muß er sich doch sagen, wird England auch in Zukunft fortsetzen, denn es ist die Grundlage seiner Existenz, seiner jetzigen wenigstens als Meerraubtier.

Ein Raubtier kann nur weiterleben, wenn und solange ihm seine, vom Instinkt gelieferten Tricks zu Gebote stehen. Beispielsweise der Ameisenlöwe geht zu Grunde, sobald er seinen Trick, ein Sandloch zu graben und aus dessen Grunde auf die nahenden Ameisen Sand zu spritzen, so daß sie den Hang der Grube hinabkollern, nicht mehr ausführen kann.

Andere Methoden kann er nicht, diese aber versteht er ungleich besser als andere Kerfe, besonders aber besser als ein Professor mit Botanisiertrommel.

So ist anzunehmen, daß, sobald wieder das „starke" Rußland von Bernhards Gnaden in der Arena steht, der Ameisenlöwe England von neuem seine Künste spielen lassen wird und daß seine Diplomatie, die seit Jahrhunderten auf diesen ihren Lebenstrick eingestellt ist, der unsern, der er eine neue Aufgabe bedeutet, überlegen sein wird.

England ist auch dadurch in natürlichem Vorteil, daß alle seine Konfliktspunkte nicht, wie bei uns, fest, starr, in unsere Weltlage vermauert, sondern beweglich, verschiebbar sind. Daß seine Zuwege auf dem Meere liegen, gibt ihm Bewegungsfreiheit, denn zur See, und nur dort, führen alle Wege nach Rom.

Sogar die Rechnung eines Bismarck auf die Unabänderlichkeit der beiden Konfliktspunkte Egypten (zwischen England und Frankreich) und Türkei (zwischen England und Rußland) hat sich als auf die Dauer falsch erwiesen.

England kann immer wieder, ohne Lebewichtiges zu opfern, die Hände frei bekommen. Wenn wir also das Brotmesser Rußland zwischen England und uns legen, ganz gleich wohin die Spitze zeigt, so wird England schneller als wir den Griff zu fassen kriegen. Vollends ein Bündnis mit uns gegen England zu schließen, damit wir etwa die Herrschaft der Meere erlangen, was sollte Rußland, das ja nichts mit dem Meer zu schaffen hat (seine Rohstoffausfuhr holen ihm die Fremden gerne an der Haustüre ab), dazu veranlassen? Zu einer solchen Aktion „zu Gunsten eines Dritten"? Und was sollen wir, im Kampfe mit England, mit einem solchen Verbündeten? Es genügt, wenn wir nach Osten den Rücken frei haben, und an dieser Stelle setzen die andern Argumente auch erst ein. Sie sagen, ein starkes geordnetes Rußland sichert uns diesen Rücken besser, als der „Balkan", der sich jetzt dort entwickelt.

Eine Rechnung zunächst auf die Dankbarkeit — die ich für ganz verfehlt halte. Ein Staat ist nie dankbar und darf es nicht sein —, dann aber auf die Garantie für Ruhe, die allgemein in geordneten Verhältnissen liegt, die Saturitätsruhe. Auch diese letztere Spekulation ist bei Rußland, nach den historischen Erfahrungen, sehr unsicher. Rußland wird, erstarkt, immer ein unruhiges Element bilden, weil es Steppenvolk ist und bleibt. Was man den „Landhunger" seiner Bauern nennt, ist die noch halbnomadische Struktur eines Volkes mit extensiver Wirtschaft. Deshalb sage ich, wie die Amerikaner: Der beste Indianer ist der tote Indianer, darnach der halbtote!

Haben wir nun Rußland wirklich halbtot geschlagen? Wohl nicht.*) Aber wir haben es in Stücke gebrochen und für ein Menschenalter kampfunfähig gemacht. Wir müssen weiter alles in der Richtung noch tun, was wir, ohne den Krieg wieder aufzunehmen, tun können, um es noch mehr zu schwächen. Zunächst also muß Weißrußland, das wir eben besetzt haben, befreit und losgelöst werden. Eine Republik Kaukasus, eine solche von Taurien und Krim (in der deutsche Bauern tonangebend wären) müßte unsere eifrigste Unterstützung finden. Livland und Esthland dürfen den Russenstiefel nicht wieder sehen.

Das gibt uns ein Menschenalter Zeit, den Kampf mit England zu Ende zu kämpfen. Wenn's geht, nur wirtschaftlich, denn das genügt. Weil es diesen Kampf nicht mehr aushalten konnte, schritt England zum Krieg.

Jetzt muß es weiter ringen, allein auf dem Sande mit uns, bis zum Knockout. Es kann nicht mehr zum Dolche greifen, Niemanden mehr auf uns hetzen.

Der „Balkan" im Osten braucht uns nicht zu schrecken. Der ist — wie der andere echte Balkan — fried- und ruhelos, aber nach außen nicht stark.

---

*) Nachschrift. Da sich die Hyäne, Japan, heranschleicht, darf man vielleicht doch hoffen: ja!

Es gelang ja 1912 Rußland nicht, ihn gegen Österreich — das eigentliche Angriffsziel — in Bewegung zu setzen, obgleich die 4 Staaten militärisch stärker als Österreich waren.

Wir müssen uns nur eine Spezialdiplomatie für die slawischen Länder aufbauen, ähnlich der österreichischen Orientdiplomatie. Eine Diplomatie mit Spezialkenntnissen von Sprachen, Volkstum, Wirtschaft, Parteiungen, eine Diplomatie, die immer in jener slawischen Welt tätig bleibt und nicht nach guten Leistungen etwa nach Washington versetzt wird.

Und weiter auf dem Wege der Schwächung und Zerbröckelung des Kolosses, weiter bis zum Ziele!

Dr. Julius Neubauer: Der Zukunftstaat.

Auch eine Wahlrechtsbetrachtung.

Was die russische Umwälzung zu Hause und bei all seinen westlichen Nachbarn zustande brachte, kann wohl als die größten Errungenschaften dieses furchtbarsten aller Kriege gelten. Die Praxis hat einen rascheren Entwicklungsgang genommen. Wo aber die politischen Einrichtungen bereits die höchste Entwicklungsstufe erreicht hatten, dort entbehrt der weitere Gang einer weitergeschrittenen Theorie, Streiflichter, die das zukünftige Arbeitsfeld aufzuklären, die einzuschlagende Richtung zu bestimmen berufen wären.

Es gehört zu den Eigentümlichkeiten jeglicher Entwicklung das sprungweise Vorschreiten bis ins Extreme, um dann als Rückwirkung endlich doch den goldenen Mittelweg zu finden. Unsere Zeiten haben auch ihre unanfechtbaren Dogmen, und diese Dogmen sind nicht immer unbedingte Wahrheiten. Alle Parlamente der Welt bekennen sich zum Glauben des Solon, der gesagt hatte: „Nicht gute Gesetze habe ich dem Volke gegeben, sondern nur solche, welche sie ertragen!" Alle Parlamente der Welt vertreten nur den Wunsch und Willen der Nationen, nicht aber ihr Interesse. Es mag auch richtig sein, daß den wichtigsten Umstand der herrschenden Verhältnisse der Wunsch und Wille einer Nation bildet, das Gesamtinteresse aber, worauf ja als auf Endergebnis sich der Wille richten muß, dürfte doch nicht fast völlig übersehen werden. Der Staat, auf dem allgemeinen Wahlrecht aufgebaut, besteht auf einem Prinzipium, das bis jetzt noch nie wirklich Geltung hat haben können. Dieses Prinzipium ist die Gleichheit aller Mitbürger. Nur jener Staat kann sich kräftig gestalten, der nicht mehr und nicht weniger ist, als ein Abbild der Kräfteverhältnisse in der Nation. Wirtschaftliche und ethische, geistige und

physische Kräfte halten sich einander das Gegengewicht. Überwiegt einer von denen, so muß es auch demgemäß größere Berücksichtigung finden. Wird das unterlassen, so entsteht ein Mißverhältnis; der Staat wird Träger einer Macht, darüber er selber nicht verfügt. Was offen noch hätte bekämpft werden können, wird im geheimen ohne jegliche Verantwortung noch viel größere Erfolge für sich zeitigen. Nur die Stickluft explodiert. Die Kraft der Gase steigt mit dem Drucke, den man auf sie ausübt. Der Politiker, der über politische Notwendigkeiten auch ein Moratorium zu verhängen gedenkt, wird sich aus eigenen traurigen Erfahrungen eines besseren belehren.

Man glaubt mit dem allgemeinen Wahlrecht alles getan zu haben. Man sagt, ja, es bestehen Ungleichheiten, die werden aber durch den Einfluß auf andere ihren Ausdruck finden. Man genügt sich damit, und dann stellt sich heraus, wie Lysis es feststellt, die Staatsmacht ist auf wirtschaftlichem Gebiete nicht entscheidend! Aller gute Wille mangelt an Geld; was für eine Macht ist dann die des Staates, wenn es in der wichtigsten Beziehung hilfelos dasteht? Was die Nation will, das will sie nur, das Urteil fällt nicht sie, und nur formell der Staat; Mammon ist der Herrgott der ganzen Welt. Die Parlamente zerzanken sich über politische Doktrinen, die keinen Wert haben, höchstens als Spiel für die Kinderstube.

Große Aufgaben harren der Lösung in der Zukunft und vom Staate. Es zeigt sich ein Trieb, der alles verstaatlichen will. Eggenschwyler hat in der „Neuen Züricher Zeitung" darauf hingewiesen, daß alles, was dem Staate auf der einen Seite zugeführt wird, das muß notwendigerweise auf der anderen Seite ihm wieder entgleiten. Nicht allgemeine Verstaatlichung ist die Lösung. Ein Unfug wird damit nicht gutgemacht, daß er verstaatlicht wird. Die entscheidende Stelle muß ausgepocht werden, wovon das wirtschaftliche Leben übersehen und geleitet werden kann. Das wären die Finanzinstitute und die Börse. Es will dies nur angedeutet werden, ohne Berührung der Einzelheiten, also des Einflußumfanges.

Die ethische Gesamtheit der Nation muß kräftig organisiert werden. Die durch das allgemeine Wahlrecht zusammengetriebene Masse der Nation ist die unorganisierte ethische Gesamtheit. Die kräftige Organisation ist ein Problem der Neubildung des Staates. Die organische Zusammenfassung muß zu einer Einheit führen; eine Einheit aber entsteht aus Massen nie ohne stufenweise Zusammenfassungen. Ein Staat, der wirtschaftlich energisch auftreten will, muß ethisch kräftig gespannt sein; eine ethische Kraft aber kann nur die gesamte, geeinigte Nation dem Staate zuführen. „Was wir beseitigt wissen wollen — sagt Eggenschwyler — ist das Dogma von der staatlichen Einheit und Unteilbarkeit, die Furcht „vor Staaten im Staate", vor Rivalen der obersten Gewalt! Nicht von oben herab soll in Zukunft organisiert und legiferiert werden, sondern von unten herauf!" Was im ersten Satz ein wenig unglaubwürdig klingt, wird mit dem zweiten völlig gutgemacht. Das war unsere Auffassung schon vor dem Kriege. Der Krieg hat unsere Auffassung bedingungslos bestätigt. Könnten wir den Ausführungen Eggen-

schmylers hinsichtlich der zu starken Betonung von Privatwirtschaftsinteressen auch nicht zustimmen, so ist der Grundgedanke doch zu billigen, da er weiter hinausgreift, als vielleicht seitens des Verfassers beabsichtigt war. Er führt zu den Gedanken, wie könnte der Staat, frei von allen Zufälligkeiten, aufgebaut werden. Organisierung von unten heißt prüfen die Grundsteine, feststellen die einfachsten Methoden und entsprechenden Materialien; Organisierung von unten kennt keine Vorurteile. Würden die Staaten innerlich nach natürlichen Grundsätzen ausgebaut, so würden sich die äußerlichen Reibungen auch mildern müssen; Reibungen, die „volkstümlich" Kriege heißen. Die historische Zufälligkeit aller Staaten innerlich und in ihren Abgrenzungen voneinander ist hauptsächlich, theoretisch sogar allein schuld an den Kriegen.

Der Zukunft wird die Aufgabe zufallen, neue Staaten zu schaffen. Der zukünftige Staat wird Ziegel auf Ziegel aufgebaut sein, nie wird man in den Grund zurückgreifen wollen. Der Staat wird vom Einzelnen ausgehend organisieren. Was aber einmal mittels Organisation erreicht ist, das wird dadurch nicht zunichte gemacht werden, daß man unnütigerweise alles im Stiche läßt und wieder alles von neuem beim Einzelnen beginnt.

Man wird den Einzelnen in seinem natürlichen Kreise erfassen. Der Einzelne gehört unmittelbar nicht der Gesellschaft, sondern nur einem Gesellschaftskreise an. Wenn auch mit dem Kulturfortschritte die territoriale Fluktuation der Gesellschaft sich vergrößert, so bestimmt den politischen Charakter des Individuums in erster Reihe doch sein beständiger Wohnungsort; wenn auch die wirtschaftlichen Interessen Gesellschaftsschichten und nicht lokale Kreise zusammenfassen, so hat in wirtschaftlicher Beziehung der Ort auch seine interessengemeinschaftliche Wirkung, insbesondere betreffs des Verkehrs. Die lokale Bedeutung der kulturellen Institutionen, die lokal-spezielle Organisation der ganzen Verwaltung, die lokal-besondere Gestaltung der Rechtspflege, Polizei und Militärverwaltung, mit Rücksicht auf spezifisch wuchtige oder charakterisierte Gefahren: all die sind Fragen, welche lokale Interessenausgleichung erheischen und Interessengemeinschaft erschaffen. Die lokale Ausgleichung übt auf die Ruhe des Staates eine wohltätige Wirkung aus. Die Landesausgleichung kann ohne lokale Vereinigung nicht gelingen, weil divergent gerichtete, sehr verschieden charakterisierte Bestrebungen nicht zusammenzufassen sind. Die lokale Ausgleichung erstickt die ungesunden Gärungen schon im Keime, läßt die Kräfte in ihrer tatsächlichen Situation und Größe erscheinen, denn die im Lande zerstreuten Auffassungen besitzen nicht solch eine Kraft, über welche die aneinandergeschlossenen Auffassungen verfügen. Sogar die wirtschaftlichen Berufe sind den Landesteilen nach von verschiedener Bedeutung.

Von einer lokalen Ausgleichung kann aber nur dann die Rede sein, wenn unter den Mitbürgern nicht nur die Abgeordnetenwahl das verbindende Glied bildet.

Es ist notwendig, daß die Teile miteinander in beständiger Fühlung bleiben, in welcher sie durch gegenseitige Zugeständnisse in volle Übereinstimmung geraten können. Da die richtige Verwaltungsorganisation sich auch zu den gesellschaftlichen Zusammenhängen schmiegt, könnte die zu politischen Zwecken nötige Kreiseinteilung zweckmäßig mit der lokalbehördlichen Einteilung zusammenfallen. Die Selbstverwaltungskörper der Lokalbehörden, die lokalen Vertretungen erzeugen aus den Interessengruppen einen einzigen Willen, können daher für die gesetzgeberische Vereinigung als Stufen dienen. Die Mitglieder der lokalen Vertretung sind zur Auffassung des Gemeininteresses eher geeignet, sie sehen das öffentliche Leben aus einer weiteren Perspektive, als die Vertretenen; sie verwirklichen die Teilinteressen, zu Gemeininteressen vereinigt und erhoben, sind also auf jede Weise geeignet dazu, daß die endgültige, ländliche Vereinigung aller Kreise von ihnen ausgehe. Damit wäre aber das Wahlrecht des Bürgers nur hinsichtlich der Lokalwahlen ein unmittelbares, und dürfte sich für die Gesetzgebung nur durch diese vermittelt entscheiden, seinen beständigen und wirkungsvollen Einfluß aber wird es dadurch nicht unbedingt verlieren. Man muß nur darauf hinweisen, daß bei einer *gründlichen* Organisation die Vermittlung, wie Organe im Organismus, Ausdrücke in der Sprache, Formeln in der Mathematik, früher auftreten müssen, als bei launenhaften, planlosen Zusammenfassungen. Eine organische Vermittlung bedeutet etwas ganz anderes, als die bekannten, nichtorganischen Vermittlungswahlen. Eine organische Vermittlung findet auch heute in Staatenverbindungen, und auch in der inneren Regierung und Verwaltung statt. Und wie hier überall, verlören die Staatsbürger auch in unserer Staatsrechtsordnung nicht ihren organischen Einfluß auf die Gesetzgebung. Wenn nämlich die Lokalwahlen öfters gehalten werden, dann würden die Gewählten ihr gesetzgeberisches Wahlrecht, — um nicht von der Wiedererwählung wegzufallen, das für sie nicht nur ein gesteigertes Wahlrecht, wie bei Vermittlungswahlen, sondern auch Entscheidungsrechte enthält — so auszuüben geneigt sein, daß sie von der allgemeinen Auffassung nur dann abweichen, wenn sie von der Zukunft ihre Rechtfertigung erhoffen können.

Das ganze System ermöglicht, daß die allgemeine Ausgleichung beständig, also mit der möglichst kleinsten Friktion sich vollziehen könne. Es kommen dadurch Lokal- und Landesinteressen in engere Verbindung und die Teilnahme muß sich nicht zwischen diesen zwei Gattungen Gesamtinteresses teilen. Die mit den Wahlen verbundenen Erschütterungen werden auch eingedämmt, da die Gesetzgebungswahlen nicht die großen Volksmassen mobilisieren.

Die Situation, welche sich dadurch ergeben würde, könnte am einfachsten durch schweizerische Einrichtungen versinnlicht werden. Ein kräftig organisierter Staat, der unnötige Einrichtungen fallen wird lassen, wird sich vom Zweikammersystem, als Norm, lostrennen müssen. Der heutige Nationalrat würde, gespaltet, und vereint mit den Kantonalräten seinen Sitz in die Kantone verlegen. Der Ständerat würde dagegen, von den Nationalräten ausgeschickt, zum zentralen

„Reichsrate", als die alleinige, zentrale Staatsgesetzgebung. Nicht aus Nationalitätenrücksichten und dergl., sondern aus dem Sinne des Staates heraus überhaupt muß der Zukunftstaat einer Art Konföderation zustreben. Der Mangel einer solchen Einrichtung wird sich in kleinen Staaten, wie auch die Schweiz, weniger fühlbar machen, aber ein Riesenkoloß, wie Rußland, wird ohnedem kaum lange existieren können. Es ist ja ein auffallender Widerspruch, daß ein kleiner Staat, wie die Schweiz, die Einzelnen der Millionen ebenso unmittelbar zur Staatseinheit zusammenfaßt, wie es z. B. Rußland will. Je mehr die politische, d. h. die wahlberechtigte, Nation sich ausdehnt, desto eher wird die progressive Staatsorganisation zur Notwendigkeit werden. Die stufenweise Vereinigung, die Zusammenschrumpfung der politisch tätigen Kreise, im Verhältnisse zu den sich in der Einheit vermehrenden Landeskreisen, stellt eine Integration dar. Die entgegengesetzte Richtung ist aber damit auch verbunden: die Differenziation betreffend die Fachlichkeit.

Wir haben im Vorangehenden wiederholt darauf hingewiesen, daß aus der Staatsorganisation das Gesamtinteresse mittels Beachtung der Fachlichkeit dem Volkswillen gegenüber so ziemlich vermißt zu sein scheint. Alle Parlamente der Welt ermangeln auch einer Aushilfe, und erschafften auch Berichtigungen. Eine Berichtigung ist in den Ausschüssen entstanden, wo die Sachkundigen der Parlamentsmitglieder beraten, vorbereiten und präjudizieren sollten. Vertreten aber diese Ausschüsse nicht die ganze Nation, so kann den Plenarsitzungen nicht das Recht genommen werden, auch Einzelheiten zu erörtern und zu entscheiden. Das führt aber zu einer Doppelarbeit, von welchen entweder eine überflüssig ist und nur Zeit und Kraft verschwendet, oder aber die zwei in Halbarbeiten zerfallen, die sich nicht organisch ergänzen; der Ausschuß nimmt im vorhinein Rücksicht auf die Plenarsitzung und damit verpaßt er Gelegenheiten, in der Plenarsitzung wieder regt sich ein plötzliches Mißtrauen dem Ausschusse gegenüber, was nicht immer genügend beseitigt werden kann; endlich ist es oft möglich, daß die zwei sich einander am schärfsten gegenüberstehen, also die Teilung sogar zersetzend wirkt. Hat die Plenarsitzung die Aufgabe nur zu prüfen, so muß sie doch sachkundig sein. Darf sie die Einzelheiten nicht beraten, so ist die Volksmeinung gefälscht. Der Vorschlag Neissers in der „Neuen Freien Presse", den Schwerpunkt einfach auf die Ausschüsse zu verlegen, krankt an diesen Bedenken. Den wirklich auf die Ausschüsse zu verlegenden Schwerpunkt können nur diejenigen Ausschüsse beanspruchen, die die ganze Nation vertreten.

John Stuart Mill hatte die Bildung von Gesetzabfassungskommissionen befürwortet, denen gegenüber dem Parlamente nur die Kontrolle zufalle. Die Kommissionen müssen aber mit der Nation in organischer Verbindung stehen und die Kontrolle kann auch nicht ohne Fachkenntnis ausgeübt werden. Das Österreich der Vergangenheit kannte die Interessenvertretungen. Nach praktischen Beispielen mehrerer Staaten beantragte Friedberg im preußischen Abgeordnetenhause die

Neubildung des Herrenhauses auf Grund des wirtschaftlichen Interesses und der Fachkenntnis. Franz Klein empfahl in der „Neuen Freien Presse" eine gemeinsame Ausschußbildung von beiden Kammern, wohin auch die Wirtschaftsverbände ihre Delegierten zu entsenden berechtigt wären. Die gemeinsame Ausschußbildung aber bedeutet eine vernichtende Beeinträchtigung des Volkswillens und kann nur der heute noch meistens reaktionären ersten Kammer zugute kommen. Wenn die fehlende Fachkenntnis dem Reichsrate dadurch zugeführt oder wenigstens gesichert werden sollte, daß die Wirtschaftsverbände in die Ausschüsse Mitglieder auszuschicken berechtigt wären, dann würden die Volksvertreter gewiß beeinflußt, sogar vielleicht verdrängt; das würde erst die wahre Verfälschung des Volkswillens werden! Wäre die Fachkenntnis nicht anders zu sichern, müßte man über die Zukunft der Nationen in Verzweiflung geraten. Es gibt aber, wie überall, auch hier Auswege, Lösungen, die niemanden beeinträchtigen, sondern jedem sein Recht und Gut angedeihen lassen.

Aus den bisherigen Ausführungen ersichtlich haben wir uns zu zwei Grundsätzen bekannt. Der eine lautet: Der Schwerpunkt ist auf Ausschüsse zu verlegen, die die ganze Nation vertreten! Der andere: Die Fachkenntnis ist für das Parlament mit besonderen Mitteln zu sichern, aber ohne Beeinträchtigung des Volkswillens! Wie können diese geschehen? Der erste Gedanke hat zwei Lösungen: entweder werden die Ausschüsse aufgelöst, wird also die Plenarsitzung die Aufgabe der Ausschüsse zu verrichten haben, oder werden die Ausschüsse von der Nation separat beschickt. Daß die erste Möglichkeit keine wahre Lösung darbietet, sogar einen Rückgang bedeutet, liegt auf der Hand. Die zweite aber kann auch die Lösung des anderen Grundsatzes ermöglichen, nur einige Schwierigkeiten, Hemmungen wären zu beseitigen.

Der Ausgangspunkt lautet: Die Ausschüsse sollen von der Nation separat beschickt werden. Da aber die Nation als ganzes dessen nicht fähig ist, muß dafür organisch durch eine Aushilfe gesorgt werden.

Diese Aushilfe haben wir im Vorangehenden bereits gefunden in der mit der Integration sich verbindenden Differenziation die Fachlichkeit betreffend. Diese Differenziation findet in der Art der Beschickung des Ständerates seitens der Nationalräte ihren Ausdruck. Wir haben darauf schon hingewiesen, was für größerer Fähigkeiten sich die Nationalräte den Wahlbürgern gegenüber bedienen könnten. Die Nationalräte wären schon imstande, besondere Abgeordnete für besondere Interessen zu wählen. Und obzwar in jedem Ausschusse das ganze Land vertreten wäre, ermöglicht die von den Lokalvertretungen ausgehende Beschickung die erwünscht geringe Anzahl der Ausschußmitglieder.

Es sollte freilich auch dafür gesorgt werden, daß die lokalen Einheiten möglichst gleich große Kreise umfassen, sonst würden die größeren schon ihrem weiteren Entsendungsrechte zufolge leicht eine Ausnahmestellung einzunehmen bestrebt sein.

Den so erwählten Ausschüssen, die ihrer fünfe (Konstitutions-, Verwaltungs-,

Rechts-, Wirtschafts-, Kulturausschuß) oder auch ihrer mehrere sein mögen, würde dann das Recht zufallen, zur Beratung, aber nicht zur Entscheidung, wen und wieviele immer von den Fachkreisen zu berufen. Dadurch würden die Berufenen, und nicht die Berufenden in Abhängigkeit geraten. Die Ausschüsse werden miteinander nur insoweit in Verbindung stehen, daß jeder Ausschuß die andern kontrolliert, und zwar von jenem Gesichtspunkte aus, ob nicht ein anderer sich in seinen Wirkungskreis eingemengt habe; die Ausschüsse sind zu meritorischer Beschlußfassung berechtigt, aber um ihre Wirkungskreise aufrechterhalten zu können, sind sie zur gegenseitigen Mitteilung ihrer Anträge und als Erwiderung ihrer zufälligen Bemerkungen innerhalb einer Präklusivfrist verpflichtet; die gemeinsame Interessen bildenden Beschlüsse werden gemeinsam abgefaßt. Zum Schutze der Wirkungsabgrenzungen werden die gefaßten Beschlüsse noch der gemeinsamen Sitzung aller Ausschüsse vorgelegt, aber nur zur Entscheidung mittels Abstimmung ohne Debatte. Ebenfalls die gemeinsame Sitzung entscheidet in den Fällen der Kollisionen betreffs der Wirkungskreise, aber auch nur ohne Debatte, nach Verhör der in Konflikt geratenen Ausschußreferenten mit einfacher Abstimmung. Im allgemeinen gehören in gemeinsame Sitzung die alle Ausschüsse gleichfalls interessierenden, allgemeinen Angelegenheiten. Den ersten Punkt der Verhandlungen aber, um es nicht verschieben zu können, muß die endgültige Entscheidung über die Beschlüsse der Ausschüsse bilden.

Durch dieses ganze System wird auch eine große Zeitersparung gewonnen, denn die einzelnen Ausschüsse können zu gleicher Zeit verhandeln, die gemeinsame Sitzung bewirkt nur eine kurze Verschiebung und dadurch wird die eine wichtige Frage durch die andere nicht in die Länge gezogen. Bei der heutigen allgemeinen Ermächtigung ist ein jeder Abgeordnete berechtigt zu jeder Frage zu sprechen, wenn er auch sich mit der Frage nicht beschäftigt und nichts meritorisches zu sagen hat. Eine fachgemäße Ermächtigung aber erteilt den Abgeordneten nur ein beschränktes Rederecht und verunmöglicht dadurch den technischen Kampf, ohne mit der Natur der Volksvertretung unvereinbare Mittel in Anspruch zu nehmen.

Nebenbei sei bemerkt, daß die Lokalvertretungen in diesem Systeme auch dazu berechtigt werden können, g e m e i n s a m eine Bitte um die Auflösung des Abgeordnetenhauses, Ständerates, an das Staatsoberhaupt zu stellen.

Es wäre eine Anmaßung, die Zukunft unbedingt in dieser Richtung zu prophezeien. Die Entwicklung geht weiter ihren Wellengang. Niemandem ist es beschieden, darüber heute schon etwas sicheres zu wissen. Wir stehen inmitten großer Geschehnisse. Sie bedrücken uns und führen leicht irre. Haben wir aber wenigstens zum Nachdenken über eingelebte Grundsätze angeregt, so haben wir uns schon nicht umsonst bemüht. Das wäre auch schon ein Erfolg, und erfolgsbedürftig ist jede Arbeit. Denn Erfolg krönt die Arbeit allein.

Dr. jur. Andreas von Bertán, Ministerialrat, Reichstagsabgeordneter (Budapest): Justizminister Dr. Wilhelm Vázsonyi.

Dr. Wilhelm Vázsonyi ist 1868 zu Sümeg geboren. Er ist der Sohn eines Volksschullehrers. Bereits in seiner frühesten Jugend kam sein glänzendes Talent in unzähligen Fällen zum Ausdruck. Seine Universitätsstudien hat er an der Budapester rechts- und staatswissenschaftlichen Fakultät mit glänzendem Erfolg absolviert. Während seiner Studienzeit hat er eine führende Rolle in den Bewegungen der akademischen Jugend gespielt. Nachdem er sein Rechtsanwaltsexamen mit der besten Note bestanden hatte, hat er sich als Rechtsanwalt in Budapest niedergelassen und in kurzer Zeit ist er einer der angesehensten und hervorragendsten Anwälte des Landes geworden.

Seine hervorragendste juristische Tätigkeit entwickelte er auf dem Gebiete der strafrechtlichen Verteidigung. Und gab es in dem verflossenen Jahrzehnt kaum einen wichtigeren, namentlich auch allgemeine Interessen berührenden Strafprozeß, in dem man nicht die Unterstützung Vázsonyi's in Anspruch genommen hätte, so daß man ihn füglich den ungarischen Labori nennen kann. Von den letzt erwähnten Prozessen sind besonders hervorzuheben der Prozeß, der gegen die Mitglieder des Dreizehner Ausschusses der Eisenbahner wegen ihrer Haltung bei dem Eisenbahnstreik im Jahre 1904 angestrengt wurde und mit der Freisprechung der Angeklagten endete, wie auch die Verteidigung des gewesenen Staatssekretärs im Finanzministerium Zoltán von Dési, der seither in den Karpathenkämpfen den Heldentod erlitten hat, in dem Prozesse, den der damalige Ministerpräsident Ladislaus von Lukács gegen ihn wegen Verleumdung angestrengt hatte. Auch in diesem Prozesse gelang es Vázsonyi, einen Freispruch für v. Dési herbeizuführen, welcher Freispruch insofern ein Verdammungsurteil für Lukács wurde, daß er bald darauf seine Demission geben mußte, die auch von der Krone angenommen wurde.

In seine jungen Anwaltsjahre fällt die erste große Antiduellbewegung des verflossenen Jahrhunderts. In Ungarn organisierte Vázsonyi mit einigen gleichgesinnten Freunden die Aktion, der er auch praktisch Geltung verschaffte. Als er im Jahre 1901 als neuer Abgeordneter im Abgeordnetenhause sein demokratisches Programm, das damals kaum einen zweiten Anhänger unter den Abgeordneten hatte, entwickelte, machte ein Abgeordneter eine provozierende Bemerkung, die er unter lebhaftem Beifall mit einer sarkastischen Antwort zurückwies. Der betreffende Abgeordnete fühlte sich dadurch beleidigt und forderte von Vázsonyi Genugtuung, der diese jedoch damit ablehnte: er wünsche nur von seinen Wählern geehrt zu

werden, die das Duell nicht kennen, und sehne sich nicht nach einer Ehre, die nur durch ein Duell geschützt werden kann.

Auch an dem öffentlichen Leben der Haupt- und Residenzstadt Budapest hat er seit dem Jahre 1894 einen starken Anteil genommen und der mächtigen Entwicklung Budapests in den letzten zwei Jahrzehnten war er der eine Leiter.

Hier trat er mit besonderem Erfolge für die Kommunalisierung der Betriebe ein und regte auch eine gesunde und immer tiefere Wurzeln schlagende kommunalsoziale Politik an, die auch schon bisher unter anderem den Bau von Arbeiter- und anderen kleinen und wohlfeilen Wohnungen zur Folge hatte. Diese Bewegung in der Hauptstadt fand bereits in mehreren größeren Städten des Landes Nachahmung, welche Städte dabei immer die hervorragenden Verdienste Vázsonyi's würdigten und anerkannten. Diesem Umstande ist es wohl zuzuschreiben, daß eine die er Städte, Sopron, als erste Körperschaft die Gelegenheit ergriff, am Ende des verflossenen Jahres Vázsonyi, nachdem er den Entwurf des neuen ungarischen Wahlrechtsgesetzes unterbreitet hatte, zu ihrem Ehrenbürger zu wählen.

Im Jahre 1901 ist er zum Mitglied des Abgeordnetenhauses im sechsten Wahlbezirke gewählt worden, den er seither ununterbrochen vertritt.

Auch hier wußte er bald durch seine Rede die allgemeine Aufmerksamkeit zu fesseln und gab es, seitdem er Mitglied dieses Hauses ist, kaum einen wichtigeren Gegenstand oder eine bedeutendere Phase, in denen er nicht eine hervorragendere Rolle gespielt hätte. So hat er auch an dem Sturz des ersten Kabinetts des Grafen Stefan Tisza hervorragenden Anteil. Er war damals Mitglied des leitenden Ausschusses der vereinigten Opposition, welcher Ausschuß nicht nur den parlamentarischen Kampf der Opposition gegen das Kabinett geleitet, sondern nach dessen Demission eine Zeitlang sozusagen auch die Führung des Landes in Händen hatte. Seine größte und wirkungsvollste Rede hielt er im November 1905 gegen die von Tisza geplante Revision der Geschäftsordnung, welche Rede unmittelbar die Vereitelung dieser Revision und mittelbar den Sturz des Kabinetts zur Folge hatte.

Seine Ernennung zum Minister ist ein großer Erfolg der ungarischen Demokratie, deren berufenster Vertreter er ist. Er ist einer der populärsten Männer Ungarns und ein bewundernswerter Redner. Sein öffentliches und Privatleben charakterisiert die reinste Vaterlandsliebe, Selbstlosigkeit und vornehme Denkungsart. Als er das Justizportefeuille mit dem des Wahlrechts vertauschte, ist er nur seinem Ideale gefolgt. Er wollte so rasch als möglich das allgemeine Wahlrecht in Ungarn einführen lassen, wofür er so lange gekämpft hat. Nun ist der Entwurf des Wahlgesetzes dem Abgeordnetenhause bereits unterbreitet, der in jeder Hinsicht, auch in seiner wissenschaftlichen Ausstattung, eine bahnbrechende Arbeit ist, die selbst von den politischen Gegnern als Musterwerk gepriesen wird. Vázsonyi's unermüdliche Arbeitskraft, sein Scharfsinn und die Ursprünglichkeit seiner Ideen haben den umsichtigen jungen Monarchen bewogen, das Justizportefeuille wieder Vázsonyi anzuvertrauen, der im höchsten Maße seiner Aufgabe gewachsen ist.

Niemand wäre mehr berufen gewesen das Justizportefeuille zu bekleiden, als eben Vázsonyi, der nicht nur ein ausgezeichneter Praktiker ist, sondern auch eine glänzende theoretische Vorbildung und wahren Sinn für die Wissenschaft hat. Er kennt die Lücken des Rechts und ist am meisten geeignet, die Umgestaltung des ungarischen Rechtslebens herbeizuführen und Ungarn moderne, den wirtschaftlichen Verhältnissen entsprechende Gesetzbücher zu geben, nicht minder zur Lösung der schwierigen internationalen Fragen in gehörigem Maße beizusteuern.

Vázsonyi ist ein ausgezeichneter Jurist und ein glänzender Publizist. Zahlreiche staatsrechtliche und soziale Fragen betreffende Artikel sind von ihm im Pesti Hirlap, Pesti Napló, Pester Lloyd und Politischen Volksblatt und anderen Budapester und Wiener Tagesblättern erschienen. Er war auch wissenschaftlich tätig, insbesondere auf dem Gebiete des Verwaltungsrechts. Von seinen wissenschaftlichen Arbeiten wollen wir hier nur auf die folgenden hinweisen:

1. Das Wahlprinzip in der ausländischen Verwaltung.
2. Die Dezentralisation des Abstimmens bei den Abgeordnetenwahlen.
3. Das königliche Placetum in der ungarischen Verfassung.
4. Selbstverwaltung.

Er war auch der Begründer und Herausgeber der politischen Wochenschrift „Uj Század" (Das neue Jahrhundert).

Lothar von Hutten: Musterbetriebe in Ungarn.

Das abgegriffene Wort Kultur, das besonders im Weltkrieg bis zur Unkenntlichkeit verbraucht und mißbraucht worden ist, tönt dem, der in Ungarn reist, mit einem lang nicht gehörten frischen Klang entgegen. Man hört es aus dem Munde eines Volkes, dem das Wort noch etwas bedeutet, das es halb mit Ehrfurcht, halb mit Eifersucht ausspricht. Die Ungarn glauben zu wissen, daß sie bei vielen Westeuropäern noch immer als die sehr ungepflegten Meister der Schweinemast und des Maisbaues gelten, denen die Kultur im eigentlichen Sinne abgehe. Sie haben, durch ihre Sprache von den Indogermanen getrennt, diese Vorstellung sich noch selbst übertrieben, wissen dabei, was sie in den letzten hundert und besonders in den letzten fünfzig Jahren geleistet haben, und glühen nun von dem berechtigten Wunsch, dem Freunde zu zeigen, daß sie so gut zur europäischen Kulturgemeinschaft gehören wie viele andere kleine Völker, die sich neben den großen durchgesetzt haben.

Diese Eifersucht eines sich verkannt fühlenden Volkes, verbunden mit der erstaunlichen Gastfreiheit, die dem Ungarn im Blute liegt, umfängt jeden, der in Ungarn unter der Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit reist, mit einem riesigen Zuvorkommen, das ebenso angenehm ist, wie es die Gefahr enthält, in einem blendenden Rampenlicht die Hintergründe der ungarischen Bühne in ihrer Gesamtheit nicht genügend zu übersehen. Es kommt hinzu, daß der Magyar — und dies ist eine Eigentümlichkeit des Nationalcharakters, die der Ungarn stolzes Selbstgefühl mit Deutschland und den Deutschen verbindet — eine starke Begabung des Organisierens besitzt. Diese Fähigkeit, die sich auf dem Sondergebiet der Politik zur Virtuosität steigert, erklärt allein, wie das kleine Volk, von Fremdvölkern umgeben und von ihnen überreich durchsetzt, sich zwischen den Karpathen und den transsylvanischen Alpen als beherrschende Nation hat erhalten können. Ohne Gewalttätigkeit ist es dabei nicht abgegangen und geht es auch heute nicht ab. Die Ungarn mögen das zwar nicht gern hören, zumal nicht von einem Deutschen, der an der Lage seiner Stammesgenossen im Banat oder in Siebenbürgen Anteil nimmt, aber es ist so, ist bis zu einem gewissen Grade auch verständlich. Doch wird ein in Zukunft noch gedeihlicheres Zusammenarbeiten der Ungarn mit der großen Mittelmächtegruppe zu einem wesentlichen Teil davon abhängen, wie bald und wie weit die Ungarn ihre robuste organisatorische Kraft der Selbsterhaltung durch politische Mäßigung auszugleichen vermögen. Die hohe Befähigung zur Organisation ist übrigens auch die Eigenschaft, durch die sich der Magyar vom andern Teil der Monarchie, von Österreich, dessen Völkergemisch er diese Gabe sehr kategorisch abspricht, getrennt fühlt.

Man muß, wenn man in Ungarn noch manche feinere Kennzeichen der Kultur vermißt, bedenken, daß die Magyaren jederzeit alle Hände voll zu tun hatten, sich, neben „Schwaben" (den ungarländischen Deutschen), Wallachen, (Rumänen), Serben, Kroaten, Ruthenen und einigen anderen mehr als führendes Volk zu behaupten. Sie waren daher (und sind es bis heute noch zu einem Teil) gezwungen, den Abglanz kulturellen Lebens von da und dort, oft sehr äußerlich, zu übernehmen. Bald von Wien, bald von Paris, in jüngster Zeit (auch schon vor dem Weltkrieg) mehr und mehr von Deutschland. Durch die innerpolitischen Kämpfe und den dauernden reinpolitischen Wettbewerb mit Österreich haben die Magyaren auch wirtschaftlich aus ihrem Land, das, an Fruchtbarkeit reichgesegnet, von den schneebedeckten Karpathen über See- und Hügelland und fette Tiefebenen bis wieder zu den transsylvanischen Alpen einen reichen Wechsel klimatischer Verhältnisse umfaßt, noch keineswegs das gemacht, was sich daraus machen ließe. Die Landwirtschaft, die schon jetzt Getreide, Wein und Vieh in Fülle hervorbringt, wird in Ungarn noch nicht annähernd mit der Eindringlichkeit und sorgfältigen Ausnutzung betrieben, wie in Deutschland, das durch eine schnellwachsende Bevölkerung dazu gezwungen wurde. In den letzten Jahrzehnten aber hat sich die ungarische Regierung mit höchstem Eifer bemüht,

das Land volkswirtschaftlich in die vordere Reihe der westeuropäischen Nationen zu treiben und einen weiteren Kreis der Bevölkerung zu modernen Arbeitsmethoden und Hilfsmitteln zu erziehen. Ich habe einige Betriebe und Einrichtungen gesehen, die die Methode und den Erfolg dieser Bestrebungen zeigen.

Im Komitat Csanad, an der Bahnstrecke Szeged-Arad liegt in der Nähe der Großgemeinde Mezöhegyös das berühmte ungarische Staatsgestüt, das im Jahre 1785 von Joseph II. gegründet wurde. Weithin dehnen sich die sauberen, fast immer in Weiß gehaltenen Ställe und Wirtschaftsgebäude über die Pußta aus, verbunden durch ein viel verzweigtes Netz von Wegen und Landstraßen, die zwar die Korrektheit preußischer Landstraßen nicht ganz erreichen, über die aber die leichten ungarischen Wagen flink und ohne größere Unbequemlichkeit rollen. Hier und dort ziert die geräumigen Höfe ein uralter Baum von einer Fülle und Breite der Krone, die ihn in Deutschland zur Sehenswürdigkeit machen würde. Zurzeit stehen in dem Mezöhegyer Gestüt 1200 Sinnentaler Kühe zum Zwecke der Zucht von Bullen, die zur Verbesserung der Landeszucht an private Züchter und Gemeinden abgegeben werden. Man kreuzt in Ungarn mit Vorliebe die einheimische langgehörnte Rindviehrasse mit den schweizer Rassen, die rein das Klima der ungarischen Ebene nicht recht vertragen. Auch von dieser weißen ungarischen Rasse werden jährlich 50 bis 60 junge Bullen an Züchter geliefert. Der Stolz des Gestüts aber ist seine Pferdezucht, die Ungarn, ein Pferdeland wie kaum ein zweites, von der englischen und französischen Zucht gänzlich freizumachen beginnt. Im strahlenden Lichte eines schönen Augustmorgens sah ich wohl fast einhundert Pferde Vollblut und Halbblut, die von den Angestellten des Gestüts vorgeführt wurden. Auch in der Pferdezucht dient das Gestüt fast ausschließlich der Rassenverbesserung der Arbeits- und Kutschpferde im Lande. Ausländische Rennen werden nicht beschickt, auf inländischen aber haben die Mezöhegyer Vollblut- und Halbblutprodukte schon oft vorzügliche Klasse bewiesen. Alljährlich werden 140 Hengste aus den besten Privatgestüten Ungarns angekauft und im Herbst an die Landgestüte abgegeben. Von den kleinen Züchtern des Landes werden einjährige Hengste übernommen und im Fohlenhofe zu Palanka großgezogen. Sie werden später teils an die Landgestüte, teils an Gemeinden zu mäßigen Preisen als Gemeindehengste abgegeben. Das Gestüt hegt außerdem 100 Mutterstuten englisch-arabischen Ursprungs, 140 Mutterstuten starken englischen Halbbluts, deren Abstammung auf die englischen Vollbluthengste Forioso und Northstar zurückgeht. Eine besonders schöne Rasse, die Noniusherde stammt von dem 1815 in Frankreich erbeuteten Hengst Nonius ab. Das Hauptgestüt in Mezöhegyös erreicht eine Erzeugung von 120 bis 150 Hengsten im Jahre, die zur Vermehrung und Verbesserung der Landespferdezucht dienen. Auf den Wiesen um das Gestüt herum wird man des in Deutschland seltenen Anblickes großer Pferdeherden froh, umhüpft von mutwilligen Fohlen, durchweg edlen Blutes und behütet von den Pferdehirten der Pußta, die sich in ihrer malerischen Tracht unbeweglich wie ein

Reiterstandbild gegen den Himmel abheben, oder die lange Peitsche lustig durch den Sonnenschein blitzen lassen.

In der Nähe des bäuerlichen Städtchens Zsombolya, etwa eine Stunde Bahnfahrt von Temesvar entfernt, und fast ausschließlich von „Schwaben" bewohnt, liegen die ausgedehnten Besitzungen des Grafen Szekonie, eines der reichsten Grundbesitzer Ungarns. Das ganze Land ist auf die Musterwirtschaft dieses ungarischen Magnaten stolz, der, auch den größten Bauern und den meisten seiner Standesgenossen weit voraus, ein landwirtschaftliches Unternehmen mächtigsten Stiles geschaffen hat. Auf dem Szekonieschen Besitztum, das außer weiten Wäldern und einem großen Park mit Landhaus gewaltige Felderflächen mit sehr viel Vieh umschließt, wird grundsätzlich fast alles zum Unterhalt und zur Arbeit der Betriebe Notwendige selbst hergestellt. Es sind Schlossereien, Tischlereien, Reparaturwerkstätten für landwirtschaftliche Maschinen, eine Anlage zur Herstellung künstlichen Eises, eine Milchwirtschaft mit allem Zubehör und eine Reihe anderer Werkstätten vorhanden, die sämtlich von der elektrischen Kraftzentrale des Riesengutes — elektrische Kraft ist fast überall in Ungarn billig — betrieben werden. Diese Selbstversorgung mit allen für die landwirtschaftlichen Arbeiten nötigen Nebenarbeiten gestattet dem Grafen eine ungleich intensivere Bewirtschaftung seiner Äcker und seines Viehes, als sie sonst in Ungarn bisher geübt wird. Ein großer Teil der Bevölkerung von Zsombolya und den umliegenden Dörfern stehen in irgendeiner Form im Dienste des Grafen. Er beschäftigt annähernd 3000 Menschen. So eindrucksvoll aber auch die Bedeutung der Szekonieschen Musterställe und Musterwerkstätten ist, so wird Ungarn im Ganzen doch erst dann den vollen Nutzen aus dem Reichtum seines Landes ziehen, wenn die modernen Betriebsformen auch dem kleineren ungarischen Besitzer zur Gewohnheit geworden sind und das Land sich des Segens einer sozialen und überall neuzeitlichen Bauern- und Kleingutswirtschaft erfreut.

Für die theoretische Landwirtschaft besitzt Ungarn schon jetzt ein vorbildliches Institut, das es der ungarischen Regierung leichtmachen sollte, die schönsten wirtschaftlichen Träume der Zukunft nach dem Kriege zu erfüllen: das landwirtschaftliche Museum in Budapest, dem an Reichhaltigkeit und Ausdehnung in einer einheitlichen Sammlung auch Deutschland kaum Ähnliches an die Seite zu setzen vermag. Der sonderbare Gedanke, das Gebäude dieses Museums zu einer architektonischen Übersicht über die Baustile in Ungarn vom Mittelalter bis zur Neuzeit zu machen, wird nicht jedes Deutschen Sache sein. Die Sammlungen des Museums selbst aber werden jeden Landwirt aufs höchste fesseln. Man gewinnt einen Überblick über die Tier- und Pflanzenwelt Ungarns, über die Verteilung des Wassers, der Erdarten, des Baumbestandes und der verschiedenen Erzeugnisse im Königreich; man kann die Geschichte des Getreide-, Wein- und Seidenbaues in Ungarn studieren; Zusammenstellungen über Verwertungstechniken, landwirtschaftliche Erzeugnisse, über Fruchtarten, tierische und chemische

Schädlinge der Kulturpflanzen, über das gesamte Gebiet der hohen und niederen Jagd und des Fischfanges, kurz über alles, was geschichtlich, wissenschaftlich oder praktisch für ein Agrarland, wie es Ungarn trotz der in neuerer Zeit stark einsetzenden gewerblichen Bestrebungen noch ist, in Betracht kommt, findet man in den schönen und übersichtlichen Räumen des offenbar vortrefflich geleiteten Museums in Budapest beieinander.

Quidam:

Das Gelehrtentum und der wissenschaftliche Buchhandel Deutschlands während des Weltkrieges.

Vorbemerkung der Schriftleitung:

Die nachstehenden Ausführungen, die uns von einem hervorragenden Vertreter des wissenschaftlichen Buchhandels zugehen, erhoffen nach dem durch den Krieg geschaffenen trüben Gegenwartsbilde ein erfreuliches Zukunftsbild auch für den Austausch wissenschaftlicher und damit im höchsten Sinne zivilisatorischer Werte. Wenn die große Entspannung der Völker vor sich gegangen sein wird, werden sich dem internationalen Geistesborne sicherlich auch die gern zuneigen, die heute noch in begreiflicher nationaler Verletztheit widerstreben. In seinen Ausführungen wollte der Verfasser namentlich dem deutschen Gelehrtentume zeigen, welche ideellen Verluste es während des Krieges erlitten hat, und daß es sich darum nicht länger dem kulturellen Gewinne wird verschließen können, den es unserm Volke und der Menschheit darzubringen berufen ist, sobald die Tore der internationalen Forschung wieder geöffnet sein werden.

* * *

Die Schatten des Krieges kündeten sich rasch an und legten sich lähmend auf viele gedeihlich sprießenden Blüten wissenschaftlicher Forschung. An der Beobachtung der Sonnenfinsternis des 21. August 1914 wurde die Astronomie der Mittelmächte gehindert; zahlreiche Gelehrte wurden zum Verlassen ihrer Arbeitsstätte und gastlicher Kongresse genötigt; ihr Weg zur Heimat, wo er auf das freie Meer angewiesen war, verlegt oder verzögert. Deutsches Forschungsgut wurde in Suez und anderen Häfen zurückgehalten; das erste Stelldichein des Weltbuchgewerbes in Leipzig jäh unterbrochen; die Ein- und Ausfuhrstraßen auch für die Wissenschaft wurden durch die Blockade gesperrt. Verbunden war damit als innerer Schade die Einbuße an der in den letzten Jahrzehnten erfreulich erstarkten Ver-

knüpfung zwischen den konstruktiven Geisteskräften der nun mit einander verfehdeten Nationen.

Manche Völkerbrücke fiel damit der Zerstörung anheim. Daß 1914 die „Minerva", das „Jahrbuch der Gelehrtenwelt", ihr Erscheinen unterbrechen mußte, mag als einer der zahlreichen mehr symbolischen Schäden verbucht werden. Von tieferer Bedeutung ist es, daß das gleiche Geschick die internationale Bibliographie der Naturwissenschaften traf; daß der Bund der Weltakademien zu sein aufhörte; daß, gleich der internationalen Musikgesellschaft, so manches verwandte Band still oder hörbar zerriß. Ein Unternehmen wie die „Internationale Monatsschrift" mußte, wenn es nicht abrüsten wollte, der Binnen- und Küstenfahrt dienstbar gemacht werden; und ein Werk über die Ausgrabungen auf der griechischen Insel Vroulia aus dänischer Feder, in französischer Sprache geschrieben, in einem deutschen Verlage 1913 erschienen, wird auf dem Gebiete des gelehrten Schrifttums wohl auf lange Zeit hinaus das letzte vierblättrige Kleeblatt dieser Art bleiben.

Diese Lockerung alter Bande mußte dem deutschen Schrifttum besonders empfindlich werden, weil es als einzige der großen geistigen Schaffensprovinzen in wachsender Isoliertheit der Gruppe der übrigen gegenüberstand; während gerade es sich auf einen sehr weiten Interessenkreis eingestellt hatte. Mitten im Kriege noch beginnt das groß angelegte altfranzösische Wörterbuch von Tobler e in Erscheinen; ungefähr um dieselbe Zeit gibt ein deutscher Gelehrter die Lieder von Bernart von Ventadorn heraus; die deutsche Shakespeare-Gesellschaft unterbricht die Reihe ihrer Jahrbücher überhaupt nicht; die internationalen Jahresberichte deutscher gelehrter Körperschaften erfüllen weiter ihre Aufgabe, wenn auch nicht lückenlos; und die der Kritik dienenden deutschen wissenschaftlichen Organe haben die Literatur des feindlichen Auslandes noch durchaus nicht in den Bann getan. Dennoch war Mitteleuropa vom halben europäischen und später vom ganzen überseeischen Büchermarkt fast abgeschnürt.

Der Kalender der gelehrten Arbeit weicht freilich von dem der meisten übrigen Arbeitsgebiete dadurch merklich ab, daß die Lebensalter sich zur fruchtbaren Mitwirkung später entfalten, daß ihr darum der Ruf der Fahne mehr Gegenwartssäfte läßt, dafür auch das geflossene Blut sich langsamer erneuern wird. Eine Sorge, deren ernstes Auge nur gemildert wird durch die Fülle und den Fruchtreichtum der Felder, die die deutsche Wissenschaft trotz allem in drei Kriegsjahren bestellt hat. Ein falsches Bild gewänne davon, wer es nur aus den Vorgängen am Büchermarkte gewinnen wollte. Er erfaßte dann Vieles, das auch ihm erst zur Kriegszeit sichtbar geworden ist, dort aber vorher schon gewirkt worden war; und ihm entginge das, was im Kriege geschaffen oder fortgesponnen, erst zur literarischen Erscheinung gelangen kann, wenn der wissenschaftliche Buchhandel mählich wieder gesunden wird. Man kann auch von diesem nur mit höchster Anerkennung sprechen. Solange nur die Zensur, die Ausfuhrerschwernisse, der Absatzschwund draußen und daheim, die Teuerung im Buchgewerbe auf ihm lasteten, hat er solchem

Druck mit dem Pulse einer starken Verantwortung und vielfach mit selbstvergessender Treuerfüllung widerstanden. Bis dann der Mangel an Stoffen und Arbeitskräften zur Not, die Einschränkung ihrer Inanspruchnahme zum Gebot wurde, das seinen Schritt weit stärker verkürzte als den des geistigen Schaffens.

In diese Jahre fielen vier Gedächtnisfeiern: Hohenzollern, Bismarck, Leibniz, Luther, die anders die Literatur wohl überreich befruchtet hätten, jetzt aber nur ein bescheidenes Ausmaß zeitigten. Geschwunden sind zahlreiche Zeitschriften oder an Entkräftung eingegangen. Am sinnfälligsten aber sind die Hemmungen bei den Werken, wo die Mitarbeit Vieler ineinandergreift und die Stockung an der einen Stelle Störungen an der anderen nach sich zieht. Die Jahresberichte der gelehrten Körperschaften erzählen alle davon. Von den großen Unternehmungen der Berliner Akademie der Wissenschaften ist kaum eine, die nicht in Mitleidenschaft gezogen wäre; vom deutschen Wörterbuche heißt es schon 1915, daß es besonders schwer betroffen sei; von den Acta Borussica standen 1916 sämtliche Mitglieder im Felde; das rheinische Dialekt-Wörterbuch beklagt 1917 zwölf vorm Feinde gefallene Mitarbeiter; der Druck an der Leibniz-Ausgabe mußte unterbrochen werden, weil die französischen Archive sich uns geschlossen hatten; für eine breit angelegte Untersuchung der Größe und Form der Meereswelle fehlte es an allen Voraussetzungen zur Durchführung. Die deutsche Archäologie wurde schrittweise von ihren Forschungsstätten verdrängt; Ägypten, Pergamon und die griechischen Inseln mußten sogleich verlassen werden; in Mesopotamien wurden die Arbeiten während des ersten Kriegswinters eingestellt; Italien im Mai 1915 aufgegeben; auf der griechischen Halbinsel eine rege und fruchtbare Ausgrabungstätigkeit im Spätherbst 1916 beendet; dafür in Polen, in Mazedonien, auf dem Sinai und in Syrien hinter der umkämpften Front der Spaten zu neuen Aufgaben eingesetzt. Ethnographie und Sprachwissenschaft machen sich in den Gefangenenlagern das reiche nahegerückte Material zu Nutze; die Schönheit belgischer Klosterbauten regt die Kunstwissenschaft zu einem großen Werke an.

Kaum ein Wissenschaftsgebiet, wo die Stockung oder Einschränkung zum Stillstand geführt hätte; nicht wenige aber, wo mitten im Ringen um den Bestand des Vaterlandes die gelehrte Arbeit und noch mehr die gelehrte Organisation sich mit neuen weittragenden Unternehmungen ankündet, an deren manchem gewiß die nationale Erregung einen stärkeren Anteil hatte als in ruhigen Zeitläuften. Frankfurts vom Kriege überraschte Universitätsbildung bleibt gesund; die großen Forschungsinstitute in Berlin, Leipzig und München setzen nicht nur auf der Wetterseite starke frische Zweige an; in Heidelberg, Kiel, Graz und anderen Universitäten entstehen neue Schürf- und Lehrstätten für internationales Recht und Rechtsvergleichung, für Seeverkehr und Weltwirtschaft, für die Kunde des Balkans und des Orients. So reich quillen die Säfte, daß sie ausreichen, in Gent, Warschau und Konstantinopel Hochschulen mit dem starken Beistande deutschen Geisteskapitals ins Leben zu rufen; das preußische Kultusministerium tritt in einer bedeutenden

Denkschrift für die Förderung der Auslandsstudien ein. Alte und neue Probleme in Erziehung und Unterricht geben der Literatur dieser Tage eine noch nie gekannte Stoffülle zur Verarbeitung und lassen ein großes pädagogisches Zentralinstitut erstehen. Die Hochstimmung über die starke Lebensbekundung des österreichischen Staates löst in Wien die Vorarbeiten zu einer großen österreichischen Biographie aus; und wenn protestantische und katholische Gelehrte jetzt daran gehen, die Schriften der Reformation und der Gegenreformation in großangelegten Werken zu sammeln, so spricht daraus, daß der deutschen Wissenschaft der Wahrheitswille und der Glaube an die eigene ungebrochene Kraft erhalten geblieben ist. Möchte ihr auch der Wille und die Kraft und die ruheverhaltene Würde eigen sein, den Gemeinschaftsgedanken der Menschheit wieder an ihrem und der andern Herd heimisch zu machen!

Von der Berliner Akademie der Wissenschaften war nicht lange vor dem Ausbruch des Krieges der Antrag ausgegangen, die Vulkanologen der Erde zur Erforschung aller erloschenen und tätigen Vulkane zu vereinen; und die Assoziation der Akademieen hatte ihm einmütig zugestimmt. Man kann sich kaum einen Gegenstand ausdenken, an dem die Wiederkehr des Gemeinschaftsgeistes in die Wissenschaft besser erprobt werden könnte und ihre Bedeutung heller erkennbar wäre, als an diesem.

Dr. W. Stein (Burg Saaleck): Krieg und Kapitalismus.

Wir leben in einer Zeit des ausgesprochenen Staatssozialismus, und eine Freude ist es sicherlich nicht, die ständige staatliche Bevormundung, dieses dauernde tiefe Eingreifen des „Rackers von Staat" in die innersten häuslichen Verhältnisse, in die gesamte Lebensführung, wie es leider unumgänglich ist, über sich ergehen lassen. Ärgeres könnte uns auch, so wird jetzt häufig gehört, der vielberufene sozialistische Zukunftsstaat nicht bescheren. Mißstimmung und Unzufriedenheit herrscht in weiten Kreisen und schafft günstigen Boden für die Lehre jener Leute, die der heutigen Gesellschaftsordnung, dem „Kapitalistischen System", die alleinige Schuld an dem Ausbruch des Weltbrandes beimessen. Sie verkünden laut, daß in diesem Kriege, in jedem Kriege, eine kapitalistische Verschwörung zu erblicken sei, die über die Köpfe des Volkes hinweg von kleinen Gruppen Einzelner für rein selbstsüchtige Zwecke angezettelt wird. Solche Predigt zugleich mit der Verheißung einer besseren Zukunft bleibt nicht ohne Eindruck, sie wirbt und gewinnt Anhänger, die geneigt sind, zu glauben, dieser Krieg

sei in Tat von gewissen Industriekreisen heraufbeschworen, oder es sei eine internationale Kapitalistengruppe erfolgreich am Werke gewesen, ihn anzustiften, lediglich, um Börsengewinne zu erzielen. Von da bis zu der Folgerung und der Forderung, dieses verderbenbringende kapitalistische System durch den Sozialismus, von dessen Segnungen wir jetzt einen Vorgeschmack bekommen, zu ersetzen, ist nur ein Schritt.

Aber natürlich ist die Schlußfolgerung falsch, weil die Voraussetzung unrichtig ist. Geht man dem Gedanken nach, wie Kriege entstehen, so darf man getrost behaupten, daß es heutzutage ausgeschlossen ist, daß einzelne kapitalistische Cliquen solche vom Zaun zu brechen in der Lage sind. Sie können den Staat als den Träger der öffentlichen Gewalt, der den Krieg führen soll, nicht in solcher Weise mehr beeinflussen und in sein Verderben führen. Denn der Staat ist kein über den Klassen und Parteien schwebendes Wesen, sondern er ist ein werdendes, ewig in der Entwicklung stehendes Gebilde. Allerdings ist es richtig, daß sein Wesen und Tun immer der Ausdruck der Interessen seiner herrschenden Klassen ist, aber die Zeiten der völligen Hilflosigeit der breiten Masse sind längst vorüber; denn die Vertretung, die diese heute im Staatsorganismus gefunden hat, ist stark genug, sich im Rahmen des Ganzen ausgiebig zur Geltung zu bringen. Von einem vollkommenen Beherrschen des Staatswillens durch Kapitalistengruppen kann also nicht entfernt mehr die Rede sein. Ohne die bereitwillige Zustimmung der Völker im ganzen ist ein Krieg heute undenkbar. Ist dies richtig, so bleibt der Kern der Frage, ob unter dem kapitalistischen System die Gefahr des Entstehens von Kriegen größer ist als unter dem sozialistischen.

Das Wesen der kapitalistischen Gesellschaftsordnung besteht darin, daß Grund und Boden sowie Kapital sich in den Händen der einzelnen Staatsbürger befindet, d. h. in deren unbestrittenem Besitz ist, und daß der Staat sie in diesem Besitz schützt. Der Sozialismus hingegen will mit der Verstaatlichung der Produktionsmittel Grundbesitz und Kapital aus dem Eigentum des Einzelnen in das des Staates übergehen lassen.

Die Kriege der Gegenwart sind durchweg Handelskriege. Sie werden notwendig zum Schutze des Rechts der Staatsbürger, unbehindert Handel zu treiben. Der Staat, der Kriege zu führen gezwungen ist, nimmt also viel weniger sein eigenes als das individualistische Interesse seiner Bürger wahr. Sonach sind die Begriffe freier Handel und kapitalistische Wirtschaftsordnung, Kapitalismus, nicht zu trennen. Beide aber sind in hohem Maße international, sie haben das denkbarst größte Interesse daran, daß die Beziehungen der Völker zueinander nicht gestört werden, weil sie eben aus diesen Beziehungen ihren Vorteil, ihren Gewinn ziehen. So ist denn auch vor dem Ausbruch des Weltbrandes ungezählte Male prophezeit worden, daß große Kriege eben im Hinblick auf die internationalen Fäden, die sich von Land zu Land, von Volk zu Volk zogen, unmöglich sein würden.

Jede bisher gezeichnete Mark
K r i e g s a n l e i h e hat
mitgearbeitet an den bisherigen
großen Erfolgen unseres Heeres.

Zeichnet den Enderfolg durch die „achte"!

Solche Ansicht entbehrt durchaus nicht der inneren Berechtigung, denn in der Tat schieben gegenseitige wirtschaftliche Abhängigkeiten, wie sie der nur unter dem Kapitalismus mögliche freie Handel schafft, selbsttätig dem Ausbruch von Kriegen einen Riegel vor, zumal der kapitalistische Staat ein nennenswertes eigenes Interesse an einem Kriege oder an der Eroberung von Ländern nicht hat. Seitdem ferner im modernen Verfassungsstaat dem Ehrgeiz der Kronenträger, über möglichst weite Gebiete zu herrschen, eine Grenze gezogen ist, fällt auch dieser Umstand als Kriegsgrund fort. Der eroberte Grund und Boden geht auch nicht in den Besitz des Staates oder dessen Herrschers, nicht in dessen Eigentum über. Die Bewohner bleiben auch nach dem Wechsel der Staatsangehörigkeit ungestört in dem vollen ungeschmälerten Besitz und Genuß ihres Eigentums. Nichts, was ihnen gehörte, geht in andere Hände, am wenigsten in die des erobernden Staates über. Dieser gewinnt höchstens einige Steuerzahler mehr, womit natürlich nicht gesagt sein soll, daß nicht der Staat selbst oder gewisse Gruppen in ihm ein besonderes wirtschaftliches Interesse daran haben können, etwa die Bodenschätze einzelner Länder, z. B. die Kohlen-, Erz- und Kaligruben in Elsaß-Lothringen, unter der eigenen Kontrolle zu halten, auf daß nicht die Machtmittel eines anderen Staates vermehrt werden. Im allgemeinen aber hat unter der kapitalistischen Gesellschaftsordnung in der heutigen Form der Staat selbst kein kapitalistisches Interesse an der Eroberung fremder Länder und darum kein eigentliches Interesse an einem Kriege.

Ganz anders liegen die Dinge, wenn mit dem Einzug der Herrschaft des Sozialismus der Staat Eigentümer von Grund und Boden, wenn er selbst mit der Verstaatlichung der Produktionsmittel kapitalisiert wird. Ist der heutige kapitalistische Staat im Grunde international, so muß notgedrungen der sozialistische Staat in hohem Maße national werden. Geraten heute Kapitalisten irgendwo in der Welt um wirtschaftliche Interessen in Streit, so fechten sie diesen entweder im friedlichen Wettbewerb aus, oder sie vertragen sich schließlich schiedlich — friedlich. Der Staat denkt nicht daran, nun gleich deswegen gegen den Staat, dem die Gegenpartei angehört, vom Leder zu ziehen. Der sozialistische Staat, dessen eigenste geldliche Interessen und noch mehr dessen Ansehen in jedem einzelnen Falle auf dem Spiele stände, wäre viel eher geneigt und gezwungen, um kleiner Ursachen willen loszuschlagen. Er muß eben, weil er selbst Besitzer ist, streng nationalistisch denken und handeln, und die Gefahr des Losbrechens neuer Kriege wäre viel, viel größer als heute.

Noch eine andere Erwägung straft die Behauptung, der heutige Kapitalismus trage die Hauptschuld an Kriegen, Lügen. Der heutige kapitalistische Staat gewinnt, wie wir gesehen haben, mit einem Landerwerb nichts oder so gut wie nichts; wenigstens nichts, was der Gefahr des ungeheuren Einsatzes an Geld, Menschen und Ansehen wert wäre. Der sozialistische Staat indessen würde, da er den Begriff Privateigentum nicht kennt, da jeder Besitz, da aller Grund und Boden sein

Eigentum ist, mit dem Erwerb von Ländern sich selbst einen gewaltigen Vermögenszuwachs verschaffen. Die Verstaatlichung des Besitzes würde also nicht kriegverhindernd wirken, im Gegenteil, der Anreiz für den Staat, Eroberungskriege zu führen, wäre viel stärker.

Das alles sind verblüffend einfache logische Schlußfolgerungen, von denen man annehmen müßte, daß sich kein Denkender dem Zwange entziehen könnte, sie als wahr und richtig anzuerkennen. Statt dessen vernehmen wir lauter und dringender als zuvor in der ganzen Welt den Ruf nach der Sozialisierung der heutigen Gesellschaft, nach der Demokratisierung aller Staaten, wodurch angeblich der ewige Friede gewährleistet wird. Und es ist anzunehmen, daß die Leute, die den Völkern vom Sozialismus das Heil versprechen, selbst glauben, was sie sagen. Daß ihr Glaube falsch ist, bedarf nun keiner Ausführungen mehr. Die Umgestaltung des Aufbaues der Volkswirtschaften im sozialistischen Sinne vermag ein dauerndes friedliches Zusammenleben aller Nationen ebenso wenig zu gewährleisten, wie der Kapitalismus allein der böse Kriegserreger ist, als den man ihn jetzt darstellt. Es wird leider immer Kriege geben, denn die ganze Schöpfung ist auf Kampf gestellt. Wie es schon im Buch der Bücher heißt: So lange die Erde stehet, soll nicht aufhören . . . . . . Tag und Nacht.

C. A. Bratter:

Bayard Taylor, Friedrich Rückert, Alexander v. Humboldt.

Die kultiviertesten Amerikaner sind ausnahmslos Bewunderer des deutschen Geisteslebens gewesen. Ihre Reihe erstreckt sich von Bancroft und Motley bis zu Andrew D. White; zwischen ihnen lebte und warb für Deutschland eine der schärfsten Intelligenzen und schönsten dichterischen Talente, die Amerika je hervorgebracht hat: Bayard Taylor, der als amerikanischer Gesandter in Berlin 1878 starb. Ein Mann, der ruhelos den größeren Teil der Welt durchwandert hat und den es immer wieder nach Deutschland oder doch zu deutscher Kultur hinzog. Ein Amerikaner, der als Student in dem halben Jahre, das er in Heidelberg zubrachte, die deutsche Sprache vollständig erlernt hat; von dem die beste englische Übersetzung des „Faust" herrührt; in dessen Nachlaß sich ein groß angelegtes, leider unvollendet gebliebenes „Leben Goethes" fand; der in ungezählten Essays und Vorlesungen das Verständnis für deutsche Literatur seinen amerikanischen Landsleuten näher rückte; dessen „Studies in German

Literature" von dem gebildeten Amerikaner hoch geschätzt werden; und der seine zweite Frau (die erste starb wenige Wochen nach der Hochzeit an der Schwindsucht) in Deutschland freite: die Tochter des Astronomen P. A. Hansen.

Mit den meisten literarischen und wissenschaftlichen Berühmtheiten, die Deutschland von den fünfziger bis siebziger Jahren aufwies, stand Bayard Taylor in persönlichem oder brieflichem Verkehr. Er hat über denkwürdige Begegnungen und Unterredungen mit hervorragenden Deutschen in der „New-York Tribune" oder in seinen Tagebüchern berichtet. Nachstehend zwei dieser Berichte; sie zeigen, mit welcher Verehrung dieser Amerikaner den Spuren deutschen Geistes folgte.

* * *

Als Bayard Taylor im Oktober 1852 Rückert zum ersten Male besuchte, da schrieb er, noch erfüllt von dem tiefen Eindrucke, den die Begegnung auf ihn gemacht, an einen New-Yorker Freund Folgendes: „Welch' eine eigenartige Individualität! Wenn ich die lange Liste der deutschen Geistesfürsten überblicke, so suche ich vergeblich nach einem, den ich Rückert an die Seite stellen könnte. Ganz abseits von den Bewohnern des Parnassus steht er da, den Blick träumerisch nach Osten, wie nach dem teuren Heimatslande gerichtet . . . als wäre er nicht in der gutdeutschen Stadt Schweinfurt, sondern an den Ufern des Euphrat geboren, und als wären nicht Uhland und Eichendorff, sondern Saadi und Hariri von Basrah seine Genossen."

Es war ein prachtvoller, warmer, dufterfüllter Herbstnachmittag, als Taylor, der damals gerade von seiner großen Orientreise zurückgekehrt war, an der Seite eines jungen Sanskritgelehrten die idyllischen Fluren der Itz entlang dem Hause Rückerts zuschritt. Hinter Coburg, von dichten Gärten halb versteckt, liegt das freundliche Neuseß, in welchem Rückert nach dreiundzwanzigjähriger Lehrtätigkeit sein Dichterheim aufgeschlagen hatte. Er hatte seinem Lehrerberufe nie Geschmack abgewinnen können; er, der wie Wenige berufen war, die intimsten Geheimnisse, die verborgensten Feinheiten der sagenprächtigen orientalischen Poesie Anderen mitzuteilen, er hatte sich nur widerwillig seinen Berufspflichten in Erlangen und Berlin unterzogen. Ihn drängte es aus dem Menschengewühl hinaus in die Abgeschlossenheit des Verkehres mit seinem eigenen Ich, mit der Natur und mit den morgenländischen Dichtern. Als er sich im Sommer 1849 auf Neuseß niederließ, der verhaßten akademisch-pedantischen Bücherweisheit für immer den Rücken kehrend, da pries er sein Los ein beneidenswertes:

„Aus der staubigen
Residenz
In den laubigen,
Frischen Lenz,
Aus dem tosenden
Gassenschwall
Zu den kosenden
Wasserfall, —
Wer sich rettete,
Dank's dem Glück,
Wie mich bettete
Das Geschick!"

Diese Verse wiederholte auch Taylor unwillkürlich, als er vor dem Hause des Dichters angelangt war und seinen Blick über den großen, sorgsam gepflegten Blumengarten streifen ließ, der sich vor ihm ausbreitete. Er zauderte, als er den Fuß in den Garten setzte; er hatte im Orte viel von der strengen Zurückgezogenheit des Dichters gehört und fürchtete unfreundliche Abweisung. Es bedurfte der ganzen Energie seines Begleiters, des jungen Sanskritforschers, ihn zum Eintritte in den Garten zu bewegen. Dort stand eine hochgewachsene, gedrungene, in einen altmodischen Hausrock gehüllte Gestalt über ein Blumenbeet gebückt; in üppigen Locken wallte die schneeweiße Mähne das Haupt herab, dem scharfgeschnittenen Antlitze mit der starken Adlernase und dem kräftig hervorspringenden Kinne einen majestätischen Zug verleihend. Es war Rückert; als er die Eindringlinge erblickt, ist seine erste Bewegung ein unwillkürlicher Fluchtversuch. Der junge Gelehrte hält ihn auf und stellt Bayard Taylor als einen amerikanischen Literaturforscher vor, der eben von einer zehnmonatlichen Reise durch den Orient zurückgekehrt sei. Bei diesen Worten erhellt sich das Auge des Dichters; die Aussicht, über die Gegenstände seiner innersten, beseligendsten Neigung sprechen zu können, verklärt seine Züge sichtlich, und mit dringenden Worten ladet er den Gast ein, ins Haus zu treten. Dort erscheint seine treue Louise, der er im „Liebesfrühling" ein unvergängliches Denkmal gesetzt, bewillkommnet den Fremden aufs Herzlichste, läßt ihn jedoch bald wieder mit Rückert allein, um, wie sie sich ausdrückt, „ihren Friedrich, der jedesmal aufblühe, so oft ihm vom Orient zu plaudern vergönnt ist, im seltenen Genusse nicht zu stören". Was die beiden Männer an Empfindungen und Gedanken und Erinnerungen ausgetauscht, das hat Taylor leider nicht veröffentlicht, sondern nur in knappen Tagebuchnotizen für sich selbst niedergeschrieben. Er sagte später, in jenen zu rasch verflossenen Stunden mit Rückert habe er den blitzenden, geistsprühenden, gedankentiefen Bemerkungen und den Äußerungen seiner schier unergründlichen Kenntnis der morgenländischen Dichtkunst und Gelehrsamkeit kaum folgen können; seine Begegnung mit Rückert zähle er zu jenen Ereignissen im menschlichen Leben, die man im Heiligenscheine der Erinnerung berge und nicht durch Weiterverbreiten profaniere.

* * *

Über seinen Besuch bei Alexander von Humboldt im Jahre 1856 berichtete Bayard Taylor in der „New-York Tribune":

„Ich ging nach Berlin, nicht um seine Museen und Galerien, die schöne Lindenstraße, die Oper und das Theater zu sehen, noch um mich an dem munteren Leben seiner Straßen und Salons zu erfreuen, sondern um den größten Mann der Welt zu sprechen — Alexander von Humboldt.

Er wohnt bei Herrn Seifert, dessen Name allein an der Tür steht, in der Oranienburgerstraße. Das Haus ist einfach und zwei Stock hoch, von einer fleisch-

farbigen Außenseite. Ich läutete; die schwere Haustür öffnete sich und ich stieg die Treppen hinauf, bis ich vor einem zweiten Glockenzuge stand, über welchem auf einer Tafel die Worte zu lesen waren: Alexander v. Humboldt.

Ein untersetzter, vierschrötiger Mann von etwa 50 Jahren, den ich sogleich als Herrn Seifert erkannte, öffnete. „Sind Sie Herr Taylor?" redete er mich an und fügte auf meine Bejahung hinzu: „Seine Exzellenz ist bereit, Sie zu empfangen." Er führte mich in ein Zimmer voll ausgestopfter Vögel und anderer Gegenstände der Naturgeschichte; von da in eine große Bibliothek, die offenbar die Huldigungsgaben von Schriftstellern, Künstlern und Männern der Wissenschaft enthielt. Ich schritt zwischen zwei langen, mit mächtigen Folianten bedeckten Tischen zu der nächsten Tür, welche in das Studierzimmer führte. Diejenigen, welche die schöne Lithographie von Hildebrands Bild gesehen, wissen genau, wie dieses Zimmer aussieht. Hier sah ich den einfachen Tisch, das Schreibpult, mit Papieren und Manuskripten bedeckt, das kleine grüne Sofa, und dieselben Karten und Bilder auf den sandfarbigen Wänden. Die Lithographie hat so lange in meinem eigenen Zimmer zu Hause gehangen, daß ich sofort jeden einzelnen Gegenstand wieder erkannte.

Herr Seifert ging an eine innere Tür, nannte meinen Namen, und alsbald trat Humboldt ein. Er kam mir mit einer Freundlichkeit und Herzlichkeit entgegen, die mich sofort die Nähe eines Freundes fühlen ließen, reichte mir seine Hand und fragte, ob wir englisch oder deutsch sprechen wollten. „Ihr Brief war der eines Deutschen", sagte er, „und Sie müssen sicherlich die Sprache geläufig sprechen; doch bin ich auch das Englische gewohnt". Ich mußte auf dem grünen Sofa Platz nehmen. Hierauf stellte er einen einfachen Strohstuhl daneben und setzte sich, indem er sagte, daß ich ein wenig lauter als gewöhnlich sprechen möge, da sein Gehör nicht mehr so gut wie früher sei.

Indem ich auf den majestätischen alten Mann blickte, kamen mir die Worte Tennysons über Washington ins Gedächtnis: „Oh good, gray head, which all men know!" („O edles greises Haupt, das Jeder kennt!"). Der erste Eindruck, den Humboldts Gesichtszüge machen, ist der einer großen und warmen Menschlichkeit. Seine massive Stirn, beladen mit dem aufgespeicherten Wissen eines Jahrhunderts, strebt vorwärts und beschattet seine Brust; doch wenn man darunter blickt, trifft man auf klare, blaue Augen von der Ruhe und Heiterkeit eines Kindes. Aus diesen Augen spricht jene Wahrheitsliebe des Mannes, jene unsterbliche Jugend des Herzens, welche den Schnee von siebenundachtzig Wintern seinem Haupte so leicht erträglich machen. Man faßt bei dem ersten Blick Vertrauen und man fühlt, daß er uns vertrauen wird, wenn wir es verdienen. Ich hatte mich ihm mit einem natürlichen Gefühle der Ehrfurcht genähert, aber in fünf Minuten fühlte ich, daß ich ihn liebte und mit ihm eben so unumwunden sprechen konnte, wie mit einem Freunde meines eigenen Alters. Seine Nase, sein Mund und sein

Kinn haben den schweren teutonischen Charakter, dessen reiner Typus stets eine biedere Einfachheit und Rechtschaffenheit darstellt.

Ich war von dem leidenden Ausdruck seines Gesichtes überrascht. Ich wußte, daß er während des letzten Jahres häufig unwohl war, und man hatte mir gesagt, daß die Anzeichen des hohen Alters einzutreten anfingen; dennoch würde ich ihm nicht über 75 gegeben haben. Er hat wenig und kleine Runzeln, und seine Haut ist weiß und zart, wie man sie selten bei bejahrten Leuten findet. Sein Haar, obgleich schneeweiß, ist noch reich, sein Gang langsam, aber fest, und dabei ist er tätig bis zur Rastlosigkeit. Er schläft nur vier Stunden, liest und schreibt seine tägliche Korrespondenz selbst und läßt sich keinen Umstand von einigem Interesse aus irgend einem Teile der Welt entgehen. Ich konnte nicht wahrnehmen, daß sein Gedächtnis — die erste geistige Kraft, die zu verfallen pflegt — irgendwie gelitten habe. Er spricht rasch, mit der größten Leichtigkeit, ohne je um ein Wort im Deutschen oder Englischen verlegen zu sein, und schien es in der Tat nicht zu bemerken, als er im Laufe der Unterhaltung fünf- bis sechsmal die Sprache wechselte. Er blieb auf seinem Stuhle nicht länger als zehn Minuten sitzen, sondern stand öfter auf und spazierte durch das Zimmer, indem er dann und wann auf ein Bild zeigte oder ein Buch öffnete, um seine Bemerkungen zu erklären.

Er sprach zuerst von meiner Winterreise nach Lappland. „Warum wählen Sie den Winter?" fragte er. „Ihre Erfahrungen werden sehr interessant sein, das ist wahr; aber werden Sie nicht von der strengen Kälte leiden?

„Das wird sich zeigen", antwortete ich. „Ich habe alle Klimate, das arktische ausgenommen, ohne Nachteil versucht. Die beiden letzten Jahre meiner Reise brachte ich in tropischen Ländern zu, und nun möchte ich den möglichst stärksten Gegensatz erfahren."

„Das ist sehr natürlich", bemerkte er, „und ich kann es begreifen, wie Ihr Reisezweck Sie zur Aufsuchung solcher Kontraste bestimmen muß; Sie müssen aber einen merkwürdig gesunden Organismus besitzen."

„Sie wissen ohne Zweifel aus Ihrer eigenen Erfahrung", erwiderte ich, „daß nichts so sehr die Gesundheit erhält, als das Reisen."

„Sehr wahr", sagte er, „wenn es einen nicht gleich am Anfang umbringt! Was mich betrifft, so behielt ich meine Gesundheit überall wie Sie. Während meines fünfjährigen Aufenthalts in Südamerika und West-Indien lebte ich inmitten von Brechruhr und gelbem Fieber, ohne davon affiziert zu werden."

Ich sprach von meiner beabsichtigten Reise nach Rußland und meinem Wunsche, die russisch-tatarischen Provinzen Zentral-Asiens zu durchwandern. Die Kirgisen-Steppe sei sehr eintönig, meinte er, 50 Meilen machten den Eindruck von 1000; doch das Volk sei sehr interessant; sollte ich mich dahin begeben, so würde ich keine Schwierigkeit finden, von dort aus nach der chinesischen Grenze zu ge-

langen. Aber die südlichen Provinzen Sibiriens würden mich wieder entschädigen. Die Natur zwischen den Altai-Bergen sei überaus großartig. In einer der sibirischen Ortschaften habe er aus seinem Fenster elf Berggipfel, mit ewigem Schnee bedeckt, gezählt. Die Kirgisen, fügte er hinzu, gehörten zu den wenigen Menschenrassen, deren Gewohnheiten seit Jahrtausenden unverändert geblieben, und sie besäßen die merkwürdige Eigenschaft, ein Mönchsleben mit einem nomadischen zu verbinden. Sie wären zum Teil Buddhisten, zum Teil Mohamedaner, und ihre Mönchssekten folgten den verschiedenen Stämmen auf ihren Wanderungen, indem sie ihre religiösen Übungen in ihren Lagern innerhalb eines geheiligten Kreises, der durch Sperre abgeschlossen werde, verrichteten. Er hat ihre Zeremonien beobachtet und war von ihrer Ähnlichkeit mit denen der katholischen Kirche überrascht.

Humboldts Erinnerungen an das Altai-Gebirge brachten ihn auf die Anden zu sprechen. „Sie sind in Mexiko gereist", sagte er. „Sind Sie nicht mit mir der Meinung, daß die schönsten Berge in der Welt jene einzeln stehenden Kegelberge sind, die, mit ewigem Schnee bedeckt, sich aus der glänzenden Vegetation der Tropen erheben? Der Himalaya, obgleich höher, kann kaum einen gleichen Eindruck machen; er liegt zu nördlich, ohne die Umgebung tropischen Wachstums, und seine Abhänge sind vergleichsweise unfruchtbar und trocken. Sie erinnern sich wohl der Stadt Orizaba," fuhr er fort. „Hier ist ein Stich nach einer unvollendeten Skizze von mir. Ich hoffe, Sie werden sie richtig finden."

Er stand auf und nahm den illustrierten Folioband herab, der der letzten Ausgabe seiner „Kleineren Schriften" beigegeben ist, blätterte ihn durch und rief bei jedem Blatte eine oder die andere Erinnerung an seine amerikanischen Reisen zurück. „Ich glaube immer noch", äußerte er, indem er das Buch schloß, „daß der Chimborasso der großartigste Berg in der Welt ist."

Unter den Gegenständen in seinem Arbeitszimmer war ein lebendes Chamäleon in einem Behälter mit Glasdeckel. Das Tierchen, welches etwa 6 Zoll lang war, lag müßig auf einem Bette von Sand, mit einer großen Schmeißfliege auf dem Rücken, welche ihm als Mittagessen dienen sollte. „Man hat es mir jüngst von Smyrna geschickt", sagte Humboldt; „es ist sehr unbekümmert und gleichgültig." In diesem Augenblick öffnete das Chamäleon eines seiner runden Augen und sah uns an. „Eine Eigentümlichkeit dieses Tierẹs ist", fuhr er fort, „sein Vermögen, zu gleicher Zeit nach verschiedenen Richtungen sehen zu können. Es kann mit einem Auge gen Himmel sehen, während das andere zur Erde blickt. Es gibt viele Diener der Kirche, die dasselbe können."

Hierauf begann Humboldt über Angelegenheiten der amerikanischen Politik zu sprechen, mit denen er vollständig vertraut schien.

Er sprach auch von unseren Schriftstellern und erkundigte sich besonders nach Washington Irving. Ich bemerkte, daß ich Herrn Irving kenne und daß ich ihn

nicht lange vor seiner Abreise nach New-York gesehen habe. „Er muß wenigstens fünfzig Jahre alt sein", sagte Humboldt.

„Er ist siebenzig", erwiderte ich, „aber so jung wie immer."

„Ach!" sagte er überrascht. „Ich habe so lange gelebt, daß ich fast den Maßstab der Zeit verloren habe. Ich gehöre dem Zeitalter der Jefferson und Gallatin an. Ich hörte von dem Tode Washingtons, während ich auf der Reise in Südamerika war."

Ich habe nur den kleinsten Teil seiner Unterhaltung wiedergegeben, die in einem ununterbrochenen Strom des Wissens dahinfloß. Indem ich mir alles ins Gedächtnis zurückrufe, bin ich erstaunt über die große Menge von Gegenständen, die er berührte; er besitzt die seltene Gabe, jeden Gegenstand in das klarste und lebhafteste Licht zu setzen, und er braucht dazu nur ein paar Worte. Er dachte, wie er sprach: ohne Mühe. Ich möchte seinen Geist mit der Quelle von Vaucluse vergleichen: ein ruhiger und tiefer See, ohne Wellen auf der Oberfläche, aber durch sein Ausströmen einen Fluß erzeugend. Er stellte viele Fragen an mich, aber wartete nicht immer auf die Antwort, indem die Frage selbst ihm Manches in die Erinnerung rief, das auszusprechen ihm Vergnügen macht. Ich saß oder ging, jeder seiner Bewegungen mit Neugierde folgend und abwechselnd englisch oder deutsch redend, bis die Zeit, die er mir bewilligt, verstrichen war. Seifert erschien endlich und sagte zu ihm in einem Tone, der ebenso ehrerbietig wie vertraulich war: „Es ist Zeit!" Und ich empfahl mich.

„Sie sind viel gereist und haben viele Ruinen gesehen", sagte Humboldt, indem er mir seine Hand reichte; „jetzt haben Sie eine mehr gesehen." Ich drückte die Hand, welche die Friedrichs des Großen, Forsters (des Gefährten Cooks), Klopstocks und Schillers, Pitts, Napoleons, Jeffersons, Hamiltons, Wielands, Herders, Goethes, Cuviers, La Places, Gay-Lussacs, Beethovens, Walter Scotts — kurz, aller großen Männer seiner Zeit berührt hatte. Ich blickte in das Auge, das nicht allein die gegenwärtige Geschichte der Welt, Szene um Szene, vorüberziehen sah, bis die Handelnden Einer nach dem Andern verschwanden, sondern das auch auf die Katarakte von Atures und die Wälder von Cassiquiare, den Chimborasso, den Amazonas, den Popokatepetl, die altaischen Alpen von Sibirien, die Tatarensteppen und das Kaspische Meer geblickt hat. Ein solch glänzender Reichtum von Erfahrung ist ein würdiger Lohn für ein Leben voll edelmütiger Hingebung an die Wissenschaft. Ich habe nie ein so erhabenes Beispiel bejahrten Alters, gekrönt mit unvergänglichen Erfolgen, voll des reichsten Wissens, belebt und erwärmt durch die reinsten Gefühle des Herzens, gesehen. Eine Ruine? Nein, ein menschlicher Tempel, vollendet wie der Parthenon!"

F. v. Wantoch Rekowski,

Geheimer Legationsrat, Generalkonsul a. D.:

Italien und die Italiener.

Aufzeichnungen aus dem Jahre 1904, mit einem Nachwort 1917.

Ein Beitrag zur Kenntnis der italienischen Volkspsyche.

Der Gegenstand ist verwickelt, selbst für einen Beobachter, der, wie der Verfasser, 30 lange Jahre im Lande Italien gelebt und gewirkt hat, nicht in hochmütiger Abgeschlossenheit, sondern im engen und eingehenden persönlichen Verkehr mit Staatsmännern, Politikern, Gelehrten, hohen und niederen Beamten, Großindustriellen und Geschäftsleuten, Offizieren, mit dem Hochadel, wie mit Kleinbürgern und armen Bauern. Und um so schwerer ist der Schlüssel der Erkenntnis zu finden, als das italienische Volk, wegen seiner bunten ethnischen Zusammensetzung, in Bezug auf Charakter und Eigentümlichkeiten ungemein verschieden geartete Elemente umschließt.

Um nun zunächst den heutigen Italiener der gebildeten und führenden Klassen in seinem politischen Denken und Trachten einigermaßen zu verstehen, muß man bedenken, daß er mit selbstbewußtem und auch begreiflichem Stolz auf die große geschichtliche Vergangenheit seines Landes zurückblickt, daneben sich selbst, mit Recht oder Unrecht, als Nachkommen und Erben der einst weltbeherrschenden „Roma eterna" fühlt und daraus auch seine Folgerungen zieht. Ohne damit zu prahlen, ist ihm diese Vorstellung immer gegenwärtig und teuer. Mit lebhaftem Schmerze empfindet er, daß das heutige Italien in politischer, militärischer, finanzieller, wirtschaftlicher und allgemein kultureller Hinsicht nicht ganz auf der Höhe steht und im Kreise der europäischen Großmächte den mit heißer Sehnsucht erstrebten Rang noch immer nicht einnimmt.

Er leidet auch fortdauernd darunter, daß das Ausland und namentlich der in Italien reisende Ausländer fast immer nur die große Vergangenheit des Landes, seine Baudenkmäler und seine Kunst aus dem grauen Altertum oder dem Mittelalter aufsucht und die herrliche Natur des gottgesegneten Landes bewundert, dem jungen Staatswesen dagegen nur wenig Teilnahme bekundet und den Italiener selbst entweder nur als dekoratives Element, als Staffage, oder gar mit gönnerhafter Geringschätzung behandelt!

Ganz besonders deutlich fühlt er neuerdings auch das Mißverhältnis, welches einerseits zwischen der günstigen maritimen Lage seines Landes inmitten des Mittelmeeres und andrerseits seiner eigenen maritimen Ohnmacht und Abhängigkeit von seinen mächtigen Nachbarn in Toulon, Malta und Pola besteht. An dieser Empfindung nimmt zwar die große Menge des noch immer in sehr gedrückten Verhältnissen von der Hand in den Mund lebenden kleinen Volkes einst-

weilen wenig Anteil, aber die oberen Schichten der Bevölkerung, sowie der gesamte Mittelstand sind lebhaft davon erfüllt.

Diese, schon in der Schule und noch mehr in den Universitäten, sowie auch in besonderen nationalen und politischen Verbindungen und in der Presse fortdauernd und zielbewußt genährten Stimmungen und die aus ihnen sich ergebenden Bestrebungen bergen eine Gefahr in sich. Denn der damit verbundene unablässige, ungeduldige und aufregende seelische Antrieb führt zur Nichtachtung und Vernachlässigung der stillen, fleißigen, stetigen und konzentrierten Arbeit namentlich auf den Gebieten des Bildungswesens, der Verwaltung und der Volkswirtschaft und verleitet zur Verfolgung einer allzu ehrgeizigen, die Kräfte des Landes übersteigenden Politik. Eine solche ernste, pflichttreue, tägliche Kleinarbeit, auch an sich selbst, liegt der heutigen, etwas zügellosen italienischen Jugend nicht. Vielmehr scheint sie zu glauben, daß die schwierigsten nationalen Probleme, ohne Selbstzucht und harte Arbeit, einfach durch Genialität, klangvolle Worte und geräuschvolle Kundgebungen gelöst werden können. Auf diesem Wege der Maßlosigkeiten können selbstredend nur gefährliche Abenteuer, Hemmungen und Enttäuschungen heraufbeschworen werden!

Über solche Bedenken mit Italienern sich zu unterhalten, ist, selbst für einen befreundeten, wohlmeinenden und taktvollen Ausländer, in der Regel mißlich und aussichtslos, zumal der während der letztvergangenen Jahrzehnte deutlich in die Erscheinung getretene wirtschaftliche Aufschwung des Landes, sowie die schmeichelhafte Umwerbung von Seiten interessierter Großmächte in ihnen große und überspannte Hoffnungen ausgelöst haben.

Nicht minder mißlich wäre es, den Römerstolz des heutigen Italieners daran zu erinnern, daß die heutige italienische Bevölkerung nur sehr wenig Römerblut in ihren Adern führt, vielmehr ein aus buntestem Gemenge bestehendes Mischvolk darstellt. Zu den eingeborenen Stämmen verschiedenster Herkunft, nämlich den Sikanern, Sikulern und Elymern in Sizilien, den Japygen, Lukaniern, Samniten und Oskern in Süditalien, den wohl aus Vorderasien stammenden Etruskern mit ihrer alten eigenartigen Kultur in Mittelitalien, den Ligurern und Kelten in Oberitalien, treten in Sizilien die zahlreichen eingewanderten Griechen, Phönizier, Karthager, Araber und Normannen, in Süditalien Griechen, Byzantiner und Langobarden, in Rom und Mittelitalien die in großer Zahl freigelassenen Kriegsgefangenen und Sklaven, in Oberitalien die in ganzen Volksstämmen mit Weib und Kind erfolgte und dort verbliebene Einwanderung der Goten und Langobarden, welche letztere Jahrhunderte hindurch in Ober- und Unteritalien (Pavia, Benevent, Salerno) eine herrschende Stellung eingenommen, schließlich, bei hoher Kultur, das Herrenvolk gebildet und ebenso wie die Griechen, Sarazenen und Normannen zahlreiche monumentale Spuren hinterlasseen haben*).

---

*) Rob. Kohlrausch: „Deutsche Denkstätten in Italien," 1909. Stuttgart.

Daß ein nicht unerheblicher Teil gerade auch des heutigen italienischen Patriziats fremdländischer Abstammung ist, steht wohl außer Zweifel. Petrarca wirft sie dem römischen Hochadel ausdrücklich vor. Sicher zu verfolgen ist, daß noch zur Zeit der Frührenaissance viele Bildnisse hervorragender Personen germanische Typen mit blondem Haar aufweisen. Auch die heilige Jungfrau findet man nicht selten mit blondem Haar dargestellt. Daß auch die Hochrenaissance unter germanischen Einflüssen stand und sich in der Spätrenaissance von den eindringenden französischen Einflüssen zu befreien suchte, wird von sachkundigen Gelehrten mehrfach berichtet. Der größte italienische Dichter, Dante Alighieri, ferner stammt, wie urkundlich bezeugt ist, von einem langobardischen Vater und einer gotischen Mutter ab*) und hielt im Kampfe zwischen den Welfen und Ghibellinen bekanntlich zu den Anhängern der deutschen Kaiser. Der blauäugige und rothaarige Volksheld Garibaldi (Gari-bald bedeutet auf Altdeutsch: „Speerkühn") blickt wohl ebenfalls auf germanische Ureltern zurück.

Trotz alledem ist nicht zu leugnen, daß die heutigen Bewohner der Halbinsel, ungeachtet ihrer verschiedenen Abstammung, mit der Zeit zu einer, vom Gefühl völkischer Zusammengehörigkeit lebhaft erfüllten, lebenskräftigen und viel versprechenden Nation verschmolzen und von dem festen und starken Willen, sich in der europäischen Völkerfamilie Geltung zu verschaffen, belebt und angetrieben sind. Dem begabten, moralisch und physisch gesunden, sich auch stark vermehrenden Volke darf man eine noch größere und schönere Zukunft, ja selbst das Primat unter den romanischen Völkern, wohl in Aussicht stellen, sofern es sich in maßvollen, vernünftigen und achtbaren Bahnen voranbewegt!

Nach Überwindung der furchtbaren Zeiten der Völkerwanderung, des von ununterbrochenem Kriegslärm erfüllten Mittelalters, der elenden Kleinstaaterei des XVII. und XVIII. Jahrhunderts, ist Italien vom Glücke begünstigt worden. Nach und nach hat es, teils durch eigene Kraft und Entschlossenheit, teils durch glückliche Kombinationen, seine nationale Einheit errungen. Nun strebt es, im Gefühle überschüssiger Kraft und vom Ehrgeiz getrieben, mit hochfliegenden Plänen über seine natürlichen Grenzen hinaus, nach Afrika, Vorderasien und nach der Balkanhalbinsel. Ob diese neuen, auf die Unterjochung von Fremdvölkern ausgehenden Ziele die richtigen sind, ob das Wollen dem Können angepaßt ist, wird die Zeit lehren!

Und nun ein Wort über die Beziehungen des modernen Italieners zum Ausländer, mit dem er, mag er nun wollen oder nicht, durch höchst gewichtige materielle, aber auch geistige Interessen verbunden ist. Was die geistigen Interessen anlangt, so ist die Zahl der ausländischen Gelehrten, welche durch ihre Forschungen und Schriften über italienische Geschichte und Kunst der einheimischen Wissenschaft vorangeleuchtet haben, groß. Von deutschen Forschern

*) Houston Stuart Chamberlain: Die Grundlagen des XIX. Jahrhunderts.

seien nur Goethe, Winkelmann, Mommsen, Gregorovius genannt. Dasselbe läßt sich von ausländischen Größen auf den Gebieten der exakten Wissenschaften sagen. Dazu tritt noch die überreiche Literatur aus der Feder feingeistiger Ausländer, die das Italien unserer Zeit mit offensichtlichem Wohlwollen, freundlicher Anerkennung und aufrichtiger Unbefangenheit geschildert haben. Namentlich dürfte es schwer fallen, in der einschlägigen deutschen Literatur irgend eine boshafte, hämische, unfreundliche oder gar feindliche Bemerkung zu finden.

Wie unendlich viel ferner das junge italienische Königreich dem Auslande und namentlich gerade dem Deutschen Reiche an moralischer und materieller Unterstützung verdankt, ist notorisch, obwohl man im Lande selbst nicht besonders geneigt ist, dies entsprechend anzuerkennen. Durch reichliche Übernahme italienischer Staatspapiere, durch erhebliche Darlehen, Gründung oder Finanzierung industrieller Großunternehmungen, Einführung neuer Industrien, durch Beteiligung an öffentlichen Bauten und Verkehrseinrichtungen, durch Abnahme italienischer Bodenerzeugnisse hat das Ausland und in den letztvergangenen Jahrzehnten, nachdem Frankreich Italien auf wirtschaftlichem Gebiete vorübergehend den Krieg erklärt hatte, wiederum namentlich das immer hülfsbereite Deutsche Reich das junge aufstrebende italienische Staatswesen wesentlich und nachhaltig unterstützt und seinen finanziellen und wirtschaftlichen Ausbau erheblich und erfolgreich gefördert. Diese Tatsache könnte nur Unwissenheit oder Böswilligkeit bestreiten. Daß diese, immerhin mit einem Risiko verbundene geschäftliche Hülfstätigkeit nicht ohne jeden Gewinn auch auf der anderen Seite stattfand, ist selbstverständlich. Im Vordergrunde stand jedoch auf deutscher Seite, wie gesagt, immer die zielbewußte Absicht, dem jungen Italien, welches eine ähnliche politische Entwicklung durchgekämpft und noch durchzukämpfen hatte, wie sie dem Deutschen Reiche beschieden gewesen war, aus seiner Not zu helfen und seinem öfteren Hülferuf Folge zu leisten.

Aus diesem Werdegange ergab sich zwischen Italien und dem, auf den Gebieten der Großindustrie, der Technik, des Handels und der Schiffahrt den anderen Ländern vorausgeeilten Deutschen Reiche ein enger, überaus fruchtbarer und einträglicher Handelsverkehr, der Italien nebenbei auch etwaigen Erpressungsversuchen von anderer Seite entzog, wo man das Erstarken des italienischen Königreiches, im Gegensatze zu uns, mit Unmut und Mißgunst verfolgte. Über diese Sachlage darf ich wohl ein gültiges Wort sagen, da ich sie in der besonders kritischen Zeit von 1886—1905 nicht nur im Lande selbst miterlebt habe, sondern als Wirtschaftspolitiker in amtlicher Eigenschaft fortlaufend selbst mit Hand anzulegen hatte.

Leider wurden diese Hülfsaktionen und die mit ihnen verbundene, auf allen Gebieten in die Erscheinung tretende Bereicherung und Befruchtung des italienischen Wirtschaftslebens und Volkswohlstandes in Italien kaum jemals mit freimütiger Anerkennung belohnt, sondern im besten Falle nur als eine drückende

Dankesschuld angesehen oder gar von der kleinlichen Befürchtung einer drohenden finanziellen und wirtschaftlichen Abhängigkeit begleitet. Immerhin knüpfen sich mit der Zeit zwischen den auf dem Gebiete des Außenhandels arbeitenden italienischen Handelskreisen einerseits und unseren im Lande seßhaften deutschen Ansiedelungen und den regelmäßig verkehrenden, findigen, umsichtigen und taktvollen Vertretern unserer heimischen großen Importfirmen andrerseits stets wachsende vertrauensvolle Beziehungen an.

Wenn sich trotz alledem kein völlig befriedigender, sympathischer Zusammenklang zwischen dem italienischen Privatmann und dem Ausländer, auch nicht mit uns, einstellen wollte, so trugen mancherlei Ursachen die Schuld daran. Zunächst fehlt es dem Durchschnittsitaliener durchaus an jenem lebendigen, teilnehmenden Interesse, welches gerade uns Deutsche zu immer neuer Erforschung der fremden Volksseele, der Literatur, Geschichte, Kunst und Technik anderer Völker drängt und begeistert. Wenn schon der Engländer und der Franzose auf alles nicht englische und nicht französische unter allen Umständen mit eitler Selbstüberhebung herabzublicken pflegt, so steht der Italiener als „Erbe der alten römischen Kultur" allem Nichtitalienischen in der Regel mit erhabenster Gleichgültigkeit oder Voreingenommenheit ablehnend gegenüber. Auch fühlt er sich in seinem schönen Lande und in seiner selbstzufriedenen Zurückgezogenheit dermaßen wohl und befriedigt, daß er — abgesehen selbstredend von den auf höherer Warte stehenden Ausnahmen — keinerlei Bedürnis fühlt, seine Kenntnis des Auslandes und seine Beziehungen zu ihm zu erweitern. Das selbst in gebildeten Kreisen meist herrschende mangelhafte Wissen auf dem Gebiete der Geographie, der Geschichte, der Staatsverfassung, der sozialen Einrichtungen, der technischen, finanziellen und wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit und der — Machtverhältnisse — anderer Länder ist daher erstaunlich und für das Land selbst geradezu gefährlich. Denn diese Unkenntnis führt bei den sonst so klugen und scharfblickenden Landesbewohnern zur Entstehung ganz irriger Anschauungen und zu den sonderbarsten, aber weit verbreiteten Vorurteilen, zum Schaden, leider, nicht selten besonders unseres deutschen Vaterlandes, aber auch des italienischen Volkes selbst. Dazu reist der selten sprachkundige Italiener ungern und wenig und die Wenigen, welche die Landesgrenze überschreiten, pflegen, sofern es nicht Auswanderer oder Saisonarbeiter sind, nicht dem Studium, sondern dem Vergnügen nachzugehen und ihre Schritte vorwiegend nach dem leichtlebigen Frankreich, hier und da nach dem üppigen London, aber selten nur nach dem vielleicht etwas schwerblütigen, aber fleißig an seiner Vervollkommnung arbeitenden aufstrebenden Deutschland zu richten.

Daneben besteht in der italienischen Volksseele augenscheinlich eine, je nach den Zeitereignissen mehr oder weniger in's Bewußtsein tretende Unterströmung, welche die dunkle Erinnerung an alle Unbilden und Vergewaltigungen aufleben läßt, denen das schöne, allezeit vielbegehrte Land von seiten seiner Nachbarn von

Alters her ausgesetzt gewesen ist. Man erinnere sich der aufeinanderfolgenden, fast ununterbrochenen Reihe von Fremdherrschaften, welche Italien im Laufe der Jahrhunderte zu ertragen hatte. Auf die Goten und Langobarden folgten die Byzantiner, dann die Normannen, hierauf die deutschen Kaiser, danach, Jahrhunderte hindurch, die Franzosen und die Spanier, schließlich die Österreicher bis in unsere Zeit hinein!

Wenn daher der Italiener gelegentlich als fremdenfeindlich, verschlossen, berechnend und mißtrauisch hingestellt wird, so mögen diese Eigenschaften mindestens ebenso sehr der vorerwähnten seelischen Unterströmung, als etwa dem angeborenen Temperament zugeschrieben werden. Ich selbst habe zu meiner Freude mehrfach erfahren, daß er dem ausländischen Gastfreunde, falls dieser in langjährigem Verkehr seine Hochachtung und sein Vertrauen gewonnen hat, in uneigennütziger Weise begegnen und ihm auch unter erschwerenden Umständen im Privatleben die Treue bewahren kann. Inwieweit in den einzelnen, andersgearteten Fällen wiederum die Rassenabstammung — Morgenland oder Abendland — mitspielt, mag dahingestellt bleiben.

Endlich ist noch folgendes zu beachten:

Schwerlich wird sich der in Italien reisende Ausländer hinreichend vergegenwärtigen, welche Empfindungen die gewaltige, unablässige Überflutung des schönen Landes durch Reisende aller fremden Länder auslöst. In der Regel wird einfach als selbstredend angenommen, daß das viele mit den Reisenden in's Land kommende Geld, angeblich alljährlich eine halbe Milliarde Lire in Gold, den Italiener beglückt und damit die Frage erledigt sei. Dem ist aber nicht so. Man muß sich nur vorstellen, daß während neun Monaten des Jahres alle Eisenbahnzüge im Lande, alle Gasthöfe, Speisewirtschaften, die elektrischen Bahnen in den großen Städten, die Theater, Kunstsammlungen und öffentlichen Promenaden, mehr oder minder dermaßen von dem ziemlich anspruchsvollen und rücksichtslosen, an den Landeseinwohnern achtlos vorübergehenden, ausländischen Reisepublikum überfüllt und überlaufen sind, daß die ersteren sich allenthalben, in oft schwer erträglicher Weise, eingeengt, behindert und belästigt fühlen. Diese Belästigung läßt man, als artiger Gastgeber, sowie im Interesse der nationalen Finanzwirtschaft Jahr für Jahr mit einer Geduld über sich ergehen, die in einem anderen Lande unter ähnlichen Umständen, die Schweiz vielleicht ausgenommen, schwerlich auf die Dauer beobachtet werden würde.

Die vorerwähnte, von dem gebildeten Italiener in der Regel zunächst beobachtete Zurückhaltung richtet sich indessen gegen die Angehörigen aller Nationen und keineswegs vorwiegend gegen die Deutschen, wie gelegentlich behauptet worden ist und aus der Haltung eines Teiles der italienischen Presse — die ein Kapitel für sich bildet und in Italien keineswegs die öffentliche Meinung wiedergibt — hier und da geschlossen werden könnte. Der gesetztere, mehr beobachtende, kühl berechnende und kritische Italiener schätzt den stets mit sich selbst beschäftigten,

prahlerischen Franzosen keineswegs besonders hoch ein*). Der kalte, steife, wortkarge und hochmütige Engländer ist ihm auch nicht gerade sympathisch. Den Deutschen achtet er jedenfalls und tritt ihm wegen seiner leichteren Zugänglichkeit und erprobten Zuverlässigkeit bald näher, obschon er gewisse Gewohnheiten unseres Reisepublikums, die auch uns selbst nicht immer gefallen wollen, gelegentlich belächelt. Die uns angeborene Wanderlust führt eben auch zahlreiche Germanen in's schöne Welschland, die zwar treffliche, wissensdurstige Menschen, aber nicht gerade „gute Musikanten" sind und in anderen Ländern daheim zu bleiben pflegen. Jedenfalls unterhalten die in Italien ansässigen deutschen Ansiedelungen zu den Landesbewohnern die besten Beziehungen, sind gern gesehen und geachtet.

Dies Alles soll sich auf den Verkehr von Mensch zu Mensch beziehen. Dagegen darf nicht übersehen werden, daß in den Tiefen der italienischen Volksseele auch der alte Rassengegensatz zwischen dem Romanentum und dem Germanentum noch immer fortbesteht und die gewaltige Macht des Hundertmillionenvolkes germanischer Rasse jenseits der Alpen allezeit mit leisem Grauen betrachtet wird. Sollte es daher jemals zum Ausbruch des seit Jahrzehnten drohenden ungeheuren Rassenkrieges, zu welchem der deutsch-französische Krieg der Jahre 1870/71 nur ein Vorspiel war, zur gewaltsamen allgemeinen Auseinandersetzung und Neuordnung der künftigen Machtverhältnisse im Kreise der europäischen Völkerfamilie kommen, so möchte ich, auf Grund meiner im Lande gemachten Beobachtungen und gesammelten Erfahrungen, für die Haltung Italiens nicht einstehen.

Das Zünglein an der Wage würde dann das oft beklagte traurige Verhältnis Italiens zu Österreich-Ungarn bilden! Während die drückende französische und spanische Fremdherrschaft in Ober- und Unteritalien gern vergessen oder verschleiert wird, weil ihr Andenken in das legendäre Truggebilde der vielgerühmten Verbrüderung und Interessengemeinschaft der lateinischen Völker nicht hineinpaßt, wird die Zeit der österreichischen Herrschaft planmäßig als „die Schreckensherrschaft" hingestellt. Der in der Familie und Schule gegen Österreich-Ungarn in jedes Italienerherz planmäßig eingeimpfte unsinnige Haß wegen längst verjährter und gesühnter Unbilden ist, wie bereits an anderer Stelle ausgeführt, allezeit lebendig und schließt auch im Privatleben jede Möglichkeit gegenseitiger Annäherung aus. Auch wir Deutschen können ja mit einem „Erbfeinde" aufwarten, der unser Volk Jahrhunderte hindurch, und sicherlich in höherem Grade, herausgefordert, verfolgt, in seiner Entwicklung gestört und beraubt hat. Schreien doch die Trümmer unserer, von den Franzosen mutwillig zerstörten malerischen Rheinburgen und des Heidelberger Schlosses noch heute anklagend zum Himmel! Im

*) So spottet der italienische Dichter:

I Francesi.
Più li pesi, meno danno,
Tutto sanno, nulla fanno,
Gira, volta, son Francesi!
Alfieri.

Jahre 1870/71 haben wir mit Gottes Hilfe diese, allerdings stets offengebliebene Rechnung ausgeglichen. Niemals aber sind die Herzen unserer Jugend in ähnlicher Weise systematisch zum Haß gegen Frankreich angespornt und vergiftet worden! Dieser verbohrte Haß gegen das benachbarte, nebenbei gewaltig unterschätzte, dem Zerfall nahe geglaubte Kaiserreich dürfte für Italien noch üble Folgen zeitigen. Er bestimmte und lähmte mehr oder minder fortlaufend die italienische Politik. Er ließ überdem unseren Dreibund niemals als ein völlig sicheres Gebilde erscheinen, während das Bündnis mit dem Deutschen Reiche allein von der Mehrheit des italienischen Volkes gutgeheißen und besonders auch in militärischen Kreisen gebilligt wurde. Dagegen stimmten damals nur die antimonarchischen Parteien des Landes, sowie eine gewisse, den Westmächten durch dick und dünn verpflichtete Presse.

Alles in Allem genommen, würde Italien im Ernstfalle wohl an der Seite des Deutschen Reiches, gegen Frankreich, um Savoyen, Nizza und Korsika kämpfen, niemals aber im Vereine mit Österreich-Ungarn! Mit diesem „Incertum" werden wir stets rechnen müssen. Wir hätten uns im Kriegsfalle wohl mit einer gewissenhaften, aufrichtigen und wohlwollenden Neutralität Italiens abzufinden, namentlich dann, wenn das weit über Gebühr gefürchtete England sich gegen uns erklärte.

* * *

So dachten wir damals im Jahre 1904, vorsichtig und bescheiden genug, wenn man sich die wiederholten Versicherungen der Bundestreue und die lebhaften Freundschaftskundgebungen vergegenwärtigt, wie sie an allerhöchster Stelle, im Parlament, in der Presse und im Volke uns gegenüber gelegentlich zum Ausdruck gebracht worden waren!

* * *

Nachschrift 1917.

Seitdem diese, dem Tagebuch des Verfassers entnommenen Zeilen geschrieben wurden, ist mehr als ein Jahrzehnt verflossen. Im Jahre 1914 ist der unheilvolle Weltkrieg ausgebrochen. Der von habgierigen, neidischen Nachbarvölkern längst geplante und aus langer Hand sorglich vorbereitet gewesene Sturmlauf gegen unsere reichen Erfolge auf allen Gebieten menschlicher Betätigung, gegen unsere ernste, fleißige Arbeit, gegen unsere musterhafte Organisation und entsagungsvolle Disziplin (Militarismus!), gegen das ehrliche Spiel der Kräfte in gegenseitigem, friedlichem Wettkampfe, gegen den von uns hochgehaltenen Grundsatz, daß der einzelne Bürger seine persönlichen Interessen dem höheren Interesse der Gesamtheit unterordnen müsse, tobte über unser, von allen Seiten bedrängtes Vaterland dahin. Auch Italien wurde alsbald von der allgemeinen Kriegspsychose ergriffen. Lauter und lauter erklangen die drohenden Stimmen der von

unseren Feinden, Frankreich und England, aus langer Hand jenseits der Alpen genährten dreibundfeindlichen Wühlarbeit. Die warnende Stimme des klarer blickenden, dem Dreibunde aufrichtig und aus Überzeugung zugetanen „geistigen Italien"*) verlor sich im wüsten Lärm der Straße. Die große Mehrheit des friedliebenden arbeitsamen Volkes verstummte in ängstlicher Erwartung, und schließlich geschah das Unerhörte: Auch das uns seit langen Jahren befreundete und eng verbündete Italien kündigte uns Freundschaft und Bündnis! Treu und Glauben sanken in Trümmer! Trauernd nahm die Seele der zahllosen Deutschen, denen Italien ein Menschenalter hindurch zur zweiten Heimat geworden war, Abschied von dem trügerischen Südlande.

*) Aug. Mayer: „Das geistige Italien und der Krieg." München 1916. (G. Müller).

Dr. med. Eugen Guttmann:

Genesung.

Die Hyazinthen senden ihren süßen Duft herüber
Und matte Schimmer fallen durch die Fenster —
Nun möchte ich schlafen — und träumen
Von all den Dingen,
Die das Leben selbst nie gibt,
Nach denen man sich sehnt, die man erhofft,
Die wie ein Hauch in weiter Ferne dann verschwinden.

Allein sein mit sich selbst —
Alles vergessen, was da draußen lärmt,
Den Sinn verwirrt,
Des Alltags Sorgen, böser Menschen Hinterlist,
All das vergessen und nur träumen
Ein Fee'nreich, das man selbst sich schafft,
Und in kristallner Reinheit nichts als Schönes seh'n,
Das ist das Glück im Traum,
Das selbst dem Ärmsten einmal lacht.

Der Schlaf ist eine milde weiße Frauenhand —
Leise legt sie sich auf Deine Stirne,
Als scheuchte sie alles von Dir,
Was Dich schrecken könnte.
Eine himmlische Ruhe — — kein Laut —
Und Du fühlst Dich so frei,
Als hättest Du das Leben nie geschaut,
Als wüßtest Du nicht, was gut und böse ist,
Und kenntest nur das Eine, das Schöne.

Michael Tompa: Poeten vom Tage.

Deutsch von **Armin Barát**, Ministerial-Sektionsrat (Budapest.)

Es tagt! . . . ich komme, herrliche Natur!
Die Biene heimst ja auch aus Blumen nur;
So will, eh' noch erglänzt des Tages Zeichen,
Auch ich die hohen Gipfel dort erreichen.
— Wo mir die Erde schwindet außer Sicht,
Man sieht auf ihr viel Gutes leider nicht! —
Die Höhen, die bis nah' zum Himmel ragen . . .
Denn ich bin Dichter! brauch's nicht erst zu sagen!

Ich schwebe über harte Erdenschollen,
Den Engeln gleich, und wie 's selbst Krähen wollen . .
Drum eil' ich jetzt, es gingen sonst in Brüche
Viel herrliche Gedanken, goldne Sprüche,
Nach denen ich dort oben will jetzt haschen
Mit meines Eifers Spinngewebe-Maschen!
Und wenn so einen Einfall ich erwischt,
Komme was will, daraus wird ein Gedicht!

Bin oben nun . . . ! gar steil gab 's hier zu klettern! —
Zwar lauf' ich flott, trotz allen bösen Wettern,
Mich schreckt nicht Feuer, Wassertümpel, Graben,
Wenn 's gilt, so heil'gen Pflichten Wort zu haben!
. . . Mein Atem stockt, die Wangen glühen schon . . .
Es ist des Dichters Inspiration!

Hah! wie das glüht am Himmel hell und heller!
Wie — Paprika am sulzgefüllten Teller!
Wie schön ist, ach, des Dichters Erdensein,
Er gilt der Welt, was Vögeln gilt der Leim:
Die lockt der Leim und sind gefangen schon . . .
Wer einmal hört des Dichters Zauberton,
Ist ihm als Sklave ewiglich verfallen,
Achtet nicht Vetter, noch Gevatter —
Sagt Valet allen.
Wenn Weib: entflammt zu uns in Liebe sie,
Wenn Mann: er huldigt unserem Genie.

Doch nun zur Arbeit, denn die Zeit ist um!
Was soll ich singen? Liebe? Waffenruhm?
Soll preisen ich das Vaterland im Liede?
— So hart geprüft, dies noch erspart ihm bliebe! —
. . . Jedoch, was seh' ich? schwarze Wolken jagen
(Zur Unzeit, möchte mit Verlaub ich sagen!)
Von Norden her brauset Gewitterwind,
Schon gießt es auch! . . . Bergab geschwind, geschwind!
Mich friert 's! des wilden Regens nasse Flanken
Spülen hinweg unsterbliche Gedanken!

Hinweg! der Sturm führt Böses wohl im Schilde
Und höhnisch klatscht der Pappeln feine Gilde.
Wie wird von hier das Schicksal heim mich führen?
Aufrecht zu Fuß, oder auf allen vieren?
Der Himmel weiß es . . . welches Ungemach!
Ach säß ich wieder unter trocknem Dach!

* * *

Sei mir gegrüßt, lieb-süße Dämmerung!
Nimm gnädig auf des Dichters Huldigung!
Du schöner Abend! Mondschein! Sternenglanz!
Das inn're Drängen quält mich wieder ganz!
Muß dichten jetzt! Fein träumt es sich am Abend,
Das Dichten wirkt auf Leib und Seele labend;
Zu früher Stund' bist schläfrig, knurrt der Magen,
So kann am Dichten keine Freud' man haben.

— — — — — — — — — — — —

Nun aber — hält der Satan mich zum Besten?
Mein Kopf rumort, als wollte gleich er bersten,
Fest denk' ich nach — und denke doch an nichts! . . .
Welch' Wunder es auch sei, merkwürdig ist 's!
Ich klamm're mich an Sterne, Gras und Baum,
Mein Geist durchquert der Täler weiten Raum,
Das frische Lüftchen ich begierig sauge,
Doch nährt dies schlecht. — Mir übergeht das Auge,
Wie es so starr zum Mond gewendet ist . . .
Hilf König David, edler Harfenist!
Volksdichter haben leichtes Spiel fürwahr:
Ganz ohne Mühe singt der Gelsen Schar,
Die Heide braust, es rauscht der träge Teich,
Grille und Frosch singen in Reimen gleich;
Auch ist Konzertsaal jede simple Scheune;
Drin kräht der Hahn — und oben ruft die Eule.
. . . Wo alles klingt, schweigt meine Zither nur!?
So gar nicht wirkt auf mich heut die Natur!
Wo sonst die schönsten Lieder stimmungsreich
Mir sprossen Schritt auf Tritt Tollpilzen gleich.

* * *

's ist Mitternacht ... die Geisterstunde schlägt ...
Des Regenbogens Feuer mich bewegt,
Hell inspiriert zu dieser Stunde Ehren,
Ein schmetternd Lied soll mein Genie gebären;
Und daß es sprühe Glut und Melodei,
Komm, Gott des Weines, steh' als Freund mir bei!
Es muß gelingen, will nicht eher ruh'n,
Bis ich 's vollbracht, Apollo, dir zum Ruhm!

Bei Gott, als Dichter muß ich noch brillieren,
Und soll vor Müh' die Locken ich verlieren!
... Apoll' erhörte mich! ich fühle schon,
Wie Kopf und Herz mir vor Begeist'rung loh'n ...
Indes ... ein Thema! ... welches neu und hehr ...
Für so ein Thema wie ich dankbar wär'!
Lenz ... Gräber ... Tränen und Arsenikbecher
Besingen alte, junge Leierwetzer!
Weltschmerz und auch Reformenmeierei
Bedrückt sie nicht, die druckt die Druckerei!

Feldbrunnen ... Herde ... Sternenkreis ... der Bär,
Flötenmusik ... Begräbnis — ordinär!
Jedem Gedanken jag' ich nach mit Müh',
Doch seh' gedruckt ich alle früher sie!
Vom Himmel oben, Erd' und Meer hernieden
Das Skriblerheer ließ gar nichts unbeschrieben ...
Alle Gedanken sind längst totgeschunden ...
Ach hätt' doch früher mich der Storch gefunden!
Zur Ruhe leg' den Kopf ich jetzt schön brav,
Vielleicht kommt ein Gedanke mir im — Schlaf ...
— — — — — — — — — — — — —
Ihr bester Einfall, Herr Poet, ich meine,
Wünsch' gute Nacht und selig-holde Träume!

Mitten im Weltkriege hatte Ungarn ein bedeutsames literarisches Festjahr. Nach der Arany-Zentenarfeier, die an dieser Stelle entsprechend gewürdigt war, begingen die literarischen Kreise im Spätherbst die hundertste Jahreswende des Geburtstages Michael Tompa's, der während der trüben Tage im vierten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts neben Petöfi und Arany ein Mitglied jenes gottbegnadeten Triumvirates war, zu dem die Nation voll Glauben und Zuversicht emporlauschte. Er hatte nicht das lodernde Temperament Petöfis, er war kein Freiheitssänger von hinreißender Unmittelbarkeit, aber einige seiner allegorischen Dichtungen aus jener nachmärzlichen Zeit der nationalen Unterdrückung gehören zu den Juwelen der Literatur und hatten zu ihrer Zeit die Wirkung einer politischen Tat, so vor allen das berühmte Gedicht: „Der Vogel an seine Söhne", ein nur zu gut verstandener Appell an die Dichter Ungarns, die Leier nicht rosten zu lassen: „Wie lange sitzt Ihr, arme Vöglein, sagt — Auf dürrem Aste, schweigend und verzagt?" und mit dem Refrain: „Lasset, Jungen, Eure Lieder hören!"

Am 28. September 1817 zu Rimaszombat geboren — wo sich jetzt vor seinem Standbilde die Gedenkfeier abspielte — kämpfte er schon in zartester Jugend mit Sorgen und Entbehrungen. Die Mutter starb, der Vater, ein unbeholfener Csizmenmacher, war außerstande, ihm eine Schulerziehung angedeihen zu lassen. So kam er in die kleine Bauernwirtschaft des Großvaters, wo er nebst Beteiligung an den Feldarbeiten recht und schlecht die Volksschule absolvierte. Erst mit 15 Jahren glückte es ihm, in der Eigenschaft eines „Dienerchens" mit dem Sohne des Gutsherrn an das berühmte protestantische Lyzeum nach Sárospatak zu gelangen. Neben der Bedientenarbeit für seinen jungen Herrn widmete er sich umso eifriger dem Studium und begann bald auch Gedichte zu schreiben, die in den Studentenkreisen bewundernde Anerkennung fanden. Nach verschiedenen Fährlichkeiten beendete er die theologischen Studien, aber noch als Student be-

gannen vornehme Zeitschriften, allen voran das „Athenaeum", seine Gedichte zu veröffentlichen. Als er dann 1845 nach Pest übersiedelte, eröffnete er eine Pränumeration auf eine Sammlung von Volkssagen und -Märchen und er hatte damit einen für jene Zeit grandiosen Erfolg, denn noch hatte die erste Tausender-Auflage die Presse nicht verlassen, als man schon die zweite Auflage drucken mußte. Um diese Zeit zählte er schon Kazinczy, Petöfi, Arany und alle Größen der geistigen Welt zu seinen Freunden. Seine Gesundheit war indessen dem Pester Leben nicht gewachsen, gerne nahm er in der kleinen Gemeinde Beje seines Heimatskomitates die Stelle eines Seelsorgers an. Er gibt einen Band Gedichte heraus, die Kisfaludy-Gesellschaft wählt ihn zum Mitgliede, sein Name wird neben jenen Petöfi's und Arany's genannt.

1848 zog er mit den Freiheitskämpfern als Militärseelsorger ins Feld, kam aber nach der Schlacht bei Schwechat sehr bald wieder zurück. 1849 bezieht er die etwas auskömmlichere Seelsorge in Kelemér und heiratet am 1. Mai die Tochter eines kleinen Gutsbesitzers, Emilie Soldos. Sein Familienleben war überaus glücklich und doch trug sein Herz gerade als Vater die größte, vielleicht die todbringende Wunde davon. Sein erstes Söhnchen starb nach einigen Wochen, die Geburt eines zweiten Sohnes erschien ihm als Gottes Trost; dieses Glück war aber trügerisch. Der kleine Géza, des Dichters größte Freude, starb im Alter von vier Jahren und die ohnehin zarte Konstitution Tompa's vermochte diesen Schlag nie mehr zu verwinden. Er starb drei Jahre später, am 30. Juli 1866, damals schon als Verweser der wohlhabenderen Seelsorge in Hanva.

In den Jahren 1849—50 schrieb er die „Blumensagen", die merkwürdig von dem volkstümlichen Hauptcharakter seiner sonstigen Werke abstechen. Die größten Künstler der abendländischen Literatur hätten sich stolz zur Autorschaft dieser Dichtungen bekennen dürfen. Er läßt hier, meist im Rahmen preziös-schmachtender Liebesgeschichten, die verschiedenen Blumen personifiziert auftreten, jedes Stück fesselt erneut durch die Feinheit der geistreich verdolmetschten Lyrik, durch das tiefe Empfinden und die künstlerische Sorgfalt der Form. Diese Neigung zur Verbildlichung der Natur hat er sich am heimatlichen Bauernhofe angeeignet, er gab jedoch seinen Blumensagen, wie auch den früher geschaffenen Volkssagen einen eigenartigen Einschlag sentimentaler Romantik, die seiner sensiblen Veranlagung entströmte und ihn stets als durchaus selbständige Persönlichkeit auf uns wirken läßt.

Außer seinen schon erwähnten patriotischen Allegorien haben ihm auch einige wundervolle Volkslieder unvergängliche Popularität gebracht, von denen manche, mehrfach vertont, noch heute viel gesungen werden. Weniger bekannt sind seine satyrischen Zeitgedichte. Von diesen bringen wir eines, worin er sich über eine gewisse Gruppe affektierter Modedichterlinge jener Zeit lustig macht, — in deutscher Übersetzung. A. B.

Hans Brecht:
Zur Psychologie des Revolutionärs.

Revolution bedeutet Umwälzung, und zwar Umwälzung des Staates oder auch nur Angriff auf letzteren. Revolutionär ist also derjenige, der mit Gewalt einen Umsturz des Staates herbeizuführen versucht; ob mit Recht oder Unrecht, ist eine andere Frage. Es wäre ein nur allzu befangenes Urteil, jeden Revolutionär auf die Stufe des Verbrechers zu stellen, wie es einseitig wäre, in ihm einen Retter oder Befreier des Volkes zu erblicken. Der jeweilige Fall allein ist für das Urteil maßgebend.

Wer sich die Revolution oder Anarchie zu einem Prinzip macht, nicht, weil die Regierung des Staates, in dem er lebt, untauglich ist und deshalb gestürzt werden muß, sondern lediglich aus Zerstörungstrieb, aus verwerflicher Lust am Umsturz der jeweiligen Gesellschaftsordnung, den wird, sofern er sich einer diesbezüglichen Tat schuldig macht, ein gerechtes Tribunal mit aller Strenge zu richten haben. Bei eingehendem Studium des Lebens eines solchen Menschen finden sich folgende psychologische Tatsachen: Eine Abnormität der Seele, (die jedoch bei Delikten keineswegs vor Strafe zu schützen braucht), bringt jenen schon in frühester Zeit in ein disharmonisches Verhältnis zwischen sich und der menschlichen Gesellschaft. Die seelische Abnormität und Krankhaftigkeit des Geistes sind in den meisten Fällen auf Degeneration zurückzuführen. (Ein ausgeprägt böser Trieb bei einem sonst körperlich und geistig vollkommen gesunden Menschen gehört in der Genealogie der Seele ohne Frage zu den Seltenheiten.) Die Vereinsamung seiner Seele, die nirgends Verwandtem, sondern, wie es natürlich ist, überall Fremdem, Feindlichem begegnet, wirkt bestimmend auf das Verlangen, einen seiner eigenen inneren Zerrissenheit analogen Zustand in der menschlichen Gesellschaft herbeizuführen. Eng verbunden mit der Abnormität der Seele ist das Versagen in den praktischen Dingen des Lebens, die Unfähigkeit, zur Sicherung pekuniärer Unabhängigkeit öffentliche höhere Ämter zu bekleiden. Der Haß gegen jene, die sich einer wohlverdienten Stellung erfreuen, die Sonnentage ihres Lebens zu heiteren Festen gestalten, überwuchert allgemach auch die besseren Regungen des Herzens, bis nur noch der törichte Gedanke der „Rache an der Gesellschaft und am Staate" triumphiert. Und eben jener oft degenerierten Naturen eigentümliche krankhafte Wille gebiert alle grausigen Taten, von denen die Geschichte der Revolution zu berichten weiß.

Ein ähnlicher Typus ist der in Dostojewskys Roman „Schuld und Sühne" — ein Roman der Wirklichkeit — so fein charakterisierte Student Raskolnikow: ein mit sich und der Welt zerfallener, hoffnungsloser Mensch, dessen abnorme Gedankenspiele sich in einem Labyrinth der Trostlosigkeit und Verzweiflung ver-

lieren; ein Mensch ohne Halt und Kraft, fast Psychopath zu nennen; ein ins Krankhafte verstiegener Grübler mit einer unsinnigen Auffassung von Größe, Macht und „Menschheitbeglückung“, der sich nach Taten sehnt, aber eine Untat begeht und endlich, zum Beweise seiner völligen Minderwertigkeit, nach vollbrachter Tat unter der Last seines bösen Gewissens zusammenbricht, wie alle schwachen und feigen Naturen. Ein Genie wie Napoleon — so lautet seine Logik — opferte Hunderttausende einer großen und herrlichen Idee, ohne jemals die leiseste Gewissensregung zu verspüren, und ich, der Student Raskolnikow, sollte nicht berufen und stark genug sein, eine reiche Krämerin zu ermorden, um mit ihrem Vermögen Arme und Notleidende zu beglücken? Also eigentlich nur das schlecht begründete Postulat, die Begüterten gewaltsam zu enteignen zugunsten einer sozialen Schicht, der zu helfen doch nur bis zu gewissen Grenzen möglich ist, wenn nicht die Ordnung der Gesellschaft und des Staates zerstört werden soll!

Der Haß des Revolutionärs aus Prinzip richtet sich naturgemäß gegen diejenigen, die als Verkörperer der Macht und des Ruhmes auf einer Höhe stehen, so auf natürlichem Wege zu erreichen ihm — vornehmlich aus psychologischen und materiellen Gründen — niemals möglich sein wird. Er fühlt, daß ihm, dem Außenstehenden, von der Mitwelt weder Sympathie noch Achtung entgegengebracht werden kann, und dies umso weniger, je höher der Mensch im Range steht. So verleitet ihn sein krankhafter Wille, gerade diejenigen zu vernichten, die als Lenker des Staates ein scheinbar sehr glückliches und beneidenswertes Leben führen — zu vernichten, *nur um zu stürzen* und *alles sich gleich zu machen*. In Wahrheit krassester Egoismus, eine alle Schranken durchbrechende Selbstsucht. Nur die hierbei mitsprechenden psychopathischen Momente lassen die Artung eines solchen Menschen begreiflich erscheinen.

Von höherem Interesse für die Gegenwart ist jener Typ des Revolutionärs, wie er während der großen russischen Revolution in fast allen Schichten des Volkes vertreten war und auch noch gegenwärtig sein dürfte, der *Revolutionär aus Idealismus*. Zur Erläuterung dieses Ausdruckes möge ein kurzes Eingehen auf die russische Revolution dienen.

Der Zarismus, jenes obskure mittelalterliche Regierungssystem, hemmte bewußt alle Bestrebungen, die auf eine Änderung der staatlichen, politischen und sozialen Verhältnisse hinzielten. Konnte es doch der russischen Regierung nur zum eigensten Vorteil gereichen, das Volk in träger Unwissenheit dahinleben zu lassen, denn es ist eine alte Wahrheit, daß, je unwissender ein Mensch, er sich umso leichter von einem wissenderen, klügeren und mächtigeren ausnutzen und beherrschen läßt. Aber die Vertreter des Zarismus hatten nicht mit der in der russischen Jugend verkörperten Intelligenz gerechnet. Schon vor mehr als einem halben Jahrhundert wurden im Volk revolutionäre Strömungen bemerkbar. Der erste gewaltige Ansturm auf die zaristische Gewaltherrschaft erfolgte im Jahre 1905 nach der Niederlage der russischen Armee durch die Japaner. Wenn es

auch damals dem Zaren gelang, Herr der Lage zu bleiben, so war doch seine Stellung damals im großen und ganzen weniger gefestigt denn je.

Ohne Frage war jene Revolution, wie die gegenwärtige, ein Werk der russischen Intelligenz und der Sozialisten aller Gattungen. Viele von ihnen hatten die westeuropäischen Staaten besucht, teils wissenschaftshalber, teils um die sozialen Verhältnisse an Ort und Stelle kennenzulernen. In die Heimat zurückgekehrt, empfanden sie, indem sie verglichen, mit geheimer Erbitterung, wie weit ihr Vaterland infolge seiner einseitigen korrupten Regierungsweise — des „Selbstherrschertums" ihres Zaren, der Rechtlosigkeit der Untertanen, der grausamen Verfolgung politischer Freigeister, der Bestechlichkeit der Beamten usw. — in der Entwicklung hinter anderen Ländern zurückgeblieben war. Bald bildeten sich, zunächst im geheimen, politische Gruppen, deren Mitglieder, wie es begreiflich erscheint, verschworene Feinde der Regierung waren, in der sie mit Recht den alleinigen Bedrücker des Volkes sahen. —

Der Revolutionär aus Idealismus fühlt sich ganz als Kämpfer für ein hohes und heiliges Ziel. Er opfert seinen Beruf, seine Ruhe, seine Gesundheit und oft sein Leben dafür. Ein übermenschlicher Wille, dessen Kraft nie erlahmt, und eine große, aber stille Begeisterung sind die Hauptkennzeichen seines Charakters. Er kämpft nicht für sich, sondern für Wohl, Freiheit und Glück seines Volkes.

Wie es ein Problem ist, einen Krieg zu führen, ohne Menschen zu opfern, so ist es, besonders für den russischen Revolutionär, ein Problem, die Befreiung vom Joche des Despotismus *ohne Opfer* zu erreichen. Ohne Frage liegt es wohl nicht im Sinne des idealen Revolutionärs, lediglich aus Zerstörungstrieb und mörderischen Instinkten einen Menschen zu töten. Nur fand er eben zur gegebenen Zeit keinen anderen Ausweg, was immerhin ein Zeichen seiner Hilflosigkeit und Schwäche ist. Denn die Gerechtigkeit bricht sich Bahn, ein hoher Gedanke zündet in den Herzen des Volkes, und so hätte — ich spreche von früheren Zeiten, von politischen Attentaten ohne ersichtlichen Grund und Zweck — der Revolutionär auch das Volk auf seiner Seite gehabt, wenn seine Ziele wirklich den gerechten Wünschen des letzteren entsprochen hätten. Die Stimme des Volkes ist die Stimme der Gerechtigkeit, und wenn es sich zu einer bestimmten Aktion vereinigt, wenn es einen überwiegenden Machtfaktor darstellt, kann eine Revolution unter Umständen ganz unblutig verlaufen. Die Mißgriffe vieler Revolutionäre sind einem blinden, ganz unverständlichen Fanatismus zuzuschreiben.

Die große russische Revolution hat erfreulicherweise ein fortschrittliches Ergebnis gezeitigt. Wo irgend möglich, sind diejenigen, auf deren Sturz es ankam, also vor allem der Zar und seine Anhänger, vor dem Tode bewahrt geblieben. Man stellte ihnen die Alternative: entweder sich den Anordnungen des Revolutionskomitees *freiwillig* zu fügen oder einen offenen Kampf zu wagen. Wen Fanatismus nicht blendete, fügte sich in sein Los. Schon die wegen revolutionärer Propaganda angeklagte Sophie Illarionowna Bardina — im

Prozeß der Fünfzig, 1877 — prophezeite in diesem Sinne: „Ich glaube, daß eine gewaltsame Revolution unter bestimmten Umständen ein unvermeidliches Übel ist, das über kurz oder lang wird verschwinden müssen, auch ohne die dahin gerichteten Bemühungen einzelner Personen oder Gruppen".

So gebührt dem Revolutionär aus Idealismus, den ich in kurzen Zügen charakterisiert habe, jedenfalls ein ehrenvollerer Platz — vorausgesetzt, daß Recht und gutes Gewissen wirklich auf seiner Seite sind — als dem Revolutionär aus Prinzip. Jener wird nicht als Revolutionär geboren, sondern durch die Macht der Verhältnisse dazu herangebildet und ist stets die Folgeerscheinung eines verderbten despotischen Staatswesens. Je humaner die Regierung, desto weniger Revolutionäre, und umso näher ist die Menschheit dem Ziele ihrer relativen Vollendung.

Konstantinopeler Erinnerungen an den kürzlich verstorbenen Sultan Abdul Hamid.

Von Frau M. v. H.

Der einst so mächtige Herrscher der Osmanen ist tot! Er hat jene letzte Reise angetreten, von der es keine Rückkehr auf diese Erde mehr gibt, und die er in seinem kranken Irrwahn lange fürchtete. Obgleich er als „grausam" und „blutdürstig" viel geschildert ward, so werden denselben aber auch viele „aufrichtig" beweinen. Vor mir liegen die Aufzeichnungen meines Tagebuches beginnend mit dem Jahre 1882, aus dem ich einiges über den toten Herrscher veröffentlichen möchte. Die Wahrheit vor Allem, die Wenige gekannt haben, noch viel weniger den Herrscher selbst, der trotz allem und allem, was man über ihn verbreitet hatte, ein gutes Herz besaß und treu war, wo er ohne Mißtrauen zu einem pflichttreuen Untertanen Vertrauen fassen konnte. Leider trat diese gute Charaktereigenschaft durch seine Krankheit später mehr zurück. Er selbst empfand es schmerzlich, wie einsam und allein er war auf einem Thron, den er in verwickelter schwerster Zeit bestieg, um über das große Osmanenreich zu regieren, angefeindet äußerlich und innerlich. Er mußte sich, stets bedroht von allen Seiten, verteidigen, und das versetzte ihn dann in maßlose Aufregung. „Niemandem konnte ich vertrauen, nur Geld oder Furcht regiert meine Umgebung", sagte er öfters zu seinem Leibarzt, „jeder nutzt mich aus", „gewinne ich einmal Vertrauen, so werde ich bald belehrt, wo der Pferdefuß nachkommt, und wie der Egoismus Alle beherrscht". Der Sultan war „eine Persönlichkeit", war ein Despot, aber konnte ein Herrscher im Orient nur mit Güte regieren? Das Volk achtete und liebte zuerst seinen Padischah und Kalifen in ihm, nie schlug er ein Bittgesuch um

Geld und Unterstützung, wenn es zu ihm gelangte, ab. Man haßte seine Umgebung und die Spionage, die krankhaft war, und umgab ihn mit einer Mauer meist niedriger Subjekte. „C'est quelqu' un", sagte Radowitz, der frühere deutsche Botschafter, oft von ihm, wenn er von einer Audienz kam und sein Dragoman dem Sultan die Wünsche des Botschafters türkisch unterbreiten mußte. „Das ist ein Herrscher, der nicht ohne Überlegung antwortet". Schon lange bevor mein französischer Vortrag von dem Dragoman dem Herrscher türkisch übersetzt war, diente die Pause Abdul Hamid dazu, seine Antwort zu überlegen. Er verstand französisch, sprach aber nie ein Wort französisch, leugnete dazu, es zu verstehen, beherrschte aber die Sprache schweigend. Von Reformen hat er oft selbst gesprochen, auch im Harem mit seiner ersten Gattin, der Sultanin. Diese erste Gemahlin hielt er sehr hoch und dankte es seiner lieblichen zweiten Frau warm, daß sie die Sultanin bewogen hatte, ihm als treue Freundin zur Seite zu bleiben; zur Besprechung mancher Fragen, zur Erziehung der Kinder, war diese erste Sultanin ausschlaggebend. Er besprach auch in der Tat mit dieser klugen, verständigen Frau viel, die allerdings gegen die Reformen war. Ich finde in meinem Tagebuch hier ein Gespräch verzeichnet, das der Sultan mit dem König Oskar von Schweden hatte, und welches ich folgen lasse:*)

Es war einmal, denn 35 Jahre sind verflossen, seit der Exsultan Abdul Hamid den Besuch des verstorbenen Königs Oskar von Schweden und seiner hohen Gemahlin in Konstantinopel erhielt.

35 Jahre — und damals schon sprach der Sultan zu seinem hohen Gaste über das Jungtürkentum und die Reformtürken, wie er sie nannte.

Prinz Karl von Schweden, der Sohn des Königs, war auf seiner Orientreise schwer am Typhus erkrankt, und den teuren Sohn zu pflegen, waren die besorgten Eltern bangenden Herzens nach Konstantinopel geeilt. Sobald die Krisis eingetreten und Prinz Karl in der Rekonvaleszenz war, ließ es sich der Sultan nicht nehmen, seine Gäste nach echt orientalischer Sitte zu feiern. Beleuchtungen, Feste, Diners folgten einander. Nach einem dieser Galadiners sahen die türkischen Würdenträger mit Erstaunen ihren Padischah in außergewöhnlich angeregtem Gespräch mit dem Könige.

Beide Herrscher standen in einem der hohen Bogenfenster, durch die man den Bosporus in prachtvoller Mondbeleuchtung flimmern und glitzern sah. Der Zeremonienmeister konnte kaum schnell genug übersetzen, was der Sultan dem König antwortete, und „**Sa Majesté dit**" — mit den üblichen türkischen Verbeugungen — klang deutlich, sowie das Gespräch der beiden Herrscher zu uns herüber, die wir abseits standen. „Sagen Sie Seiner

*) Das Gespräch der beiden Herrscher konnte getreu wiedergegeben werden, da der Zeremonienmeister, der Übersetzer selbst ergänzt hat, was natürlich nicht Alles vollständig zu den Umstehenden herüberklingen konnte und dadurch zu Mißverständnissen hätte führen können.

Majestät, daß ich die türkischen Soldaten heute in ihrer Haltung sehr bewundert habe; die Truppen haben mir ganz außerordentlich gefallen," hörte man die klangvolle tiefe Stimme des Königs sagen. Der Sultan verbeugte sich lächelnd mit den Worten: „Es sind die braven Kinder meines Landes, erzogen nach den alten Gesetzen des Islams." — „Warum betonen Euer Majestät: nach den alten Gesetzen? Sind Euer Majestät gegen Fortschritt und Reform?" — „Ich weiß, daß man mich im Auslande so beurteilt," erwiderte der Sultan erregt. „Das ist falsch! Ich bin durchaus nicht gegen die Reform, aber um zu reformieren, müssen die Vorbedingungen vorhanden sein, und die Erziehung der Kinder, die jetzt in abgeschlossenen Harems stattfindet, müßte schon in frühester Jugend eine andere sein. Das geht aber nicht. Wir würden erstens überall auf religiösen Widerstand stoßen und vor allem bei unsern Müttern und Frauen im Harem." — „Die Kultur schreitet überall vorwärts — einmal muß angefangen werden," erwiderte bescheiden der König. „Im eigenen Fortschritt lernen die Massen den des großen Ganzen oft selbst unbewußt fördern." — „Dazu ist das Volk noch nicht reif — nach hundert Jahren vielleicht!" erwiderte der Sultan. „Wer es früher versucht, wird immer wieder vom Islam und dem alten Scheriagesetz niedergeworfen werden. Was brachten die sogenannten Reformtürken heim von Paris? Meist Schulden, Zwiespalt, leichte Sitten! Sie müssen doch hier weiterleben und dienen, müssen sich wieder den alten Gesetzen beugen, müssen hier heiraten und so weiter; in unserm Islam liegt unsere Einigkeit und unsere Stärke. Nehmen Euer Majestät dem gemeinen Soldaten den Glauben, daß sein Tod auf dem Schlachtfelde ihm das Paradies mit den schönsten Huris öffnet, und sein Mut, seine Freudigkeit, mit dem er jetzt kämpft und Großes dadurch vollbringt, wird wankend werden!"

Der König stand sinnend vor dem Sultan und hörte aufmerksam zu, als dieser fortfuhr:

„Der Islam ist die Stütze, die feste Stütze des Kalifen, und ein Sultan ist in erster Linie Kalif und dann Herrscher. Euer Majestät ersehen daraus, daß ich deutsche Offiziere als Reformer herberufen habe, daß ich den Fortschritt, die Reform auf gewissen Gebieten fördern will. Es ist der Anfang, und nur langsam kann es sich weiter entwickeln, soll es zum Segen für ein Volk werden, das bisher streng abgeschlossen von allem lebte!" — „Euer Majestät wollen diese Abgeschlossenheit erhalten, auch die erschwerten Verkehrswege mit dem Auslande?" — „Ja!" erwiderte der Sultan. „Ich bin nicht für eine Kultur, die nur Sozialisten ins Land bringt mit jenen aufgeklärten Ideen, die den jetzt noch unverstandenen einfachen Mann irreleiten! Gibt es erst überall Eisenbahnen, sodaß man leicht ins Land eindringen und reisen kann, dann werden körperlichen und seelischen Krankheiten die Tore geöffnet, und ich gestehe, davor bangt mir! Ich sehe schon die Schwierigkeiten beim Militär! Der Muselmann gehorcht blindlings dem Muselmann,

seinem Vorgesetzten — dem Reformer, dem Christen, dem deutschen Offizier würde ich kaum im Falle eines Krieges die Machtvollkommenheit einräumen können, wie ich sie dem Muselmann seinen Untergebenen gegenüber geben kann. Ich würde mit solcher Reform einen Konflikt heraufbeschwören, der sich dereinst rächen dürfte! Im Glauben, im Althergebrachten wurzelt die Disziplin meiner Soldaten. Gibt man ihnen dafür Freiheit, Gleichheit, muß man sie erst dazu erziehen und bilden von der Kinderstube an. Ich bin zu alt zu solchem großen Kampf, ich will nur die Vorbildung geben; die Früchte der Reform, die ohne Kampf nicht reifen werden, wird und soll mein Volk nach mir ernten. Euer Majestät sehen, ich bin nicht gegen die Reform in gegebenen Grenzen." — „Ich verstehe Euer Majestät vollkommen," erwiderte der König ernst, „und gestehe, daß ich in dieser Beleuchtung den Standpunkt Eurer Majestät begreife." — Der Sultan nickte befriedigt und fuhr fort: „Niederreißen ist leichter als aufbauen; nur auf festem Fundament kannn man Großes aufbauen. Ich arbeite am Fundament, damit meine Nachkommen ihr Reformreich darauf aufbauen können. Sonst würde das ganze Gebäude zusammenstürzen und unter seinen Trümmern die Reformen begraben, die nicht die Zeit der Reife abwarten konnten. — Ich danke Euer Majestät," fuhr dann der Sultan fort, „daß Euer Majestät mir Gelegenheit gaben, mich einmal gegen einen Vorwurf zu verteidigen, der — ich weiß es wohl — mir allgemein gemacht wird. Ich wünsche aber Euer Majestät und mir, daß wir die Umwälzung nicht noch erleben." Es wurden Erdbeeren gereicht. Der Sultan wendet sich plötzlich, ein ganz Anderer, lächelnd zum König mit den Worten: „Euer Majestät können diese Früchte ohne Schaden genießen; es sind keine „Reform-Früchte".

„Reformfrüchte?" fragte der König erstaunt.

„Ich meine — sie sind nicht mit den künstlichen Medikamenten gedüngt, die man in den Kulturländern anwendet, um große Früchte zu erzielen. Wir Muselmänner halten all diese Reformen für verfehlt! Die Natur läßt sich nicht meistern." —

„Aber verbessern," erwiderte der König jetzt lachend; „wir lassen unsere Nägel und Haare auch nicht wachsen — ohne sie zu beschneiden!"

„Gewiß! Aber mein Standpunkt bleibt doch, daß vieles für h i e r verfrüht wäre, vieles hierher nicht paßt. „Ich bin z. B. wie der deutsche Professor Schweninger gegen die vielen Operationen.

Klagt ein Kind über Halsweh — heraus mit den Mandeln, über Leibweh — heraus mit dem Blinddarm, über Schnupfen, Kopfweh — kauterisiert und brennt man es in der Nase — bis ins Gehirn, vertreibt ein Übel, um ein Anderes zu erhalten. Die Folgen kennt man nicht." —

Ernst fuhr der Sultan fort: „Es ist wunderbar um ein Gefühl, das sich nicht erklären läßt und doch besteht, daß man sich verstanden glaubt ohne viel Worte und Erklärungen. Dies Gefühl habe ich von Anfang an Euer Majestät gegenüber gehabt."

„Es beruht auf Gegenseitigkeit, Euer Majestät werden in weiterem Austausch unserer Gedanken und Gespräche, hoffe ich, nur mehr bestärkt in der Überzeugung werden, daß ich bemüht bin, Eure Majestät zu verstehen, und die Prinzipien würdige, die mir Eure Majestät klarlegen."

„Ich wünschte," erwiderte der Sultan ernst, „ich würde nicht so oft mißverstanden. Ich kann und darf mich nach außen hin wenig äußern und leide in dieser Beziehung unter einer unfreiwilligen Abgeschlossenheit. Es gibt so vieles, was nicht für mein Land paßt. Zum Beispiel: Wohin würde es führen, wenn man die Diebe frei ließe, weil Stehlen krankhaft sei?"

„Kleptomanie", erwiderte lachend der König.

„Und", fuhr der Sultan fort, „für Mord heißt es erblich belastet."

„Woher wissen Euer Majestät das alles?

„Nachts, wenn ich nicht schlafen kann, lasse ich es mir vortragen und vorlesen. Bei uns gilt das Wort: „Auge um Auge, Zahn um Zahn." Wohin diese Reformklügelei führen wird, möchte ich nicht erleben."

„Stillstand aber ist Tod, Majestät."

Mag sein; man hat dann aber ohne all diese Krankheiten, ohne zerstückelt zu werden, gelebt und stirbt ab, wenn die Naturgesetze sich unerbittlich an uns erfüllen! Man hastet hier aber nicht nach Neuem und anderm."

„Ein die Nerven überreizendes Leben liebe ich auch nicht," erwiderte der König. „Aber man wird eben geschoben, getragen, weiter gedrängt; bei uns kennt man keinen „Kef"."

„Wir Türken kennen es noch! Wir lieben die Freude, das Ausruhen in der Natur; wir Türken sind genügsam."

„Oder so reich, daß man sich dem „Kef" überlassen kann; bei uns heißt es arbeiten, um zu leben."

„Reich? Durch Backschisch?" lächelte der Sultan; „das sind auch solche Märchen, die man gerne von hier erzählt. Ehe ich den Thron bestieg, regierte das Backschisch und wird weiter regieren! Das abzuschaffen wird wohl wenigen Menschen gelingen, Steuern, Backschisch, Abgaben, Konsens genannt, ist Iradé bei uns; es ist all und überall, dasselbe nur anders betitelt. Geld ist Macht, und das Recht des Stärkern regiert die Welt! Das wird auch hier sein, später!"

„Es kommt im Leben alles auf die Beleuchtung an, den Ausgang; das ist richtig," meinte der König. „Die leuchtende, helle Sonne verklärt alles, deckt alles auf; die Lüge weicht der Wahrheit, dem Licht."

„Zu meinem Bosporus gehört leuchtende Sonne, Böcklin konnte die Farben des Orients malen, wie sie sind. Aber auch das tadelt man und findet die Reformkleckserei schöner." Plötzlich aber fuhr er ernst fort: „Ich möchte Euer Majestät noch Folgendes sagen: Ein Volk, dessen Lebensansichten sich in Jahrtausenden herausgebildet haben und auch bewährt, läßt sich nicht *sofort* auf neue Experimente ein, um seine erprobten Erfahrungen

gleich über den Haufen zu werfen. Solche Reformen, ich wiederhole, müssen im Hause, in der Kinderstube mit aufwachsen in ein neues großes Leben hinein, damit die Jugend heraustretend ins Leben — mit sich verstehenden Gefährten denselben Zwecken und großen Zielen zustreben kann. Auf Schwierigkeiten — das darf man sich nicht verhehlen — würden wir uerst im Harem stoßen. Wo Alles im Werden begriffen wäre und die Al en die Jungen nicht verstehen würden, die Großmutter kopfschüttelnd den Neuerungen der Jungen nicht folgen könnte, ihre alten Mittel anwendend, die seit Geschlechtern aus Kräutern gewonnen, helfend waren — die ist gegen Neuerungen! — Und die Mütter, unsere Mütter, sie würden trauern, daß die Kinder eine freudlose Jugend hatten. Der Mutter ist ja bei uns ihr Harem, ihre Kinder die Welt." — Das Wort Mutter, wie sagte es der Sultan so warm, der muß seine Mutter sehr geliebt haben, denn er fuhr weich fort: „Das liebe Elternhaus zieht mit uns hinaus in die Welt als ein fester Halt im Leben — alle Reform, aller Fortschritt, alle Kultur wird die Erinnerung an unser abgeschlossenes Haremsleben, wo die „Mutter" nur für's Haus, für ihre Kinder lebte, nicht fortwischen können. Die Frau in Reformen und öffentlichem Leben wird uns alten noch so erzogenen Türken niemals das Alte, Vergangene ersetzen können. Gewiß sind Reformen nötig, aber ich wiederhole, sie sollen zuerst im Hause beginnen und nach und nach ins Leben gerufen werden. Sie können ein Volk dann nur auf nationaler Basis in die Höhe führen, weil die Völker verschieden sind, weil für den Einen nicht paßt, was für den Andern zuträglich ist. Die Masse des Volkes muß erst dazu erzogen werden, sonst wird Schönes und Gutes mit roher Hand vernichtet und wilde Triebe werden entfesselt."

Der König war gespannt den Worten des Sultans gefolgt und ihm beide Hände reichend, sagte er: „Ich danke Euer Majestät für die genußreiche Stunde und das Vertrauen, unvergeßlich wird mir alles bleiben für alle Zeit!"

„Auch mir," erwiderte der Padischah. Der König erhob sich und verabschiedete sich mit den Worten: „Ich habe mich nicht nach dem Befinden der Sultanin erkundigt, da ich weiß, daß es nicht Sitte ist, nach dem Harem zu fragen, bitte aber von meiner Frau, der Königin Grüße übermitteln zu dürfen." Ernst antwortete Abdul Hamid: „Ich danke im Namen der Sultanin! Die Sitte besteht allerdings bei uns. Es gibt in jedes Menschen Leben und Herzen etwas, das sein „Eigen ganz allein," das er nicht entweiht haben will durch Andere, in das er Niemand einen Einblick gestatten möchte. Solch ein Heiligtum, Euer Majestät, soll jedem Türken sein „Harem" sein. Friedrich der Große hatte „**Sans souci**", ich flüchte mich in mein Heiligtum, meinen Harem, wenn mich Sorgen drücken, mich Schweres quält."

„Möge das Heiligtum Euer Majesttät auch ferner alles Leid fernhalten," erwiderte ritterlich der König. Ernst trennten sich die beiden Herrscher da-

mals. Und jetzt vertrauerte Abdul Hamid den Rest seines Lebens, der große Beherrscher des Osmanen-Reiches, in Einsamkeit, mußte lernen einzusehen, daß der Wille nicht genügte, dem keine Taten folgten, und daß seine Energie nicht hinreichte, Großes zu förden und zu erreichen. Er war eben damals schon ein kranker Mann, deshalb gebe ich hier noch einen Ausspruch seines Leibarztes wieder, der schon vor jetzt 35 Jahren den Sultan als schwerkranken Herrscher erkannt hatte und dessen Absetzung wünschte und voraussah, es als Erlösung für Volk und Reich betrachtete. Die guten Charaktereigenschaften wurden jedenfalls schon damals unterdrückt von den krankhaften Zuständen und bildeten in solchen Phasen den „Tyrannen", der aus Angst für sein Leben rücksichtslos strafte und handelte, ohne sich Rechenschaft zu geben, daß er sich selbst den Ast absägte, auf dem sein Thron aufgebaut war, und er dem fortschreitenden Aufblühen der Reformen, zum Segen seines Landes, weichen mußte. Die fortschreitende Entwicklung zum Segen des Landes leider nicht verstehend, sie verkennend, sich ihr verschließend, führte er selbst die Katastrophe herbei, die ihn seiner Regierung und dem Thron enthoben hat, und erlebte nun, daß der Fortschritt segensvoll für sein Land wird. —

Es war einmal! Alles, was Abdul Hamid einst sprach, hat sich überlebt. Er selbst vertrauerte den Rest seines Lebens einsam, bis der Tod ihn erlöste. Er wäre nie fähig gewesen, seinem Lande jene Reformen zu geben, die junge aufgeklärte tatkräftige Männer sich erkämpften, zu neuem Aufstieg, zu neuem Erblühen im eigenen Fortschritt ihres Landes. Den Ausspruch des Arztes lasse ich zum Schlusse dieser Erinnerungen anbei noch folgen. Man wird Abdul Hamid milder beurteilen lernen, wenn man erfährt, wie krank der Sultan schon damals war. Und diese Krankheit hatte Fortschritte bis zur Unerträglichkeit gezeitigt, die zu der befreienden Katastrophe führen mußten.

Sultan Abdul Hamid und sein Leibarzt.

„Man sollte den Sultan nicht für sein Tun und Handeln verantwortlich machen", sagte eines Tages ein Arzt des Padischah zu mir und fuhr dann fort: „Niemand wagt es zu sagen, aber der Sultan ist krank. Er leidet zu Zeiten an Verfolgungswahn wie der König von Bayern, und man kann einen erblich belasteten Kranken nicht wie einen Gesunden behandeln."

„Das ganze Spionagesystem beruht auf dieser krankhaften Grundlage und wird von gewissenlosen, habsüchtigen, geldgierigen Parteien ausgenutzt. Ich sehe das täglich mit innerer Emporung, kann aber nichts tun".

„Und der Sultan selbst würde es nie glauben, sich seiner Macht nicht entkleiden lassen," antwortete ich.

„Gewiß nicht", meinte nachdenklich der Arzt. „Er ist ja auch zeitweise vernünftig, zum Beispiel gutem Zuspruch für einzelne Reformen zugänglich;

aber jetzt hält er — und übrigens auch ich — es für verfrüht. Er wäre nicht fähig, es durchzuführen."

„Er reformiert aber in der Medizin schon bedeutend," antwortete ich.

„Das tut er wohl, aber mehr aus Furcht vor Ansteckung. Armer Sultan! Man sollte ihn absetzen, für krank erklären, wie man es mit Bayerns König tat. Man sollte es tun, ehe Unheil für den Herrscher und sein Volk daraus entsteht."

„Wer würde das wagen?!"

„Niemand, und mich würde es den Kopf kosten, wenn Sie verrieten, was ich Ihnen anvertraute."

„Daß Sie deshalb ohne Sorge sein können, wissen Sie. — Aber mit Angst sehe auch ich in die Zukunft!" —

„Vielleicht stirbt er, ehe das Leiden weiter um sich greift," fuhr der greise Arzt fort. „Schon jetzt beherrscht ihn nur eine Angst, die Angst um sein Leben. Ich glaube, ein Strafgericht wird nicht von den aufgeklärten Jungtürken kommen, die natürlich wie das Volk unter dem Angst- und Spionagesystem leiden; das ist klar. Möchte man nur nicht vergessen, daß man es mit einem Kranken zu tun haben wird, und ihn schonend behandeln! Der Sultan hat feines Gefühl und wird nur zeitweise von dieser Angst beherrscht. Der Mann lebt, arbeitet für alle; ob aus Angst oder Pflichtgefühl, ist gleich. Er ist ein Mensch, der nicht in schnöder Lust das Gut seiner Untertanen vergeudet. Er macht keine Reisen, er hat für sich sehr wenig Bedürfnisse. Er ist generös gegen seine Gäste — gegen diejenigen, zu denen er Vertrauen hat; das kann ich als Arzt wohl richtig beurteilen, da ich den Herrscher viel intimer kennen lerne als seine Umgebung. Ich weiß aber auch, wie er betrogen und ausgenutzt wird. Wenn ich längst nicht mehr bin, und eine Katastrophe tritt ein, welche es auch sei: dann gedenken Sie dieses Gespräches, und veröffentlichen Sie es," bat mich damals dieser Arzt. Als ich es in meinem Tagebuche fand, glaubte ich daher im Sinne des Verstorbenen zu handeln, wenn ich dies sein Vermächtnis der Oeffentlichkeit übergebe.

Einem Kranken wird mildere Beurteilung zuteil. Ob er hoch oder niedrig geboren ist — er hat Anspruch darauf, nicht verantwortlich gemacht zu werden für seine Handlungen, wohl aber unschädlich; das erheischt die Pflicht gegen Volk und Land. —

Der Dank des jetzigen Osmanen-Reiches aber gebührt jenen Männern, die mutig ihrer Überzeugung folgend die Katastrophe herbeiführten, den kranken Herrscher entthronten und ihrem Lande unter dem neuen wohlwollenden gütigen Herrscher nun zu neuem Leben und Aufblühen verhelfen!

Richard Sexau:
Brigitta.

Erzählung.

Fortsetzung.

Werner schien auch erfreut darüber und dankbar. Anfangs wenigstens.

Es war etwas Seltsames um die Zusammengehörigkeit dieser beiden Menschenkinder.

Die Luft war voll davon, die sie umschloß. Ich habe so etwas von fühlbarem Einklang nicht für möglich gehalten.

Es lag nicht am Blick allein, am stillen Einverständnis, mit dem Auge in Auge ruhte. Kein gemeinsames Geheimnis bargen sie ja vor der Welt. Was in ihnen lebte, es lag ihrer Umgebung offen; offener wohl, als ihnen selbst.

Es läßt sich einfach nicht in Worte pressen, was es ausmachte.

Der Gefühlloseste mußte jedoch davon überwältigt werden.

Sprachen sie mit einander, es benahm mir fast den Atem.

Stimme schien Stimme zu liebkosen.

Sie durften sich darauf beschränken, Gedanken nur anzudeuten. Gleich hatte der andere alles erfaßt. Ja, ohne daß ein Wort gefallen war, führte Renate Einwände aus, die ihr eine Geste enthüllte. Oder Werner lieh einer Empfindung Form, die eben hinter Renates klarer Stirn sich aus nebligem Gebilde herausschälen wollte.

Am hingebungsvollen Öffnen ihrer Lippen merkte ich, wie tief Renate das Wunder empfand. Der Blitz, der die Abgründe seiner Augen aufleuchten machte, enthüllte mir Werners staunende Freude.

Wie eines das andere anregte, wie der Flug ihrer Gedanken sich höher und höher schwang, ich hatte noch nie etwas erlebt, was mich mehr bewegte.

Wohl tat es bisweilen weh, bitter weh, wenn ich gewahrte, mit welcher Gewalt es sie beide zu einander hindrängte, wie sie sich kaum mehr zu meistern vermochten, blind für das wahre Wesen ihrer Zuneigung und nur darauf bedacht, mich nicht zu kränken.

Werner konnte sich am wenigsten verstellen. In ihm las ich wie in einem offnen Buch. Ein Festtag war es regelmäßig für ihn, stand Renates Besuch in Aussicht. Ich fühlte die Ungeduld, mit der er sie erwartete, fühlte die Trauer, die bis zur Verzweiflung sich steigernde Trauer um jede unwiederbringlich dahinrollende Minute, die quälende Angst, sie wieder von sich lassen zu müssen.

Beiden mußte es ja ihr starkes Gefühl längst gesagt haben, wie es um sie stand. Aber sie leugneten es vor sich selbst. So war es. Was ihnen Sünde erschien, durfte um keinen Preis auch nur die Finger nach ihnen ausstrecken. Sie hätten sonst geglaubt, sich und mich zu beschmutzen. Und darum belogen sie sich.

Darum hielten sie krampfhaft an der eingebildeten Kameradschaftlichkeit ihrer Gefühle fest und wiesen, wenn je einmal ein Wunsch weitergriff, ihn mit einem verächtlichen Unmöglich zurück.

Die lieben, guten Kinder!

Meinten sie wirklich, dadurch das Schicksal aufzuhalten?

Nur ihr Leiden haben sie vermehrt; und meines mit.

Bevor wir im Frühjahr hierher an den See übersiedelten, lud ich Renate ein, uns zu besuchen.

Werner durfte nicht wieder so freudlos und gedrückt durch den Sommer gehen.

Seltsamerweise wehrte er sich erst dagegen, murrte von Zwang, den man sich im eigenen Hause auferlegen müsse. Aber tiefinnerlich war er voll Frohgefühl; ich merkte es deutlich an seiner gehobenen Stimmung.

Seine Vorfreude schon entschädigte mich für das bißchen Selbstüberwindung, das mich ehrlich gestanden die Einladung doch gekostet hatte.

Die Aussicht, daß das lichtvolle Mädchen auf unbestimmte Zeit unter seinem Dach, an seinem Tisch leben werde, jederstund für ihn erreichbar, die schien ihm fast köstlicher noch als Renates Anwesenheit. Denn deren Genuß vermochte er sich nicht so recht hinzugeben, weil er in jedem Augenblick das Entschwinden der Zeit verspürte, die unerbittlich und unaufhaltsam den gefürchteten Zeitpunkt des Scheidens wieder näher brachte. In den Tagen der Erwartung jedoch konnten ja die Zeiger nicht rasch genug voranrücken.

Solch ein wunderlieber Kindskopf war er noch, der große, bedeutende Mann.

Ich las das alles aus einzelnen Fragen und Äußerungen, die er sich, wieder ein wenig mitteilsamer und zugänglicher, im halben Selbstgespräch entschlüpfen ließ.

Erst als Renate ganz in unserm Haus war, als der stündlich vertraute Verkehr uns allen die letzte Befangenheit nahm, da lernte ich sie so recht kennen und lieben. Ja, man mußte sie lieben; dies Urbild aller Weiblichkeit.

Weich war ihr Wesen, von einer köstlichen Süße und doch herb. Umsichtig, lebensklug und doch jungfräulich zurückhaltend. Anschmiegsam, voll Hingebung und doch stolz.

In Werner schien sie dem angestammten Herrn kniefällig dienen zu wollen, ohne damit jedoch auf das Recht zu verzichten, daß er ihr umgekehrt mit Ehrfurcht begegne.

Scheinbare Widersprüche, Rätsel und doch so kristallklare Einfalt.

Über Menschheitsfragen mochte die Unterhaltung entbrannt sein und Renates zierlicher Kopf mit den brennenden Augen sich straffen in fast qualvoller Anspannung, fiel etwa ihr Blick auf Werners Arbeitstisch und vermißte dort frische Blumen, so konnte sie unvermittelt abbrechen und in den Garten eilen, um dort

einen Strauß zu pflücken. Der kostbarste Gedanke, den ihr behendes Hirn eben hatte meistern wollen, schien ihr gleichgültig, fehlte irgend etwas zu Werners Behagen oder Augenweide.

Wie sie sich kleidete, abends zumal, seit sie wußte, daß Werner an festlicher Tafel und geschmückten Menschen Gefallen fand, wie sie ihr wundervolles Haar immer neu aufzustecken verstand, mit welch einfachen Mitteln sie den Eindruck des Feiertäglichen um sich verbreitete, es riß selbst mich hin. Oft war ich einsilbig bei Tisch und aß nichts, weil ich mich nicht losreißen konnte von diesem lieblichen Mädchenbild.

Eines Tages schloß sich Renate von einem Spaziergang aus. Wir begriffen nicht weshalb. Als wir aber heimkehrten, konntest du dein erstes Liedchen singen. „Leise zieht durch mein Gemüt." Sie hatte den Nachmittag damit zugebracht, es dich zu lehren, weil kurz zuvor Werner einmal die Bemerkung entfallen war, er kenne nichts Ergreifenderes als ein Lied aus Kindermund. Es bewegte ihn auch sichtlich, dein süßes Stimmchen und Renates Zuvorkommen.

Solcher Züge wüßte ich noch ungezählte. Ich müßte der Reihe nach erzählen, was sie von Morgens bis zum Abend tat. Denn immer fand sie etwas, Werner zu erfreuen. An Einfällen war sie unerschöpflich.

Ich neidete ihr dieses anschmiegsame Wesen, diese Demut.

Nachträglich frug ich mich oft, warum ich nicht wie sie auf all die selbstverständlichen Dinge verfiel, die Werner froh stimmten. Ich gab mir doch alle Mühe und sann und sann, wie ich ihm zu lieb leben könnte. Aber der gute Wille allein schafft es eben nicht. Mit starren Augen geht Unsereines am Kleefeld entlang, fast schmerzlich danach verlangend, daß der suchende Blick ein Glücksblatt erhascht. Wir finden keines. Und die Renaten streifen nur einmal flüchtig daneben hin und halten schon die Hände voll.

Wenn ich verglich, wie Werner in Renates Gesellschaft auflebte, wie er sich verjüngte, wuchs, während er allein mit mir schier zu verdorren schien, der Luft, des Lichts, der Nahrung beraubt, da keimten in mir von selbst allerlei eigentümliche Gedanken. Ich wehrte mich gegen sie. Aber sie waren stärker als ich. Sie schälten sich aus aller Verschwommenheit heraus, gewannen feste, klare Form und standen unabweisbar vor mir. Ich fand keinen Trost, keine mitleidvolle Lüge, hinter der ich mich verstecken konnte. Für mich gab es nur Erkenntnis, harte, grausame Erkenntnis. Und sie gipfelte geradezu in einem Todesurteil für mich. Ja, mein Sohn. Oder doch in der Pflicht, zu entsagen.

Wir kühlen Frauen taugen nicht zur Ehe. Wir enttäuschen. Wir lähmen.

Gefühlskälte ist das größte Verhängnis, der grausamste Fluch. Sie zerstört alles.

Wir selbst können sie nicht überwinden. So sehr uns auch danach bangte. Denn auch wir selbst leiden ja darunter. Wir frieren, und die andern er-

schauern bis ins Mark, wenn wir sie zu wärmen verlangen. Sehenden Auges knicken wir Blüten, die wir zu voller Entfaltung bringen möchten.

Der Impuls fehlt uns, die Eingebung. Mit dem guten Willen, allein, mit dem Verstand ist es eben noch lange nicht getan. Da möchte man etwas besonders liebes sagen und findet nicht das rechte Wort, nicht den rechten Ton. Der andre fühlt es heraus, ist verstimmt. Und wir bluten darob.

Wir sind verkümmert und ausgestoßen.

Warmblütigkeit, Sinnenfreude, Erdennähe das ist wie Zauberkraft. Sie leitet Blinde geraden Weges zum Ziel, läßt Stumme das Wort finden, das einzig nottut, Lahme die Geste tun, die überzeugt.

Was habe ich den Himmel um diese Gabe angefleht, wie habe ich auf den Knieen mit ihm gerungen, wie gelästert und getobt.

Umsonst. Ich blieb sandiger Boden. Und in sandigem Boden verdorrt die köstlichste Saat. Mag Sonne ihn durchglühen, er bringt keine Frucht. Nicht der laueste Regen schmeichelt ihm wohltätige Zeugungskraft ab.

Wir kühlen Frauen taugen nicht zur Ehe. Wir taugen aber vor allem nicht an die Seite schöpferischer Männer.

Der Künstler braucht eine warmblütige Gefährtin. Nicht so sehr auf Kultur, Geist oder Bildung kommt es an, um das Wesen, das Schaffen eines Künstlers zu verstehen. Viel, viel mehr auf starke Instinkte, auf gesunde, unverbildete Triebe. Die machen die Schöpferkraft des Weibes aus. Und der Schöpferkraft des Mannes muß die Schöpferkraft der Gefährtin die Wage halten. Wenn auch in anderm Sinn.

Das naturnächste, sinnenfroheste Weib erreicht den Idealtyp ihres Geschlechts am ehesten.

Weshalb verziehst du so spöttisch die Lippen? Du denkst geringschätzig: Weibchen, Halbbtier? Habe ich recht? Nun und . . .? Besitzen wir wirklich einen Grund, gar so verächtlich zu tun? Könnte uns das Tier nicht oft eher ein Vorbild abgeben als der Mensch? Schau dich doch um und prüfe ehrlich! Ja, wir irren so viel, weil unsre Instinkte versagen.

Starke Instinkte verleihen Genußfähigkeit, Lebensfreude, verleihen die Gabe der Einfühlung, verleihen Verständnis, Nachgiebigkeit, Takt, wie sie so nötig sind zum Leben neben Künstlern.

Es braucht wahrhaftig nicht immer alles völlig zum Bewußtsein durchzudringen und vom kritischen Verstand gutgeheißen zu werden.

Zu viel Denken macht nicht nur Kopfweh. Uns Frauen wenigstens verwirrt es auch leicht und führt uns in der Irre.

Du lachst schon wieder, Berthold. Und meinst, ich sei ein lebendes Beispiel für die Inferiorität meines Geschlechts (so sagen sie doch wohl?)? Mein Ehrgeiz ging allerdings nie dahin, im Denken mit dem Mann zu wetteifern, Die klügeren

von uns verzichten auch heute darauf. Und wohl für alle Zukunft. Das echt Weibliche in uns zur Vollkommenheit entwickeln, das wäre doch wohl eine lohnendere Lebensaufgabe als aussichtslose Rivalität, die uns nur verkrüppelt. Oder etwa nicht?

Weniger Intelligenz, mehr Gemüt! Geringere Verstandeskultur, und dafür reicheres Gefühlsleben! Das möchte ich den jungen Übergescheiten zurufen, die alles mit ihrem bißchen Witz, mit dem angelernten Quark meistern wollen und einem vollgepfropften Köpfchen, das ja vor Bäumen oft keinen Wald mehr sieht.

Diese Tausendmalklugen begehen nicht nur Dummheiten gegen den Mann, wie sie sich keine junge Wilde zu schulden kommen ließe. Sie versündigen sich auch an seinem Glück wie am eigenen und dem ihrer Kinder, wenn sie überhaupt zeugungskräftig genug waren, Nachwuchs zu haben.

Ihre eigene Schuld ist es, wenn der Mann vor ihrer Rechthaberei, vor ihrer Selbstsucht und Herrschgier — vor all den Gottesgaben, die sie sich im Wettstreit mit dem Mann aneigneten, gieriger nach männlichen Lastern als Tugenden — flieht zu irgend einem harmlosen, aber gefühlvollen Gänschen.

Denn der Mann, insbesondere der Künstler sucht eben bei der Frau Wärme, Naturnähe, Befreiung, Ruhe, Zuverlässigkeit, Vergessen. Nicht aber Probleme und Probleme und rastloses Kämpfen und Hasten.

Ich spreche vom Mann in der Ehe. Anders verhält er sich dem Kameraden gegenüber. Dessen Geschlecht spielt keine Rolle. Nun, ich hab gut reden, denkst du. Allerdings. Zeit zum Nachdenken besaß ich im Leben genug. Und ich hab sie nicht ungenutzt verstreichen lassen. Man wird klug aus dem Schaden. Aber andre sollten nicht erst Schaden erleiden müssen, um klug zu werden. Besonders wenn sie von Natur aus geschaffen sind, glücklich zu werden und glücklich zu machen. Mich jammert, wie sie sich oft gewaltsam verbilden. Als ob es nicht an den von Natur aus Mißgestalteten genug wäre.

Helfen können, helfen . . . . Ja, wenn man nicht so alt wäre. Wenn man nicht festgekettet hier säße. Ich wollte den Kampf schon aufnehmen. Der Jugend zu lieb. Und herumziehen und meine altmodische Weltweisheit predigen. Wer weiß, ob nicht so mancher sich bekehren ließe? Du meinst, sie taugt nicht in die neue Zeit? So wenig, wie die altmodische Frau, die sie ausspricht? Magst recht haben. Vielleicht auch nicht. Altmodisch? Ja, so mag es klingen. Aber in manchen Dingen gibt es halt keine Moden. Der Baum wächst unbeirrt um Moden. Der Strom fließt ebenso. Und mir scheint, ähnlich ist es auch bestellt um das Verhältnis von Mann und Frau. Naturgesetze. Um die kommen wir einmal nicht herum. Sie lassen sich nicht verkrüppeln.

Eines Tages kommt Ihr doch alle zurück zu meiner überlebten Auffassung. Ich zweifle nicht daran. Und Ihr staunt mitleidig, wie blind die Menschen einst irregegangen sind. Staunt . . . wie ich staune, was ich alles dahergeredet habe,

ohne Zusammenhang, ohne rechten Sinn und Verstand. Verzeih. Das Alter macht geschwätzig; besonders wenn man so selten Gelegenheit hat, sich Luft zu machen. Ich wollte doch .... Einen Augenblick nur gedulde dich ... Ja .... richtig ..... also hier am See .... ja, da sind wir stehen geblieben .... Renate war unser Gast ... Und ihr guter Einfluß machte sich immer fühlbarer geltend.

Über Werner kam wieder der Wille zur Arbeit. Er stellte sein Vagabundenleben ein. In der Werkstatt klirrte der Meißel, und manchmal lief er auch, wie früher, im weißen Arbeitskittel, mit Marmorstaub bedeckt und die Finger von Tonkrusten überzogen, zu uns auf ein Plauderwort herüber. Von seiner Arbeit allerdings ließ er nichts verlauten. Und ich hielt mich nicht für befugt, ihn danach zu fragen.

Ganz leise und schüchtern begann sich die Hoffnung in mir zu regen, daß alles noch gut zwischen uns werden könnte.

Eine Schwester hatten wir gewonnen, einen freimütigen, guten Kameraden, dem wir nicht genug danken konnten für all seine Freundschaft.

Ich hatte mich zu früh gefreut.

Nach einigen Wochen trat im Verkehr von Renate und Werner eine seltsame Befangenheit zu Tage. Gezwungen begegneten sie sich. Starre fälschte die Wärme ihres Blicks. Zurückhaltung erzwang bisweilen kühle, ja eisige Tonart ihrer Rede. Werner begann Renate auszuweichen. Und sie heftete sich mir, wie hilfesuchend, an die Fersen.

Was so nahgelegen war und was ich in geheimer Scheu immer weit, weit von mir fortgewiesen hatte, nun mochte es doch grausam wahr geworden sein.

Kameradschaft zwischen Mann und Frau endet ja wohl immer eines Tages so. Zum mindesten bei einem der Beteiligten. Es drückte mir fast das Herz ab. Aber ich mußte mir ja sagen: hätte ich Werner genügt, nie würde eine andre Frau sein Gefühl auf sich gelenkt haben. Ihn also traf kein Vorwurf. Die Schuld lag, wenn man schon von Schuld sprechen konnte, allein an mir.

Nicht einen Augenblick hielt ich es für möglich, daß er mich betrog. Dazu dachte er viel zu rein, viel zu groß. Durch Lüge beschmutzte er nie und nimmer ein starkes, schönes Gefühl.

Sein geradlinig einfaches Wesen war solchem Konflikt nicht gewachsen.

Tag für Tag gewahrte ich deutlicher, er leugnete diese Liebe vor sich selbst, gestand sie sich nicht zu, wollte sie nicht wahr haben. Er wähnte vielleicht, aller Gefahr zu entrinnen, wenn er nur den Kopf in den Sand steckte.

Mehr und mehr zog sich Werner von uns zurück. Mit der Arbeit entschuldigte er sein Einsiedlerleben. Und in der Tat, er schaffte vom frühen Morgen an bis in die sinkende Nacht.

Still ging er mit großem Werk trächtig. Jähe Stimmungswechsel bezeichneten Fortschritt und Stillstand. Seine Augen schauten Unsichtbares. Seine

Hände griffen schmiegsame Körper aus der Luft. Er entfernte sich immer weiter von uns. Kaum beteiligte er sich je noch an einem von unsern Gesprächen.

Wir achteten stillschweigend seinen Willen und ließen ihn unbehelligt.

Ganz nach innen gewandt lebte er, aufgezehrt von der neuen Schöpfung. Doch bald merkte man ihm an, daß er der Materie Herr wurde, daß seine Vision Gestalt gewann. Ein sieghafter Zug um den stolzen Mund wischte die scharfen Runen weg. Noch sprach er nicht von dem Werk. Nur einmal, als Renate erklärte, sie müsse uns jetzt endlich verlassen, da warf er ein, das dürfe sie nicht. Zum mindesten, bis er das Neue vollendet habe, solle sie noch warten.

Es war Anfang Juni. Wir hatten drin im Zimmer gegessen. Lauer Regen war gefallen. Jetzt ging die Sonne glutvoll unter.

Werner hatte die ganze Mahlzeit über nur mit Mühe ungeheure Erregung gemeistert.

Als wir vom Tisch aufgestanden, meinte er trocken, fast wegwerfend, ob wir nicht vielleicht ins Atelier kommen wollten.

Mir versagte der Atem. Ich sah, daß auch Renate erbleichte. Seit Wochen hatten wir keinen Schritt mehr in die Werkstatt gesetzt. Der große Augenblick war also da. Es entschied sich, ob Werner die alte Künstlerkraft wiedergekehrt war oder ob er sich im ersten Höhenflug ausgegeben hatte, für alle Zukunft zu Mittelmäßigkeit oder gar Unfruchtbarkeit verdammt.

Wir hatten beide lange nicht den Mut, ihm zu folgen.

Mit pochenden Pulsen und knickenden Knieen machten wir uns endlich auf den Weg, durch die Türen, die Werner offenstehen gelassen hatte.

Renate legte den Arm um mich. Bedurfte ich der Stütze? Oder verlangte es sie nach einem Halt, nach menschlicher Nähe?

Ich fühlte durch die dünne Bluse, wie kalt ihre Hand war, wie sie zitterte.

Die Werkstatt lag schon im Halbdämmer. Nur unmittelbar am mächtigen Fenster herrschte noch starkes Licht.

Dort stand auf breitem Sockel Werners „Paradies".

Was ich sah, machte mich schauern. Auf den ersten Blick war ich diesem Werk verfallen. Noch nie hatte mich etwas so mächtig gepackt. Ich kann nicht sagen, warum es mich so überwältigte. Ob es das Elementare war dieser Leidenschaft, die schlichte Größe ihres Ausdrucks, diese Selbstverständlichkeit. Aber mir war zu Mut, als ginge mir zum ersten Mal das Wunder der Liebe zwischen Mann und Weib auf.

Noch heute kann ich nicht an diese Gruppe denken, ohne vor Erregung zu frösteln. Es war nicht so sehr die siegerhafte Gebärde, mit der dieser Mann die Frau umschlang, nicht so sehr das stolze Glück seiner Haltung als die Ergriffenheit, der unirdisch inbrünstige Rausch dieser weiblichen Hingabe, was mich erbeben machte.

Hier hatte Werners Sehnen Ausdruck gefunden. Der tote Marmor schrie es hinaus.

Im Weib lag für ihn einzig das Heil, die Erlösung.

Wenn ich es nicht gewußt hätte, länger hätte es nicht vor mir verborgen bleiben können.

Aber ich war nicht dies Weib seiner Sehnsucht. Ich konnte es nicht sein. Das gestand ich mir aufs neue blutenden Herzens.

Außer namenlosem Verlangen verriet das Werk auch sein Leid, seine Verzweiflung. Verriet gegen seinen Willen, was er sich selbst noch nicht gestanden hatte. Sonst hätte er weder mir noch Renate das „Paradies" gezeigt.

Ohne daß er es wollte, ohne daß er es wußte, trug diese hingebungsvolle Frau die keuschen, mädchenhaften Linien von Renates Körper, ihre Züge, jene Haltung, in der sie so oft seine leidenschaftlichen Worte getrunken hatte .... Die Dämmerung nahm zu.

Renate hatte sich von mir losgelöst. Wo sie unhörbar hingeglitten war, ich wußte es nicht. Den Blick konnte ich ja von der wundervollen Menschengruppe nicht losreißen, von diesen zu himmlischer Harmonie verschlungenen Körpern, die ein mattrötlicher Widerschein des Abendhimmels geheimnisvoll belebte.

Und während ich noch kämpfte gegen den Widerstreit meiner Empfindungen, zerrissen zwischen Jubel und Stolz und Mitleid und Trauer, da hub es ganz leise irgendwo zu singen an, wie sphärische Musik, zaghaft, halberstickt schier.

Nicht ein Instrument sang, von Künstlerhand gemeistert. Zum menschlichen Organ war die Geige geworden, zum Organ, das für das Geheimnisvollste, das Unsagbarste noch einen Ausdruck fand.

Aus wunder Brust klagten die Töne, von grausamem Sehnen, von leidvollem Darben. Sie bettelten mild und zart, voll kindlicher Süße, um Erfüllung, drängten mit wachsender Ungeduld, forderten begehrlich. Und als keine zweite Stimme sich ihnen neigte, als ihr Flehen ungehört verhallte, da schlugen sie um, wurden hart, gehässig, zügellos. Schroffe Rhythmen jagten einander. Dissonanzen zerrissen das Ohr. Die Saiten schrien, als wollten sie bersten. Die Violine ächzte wie ein zu Tod Getroffener. Und Werner, der sich längst erhoben hatte, schritt keuchend auf und ab durch den Raum. Sein Spiel wurde wilder und wilder. Was der Marmor nicht aussprechen konnte und was ihm doch die Brust schier sprengte, jetzt brach es aus ihm hervor mit Allgewalt. Himmelstürmendes Verlangen. Eiserner Trotz. Nur Eines begehr' ich, sonst nichts auf der weiten Welt. Und wird es mir nicht zu teil, so scheut meine Wut, meinen Ingrimm. Ich vernichte, was mir zwischen die Fäuste gerät. Lebendes, Totes, nicht zuletzt mich selbst. Was heißt Gott? Was Schicksal? Lästerlich haderte er, und dann wieder war es, als lallte ein gläubiges Kind sein Gebet, als umfinge ihn ein verheißungsvoller Traum, als schwände er todestrunken dahin.

Es war ein Auf und Ab, das alles Menschenleid umschloß. Mir zerfleischte es das Herz.

So hatte ich Werner noch nie spielen hören. So spielte nur Einer, der, unter der Qual zusammenbrechend, dem Wahnsinn nahe war.

Ich weiß nicht, wann er aufhörte, weiß nicht, was weiter geschah. Nur daß nach langer, tödlicher Stille plötzlich eine weiche Frauenhand mir über den Scheitel strich, ist mir erinnerlich. Und daß leises Rauschen eines Gewandes sich langsam von mir entfernte und im Nebengemach verlor.

In der Nacht fuhr ich einmal aus traumlosem Alb jäh in die Höhe. Mir war, als hätte jemand meinen Namen gerufen. Ich sprang zum Fenster. Es war mondhelle Nacht. Auch bei Werner standen beide Flügel weit offen. Von dort kam der gräßliche Laut, der mich geweckt hatte. Ich hörte ihn wieder. Werners Bett krachte in seinen Fugen. Und unheimlich stöhnte abermals der arme Mann.

Unwiderstehlich riß es mich hinauf. Er konnte erkrankt sein, meiner Hilfe bedürfen.

Ich tastete nach meiner kleinen Handlampe, drehte ihren Knopf und blendete sie ab.

Rasch war ich die wenigen Stufen hinan.

An Werners Türe hielt ich inne. Mein Herz pochte hoch im Halse. Es erstickte mich schier.

Lange fand ich den Mut nicht, die Klinke niederzudrücken.

Endlich raffte ich mich auf, öffnete einen Spalt und ließ einen flüchtigen Lichtblitz über das zerwühlte Lager spielen. Werner schlief. Ein Traum quälte ihn.

Ehe ich mir schlüssig wurde, ob ich ihn wecken sollte, stöhnte er aufs neu in die Kissen, stöhnte, halberstickt, Renates Namen, einmal und wieder, so voll Wahnsinnsqual und todestrunkener Verzweiflung, daß ich an der Türe ohnmächtig zusammenbrach.

Erst als der Tag hell zu den Fenstern hereinschien, erwachte ich zu halbem Bewußtsein und konnte mich schlotternd die Treppe hinab in mein Bett stehlen.

(Schluß folgt.)

Rundschau

Rundschau der Kriegsliteratur XXXII.

Von Dr. jur. Kurt Ed. Imberg.

„Die Friedensfrage" betitelt sich eine Schrift des wohlbekannten ungarischen Staatsmannes Graf Julius Andrássy, die vor kurzem im Verlage von Quelle & Meyer in Leipzig erschienen ist. Es dürfte für unsere Leser von besonderem Interesse sein, die Ansicht dieses Staatsmannes über die zur Zeit alles beherrschende Frage kennen zu lernen, mag man auch diesem oder jenem Punkte in seinen Ausführungen nicht beistimmen können. Andrássy führt aus, „daß die Wiederherstellung des Status quo ante nicht in unserem Interesse und nicht im Interesse des künftigen Friedens und Europas liegt", daß ein Frieden ohne Eroberung und ohne territoriale Änderung zwar eine der vielen Möglichkeiten der Verständigung, deren Verwirklichung jedoch „weder die vorteilhafteste noch die leichteste" Möglichkeit sei. Ebenso wie in früheren Zeiten würde auch heute „die Annahme des annexionslosen Grundsatzes zu keinem vollkommenen Ergebnis führen". Am Schluß seiner Darlegungen schlägt er für die Herstellung des gegenseitigen Verstehens der beiden Hauptgegner, Deutschlands und Englands, die Donaumonarchie als ehrlichen Makler vor, was, wie er sagt, möglich sei, „wenn Deutschland unbedingt in unsere Loyalität vertraut, und wenn England erkennt, daß wir kein anderes Interesse haben, als die Sicherung des Friedens auch in der Zukunft und daß uns England nicht im Wege steht". Und zur österreichisch-ungarischen Politik der nahen Zukunft meint Andrássy: „Unser Verhalten soll in unseren Verbündeten und auf der ganzen Welt das Gefühl erwecken, daß wir absolut verläßlich und treu sind, daß wir im Vertrauen auf unsere Kraft und auf die Gerechtigkeit unserer Sache so lange kämpfen, als es die Verteidigung unseres Daseinsinteresses erfordert, daß wir aber zu einer selbständigen und nach jeder Richtung hin mäßigenden Vermittlerrolle entschlossen sind, daß wir diesen Krieg verabscheuen, daß wir ihn nicht um einen Tag weiterführen werden, als unsere Feinde es erzwingen".

In einem Anhang zu dieser Schrift nimmt Andrássy Stellung zur Budapester Rede des Grafen Czernin vom 2. 10. 1917. Der Verfasser wendet sich hier vor allem gegen den Vorschlag internationaler Schiedsgerichte. Mit vollem Recht weist er darauf hin, daß die Zeit der völkerrechtlichen Institution noch nicht gekommen ist. „Die Gerichte sind . . . bloß dazu geeignet, um gewisse konkrete Verträge und positive Rechte zu erläutern, nicht aber um im Falle von Interessenzusammenstößen und Meinungsgegensätzen zu entscheiden."

Ein sehr empfehlenswertes Buch für die Friedensfrage ist bei Wilhelm Borngräber in Berlin erschienen. Albert Ritter gebührt das Verdienst, eine Schrift des französischen Gelehrten Gabriel de Mably neu herausgegeben zu haben. Dieses unter dem Titel „Diplomatische Verhandlungen" erscheinende Buch ist eine Übersetzung der Einleitung von Mably's **„Droit public de l'Europe"**, ein Werk, das bereits im Jahre 1757 zum ersten Male erschienen ist. Mancher wird sich wundern, daß dieses schon über 160 Jahre alte Buch noch irgend einen Wert für die Tage des 20. Jahrhunderts haben sollte. Aber jeder, der die Ausführungen des Franzosen vom **„ancien régime"** sorgfältig durchstudiert, wird uns darin recht geben, daß sie viele, sehr viele politische Wahrheiten enthält, die auch noch im Zeitalter der Luftschiffe und Unterseeboote ihre volle Gültigkeit bewahrt haben, mehr Wahrheiten, als man vielleicht denken könnte. Darum war es eine dankenswerte Arbeit, daß sich Ritter entschlossen hat, diese interessanten und lesenswerten Ausführungen neu herauszugeben, und zwar gerade zu einer Zeit, in der ihre Beherzigung und Beachtung dringend von nöten ist. Nicht unerwähnt soll bleiben, daß der Herausgeber dem Buche eine wertvolle Einleitung vorausgeschickt hat, aus der seinen Bemerkungen über das vielbestrittene Thema der politischen Moral besondere Bedeutung zukommt, wenn wir ihm auch hierin nicht unumschränkt beizustimmen vermögen. —

Angesichts der gewaltigen Umwälzung, die sich im Laufe des letzten Jahres in Rußland vollzogen hat, einer Umwälzung, die noch nicht zum Abschluß gelangt ist, und deren Ende und Entwicklung zur Zeit noch nicht abgesehen werden kann, haben sich einige polnische Gelehrte zusammengetan und in einer bei Karl Curtius (Berlin) veröffentlichten Arbeit die Aufgabe gestellt, „den Charakter und die Bedeutung der in der russischen Revolution wirkenden Faktoren zu erklären, damit der Leser Gelegenheit habe, die Wirklichkeit vom Schein zu unterscheiden, und in dem ihm dargebotenen Tatsachenmaterial einen Stützpunkt für sein Urteil über die russische Umwälzung, wie auch für seine Stellungnahme zu dieser Umwälzung finde". Zweifellos gibt die „Polen und Rußland" betitelte Schrift, die Beiträge von Tadeus Gruzewski, Bodeslar Lutomski, Zygmunt Makowiecki, L. Kulezycki und Michael Lempicki enthält, für diesen Zweck manch wertvollen Anhaltspunkt, wobei aber stets im Auge behalten werden muß, daß vielfach die Objektivität dem nationalen Empfinden der Verfasser weichen mußte.

* * *

Außerordentlich interessant und lesenswert ist das neue Buch des Reichstagsabgeordneten Paul Lensch „Drei Jahre Weltrevolution" (S. Fischer Verlag, Berlin). Es soll, wie Lensch im Vorwort zum Ausdruck bringt, einen Versuch darstellen, „die gewaltige Gegenwart historisch zu erfassen und damit zugleich an einem praktischen Beispiel jene Geschichtsauffassung er-

neut zu erproben, die auf Marx zurückgeht und die einen sehr wesentlichen Bestandteil der sozialistischen Gedankenwelt ausmacht". Wie die früheren soll auch diese Schrift in erster Linie „dem großen und bitteren Selbstverständigungsprozeß dienen, den der Krieg innerhalb der deutschen Sozialdemokratie notwendig gemacht hat". Auch wer die politischen Ansichten des Verfassers nicht teilt, wird das Buch mit Interesse und nicht ohne Nutzen lesen.

Von der im Verlage von Eugen Diederichs (Jena) erscheinenden Schriftenfolge „Politisches Leben. Schriften zum Ausbau eines Volksstaates" liegen zwei neue Bände vor. Nicolaus Suchanoff analysiert und widerlegt in seiner Schrift „Die russische Linke und der Krieg" die verschiedenen „Begründungen", die von Leuten, an deren Zugehörigkeit zur europäischen Intelligenz kein Zweifel besteht, versucht worden sind, um den Eintritt Rußlands in den Krieg vor Vernunft und Gewissen zu rechtfertigen. Sie liefert gleichzeitig einen, wenn auch nur kleinen Beitrag zum Verständnisse der russischen Revolutionsgeschichte.

Im anderen Bande erörtert der bekannte schwedische Sozialpolitiker Gustaf F. Steffen „Die Probleme der Demokratie", wobei er zu zeigen sucht, daß der Weg zur wahren Demokratie durch Sozialismus kein anderer sein könne als der, welcher mit der Selbsterziehung der ganzen Nation gleichbedeutend sei, daß jede Sozialreform mit Selbstreform beginnen müsse.

In dem gleichen Verlage wie die beiden vorhergehenden Bücher sind von der Sammlung „Tat-Flugschriften" zwei neue Hefte erschienen. Im 16. Heft „Arbeiterbildungsfragen im neuen Deutschland" macht Dr. Else Hildebrandt praktische Vorschläge, wie in Zukunft besser für die Bildung unserer Arbeiterklasse gesorgt werden kann und soll. Die Verfasserin kommt in ihren Darlegungen darauf hinaus, daß auch in Deutschland Volkshochschulen ähnlich dem schwedischen Vorbilde geschaffen werden müßten, um dem Arbeiter Gelegenheit zu geben, sich — unbeeinflußt von politischer Färbung — auf den verschiedenen Wissensgebieten weiterzubilden, um sich so eine Grundlage zum richtigen politischen Denken schaffen zu können. — Das 22. Heft enthält drei kleine, lesenswerte Aufsätze über „Front und Heimat" aus der Feder von Paul Göhre über „Religionspsychologisches aus dem Schützengraben", „Front und Politik" und „der Krieg und die Geschlechter". Letzterer erscheint uns besonders beachtenswert.

Das 3. Heft der Schriftenfolge „der Deutsche Volksstaat", die von Wilhelm Heile und Walter Schotte im Verlage „Fortschritt G. m. b. H.", Berlin-Schöneberg herausgegeben wird, bringt einen guten, interessanten Beitrag von Dr. Theodor Heuß über „Die Bundesstaaten und das Reich", worin dieses immer noch aktuelle Problem unseres Staatsrechtes behandelt wird.

* * *

Eine sehr brauchbare Arbeit ist das bei der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart erschienene Werk des Budapester Privatdozenten J. Szekfü: „Der Staat Ungarn". In knapper, klarer Form stellt diese geschichtliche Studie die Entwicklung des ungarischen Staates dar, wobei der Verfasser mit Recht auf Nennung zahlreicher Daten verzichtet, wenn auch hier und da doch noch eine Jahresangabe mehr zur besseren Orientierung des deutschen Lesers hätte hinzugefügt werden können. Das Buch ist wie wenig andere geeignet, dem deutschen Leser ein Bild von der

staatlichen Entwicklung des Ungarlandes zu geben, und wir wollen deshalb nicht verfehlen, unsere Leser auf diese Bereicherung unserer Literatur über Ungarn besonders hinzuweisen. —

Über Mexiko, seine Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, seine Sitten und Gebräuche, seinen Export und seine Finanzen berichtet ein neues kleines Buch des mexikanischen Obersten **Dr. Krumm-Heller**, der vor kurzer Zeit in seinem Buche „Um Freiheit und Recht" den Freiheitskampf der Mexikaner geschildert hat; wir nahmen seiner Zeit Gelegenheit, unsere Leser auf diese Schrift aufmerksam zu machen. Auch diese kleine Sammlung von Abhandlungen über das Land der Azteken, das den Titel „Carranzas Mexiko" führt und bei Otto Thiele in Halle a./S. verlegt ist, können wir angelegentlichst empfehlen.

Als 7. Band der „Bücher der Stunde" (Verlag von Friedrich Pustet in Regensburg) veröffentlicht **Dr. Otto Weddigen** unter dem Titel „Deutschlands Luftkrieg und Heldenflieger" ein kleines Büchlein, in dem er den Blick des Lesers auf die deutschen Erfolge im Luftkriege lenkt und unseren tapferen Fliegern ein literarisches Denkmal setzt.

Unter dem Titel „Gedanken im Felde" gibt **Kurt Kassler** Stimmungen und Empfindungen wieder, die durch den Krieg hindurch und über ihn hinaus den Weg ins Freie suchen. In allerlei bunt durcheinandergemischten Einfällen über Welt und Dasein, die teilweise nicht als unbedingt zutreffend erachtet werden können, teilweise jedoch viel Wahrheit enthalten, legt der Verfasser ein mutiges Bekenntnis der Lebensfreude ab und weist auf das gute Recht des Einzelnen hin, die Welt mit eigenen Augen zu sehen und das Leben nach seinen eigenen Ideen zu leben. Das kleine Büchlein ist bei Ferdinand Enke in Stuttgart verlegt. —

Von der „Liller Kriegszeitung" liegt nunmehr auch „Die sechste Auslese" vor, die das Beste und Bezeichnendste wiedergibt, was die „Liller Kriegszeitung" in den letzten sechs Monaten gebracht hat. Wie bei den früheren Auslesen so kann man auch bei dieser neuen, vornehm ausgestatteten und sorgfältig gedruckten Ausgabe der Schriftleitung und dem Verlage nur seine Bewunderung aussprechen für das wohlgelungene Werk, das wenige Kilometer vom Feinde unter den schwierigsten Umständen entstanden ist.

„Über Wahrsager, Weltverbesserer, Nerven- und Geisteskrankheiten im Kriege" hat Prof. **Dr. A. H. Hübner** in der Anthropologischen Gesellschaft in Bonn einen Vortrag gehalten, der jetzt als 26. Heft der „Deutschen Kriegsschriften" in A. Marcus & E. Webers Verlag im Druck erschienen ist. Der Verfasser zeigt zunächst, daß ebenso wie die Religiosität auch der Glaube an geheimnisvolle Kräfte verschiedenster Art im Kriege zugenommen hat, und weist darauf hin, daß diejenigen, die den Aberglauben zu Erwerbszwecken ausbeuten, zum mindesten sozial anrüchige Existenzen sind. Ferner bezweckte der Verfasser mit diesem Aufsatze, das Publikum vor kritikloser Parteinahme für manche Weltverbesserer und Phantasten und vor dem Auftreten bestimmter Hochstapler zu warnen, die sich jetzt gleichfalls unangenehmer bemerkbar machen als im Frieden. Schließlich kommt er auf die Geistes- und Nervenkrankheiten zu sprechen, die der Krieg hervorruft. Hübner legt dar, daß das Leben im Felde zwar nicht selten vorübergehende Schäden am Nervensystem verursacht, daß jedoch die Zahl der infolge von Kriegsbeschädigungen dauernder Anstaltspflege bedürftigen Geisteskranken voraussichtlich nur gering sein dürfte. Kurz die kleine Schrift enthält eine

große Anzahl von Ausführungen, die allgemeines Interesse finden werden. —

Zum Schluß seien die erst nach Fertigstellung dieser Rundschau eingegangenen „Geheimen Memoiren über Rußland" von Major Masson wenigstens kurz genannt, die Friedrich M. Kircheisen bei Albert Langen in München neubearbeitet herausgegeben hat. Gerade in jetziger Zeit dürfte dieses Memoirenwerk des Franzosen, obwohl die Zeit seiner Handlung über hundert Jahre zurückliegt, bereitwillige Leser finden, zumal die geschilderten Zustände bis in die jüngste Zeit hinein sich wenig oder garnicht geändert haben. In reizvoller und spannender Weise erzählt Masson von der glanzvollen und lästerhaften Hofhaltung der zweiten Katharina, von den Roheiten ihrer Offiziere, der blühenden Korruption und leuchtenden Unwissenheit, die überall in dem „heiligen" Rußland herrschte. Obwohl der Verfasser mit unerbittlicher Schärfe die Schäden und faulen Stellen am russischen Koloß schildert und geißelt, so berührt doch die Unparteilichkeit sympathisch, mit der er die Begebenheiten erzählt.

Literarische Rundschau.

Von Prof. Dr. Heinrich Brömse.

Am 31. Mai fand der sechsunddreißigjährige Hans Kinau aus Finkenwärder bei Hamburg den Seemannstod in der Schlacht am Skagerrak. In der deutschen Literatur wird er unter seinem Dichternamen Gorch Fock*) weiterleben. Aline Bußmann hat Tagebuchblätter und Gedichte aus seinem Nachlaß ausgewählt und eine stimmungsvolle Lebensbeschreibung des Dichters hinzugefügt, in der dieser mit zahlreichen Briefen selbst zu Worte kommt. Alles, was wir hier von ihm lesen, Briefe, Tagebücher, Gedichte, weckt aufs neue den Schmerz um den Verlust dieses prächtigen, eigenwüchsigen, begabten Menschen. Den größten Raum und den ersten Rang nehmen die Tagebuchblätter ein, die mit wenigen Ausnahmen, so dem packenden Bericht von der Besetzung der Zigeunerinsel bei Belgrad, aus einzelnen Gedanken von kernigem Gehalt und künstlerischer Prägung bestehen. Das Allgemeine erscheint gelegentlich landläufig, alles, was die Persönlichkeit des Schreibenden genauer widerspiegelt, stark und bedeutungsvoll. Sein ganzes Wesen voll Kraft und Reinheit tritt uns hier unmittelbar entgegen. Er war eine Natur voll Lebensmut und Sonnenschein: „Es ist besser, arbeiten und lachen, als traurig sein." „Den ganzen Tag, von neun bis halb sechs schnell geschrieben und gerechnet, ganze Haufen von Papier erledigt, — und bin abends doch noch frisch und tatenmutig, wanderlustig und sehtüchtig. Das macht die Freude an der Welt, am Tage und am Leben, die Freude an den Menschen und Tieren." „Dichterwort muß wie Sonnenschein auf alle Dinge fallen." „Ein Tag ohne Aufgucken, aber sie kriegt mich nicht unter, die Arbeit: immer noch bin ich es, der sie treibt und der mich treibt. Und stumpf werde ich auch nicht! Ich sehe immer meine großen Lichter über mir." Er war voll Liebe zu den Menschen und Vertrauen zum Leben: „Wir sind in (?) der Welt jeden Tag ein freundliches Gesicht und ein freundliches Wort schuldig." „Ein unvergleichlich schöner Tag: blauester Heben, klarste Luft und ein frischer Wind. Ich genieße ihn in der Schreiberei in Gedanken und freue mich, daß sie drüben

*) Sterne überm Meer. Tagebuchblätter und Gedichte. Aus dem Nachlaß ausgewählt und mit einer Lebensbeschreibung des Dichters herausgegeben von Aline Bußmann. Hamburg 1918, M. Glogau jr.

in Sonne und Wind sind.“ „Die Menschen sind gut: die paar Schufte zählen gar nicht mit.“ Er liebte das Vaterland, die Heimat und die Sprache der Heimat: „Ein plattdeutscher Sturmverein muß kommen, ein begeisternder, begeisterter Jugendbund! Alles ist so matt, so geschäftskühl: übers Ziel zu schießen wagt keiner, so wird es auch keiner erreichen!“ „Jung soll mein Herz bleiben. Ich bin stolz und froh, daß ich für eine solche Heimat streiten darf. Reiner war kein Schwert als meins! Geheiligt gehe ich hinaus: ewige Sterne erhellen meine finstere Nacht.“ „Ich erlebe den Krieg, erlebe Gott, erlebe mein Weib, erlebe die Heimat, erlebe meine Kinder, erlebe mich selbst, erlebe die große Zeit, erlebe Deutschland. Ist das nicht Großes, Ewiges, Allertiefstes?“ Hebbels Name erklingt wiederholt in diesen Bekenntnissen. Auch sein Geist waltet darüber.

In den Gedichten wechselt Hochdeutsches mit Plattdeutschem, Heimatkunst und Kriegsdichtung. Den Tag des Friedens malt sich der Dichter aus, wenn die Elbe als Königin lacht:

„denn Meer und Welt sind frei geworden,
und Schiffahrt treibt, wer segeln kann,
im Westen, Süden, Osten, Norden.
Allüberall ist Sonnenlicht . . .
ob ich dabei bin oder nicht.“

•

Als Feldausgabe legt der Verlag von Felix Meiner in Leipzig eine Auswahl aus Herders philosophischen Schriften vor, nicht nur aus den „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit“, wie auf dem Titelblatt zu lesen ist, sondern auch aus dem um zehn Jahre älteren Vorspiel zu diesem Werk, der Schrift „Auch eine Philosophie der Geschichte zur Bildung der Menschheit“. Von den zwanzig ausgeführten Büchern der „Ideen“ sind acht durch Auszüge vertreten. So fehlt natürlich der Zusammenhang, und die abgedruckte Inhaltsangabe des ganzen Werkes wird da auch nicht viel helfen, aber als Blütenlese bezeichnender und schöner Stellen kann diese Ausgabe Freude und Nutzen bereiten und weiteren Kreisen die Bekanntschaft mit dem im ganzen zu wenig bekannten großen Verkünder der Humanität vermitteln. Die Beifügung einiger Anmerkungen hätte diesen Zweck gewiß befördern können.

Goethe berichtet in „Dichtung und Wahrheit“, daß er von seinem Vater mit besonderer Hartnäckigkeit ermahnt worden sei, einmal Begonnenes auszuführen. Er hat diese Mahnung in seinem dramatischen Schaffen nicht eben gut befolgt, aber welche Menschenkraft hätte auch ausgereicht, die Fülle von Gestalten, die seiner Einbildungskraft erschienen, in vollendeten Bühnenwerken zu verkörpern! Das zum Abschluß Gekommene ist nur ein Bruchstück dessen, was er ersann und erstrebte. Paul Merker vereinigt in einem stattlichen Bande mit ziemlicher Vollständigkeit das unvollendete dramatische Schaffen Goethes*), siebzig Vorstufen, Fragmente, Pläne und Zeugnisse, beginnend mit den deutsch-lateinischen Übungsgesprächen des Knaben, endend mit des Greises letzten Bruchstücken und Entwürfen zum Faust. Welch Reichtum breitet sich zwischen beiden aus! Neben den großen Taten, der „Geschichte Gottfriedens von Berlichingen mit der eisernen Faust“, dem Urfaust, dem „Prometheus“, der ersten Prosafassung von „Iphigenie in Tauris“, wieviel Einfälle, Pläne, Proben der Ausführung, dem Liebhaber willkommen, nötig dem Forscher! Manches Stück findet sich auch in vielen Ausgaben

*) Von Goethes dramatischem Schaffen. Siebzig Vorstufen, Fragmente, Pläne und Zeugnisse. Gesammelt und herausgegeben von Paul Merker. Leipzig, Philipp Reclam jun., 1917.

der Werke, aber in dieser wohlgeordneten Zusammenstellung, die unter anderm natürlich auch den letzten bedeutenden Fund, den Urmeister, heranzieht, wird der Leser es hier gern versammelt sehen. Die Einführung, die der Herausgeber vorangeschickt hat, unterrichtet über alles Wesentliche ausgiebig und doch mit glücklicher Knappheit und bildet in ihrer Art eine Lebensbeschreibung des Dichters von großem Reiz. Auf Anmerkungen im einzelnen ist verzichtet worden. So wünschenswert sie oft erscheinen möchten, so würden sie doch wohl den Rahmen des Werkes allzu sehr erweitert haben, können auch an anderen Orten ohne große Mühe gefunden werden. Ein Hinweis wenigstens auf diese wäre von Nutzen gewesen.

Für Goethes Freund, den genialen Livländer Jakob Michael Reinhold Lenz, hat das letzte Menschenalter eine starke, zuweilen auch überschätzende Neigung bekundet. Die wissenschaftliche Forschung hat sich ihm mehr zugewandt, volkstümliche Ausgaben sind ihm gewidmet worden. Zu ihnen tritt eine neue „Auswahl aus seinen Dichtungen", herausgegeben von Dr. Karl von Hollander*), die das „Tagebuch", den „Waldbruder", die dramatischen Arbeiten „Die Soldaten" und „Pandaemonium germanicum" (leider nicht auch den „Hofmeister") und eine Auslese aus den Gedichten bietet. Ein Nachwort des Herausgebers, das eine Würdigung des Dichters und seiner Werke enthält, findet kluge und eindringliche Worte zur Einschätzung des eigenartigen Menschen und reich begabten Künstlers, ohne doch für Einzelheiten die Belehrung zu bieten, die für weitere Kreise nötig ist. Das schmucke Bändchen sei trotzdem bestens empfohlen.

Soviele Volkslieder schon aus allen deutschen Gauen gesammelt worden sind, ihr Reichtum ist nicht zu erschöpfen. Immer bilden sich neue, immer auch noch bieten sich glücklichen Sammlern Funde aus alter Zeit. Klabund, als Sammler ebenso erfolgreich wie als Dichter, trägt als „Leierkastenmann" *) eine Reihe von Liedern vor, die dem Titel nach „aus dem Munde des Volkes gesammelt und hier zum erstenmal veröffentlicht" worden sind. Es sind Lieder von Landstreichern, Handwerksburschen, Studenten, Soldaten und allerlei bedenkenlosen Menschenkindern, Schnadahüpfel, Grabsteinverse, zum Teil in bayrischer Mundart. Der Mehrzahl nach haben sie derb-komischen Inhalt, manche zeigen rührselige Züge. Bei einigen Wendungen wollen wohl Zweifel an der naturwüchsigen Ursprünglichkeit auftauchen, im ganzen überwiegt durchaus der Eindruck des Volkstümlich-Echten; schade, daß der Herausgeber nichts über die Herkunft sagt. Alle sind irgendwie reizvoll oder auffallend, manche recht wertvoll, so etwa „Die holde Katherine", „Der Schneidergeselle" und teilweise „Ja auf der Walze". Kurt Szafranski hat treffende bunte Holzschnitte beigesteuert, die den wechselnden Stimmungen frisch und stark, gelegentlich auch etwas übertreibend Ausdruck geben. Das ganze Buch kann wohl als kleines Kunstwerk angesprochen werden.

In die wissenschaftliche Arbeit auf dem Gebiet des Volksliedes gewährt ein Werk von John Meier**) guten Einblick. Mit liebevoller Gründlichkeit, die auch im Kleinen treu und unermüdlich bleibt, untersucht er vier große Gruppen von Volksliedern, so in ungefähr hundertfünfzig Fassungen das Lied „Stehe ich am eisernen Gitter" mit seinen zahlreichen Abwandlungen, so-

*) Weimar, Gustav Kiepenheuer, 1917.

*) Der Leierkastenmann. Volkslieder der Gegenwart. Berlin, Erich Reiß.

**) Volksliedstudien. Straßburg, Karl J. Trübner, 1917.

dann auf ähnlich breiter Grundlage das Lied „Es ging einmal ein verliebtes Paar", indem er durch sorgfältige Vergleichung feststellt, wie verschiedene Teile nacheinander zusammentreten, sich abrunden und eine neue Einheit hervorbringen, die die Spuren des Aufbaus kaum noch verrät. Von noch allgemeinerem kulturgeschichtlichen Reiz sind die beiden folgenden Untersuchungen. Eine Prüfung der Lieder auf Karl Ludwig Sand, den Mörder Kotzebues, ergibt, daß hier wie öfter allgemein gehaltene Lieder an eine bestimmte geschichtliche Persönlichkeit angeknüpft werden, um dann bei weiterer Verbreitung wieder von ihr gelöst, aufs neue allgemein empfunden und weiter ausgestaltet zu werden. Die letzte Abhandlung führt uns ein Stück politisch-literarischer Geschichte von 1848 bis zur Gegenwart vor in den Untersuchungen über die Lieder auf Friedrich Hecker, insbesondere das in vielfachen Fassungen verbreitete „Lied der Verfolgten", das auf den Frankfurter Schriftsteller Wilhelm Sauerwein zurückgeht, einst ein Lieblingslied der Flüchtlinge in ganz Deutschland, auch später mit mannigfachen Veränderungen noch oft gesungen, auch wo revolutionäre Gesinnung gänzlich fehlte. Auch Harmloseste haben angestimmt:

Er hängt an keinem Baume,
Er hängt an keinem Strick,
Er hänget an dem Traume
Der deutschen Republik.

Das ganze Werk erweckt größte Achtung vor dem wissenschaftlichen Ernst, der es vorbildlich für die Volkskunde erscheinen läßt, und zeigt zugleich, wie anregend und fesselnd solche Untersuchungen dargeboten werden können.

Dem verdienstvollen und erfolgreichen Theaterleiter Theodor Loewe ist zu seiner fünfundzwanzigjährigen Jubelfeier eine von Walter Meckauer herausgegebene Festschrift*) gewidmet worden, die in Beiträgen zahlreicher Schriftsteller das Charakterbild des vielseitig tätigen Mannes, des Bühnenleiters, des Philosophen, des Dichters, des Beraters und Freundes, beleuchtet. Unter den beigesteuerten Dichtungen befinden sich dramatische Szenen von Carl Hauptmann und Hugo Salus; ansprechende Probestücke geben einen Einblick in das eigene dichterische Schaffen des Gefeierten.

*

Selten hat wohl die Malerei so viele und starke Anregungen von der Dichtung empfangen wie zur Zeit der Romantik. Dante, Shakespeare, Goethe befruchteten die Schöpfungskraft des größten Romantikers in der französischen bildenden Kunst, des Malers Eugène Delacroix, der auch uns Deutschen wohl vertraut ist und dessen Faustbilder vom Faustdichter hoch gerühmt wurden. Seine Briefe haben in Wilhelm Stein **) einen liebevollen Übersetzer gefunden, der seine dankenswerte Arbeit geschickt erledigt, derart, daß er gelegentlich den französischen Stil durchschimmern läßt, aber Inhalt und Stimmung klar zum Ausdruck bringt. Das Vorwort gibt zugleich eine gute Einführung in das Seelenleben des Meisters. Anmerkungen erläutern kunstgeschichtliche Einzelheiten, ohne sich bei gleichgültigen Dingen, besonders den Lebensverhältnissen der Freunde aufzuhalten. Der Reiz des Werkes liegt vor allem im Menschlichen, in den eigentümlichen Gefühlsgrundlagen des Mannes, der die Freundschaft so innig empfindet wie ein Deutscher aus der Zeit Klopstocks und doch in Wahrheit nur in seiner Kunst

---

*) Das Theater in Breslau und Theodor Loewe. 1892—1917. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden; Breslau, Hugo Fleischmann.

**) Eugène Delacroix, Briefe I. 1713—1846. Deutsch von Wilhelm Stein. Basel, 1918, Benno Schwabe & Co.

lebt, der die Natur und die Einsamkeit liebt und doch das Leben in Paris nötig hat, der ein Weltmann und zugleich ein rastlos Schaffender ist. Wie ein Märchen aus Tausend und einer Nacht stehen dazwischen die Berichte von der Reise nach Marokko. Streitbar und überzeugend tritt er für die Würde und Daseinsbedingungen des Künstlerberufes in dem großen Schreiben über die Wettbewerbe ein. Der zweite Band wird noch reicheren Aufschluß über die eigenen Arbeiten des Malers und seine künstlerischen Anschauungen bringen.

*

Ein philosophisch-pädagogischer Anhang möge wieder den Beschluß machen. Alexander Moszkowski*) veröffentlicht eine „respektlose Studie", in der er eine „Legende" zerstören, das „größte Hemmnis abräumen" will, das der Philosophie im Wege liegt. Diese Legende heißt Sokrates. Alle die Männer unter Zeitgenossen und Nachlebenden, auf die seine Persönlichkeit den unverlöschlichen Eindruck geistiger und sittlicher Hoheit gemacht hat, befanden sich in einem schauderhaften Irrtum. Moszkowski reißt ihm die Maske vom Gesicht und stellt ihn dem erstaunten Volk in seinem wirklichen Wesen vor: „Sokrates, der Idiot." Der Verfasser ist ein bewährter Spaßmacher, aber hier ist er mit seinem Spaß an den Unrechten gekommen. Auch wenn nicht so viele Zeugnisse unmittelbarer und mittelbarer Schüler des Weisen von Athen gegen den Ankläger sprächen, so spräche die Sache gegen ihn. Mit allen Spott- und Schimpfreden überzeugt uns Moszkowski ebenso wenig wie mit seinen Gründen davon, daß Sokrates ein verächtlicher Bursche, daß seine Methode und Lehre als idiotenhaft einzuschätzen seien, vor allem aber auch nicht davon, daß Plato in seinen Gesprächen, die Sokrates verherrlichen, ihm nur scheinbar ein Ehrendenkmal errichtet, in Wirklichkeit aber ihn als Idioten habe kennzeichnen wollen. Wie dies Rätsel in Platos Verhalten zu lösen sei, wird nicht erklärt, nur darauf hingewiesen, daß er sich von bestimmten persönlichen Gründen habe leiten lassen. Aber freilich, wie sollte es zu lösen sein, da es ja gar nicht vorhanden ist, sondern nur in der Vorstellung des Verfassers besteht! Dieser hält es mit den Sophisten und ihrer Weisheit, die ihm viel höher als Sokrates und seine Lehre erscheinen; so steht er auch Einzelheiten seiner Lehre, wie dem Staatsgedanken, fassungslos gegenüber. Mag man die Methode des Sokrates für überwunden erklären, mag man in seiner Lehre Mängel feststellen, so geht es nicht. Im Lichte der Entwicklungsgeschichte betrachtet, ist die Philosophie eine große Fuge, in der das Wort des Sokrates nicht ein quiekender Mißton ist, sondern eine Stimme, in der sich zum ersten Mal eine wissenschaftlich begründete höhere Lebensanschauung aussprach. Sokrates hat nicht alle Weisheit vorweggenommen, er hat den großen Idealisten, die nach ihm kamen, ihr Teil übrig gelassen; aber in dem Streit Moszkowski, der ihn anklagt und verdammt, gegen die Jahrhunderte, die ihn priesen, ist mir um den Ausgang des Verfahrens nicht bange.

Erfreulicher ist ein anderes neues Werk desselben Verfassers: „Der Sprung über den Schatten"*), Betrachtungen aus Grenzgebieten in doppeltem Sinn, aus den Bezirken, in denen das Diesseits ans Jenseits, das Wissen ans Nichtwissen grenzt, und aus den Denkfeldern, die gleichzeitig mehreren Wissenschaften angehören, der Mathematik und Erkenntnistheorie, der

*) Sokrates der Idiot. Berlin, 1917, Dr. Eysler & Co.

*) München, Albert Langen.

Physik und Metaphysik. Es ist gewiß ein Verdienst Moszkowskis, Laien in so unterhaltender Weise eine Ahnung von den schwierigen und großen Fragen der Atomlehre, der Relativitätslehre, der Bergsonschen Philosophie beizubringen. Besonders gern tummelt sich seine Phantasie über der „Kluft zwischen den beiden polaren Gegensätzen Endlich und Unendlich, von denen die eine niemals genügt, die andere niemals durchzudenken ist". Er verblüfft seine Leser mit großen Zahlen, die, aufgeschrieben, Billionen von Kilometern bedecken würden, mit kühnen Annahmen und Erdichtungen, die Jules Verne gebirgshoch übertreffen, und weiß jedenfalls das Grundgefühl philosophischer Geistesrichtung, das philosophische Staunen, in ihnen zu erwecken. An das Staunen schließt sich sogleich der Zweifel, der Standpunkt des „Als ob", das ewige Ignorabimus, die Auflösung des Seienden ins Subjektive. Bei der metaphysischen Wertung der Zahlenphantasieen dürfte doch mancher die Gefolgschaft versagen. Die Zahl ist der Affe des Begriffs, pflegte, wenn ich mich recht erinnere, der unvergeßliche Berliner Philosoph Adolf Lasson zu sagen. Sie macht alle Gebärden nach, ins Wesen aber dringt sie nicht. Freilich wird Moszkowski vom Begriff und Wesen nicht viel wissen wollen; der Mensch — in seiner Subjektivität — ist ihm das Maß aller Dinge, und dem Skeptiker Fritz Mauthner ist das Buch gewidmet. Aber gern sei anerkannt, daß viel Geistreiches und Unterhaltendes darin zu lesen ist, neben den schweren Problemen — die nach Moszkowski nicht dazu da sind, „um gelöst, sondern um erörtert zu werden" — kultur- und kunstpsychologische Betrachtungen, in denen er besonders stark ist und ein wahres Feuerwerk von blitzenden Einfällen entfacht. Er ist ein Philosoph und Schalk zugleich (dem übrigens einmal der Druckfehlerteufel den schalkhaften Streich spielt, den Wert der Zahl π um mehr als die Hälfte zu verkleinern). Er wird gewiß den schmunzelnden Beifall vieler erwerben.

Goethe sagt:

„Man könnt' erzogene Kinder gebären,
Wenn die Eltern erzogen wären."

Erziehung des Erziehers zu seiner schweren und verantwortungsvollen Aufgabe: dieser vielleicht wichtigste Teil der ganzen Erziehungslehre wird in einem Werk von Paul Häberlin*) aufs beste gefördert. Das Buch gibt nicht nur vortreffliche Ratschläge, sondern begründet diese auch in tiefschürfender Denkarbeit und vereinigt sie in klar logischem Aufbau zu einem einheitlichen Ganzen. Andererseits wird nicht trockene Schulweisheit geboten, sondern ein lebensvolles Buch, das mit begeisterter Hingabe, umsichtiger Beobachtung der Wirklichkeit und eindringlicher Kraft des Ausdrucks geschrieben ist. Alle einzelnen Belehrungen sind auf das „absolute Ziel" der Erziehung eingestellt: die Befähigung des Zöglings zur vollkommenen Durchführung seiner Lebensaufgabe. Diese Befähigung ist an mehrere Bedingungen gebunden, die somit als Teilziele zu gelten haben, innerlich zusammenhängen und nur zusammen erreicht werden können: Erziehung zum rechten Willen, d. h. zur Hingabe an die Pflicht, zum richtig gebildeten Gewissen, d. h. zur Gewißheit über die Pflicht, zur Urteilsfähigkeit, d. h. zur Erkenntnis der Wirklichkeit und zur richtigen Einschätzung ihrer Werte, und endlich zur Tüchtigkeit, d. h. zur Gesundheit im leiblichen wie im geistigen Sinne und zur Geschicklichkeit für die Ausübung des persönlichen Berufes. In dieser Erziehungslehre ist nichts Weichliches, Schwärmerisches, sie ist von strengster Sachlichkeit, von sittlichem Ernst erfüllt,

---

*) Wege und Irrwege der Erziehung. Basel, Kober, C. F. Spittlers Nachfolger, 1918.

dem man zuweilen wohl etwas mehr Lebensfreude an die Seite gestellt sehen möchte, sie ist voll Freimut auch in heiklen Fragen und voll Verantwortlichkeitsgefühl und möchte solche Eigenschaften in jedem wecken, der junge Menschenkinder ins Leben einzuführen hat. Lehrer und vor allem Eltern können viel Gutes aus diesem Buche lernen.

Kriegs-Frauen-Rundschau.

Von Ulla Wolff-Frank.

Mittelstandsfragen.

Mit der fürchterlichen Stetigkeit der zerstörenden Arbeit des Krieges schreitet auch die mildernde und lindernde Hilfsbereitschaft, die aufbauende Wohlfahrtsarbeit der Kriegsfürsorge fort. Unermüdlich wie bislang in diesen grausamen Kriegsjahren sind die Frauen am Werk. Es hat sich wenig verändert in dieser Zeit an der segensreichen Tätigkeit, nur gesteigert, gewachsen, klarer in Zielen, weitausladender in Notwendigkeiten ist sie geworden, aber leider, gleichen Schritt mit den Schrecken des Krieges kann die Abhilfe und Fürsorge, sie sei noch so groß, nicht halten. Das überstiege das Maß menschlicher Tatkraft und Willensstärke. Es wird so unsagbar viel geleistet, es geht so über alle Vorstellungsbegriffe hinaus, was getan wird, nicht genug Rühmens hatte ich Gelegenheit zu machen, von allem, was sich beobachten ließ an Hingebung, Fleiß, Energie, organisatorischem Scharfblick, kluger, gütiger Erkenntnis, Einblick sozialer Erfordernisse, persönlichem Opfermut und nie rastender Ausdauer. Dieser grenzenlosen Not, diesem unendlichen Jammer gegenüber würden alle Maßnahmen versagen, wenn nicht der Mut und der Wille, die Überzeugung und die tiefwurzelnde Einmütigkeit ihnen die stärkende und sieghafte Kraft verliehen, die in einem Worte ihren gewaltigen Ausdruck findet: Durchhalten. Ein mir vorliegendes Werk: „Handbuch der Mittelstandsfürsorge" von Anna Charlotte Lindemann*) regt diese Betrachtungen an. Einem besonderen Zweig der Fürsorge gehört dieses ausgezeichnete Buch, und obwohl es nur die Tätigkeit innerhalb Berlins und der Provinz Brandenburg umfaßt, gewährt es doch Ausführungen und Klarlegungen dieses über alle Maßen wichtigsten Gebietes, die einerseits erschütternd wirken, anderseits tröstlich, in den Bemühungen und dem Streben zu helfen und zu mildern, und den Kämpfenden beizustehen mit Rat und Tat, um sie vor dem Unterliegen zu bewahren.

Mittelstand!

Man weiß, welch schwersten Daseinskampf dieser soziale Begriff umschließt, wie viel Engnis und Bedrängnis, wie viel geheimes Erdulden, stetes Entsagen und dabei aufrechte Würde und bescheidene Haltung. Frau Lindemann findet für die Mittelstandsfürsorge einen leitenden Gedanken, der ebenso sehr die Großzügigkeit, wie das edelste Wohlwollen ihrer Bestrebungen kennzeichnet, wenn sie sagt: „den Einrichtungen der Mittelstandsfürsorge soll ganz besonders der Charakter des Almosens genommen werden. Erinnert sei an den jüdischen Verein „Schomer laboker", dessen Zartheit im Geben nicht mehr zu übertreffen ist. Er sendet Boten mit Geld gefüllten Büchsen in Trauerhäuser und die Trauernden können der Büchse ohne Zeugen Geld als Unterstützung entnehmen oder hineintun.

*) Verlag Carl Heymann, Berlin.

Das Schönste in dieser Einrichtung liegt in dem felsenfesten Vertrauen auf das Gefühl für Würde und Anstand in den Trauernden . . . In diesem Geiste behandelt die Verfasserin das Problem wahrer Menschenliebe und im idealen, wie praktischen Sinne gibt sie Anregungen zu vornehmstem Hilfswerk und einem rationellen Ausbau der Mittelstandsfürsorge. Die zahlenmäßigen Angaben dieses Handbuches geben einen gradezu ermutigenden, vielfach erfreulichen Ausweis über die Wohlfahrts-Vereinigungen, die dieser Arbeit sich widmen. Beim Abschluß der Materialsammlung März 1917 umfaßt Berlin und die Provinz Brandenburg 1064 Stellen, die sich damit beschäftigen, und nun denke man, wie weithin in deutschen Landen Stätten dem gleichen Zwecke errichtet, und wie viele in der großen Not der Zeit neu entstanden sind. Innerhalb der sozialen Fragen ist es fast unbestritten, daß der Mittelstand der weitaus leidendste Teil der durch die Kriegslage Bedrängten ist. Es ist nun besonders bemerkenswert, daß dieses Buch sich nicht nur an die Helfenden wendet, sondern ein Wegweiser ist für die den Mittelstandskreisen zugehörigen, die dadurch vor manchen Gefahren sich selbst bewahren und schützen können, die sie traurig bedrohen: „Mittelständische Hilfsbedürftige finden sich überwiegend in den großen Städten. Die Erwerbverhältnisse für den kleinen Geschäftsinhaber, wie für den selbstständigen Handwerker sind in der Kleinstadt durchweg bei einem unveränderlichen und vielfach durch persönliche Verhältnisse zusammen gehaltenen Kundenstamm sicherer. Die Hilfsbereitschaft vom Nachbar zum Nachbar ist eine größere, die zwar nicht ausschließlich feineren, seelischen Regungen entspringt, sondern ebenso oft ihren Grund in der engen geschäftlichen Verknüpfung der kleinstädtischen Geschäftswelt hat. Die Familien, die dort durchaus keinen festen Grund finden können, werden vielleicht in der Großstadt ihr Heil versuchen; sie sind aber sicherlich, sofern sie dort Wohlfahrtseinrichtungen in Anspruch nehmen müssen, bezüglich ihrer Tüchtigkeit mit kritischem Auge zu messen. Hilfs- und Beschäftigungsmöglichkeiten werden durch die Bekanntschaft der kleinstädtischen Bewohner untereinander erleichtert, und das ist sicherlich die gesündeste und volkswirtschaftlich wünschenswerteste Form. Eine beträchtliche Schwierigkeit der Mittelstandsfürsorge macht sich in der Großstadt auch dadurch bemerkbar, daß die Mittelstandsfürsorge mit einer größeren Zahl von Hilfesuchenden in gleicher Lage zu tun hat. Der Einwand, daß mittelständischen Notlagen viel häufiger als anderen durch verwandtschaftliche Hilfe begegnet werden kann, ist aus den Erfahrungen der sozialen Arbeit nicht zu begründen." Diese und zahlreiche wohlerwogene und wohlbedachte Hinweise auf die grundlegende Basis der Notstandsfrage sollen denen zu denken geben, die von Hilfeleistungen die einzige Abwehr dieser traurigen Zustände erwarten. Hilf Dir selbst! ist ein Wahrwort, das in solcher Lage in seiner Bedeutung richtig einzuschätzen ist.

Dies ermöglicht und erleichtert dann sicherlich den Weg der Abhilfe, den die Wohlfahrtspflege mit heißem Bemühen erstrebt. Es ist daher auch begreiflich, was Frau Lindemann als ein wichtiges Mittel zur Ermöglichung von Mittelstandsfürsorgeeinrichtungen ansieht: „die Heranziehung der Hilfesuchenden zu den Kosten in einem verhältnismäßig erheblich stärkeren Maße, als dies bei der Volksfürsorge angängig ist". Je breiter der Pfad, je gangbarer der Weg, desto mehr kann und wird geleistet werden. Und so erfreulich auch das bisher Geschaffene ist, was dieses Handbuch uns darlegt, so lehr-

reich ist es in seinen Anregungen für die, nicht nur passiven Kreise der Mittelstandsfürsorge, sondern ebenso wichtig für die, die aktiv gern mitwirken möchten und können, zur Behebung des Übels, dem sie ruhig und besonnen entgegenarbeiten durch Erkenntnis und Einsicht. Es ist hochinteressant, was in diesem Werke zusammengetragen ist an Material zur Behandlung dieser sozial-dringlichsten Frage. Und es wäre unmöglich im engen Rahmen einer Besprechung Auszüge aus diesem vielumfassenden, bedeutenden Buch zu geben. Aber es zu lesen, es geistig und in philanthropischer Gesinnung zu verarbeiten, sei allen Frauen, denen diese Dinge am Herzen liegen, angeraten. Sie finden darin eine sachliche, von ethischen Gesichtspunkten ausgehende Darlegung, die sich mit staunenswertem Fleiß, mit intensivem Eifer, mit Korrektheit und Sicherheit statistischer Arbeit dem mühevollen Werk widmete, das im wesentlichen der Frauenbewegung gehört, zu deren „erfreulichsten Erfolgen" die Verfasserin „die Gründungen der weiblichen Berufsvereinigungen und ihre Durchtränkung mit sozialem Geiste" zählt, und ihrer werktätigen Mitwirkung bei allen Unternehmungen der Mittelstandsfürsorge. Es ergibt sich aus den Studien und Erfahrungen Anna Charlotte Lindemanns, daß sie für eine Centralisation der gesamten Wohlfahrtseinrichtungen für die Monarchie und ganz Deutschland eintritt, und dafür viele überzeugende Beweise aufführt. Ganz besonders erscheint es ihr für die Mittelstandsfürsorge erforderlich, weil den Hilfesuchenden jener Kreise das Bitten oft unsäglich schwer fällt und ihnen die Pein erspart, ihre Notlage immer von neuem fremden Menschen enthüllen zu müssen, „viel seelisches Feingefühl geht dabei verloren, und es ist doch gerade das Ziel einer richtig verstandenen Mittelstandsfürsorge, alle seelischen Werte zu erhalten", und an einer anderen Stelle weist sie sehr richtig darauf hin: „daß der Mittelstand kulturelle Bedürfnisse hat, die in den Volksfürsorgeeinrichtungen keine Berücksichtigung finden können." So äußert sich in allen Richtlinien, die sie für die geistige und ethische Bewältigung dieser sozialen Probleme stellt, eine von wahrhaft humanen Ideen und eminent praktischem Wissen erfüllte Arbeit über die Wohlfahrtsbestrebungen des modernen und gereiften Frauentums.

* * *

Unsere langjährige verehrte Mitarbeiterin, Frau Ulla Wolff-Frank feiert am 3. April ihren siebzigsten Geburtstag. Wir entbieten der Jubilarin unsere wärmsten Glückwünsche und hoffen mit unseren Freunden, daß ihre bewährte Arbeitskraft noch lange „Nord und Süd" erhalten bleibt.

Die Redaktion.

Unverlangte Manuskripte senden wir nicht zurück, wenn ihnen nicht Rückporto beiliegt.

Herausgeber und Chefredakteur: Prof. Dr. Ludwig Stein in Berlin W 10, Lützowufer 5a. (Telefon Amt Kurfürst Nr. 6308.) — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Sylvius Bruck in Breslau. — Allein-Vertretung für Ungarn: Grill'sche k. k. Hofbuchhandlung (J. Benkö), Budapest V, Dorottya-utcza 2. — Verlag und Druck der Schlesischen Buchdruckerei v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau III.

NORD UND SÜD

Posadowsky

Bildnis und eigenhändige Unterschrift Sr. Exzellenz des Staatsministers a. D. Graf Posadowsky.

Nord und Süd

Eine deutsche Monatsschrift

Begründet von Paul Lindau

Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau.

Leipzig E. F. Steinacker. — München Berthold Sutter. — Berlin W. 10 — Budapest Grill'sche k. k. Hofbuchhandl. — Kopenhagen Ersler & Hasselbalch

Stockholm C. E. Fritze, Librairie Royale — Christiania Jacob Dybwad Buchhdlg. — Konstantinopel Internat. Buchhandl. Otto Keil.

für die Provinzen in Schweden und in Dänemark: Georg Chr. Ursins Nachfolger, Kopenhagen.

für die Schweiz: Akadem. Antiqu. u. Buchhandlung Herm. Baur, Zürich I.

Generalvertretung für Holland: W. P. van Stockum und Sohn, Haag, Buitenhof 36.

42. Jahrgang. Band 165. Heft 524. Mai 1918.

Professor Dr. Ludwig Stein:
Der Kampf gegen den Anarchismus.

Die deutsche Faust saust und hämmert auf die Häupter seiner äußeren Feinde mit einer Wucht nieder, von welcher ein neuer Sagenkreis ausgehen und die nachkommenden Geschlechter auf Jahrtausende hin ausfüllen wird. Nach der Niederzwingung des äußeren Feindes wird es die große Aufgabe des deutschen Volkes sein, den Anarchismus, den Großvater des russischen Bolschewikismus, im Inneren zu bekämpfen, damit nicht der innere Feind bedroht, was man im weltgeschichtlichen Ringen mühselig auferbaut hat. Eine Gefahr aber bannen wollen, heißt sie kennen, um ihr beherzt und offenen Auges entgegentreten zu können. In meinem Buche: „Die soziale Frage im Lichte der Philosophie" (Stuttgart, Enke, 2. Aufl. 1903) bin ich den anarchistischen Theorien geschichtlich nachgegangen und habe die Gefühls- und Gedankenanarchie gegeißelt, die von diesen Querköpfen ausgegangen ist. Die klassische Philosophie der Deutschen ordnete durchweg die Einzelpersönlichkeit dem Staatsbegriff unter, so daß für Eigenleben und Sonderwort der Persönlichkeit kein Spielraum übrig blieb.

Eine Reaktion gegen die von der klassischen Philosophie der Deutschen verfolgte Tendenz der Aufsaugung der Einzelpersönlichkeit seitens des „Leviathan" Staat konnte, wie ich in meinem Buche ausführte, nicht ausbleiben. Wie Herder gegen Kant, und Schleiermacher gegen Fichte, so versuchte Proudhon gegen Hegel die Individualität zu retten. Seine rechtsphilosophischen Theorien hat Proudhon in seiner „de la Justice dans la révolution et dans l'églisé" (1858—59) niedergelegt. Die Beobachtung glauben wir an dieser Stelle einflechten zu müssen, daß Hegels Geschichtsphilosophie, welche den Entwicklungsgedanken zum ersten Male mit starrer Konsequenz und dialektischer Feinheit durch die ganze Menschheitsgeschichte hindurchgeführt hat, bei aller gewollten Loyalität, die sich in eine Verherrlichung der Erbmonarchie zuspitzt, doch eine Fülle revolutionärer Keime in ihrem Schoße barg. Denn daß dem rechten Flügel und dem Zentrum der Philosophie Hegels sich nicht bloß ein so radikaler linker entgegensetzte, wie er durch den Namen Bruno Bauer, Richter, Ruge, David Friedrich Strauß und Ludwig Feuerbach gekennzeichnet ist, welcher sozialphilosophisch im doktrinären Libera-

lismus stecken geblieben, zum Teil sogar in einen starren Konservatismus zurückverfallen ist, sondern auch der revolutionäre Sozialismus in seinen markantesten Figuren Marx und Proudhon sich seinem sozialphilosophischen Großmeister Hegel gegenübergestellt hat, ist doch Beweis genug, wie geschmeidig und vieldeutig diese Lehre war. Im übrigen läßt selbst Proudhon, der Begründer des Anarchismus, keineswegs die Spuren verkennen, welche ihm das Studium der klassischen Philosophie der Deutschen aufgedrückt hat. Die Menschenwürde hebt er als oberste soziale Pflicht mit einer Feierlichkeit hervor, die einem Schüler Kants alle Ehre machen würde. Nicht auf die Liebe, wie schwärmerische Sozialisten wollen, sondern auf die Würde des Menschen, die immer und überall zu respektieren sei, will er den sozialen Staat der Zukunft aufbauen. In seiner Betonung des Gewissens als eines unentwurzelbaren sozialen Faktors erinnert er an Fichte. Seine schwungvolle Hervorhebung des sittlichen Fortschritts in der Menschheit, deren Leugnung er eine Blasphemie nennt, zeigt um so eher den Schüler Hegels, als ihm die Verwirklichung des Ideals der absoluten Gerechtigkeit oberster Sinn der Evolution des Menschengeschlechts ist.

Daß nun Proudhon, der Verherrlicher des Rechtsgefühls, dem das Recht sogar noch höher steht als selbst die Soziabilität in der Menschennatur, gleichwohl der Vater des modernen Anarchismus geworden ist, ist eine jener Kapricen, an denen die Geschichte des menschlichen Denkens so reich ist. Und daß die Bolschewikis in dem feingeistigen, wenn auch etwas hypersensiblen Proudhon ihren Vater und, falls sie in der philosophiegeschichtlichen Genealogie ebenso zu Hause sind wie in den chemischen Laboratorien, in Hegel ihren Großvater zu verehren haben, das ist ein bacchantisches Schauspiel der Geistesgeschichte, das nur die Götter im Olymp nach seinem vollen humoristischen Gehalt zu würdigen und durch ein „homerisches Lachen" zu akklamieren im Stande wären.

Von Proudhons Anarchismus zweigen sich eine individualistische und eine kommunistische Linie des Anarchismus ab. Die individualistische Linie, deren geistiges Oberhaupt der — von Proudhon übrigens unabhängige — Max Stirner ist, atomisiert das soziale Individuum. Das anarchistische Kredo Stirners: „Mir geht nichts über mich" ist eine Kriegserklärung gegen alles, was Staat heißt — der Staat beruht nach Stirner auf der Sklaverei der Arbeit — und bedeutet einen zur Manie ausgearteten „Ichwahn". Der individualistische Anarchismus ist ein krankhafter Rückfall in die übrigens auch von Fichte und Hegel nicht überwundene anthropozentrische Weltanschauung; nur ist einem Stirner nicht der M e n s c h, wie den spekulativen Vertretern der Gattungsvernunft, sondern d e r Mensch der Mittelpunkt der sozialen Gesamtheit. Dieser individualistische Anarchismus hat mehr in der schöngeistigen als in der politischen Welt Anklang gefunden. Seine Stimmführer sind Tucker, Mackay und — in gewisser Biegung — der Dichter Ibsen. Von der demokratischen Linie dieses individualistischen Anarchismus, dessen Ideal „eine Gesellschaftsordnung ohne Staat und ohne Lohn-

system mit denkbar größter Autonomie der Individuen" ist, spaltet sich eine aristokratische ab, deren Hauptvertreter Friedrich Nietzsche ist. Auch Nietzsche träumt von der anarchischen Ungebundenheit seines „Übermenschen", aber diesem Übermenschen ist die Anarchie ein Privilegium. Nicht die ungebundene Freiheit aller, sondern die anarchische Willkür einzelner ist ihm Sinn und Zweck der Kulturentwicklung. Ihm entschlüpfen die Worte: „Die Dummheit der Arbeiterfrage . . . liegt darin, daß es eine Arbeiterfrage gibt: Über gewisse Dinge fragt man nicht — erster Imperativ des Instinkts." Nietzsche bedauert, daß sich aus dem europäischen Arbeiter nicht mehr ein „Typus Chinese" herausbilden läßt. „Was will man? Will man einen Zweck, muß man auch die Mittel wollen: Will man Sklaven, so ist man ein Narr, daß man sie zu Herren erzieht." Noch etwas pikanter markiert er seine Stellung zu dem „unverhüllten Zähnefletschen der Anarchistenhunde" und zu „den tölpelhaften Philosophastern und Bruderschaftsschwärmern", welche sich Sozialisten nennen und die „freie Gesellschaft" wollen.

Dieselben Bruderschaftsschwärmer, die ihre ganze Kraft nicht bloß an den Sklavenaufstand in der Moral, sondern an den Sklavenaufstand schlechthin setzen, mithin den polaren Gegensatz dessen anstreben, was Nietzsche als Ideal vorstrebt, treiben das Begriffs-Tohuwabohu so weit, im Rausch der Phrase ihren radikalsten Gegenfüßler jubelnd als Bannerträger an ihre Spitze zu stellen. In Wirklichkeit gibt es keine schneidenderen Gegensätze in der Soziologie als den Sozialismus, der ja auch in seiner gemildertsten Form einen Stich ins Kommunistische hat, jedenfalls demokratisch ist, und den aristokratisch-anarchischen Individualismus Nietzsches. Fatal ist es diesem aristokratischen Anarchisten, daß ihm die logische Rubrizierungspflicht das Schnippchen schlägt, ihn selbst, den erlesenen Übermenschen, der sein eigenes Gelächter heilig spricht, und sich selbst die „Rosenkranzkrone der Lachenden" aufsetzt, unter die von ihm so geschmähten „Anarchistenhunde" einzureihen. Denn ob kommunistischer oder aristokratischer Anarchismus — gleichviel: Das logische Schema reiht sie beide unbarmherzig in die gleiche Rubrik ein: Anarchismus. Selbst der als „christlich" zu bezeichnende Anarchismus Tolstojs ist in unseren Augen ebenso eine besondere Spielart des individualistischen Anarchismus, wie der aristokratische Nietzsches. Ihr Gemeinsames liegt in ihrem antisozialen Zug, der eben jedem anarchischen Individualismus eigen ist.

Daß diese soziale Atomisierung der Menschheit nur vorübergehend im Kopfe einiger Phantasten, nicht aber in der harten, rauhen Wirklichkeit unseres sozialen Lebens sich auf die Dauer behaupten und durchsetzen kann, hat das historische Schicksal des Anarchismus selbst unzweideutig gezeigt. Nicht der isolierende Individualismus eines Stirner, sondern der kommunistische Anarchismus der Bakunin, Krapotkin und Reclus gewann die Oberhand. Hier bewährte sich das Dichterwort: „Wer einsam sein will, ist bald allein." Jene Freischärler des Anarchismus besaßen nicht die soziale Kraft zur Bildung einer eigenen Partei. Erst der kommunistische Anarchismus, der sich im Gegensatz zum aristokratischen eines Nietzsche

auf die Brüderlichkeit aufbaut, vermochte vermittelst einer stahlharten, furchteinflößenden sozialen Logik sich zu einer für die menschliche Gesellschaft verhängnisvollen Partei zu kristallisieren. Diese Anarchisten wollen eine Gesellschaftsform, in welcher jedes Mitglied sein eigenes Ich, d. h. seine individuellen Talente und Fähigkeiten, Wünsche und Bedürfnisse zur vollen Geltung zu bringen vermag. Sie verwerfen also alle Regierung und lassen nur zu, daß sich freie Genossenschaften zwecks gemeinsamer Produktion organisieren. Wie tief übrigens auch diesem kommunistischen Anarchismus der triadische Rhythmus Hegels noch im Blute steckt, ersieht man aus folgendem dialektischen Antithesenspiel Bakunins, der sich dahin zu äußern pflegte: Das Staatstum ist die These, die Anarchie oder der Amorphismus die Antithese, die Föderation aber wird die Synthese sein. Der Briefwechsel Bakunins gewährt uns einen tiefen Einblick in die Gedankenwerkstätte des Anarchismus. Man liest aus diesen Blättern die Genesis der „Propaganda der Tat" in jeder ihrer zahlreichen Phasen heraus. „Möge man uns", äußerte sich Bakunin, „ein-, zwei-, ja zehn- und zwanzigmal aufs Haupt schlagen, unterstützt uns aber beim einundzwanzigsten Male das Volk und nimmt alles am Aufstand teil, dann sind wir für die Opfer entschädigt". Merkwürdig genug ist und bleibt es, daß selbst der wildeste, zügelloseste Anarchismus, der sich sein Recht nicht mit dem Stimmzettel erzwingen, sondern mit der Dynamitbombe in der Hand ertrotzen will, der „Solidarität" als seines soziologischen Fundaments gar nicht entraten kann. Es finden sich bei Bakunin, Krapotkin und Reclus Verherrlichungen dieser Solidarität, die uns in die entschwundene Zeit des sozialen Optimismus der selig entschlummerten Gefühlsphilosophie zurückversetzen. Die „ideal freie" anarchistische Gesellschaft der Zukunft ruht auf dem soziologischen Untergrunde des der Menschheit angeblich von Hause aus einwohnenden Prinzips der Solidarität.

Und so stehen wir heute vor einem förmlichen Begriffschaos: Die anarchistische Partei ist als solche ohnmächtig, solange ihr die sozialistisch geschlossene gegenübersteht; hingegen ist ein Anarchismus der Gedanken augenblicklich entfesselt. Nicht bloß im sozialen Organismus, sondern auch in der Begriffswelt der Gebildeten des ganzen zivilisierten Erdenrunds kracht es in allen Fugen. Den Begriffen fehlt die logische Zucht, dem sozialen Organismus fehlen die harmonisierenden Imperative. Die formale Logik ist wie vergessen und die soziale augenblicklich außer Rand und Band. Dilettantisches Geschwätz, dem es an tiefer Kenntnis der sozialen Tatsachen ebenso gebricht, wie an geschultem Denken, beherrscht unmittelbar den Büchermarkt und mittelbar die „öffentliche Meinung". Hier müßte man die Kraft besitzen, mit logischen Geißelhieben mitten in diese wilde Gedankenanarchie hineinzufahren und mit der erlösenden Wucht eines Hutten soziale „Epistolae obscurorum virorum" zusammenzuhämmern. Wenn die Geschichte der sozialphilosophischen Ideen uns irgend etwas gelehrt hat, so doch sicherlich die eine, mit kristallklarer Deutlichkeit sich abhebende Tatsache, daß die

letzte Wahrheit nicht in der verwirrenden Leidenschaftlichkeit des chaotischen Parteigetriebes, sondern nur in der ruhigen Sachlichkeit des klaren logischen Denkens gefunden werden kann. Die herrschende Gedankenanarchie kann daher, wenn überhaupt, dann nur durch eine streng logische Prüfung der heute einander schroff befehdenden soziologischen Gegensätze gebannt werden.

Das deutsche Schwert hat eine neue Welt zusammengeschmiedet. Der Anarchismus darf uns nicht um die Früchte betrügen, die der blutigen Saat entschossen sind. Der Kampf gegen die zersetzenden und auflösenden Tendenzen des Anarchismus, den wir in Petersburg mit furchteinflößender Deutlichkeit am Werke gesehen haben, kann nicht mit „Rad und Galgen" zu Ende geführt werden. Ideen kann man nicht hängen. Man muß sie widerlegen. Niemals ist uns der Kampf gegen die Idee des Anarchismus leichter geworden, als in diesem Augenblick, da die Propaganda der Tat vor dem Forum der Geschichte ihr volles Unvermögen erwiesen hat. Der Anarchismus geht auch logisch an seinem Zerrbilde zu Grunde.

Graf Posadowsky:
Wahlfragen.

Mit zunehmendem geistig-seelischen Element, das wir „Bildung" zu nennen pflegen, während es freilich häufig nur „Belesenheit" ist, wächst die Neigung der Massen, von den öffentlichen Angelegenheiten Kenntnis zu nehmen und über sie zu urteilen. Dieser Wunsch sickert allmählich in immer weitere gesellschaftliche Schichten herab. Schließlich endet er in dem Willen, auch an der Volksvertretung mittelbar oder unmittelbar sich zu beteiligen. Vertretungen des Volks für öffentliche Angelegenheiten sind keine neuzeitliche Erscheinung. Schon im Mittelalter bestanden Körperschaften, welche an der Verwaltung der Geschäfte des Landes teilnahmen. Ihre Tätigkeit beschränkte sich aber meist nur auf die Bewilligung von Geldmitteln. Eine allgemeine Aufsicht über die Gesamtheit der Staatsverwaltung pflegten sie nicht zu üben. Da noch eine strenge Scheidung der Stände bestand, bauten sich jene politischen Vertretungen auch auf ständischer Grundlage auf. Je verwickelter indes das staatliche und wirtschaftliche Leben wurde, je mehr sich die Standesunterschiede verwischten und schließlich auch verfassungsmäßig aufgehoben wurden, desto unhaltbarer wurde es, eine Volksvertretung auf ständischer Grundlage aufzubauen oder zu erhalten. Die letzten Reste dieser Auffassung finden sich in Oberhäusern und in den mecklenburgischen Staaten. Aus politischen Gründen mußte man zu anderen Wahlordnungen übergehen; so entstand das Wahlrecht nach der Abstufung des Besitzes, eine Form der Wahlberechti-

gung, die an sich den harten Tadel nicht verdient, den sie vielfach erfährt. Besitz ermöglicht den Erwerb höherer geistiger Bildung und solche ist, um sich an den Geschäften des Landes zu beteiligen, unzweifelhaft erforderlich. Schon die verwickelten und vielseitigen Gesetze des modernen Staates bedingen ein erhebliches Maß systematischen Denkens; diese Geistesarbeit sollte eigentlich nicht nur der Abgeordnete, sondern auch der Wähler selbst leisten können, wenn sich die geistige Befähigung und die politische Aufgabe decken sollen. Dem nach Besitz abgestuften Klassenwahlrecht lag überdem die wirtschaftliche Auffassung zugrunde, daß ein Gleichgewicht bestehen müsse zwischen den Leistungen a n den Staat und den politischen Rechten im Staat.

Mit der fortschreitenden Bildung des Volkes ist aber die Klasse der Personen immer größer geworden, die sich zwar eines hohen Maßes geistiger und wissenschaftlicher Bildung erfreuen, die aber in ihren wirtschaftlichen Verhältnissen weit zurückstehen hinter Wählern, welche im geschäftlichen Leben große Vermögen zu erwerben vermochten. So wurde das Klassenwahlrecht in seinen äußeren Wirkungen vielfach geradezu grotesk. Vertretungen großer Vermögensmacht übten im Wahlverfahren einen entscheidenden Einfluß aus, während hochgebildete mit dem Wesen und den Bedürfnissen des Staates sicher vertraute Wähler in der Masse der letzten Wählerklasse verschwanden. Der Widerstand gegen das Klassenwahlrecht wurde deshalb immer stärker, auch in solchen Gesellschaftskreisen, die den Glauben an das Heil einer radikalen Massenherrschaft nicht teilen. Durch diese Entwicklung gedrängt, entschloß sich die preußische Staatsregierung, das Wahlrecht einzuführen, das im Reiche seit seiner Gründung besteht und sich auf den Gedanken der unbedingten gesetzlichen Gleichberechtigung aller Staatsbürger stützt; nicht der Besitz soll mehr entscheidend sein, sondern der individuelle Mensch. Fürst Bismarck hatte das allgemeine gleiche Wahlrecht als Preußischer Gesandter in Frankreich kennen gelernt, als Napoleon III. noch auf der Höhe seiner Macht stand. Mit dem sicherwirkenden Mechanismus von Präfekten, Unterpräfekten und Maires wußte Napoleon lange Jahre mit diesem Wahlrecht die innere französische Politik seinen Zielen dienstbar zu machen.

In Preußen war Fürst Bismarck durch den Militärkonflikt gegen den bürgerlichen Liberalismus aufgebracht und hoffte offenbar, im Deutschen Reiche durch die Einführung des allgemeinen gleichen Wahlrechts mit Hilfe der Massen die widerstrebende bürgerliche Demokratie politisch niederzuhalten. Zunächst schien diese Hoffnung sich zu erfüllen. Deutscher Individualismus führte aber schließlich zu ganz anderen Folgen wie in Frankreich. Es entstand ein politischer Widerstand der Massen, der sich noch als weitreichender und radikaler erwies, als das politische Beharrungsvermögen der bürgerlichen Demokratie. Die Verschiedenheit des Wahlrechts im Reiche und in Preußen ließ aber auch zwischen der Reichsleitung und der Regierung des Präsidialstaates sehr bald eine, wenn auch verschleierte politische Cäsur erkennen und zwar schon zu Bismarcks Zeiten. Diese

Tatsache bewog den Fürsten zu dem allerdings erfolglosen Versuch, den Vorsitz im Preußischen Staatsministerium zeitweise niederzulegen und sich auf die Reichsleitung zurückzuziehen. Keine Regierung kann aber auf die Dauer gegen eine politische Mehrheit der Volksvertretung regieren; die politische Stellung dieser Mehrheit muß auf die Regierung bis zu einem gewissen Grade abfärben und ihre Entschlüsse beeinflussen, wenn nicht schließlich die Führung der Staatsgeschäfte durch Obstruktion zum Stillstand kommen soll. Es ist deshalb nicht fortzuleugnen, daß aus der Verschiedenheit des Wahlrechts im Reiche und in Preußen bei dem engen Verhältnis, in dem die Reichsleitung und ihre Vertreter zu dem preußischen Staatsministerium stehen, schwere innere Widersprüche sich entwickelten, welche die Einheitlichkeit der politischen Führung im Reiche und in Preußen ungünstig und sichtbar beeinflußten. Diese inneren Hemmungen hätten sich vermeiden lassen, wenn im Drange der geschichtlichen Ereignisse bei Gründung des Reichs es möglich gewesen wäre, die Frage eines gleichen Wahlsystems für das Reich und den Präsidialstaat Preußen in Erwägung zu ziehen. Nachdem jetzt die Regierung die Einführung des allgemeinen gleichen Wahlrechts für das preußische Abgeordnetenhaus nicht durch ein Programm des leitenden Staatsmannes, sondern durch eine monarchische Kundgebung als ihr politisches Ziel bezeichnet hat, ist die taktische Lage für die Parteien, welche Gegner dieses Wahlsystems sind, eine außerordentlich schwierige geworden, besonders für die Mitglieder der konservativen Partei, die sich vorwiegend auf royalistischer Grundlage aufbaut. Die Vorlage betreffend die Bildung des Abgeordnetenhauses glaubte man zunächst dadurch politisch abmildern zu können, daß man ein Pluralwahlrecht in Erwägung zog. Je länger indes die Erörterungen hierüber dauerten, desto mehr brach sich die Überzeugung Bahn, daß ein solches Pluralwahlrecht, insoweit es sich auf Besitz stützte, schließlich zu dem Grundsatze des alten Klassenwahlrechts zurückkehrte, daß aber die Verleihung von mehreren Stimmen an einen Wähler auf Grund von Alter, Bildung, Kinderzahl usw. im Einzelfalle zu politischen Unmöglichkeiten führen müßte. Hätten die Gegner einer Änderung des bestehenden preußischen Wahlrechts im Jahre 1908 williger die Hand dazu geboten, die unzweifelhaft überlebte Gestaltung dieses Wahlrechts zeitgemäß zu ändern, so wäre es vielleicht möglich gewesen, zu einem Erfolge zu gelangen, der die Frage des allgemeinen gleichen Wahlrechts für Preußen auf einen langen Zeitraum und auf ruhigere politische Verhältnisse verschoben hätte. Dieser Zeitpunkt ist versäumt. Den Gegnern des allgemeinen gleichen Wahlrechts steht aber noch eine Möglichkeit offen. Im Hinblick auf die Tatsache, daß bei dem ungeheuer schnellen Anwachsen der großen Städte in Preußen das Verhältnis der großstädtischen Bevölkerung gegenüber der Bevölkerung des platten Landes und der kleinen Städte sich fortgesetzt zu Ungunsten der letzteren zahlenmäßig verschiebt, würde man bei Einführung eines neuen Wahlrechts in Preußen mit innerer Berechtigung eine Gewähr dafür verlangen, daß in dem neuzubildenden Abgeordnetenhause der ländlichen Bevölke-

rung und der Bevölkerung der kleinen Städte dauernd eine angemessene Vertretung gesichert sei. Man könnte zutreffend einwenden, daß die auf Grund des allgemeinen gleichen Wahlrechts zu bildende politische Körperschaft in immer höherem Grade eine Vertretung der Großstädte sein würde und demnach von großstädtischen wirtschaftlichen und politischen Begriffen beherrscht ihre gesetzliche Tätigkeit ausüben dürfte. Man würde deshalb für die Zustimmung zum gleichen allgemeinen Wahlrecht sehr wohl die Forderung erheben dürfen, daß gleichzeitig bei der Verteilung der Zahl der Abgeordneten auf die Wahlkreise nicht nur die Seelenzahl, sondern auch der Flächeninhalt der Wahlkreise maßgebend sein müsse. Hierdurch wäre das gleiche allgemeine Wahlrecht an sich zwar nicht beeinträchtigt, wohl aber für die Bildung des künftigen Abgeordnetenhauses eine angemessene Vertretung des mäßigenden bodenständigen Elements gewährleistet, das gegenüber politischem Großstädtgeist der Massen zum ruhigen sicheren Gang der Staatsmaschine nicht entbehrt werden kann. Im Plenum und der Kommission des Abgeordnetenhauses ist diese Forderung auch bereits erhoben. Eine gleiche Änderung wäre auch für das Reichstagswahlrecht dringend erwünscht. Nach dem Reichsgesetz betreffend die Einteilung der Reichstagswahlkreise soll auf je 100 000 Seelen ein Abgeordneter gewählt werden. Diese Bestimmung trägt einen promissorischen Charakter und ist bisher zur Ausführung nicht gelangt. Sachlich ist sie aber überhaupt nicht mehr ausführbar. Wir nähern uns im deutschen Reiche einer Bevölkerungszahl von 70 Millionen. Der Reichstag müßte also hiernach aus 700 Abgeordneten bestehen. In einer solch' zahlreichen Versammlung von Volksvertretern würde die Führung der Geschäfte bei dem Wunsche der einzelnen Mitglieder, zum Worte zu kommen und jedenfalls ihrem Wahlkreis gegenüber ihre Ansicht öffentlich zu vertreten, in einer für die Aufgaben der Gesetzgebung und Verwaltung bedenklichen Weise verlangsamt werden. Die zunehmende Verlegung der Geschäfte in den Hauptausschuß trägt jetzt schon dieser Tatsache gezwungenerweise Rechnung. Man müßte deshalb im Reiche mindestens dazu gelangen, für die Zahl der Reichstagsabgeordneten einen numerus clausus, d. h. eine für einen langen Zeitraum beschränkte Anzahl der Abgeordneten festzusetzen. Es ist jetzt den Forderungen der Riesenwahlkreise dadurch Genüge getan, daß man ihnen eine höhere Zahl von Abgeordneten zugewiesen und für ihre Wahl das Proportionalwahlsystem vorgeschlagen hat. Das ist eine offenbare Notmaßregel, die die Gleichheit des Wahlverfahrens im gesamten Staatsgebiet durchbricht. Je mehr die großstädtische Bevölkerung zunimmt, desto größere Ungleichheiten zwischen den einzelnen Wahlkreisen werden sich ergeben, die man nicht durch fortgesetzte Vermehrung der Zahl der Abgeordneten begleichen kann. Eine grundsätzliche Änderung des Reichsgesetzes betreffend die Einteilung der Wahlkreise wird sich hiernach in Zukunft als eine unvermeidliche politische Notwendigkeit herausstellen. Dieser Entschluß wird sich aber nicht nur auf eine Division der Gesamtzahl der Wähler

beschränken dürfen, sondern man wird auch in Rechnung zu stellen haben, wie diese Wähler auf den vaterländischen Boden verteilt sind und in welchen Beziehungen sie zu demselben stehen. Für die Neubildung des Herrenhauses will man teilweise an die geschichtliche Überlieferung anknüpfen, teilweise aber versuchen, aus dieser Körperschaft eine berufsständische Vertretung zu bilden. Bei diesem Versuch zeigt sich jetzt schon, daß die Zusammensetzung einer gesetzgebenden Versammlung auf berufsständischer Grundlage kaum mehr ausführbar ist und unerfüllbare Forderungen zahlreicher Berufsstände hervorruft. Unsere gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Verhältnisse sind für dieses Wahlsystem schon viel zu verwickelt. Es gibt zu vielgestaltige Berufskreise, die sich schneiden oder ineinander übergehen, um auf der Grundlage der Berufsvertretung eine befriedigende Auswahl treffen zu können. Es wäre deshalb zu erwägen, ob die Mitglieder des Oberhauses, dessen Stellung das Herrenhaus einnimmt, nicht besser nach einem Zensus für einen längeren Zeitraum zu wählen wären; hierbei könnten Bildung und Besitz je nach der Gestaltung dieses Zensus gebührend zur Geltung kommen. Die Presse hat seit langer Zeit den Gedanken der Einführung des gleichen, allgemeinen Wahlrechts in den Einzelstaaten unaufhörlich in das Gehirn der Massen gehämmert. Man hat die Hoffnung erregt, daß mit Einführung dieses Wahlsystems unermeßlich wohltätige Folgen verbunden seien und Übelstände verschwinden werden, die tatsächlich auf wesentlich anderen Ursachen beruhen wie auf dem bestehenden Wahlrecht. Nachdem aber die Regierung mit größtem Nachdruck dieses Wahlprogramm aufgestellt und nachdem sich durch geschickte Propaganda die Erfüllung dieses Programms immer mehr im Lichte eines Allheilmittels für allerlei politische Schäden und Wünsche dargestellt hat, wird es auch für eine entschiedene oder still abgeneigte Opposition schwer sein, ihren Widerstand siegreich durchzuführen. Politisch ist es vielleicht weiser, eine Maßregel, deren Verhinderung aussichtslos ist, gelassen hinzunehmen und sich rechtzeitig offen in deren Dienst zu stellen, statt schließlich doch überrannt zu werden. Für die gemischtsprachigen Landesteile würde indes die bedingungslose Einführung des gleichen allgemeinen Wahlrechts den Ausschluß der deutschen Minderheit von der politischen Vertretung bedeuten. Eine Regierung kann nicht für die Erhaltung und den Schutz des Deutschtums in den ehemals russischen Ostseeprovinzen eintreten und gleichzeitig das Deutschtum in den e i g e n e n gemischtsprachigen Landesteilen politisch preisgeben! Für die Sicherung des dortigen deutschen Volkstums in seiner politischen Geltung müßten deshalb in jedem Falle Sondervorschriften erlassen werden. Das ist jetzt die Pflicht a l l e r deutschen Parteien des Hauses der Abgeordneten, nachdem die Regierung diese Pflicht ihrerseits versäumt hat.

Dr. Karl Goldschmidt, Essen: Deutschland und die irische Frage.

Ansprache gehalten in der Deutsch-Irischen Gesellschaft am St. Patricks-Tage 17. März 1918.

Der Krieg ist nach dem bekannten Clausewitz'schen Wort die Fortsetzung der Politik. Welche deutsche Politik setzt der Krieg nun fort? Diese Frage ist nicht leicht zu beantworten. Die Erörterung der Kriegsziele in Versammlungen und in der Presse war lange Zeit verboten. Es ist dies zwar ein klarer Beweis, wie unsere Politik und unsere Diplomatie, und ich darf sagen, auch unser Volk bis auf ganz kleine einflußlose Kreise nur auf Erhaltung des Friedens eingestellt waren; hätten wir darüber hinaus ganz klare, allen deutlich erkennbare politische Ziele gehabt, so hätte das Kriegsziel allen so deutlich vor Augen liegen müssen, daß seine Besprechung zu verbieten sinnlos gewesen wäre.

Als nun endlich die Besprechung frei gegeben wurde, hatten sich bereits zwei scharf von einander getrennte Strömungen gebildet: links die Verzichtler: keine Eroberungen und keine Entschädigungen, und rechts: Stärkung der deutschen Stellung im Osten und Westen, sei es durch Annexionen oder durch militärische und politische Beherrschung der im übrigen, besonders in ihren kulturellen und völkischen Bestrebungen, unabhängigen auf Grund der Volksgemeinschaft zu bildenden Staaten.

Soweit diese zwei Strömungen auch auseinandergehen, so haben sie doch eine Forderung gemeinsam: die Freiheit der Meere.

Die Ziele unserer Politik seit Bismarcks Rücktritt vom Kanzlerposten bis zum Ausbruch des Krieges mögen zwar mehrmals gewechselt haben und oft im Einzelnen weder klar noch äußerlich erkennbar gewesen sein, eine Auffassung hat ihr doch immer die Richtung gegeben, die, die unser Kaiser einst in die Worte kleidete: „Unsere Zukunft liegt auf dem Wasser". Dies Ziel erkennen wir in der Erwerbung Helgolands — mit einem Helgoland in englischem Besitz wären wir kaum mehr als Portugal oder Griechenland —, wir erkennen es in der Erweiterung und dem Ausbau unseres kolonialen Besitzes, in der Förderung unserer Handelsflotte, des Schiffbaues und in der Schaffung unserer Kriegsflotte. So ist es denn auch erklärlich, daß in der Forderung nach der Freiheit der Meere das ganze deutsche Volk einig ist, daß in dieser Forderung links und rechts, Verzichtler und sogenannte Annexionisten, Tirpitz und Scheidemann, sich treffen. Am 14. Oktober 1917 hat Scheidemann auf dem sozialdemokratischen Parteitag gesagt: „Alles können wir hingeben für das freie Meer". Und der Sozialdemokrat Quessel hat sich am 14. September 1916 in den Sozialistischen Monatsheften folgendermaßen geäußert:

„Freiheit der Meere bedeutet für uns also Sicherung unseres Wirtschaftslebens vor der britischen Seegewalt. So betrachtet ist sie eine Forderung, auf die gerade die deutsche Arbeiterklasse nicht verzichten kann. Von ihr hängt unsere Existenz und Zukunft ab. Die Arbeiterklasse . . . . begreift von Tag zu Tag mehr, daß gegenüber der britischen Seetyrannei, die ständig unser Dasein bedroht, keine andere Freiheit so kostbar für uns ist, wie die der Meere, von der in Wahrheit das Wort gilt, daß „Brot Freiheit ist und Freiheit Brot.“ —

Aber trotz der Einheitlichkeit im Ziel sind die zwei Strömungen wieder verschieden in den Mitteln, mit denen sie dieses Ziel erreichen wollen. Die Richtung, die sich mit dem Namen Tirpitz deckt, fordert als Sicherheit für die Freiheit der Meere militärische Herrschaft über die flandrische Küste, soweit es die Kriegslage irgend gestattet, möglichst bis zur Somme, und sieht hierin die „reale Garantie“, die seinerzeit auch Bethmann-Hollweg verlangte, während die Richtung Scheidemann anscheinend auf alle realen Garantien verzichtet, beziehungsweise glaubt, solche in einer vollständigen Umstellung der Geister vom Imperialismus zum Pazifismus als Folge des sieghaften Gedankens der internationalen Sozialdemokratie zu finden. Mir scheint die Hypothek auf diese veränderte Geistesverfassung der pupillarischen Sicherheit zu entbehren, ebenso wie ich in dem Weltschiedsgericht trotz seiner hohen Befürworter keine reale Garantie für einen Vertrag erblicken kann. Jedes Gerichtsurteil bleibt, wie jeder Vertrag, ein Fetzen Papier, wenn nicht hinter dem Richter der Gerichtsvollzieher steht, und da es einen Weltgerichtsvollzieher auch nach dem Kriege noch nicht geben wird, wird Deutschland darauf sehen müssen, sein gutes Recht und seine Verträge mit seiner politischen und militärischen Machtstellung selbst zu schützen.

Die aus dem Osten drohende Gefahr ist durch die völlige militärische Ausschaltung Rußlands beseitigt und dürfte durch die Zerlegung des ehemaligen russischen Staatsgebildes in seine völkischen Bestandteile auch beseitigt bleiben, sofern wir festhalten und ausbauen, was wir erreicht haben.

Für die westliche Gefahr empfiehlt sich die gleiche Operation. Frankreich allein ist kein uns irgendwie schreckender Gegner mehr, seine weitere Schwächung erhöht aber zweifellos unsere Sicherheit. Die von Westen drohende Gefahr beruht auf der geographischen Lage Englands, das nicht nur Deutschland, sondern ganz Mittel- und Nordost-Europa, soweit es auf die Nordsee und die Kanalhäfen angewiesen ist, vom Weltverkehr absperren kann. Gelingt es uns in diesem Kriege, auch das vereinigte Königreich in seine völkischen Bestandteile zu zerlegen, die Iren vom englischen Joch zu befreien, ein selbständiges, von England vollkommen unabhängiges Irland zu schaffen, so ist letzteres in der Lage, seinerseits wieder Englands Verkehr mit dem Atlantischen Ozean zu unterbinden. Da England aber auf diesen Verkehr angewiesen ist, eine jahrelange Absperrung, so wie sie Deutsch-

land in diesem Kriege ertragen hat, seinerseits garnicht ertragen kann, so wird England gezwungen, sich mit Irland zu verständigen. Daß Letzteres seinerseits England gegenüber auch nach einer Sicherung für diese Verständigung suchen wird, dafür bürgt seine Jahrhunderte alte Leidensgeschichte.

Es gibt für Irland und Deutschland keine bessere Garantie gegenüber England, als ein gegenseitiges Freundschaftsband. Einen unsicheren Kantonisten nimmt man am besten in die Mitte. Da sorgt dann der eine im Osten, der andere im Westen, daß der brave John Bull hübsch bei der Stange bleibt.

Wird Irland frei, so wird dadurch Europas Völkerfamilie nicht nur um ein wertvolles Mitglied vermehrt, sondern gleich um zwei, denn auch England wird durch ein unabhängiges Irland gezwungen, nun wieder ein europäischer Staat zu werden. Seit zwei Jahrhunderten ist es das nicht mehr. Seine Interessen lagen in allen anderen Weltteilen und sein europäisches Interesse war ausschließlich darauf beschränkt, mit der großartigen Erfindung vom Gleichgewicht der Mächte Europa überhaupt auszuschalten. Das wird durch ein unabhängiges Irland anders werden. England ist dann gezwungen, sich in die europäische Völkerfamilie einzugliedern.

Der Irenführer de Valera spottet in einem kürzlich abgedruckten Brief: über Englands Interesse an Irland, dem Helgoland des atlantischen Ozeans:

> „Gute, alte Britannia! Eine Formel verfehlst du nie richtig anzuwenden, nämlich: Was dein ist, ist mein, was mein ist, gehört mir allein. In diesem Sinne wirst du ohne Fehl der Völkerliga beitreten, die Lehre der Freiheit der Meere unterschreiben und jede andere Partnerschaft annehmen, für die du vertrauensselige Toren als Teilnehmer findest. Ob Wilson zur Zahl derselben gehört, dürftest du bereits herausgefunden haben. Natürlich wissen wir alle, daß du, die du nicht jenen deutschen Hunnen gleichst, dein Helgoland lediglich zu haben wünschest, um das Weltmeer frei zu erhalten, wie du es in der Vergangenheit freigehalten hast. Natürlich hast du ja niemals in den Handel und die Entwicklung eines Nachbarn eingegriffen und nie einen möglichen Rivalen niedergeschlagen, ehe er sein Haupt erhob. Natürlich sind deine Nelsons nicht wie jene Tirpitze. Sollte man aber nicht trotzdem dieses Helgoland des Atlantischen Meeres als beständige Versuchung für deine Tugend fürchten müssen? Du weißt, daß selbst die Gerechten fallen. Außerdem bedenke, wie viel ruhiger die Staatsmänner Europas, Graf Hertling und Kompagnie, schlafen werden, von Wilson und Amerika gar nicht zu reden; bedenke, was für einen vollständigen Feiertag die Strategen haben werden, um wie viel sicherer die Demokratie sein wird, um wie viel komfortabler wir uns alle befinden werden, wenn dieses Alpdrücken verursachende Helgoland das Recht der Selbstbestimmung erhält und als unabhängiger Staat

unter internationalen Garantien konstituiert ist, keine Versuchung, keine Gefahr mehr für irgend jemand bildet, seine Häfen weder englisch noch deutsch oder holländisch sind, sondern wie es sein sollte, sein eigen."

Die Unabhängigkeit Irlands ist schließlich nicht nur ein irisches und ein deutsches Erfordernis, nicht nur eine Lebensbedingung für diese zwei Völker selbst, sondern, wie ich bereits ausführte, für ganz Mittel- und Osteuropa und für alle Völker, die mit diesen Gegenden Handel treiben, und das ist schließlich die ganze Welt. Die Beherrschung aller Meeresstraßen durch englische Stützpunkte beraubt die Meere ihrer Freiheit. Darum wird die Beseitigung dieser Fesseln nicht nur von Deutschland und Irland, sondern auch von den Neutralen und selbst von den englischen Bundesgenossen gefordert.

Ich will mich dabei nicht auf Wilson berufen. Der Mann versteht es meisterlich, alle Begriffe nach seinem jeweiligen Bedürfnis umzudeuten. So hält der Herr **Professor zur Zeit den Holländern** eine Vorlesung über die Freiheit und das Selbstbestimmungsrecht der kleinen Völker, die an Originalität und Neuheit Unübertreffliches leistet. Er dürfte auch für die Freiheit der Meere eine ganz neue und ebenso überraschende Auslegung finden. Ich berufe mich auf das, was der italienische Admiral Marchese im November vorigen Jahres veröffentlicht hat. Er weist auf die Absperrung der Meeresstraßen durch England hin, auf Gibraltar, Malta, Port Said, Singapore, Kanton usw., auf die Schwierigkeiten, die auch in Friedenszeiten England fremden Schiffen in all diesen Plätzen und seinen zahlreichen Stationen durch unterschiedliche Behandlung machen kann, und zieht den folgenden Schluß:

> „Alles das würde unmöglich sein, wenn die oben genannten Häfen und Stationen, anstatt das Eigentum einer Nation zu sein, denjenigen Ländern gehörten, auf deren Gebieten sie liegen, wenn mit einem Worte das englische Monopol aufgehoben wäre. Würde das der Fall sein, so wären in Zukunft alle schweren Interessenkonflikte vermieden, und kein Staat der Welt brauchte in der dauernden Angst zu leben, plötzlich vom Welthandel abgeschnitten zu werden. Das ist die Freiheit der Meere und diese wahre Freiheit der Meere wird eine der hauptsächlichsten Bedingungen eines gerechten und dauerhaften Friedens werden."

So oft ich die Idee, daß Deutschlands Interesse ein unabhängiges Irland verlangt, entwickelt habe, merkte ich, daß man mich für einen nicht ernst zu nehmenden Optimisten, für einen Phantasten hält. Es könne uns niemals gelingen, England so weit zu Boden zu werfen, daß es Irland, die Grundlage seiner Weltstellung, frei gäbe. Demgegenüber habe ich zweierlei zu antworten:

1. Selbst wenn meine Hoffnung trügerisch, wenn das Ziel der Loslösung Irlands in diesem Kriege nicht zu erreichen sein sollte, so ist es doch von höchster politischer Wichtigkeit, den Iren unsere Sympathien zu bezeugen, sie in ihren Be-

strebungen durch eine starke öffentliche Meinung bei uns zu unterstützen und diese Gedanken in der Welt zu verbreiten, damit der so lange Zeit durch alle Unterdrückungen genährte Freiheitswunsch der Irländer nicht doch noch durch englische Maßnahmen endgültig erstickt wird. Ein nach Selbständigkeit strebendes Irland ist schon ein großer Gewinn für uns, wie dieser Krieg uns lehrt. Die Unmöglichkeit, in Irland nach englischem Gesetz zu rekrutieren, beraubt unsere Gegner um $^1/_2$ Million bester irischer Soldaten und hält zudem ein englisches Heer von angeblich 200 000 Mann unter General French dort fest, das jetzt nötig ist, um den Aufstand in Irland niederzuhalten. Das Fehlen dieser 700 000 Mann ist für uns eine gewaltige, vielleicht entscheidende Hilfe.

2. aber sage ich, man wird nie ein Ziel erreichen, das man sich nicht steckt. Sollen wir kleinmütiger sein, als die waffenlosen Iren, als die Sinn-Feiner? Wer war so kühn, in den Jahren 1914, 15 und 16 an die vollständige Niederwerfung Rußlands zu glauben? Wer kennt die letzten Folgen unserer diesjährigen Siege, deren wir alle gewiß sind? Hat England es sich je träumen lassen, daß die deutsche Flotte es derartig vom Weltmeer absperren würde, daß das Gespenst der Hungersnot vor Britannias Türen steht? Trotz aller Gegenwehr versenken wir in 2 Monaten so viel Schiffe, wie England 1917 bei aller Anstrengung hat bauen können. Alle die hochmütigen Vertröstungen der englischen Politiker über die heimische Selbstversorgung mit Lebensmitteln, über die Erfolglosigkeit unserer U-Boote, über den Umfang der Schiffsneubauten haben sich als eitel Schwindel erwiesen, ein Schwindel, gleichzeitig gemacht für die Beruhigung der englischen Massen und für die Beunruhigung leichtgläubiger deutscher Politiker, ein Schwindel, auf den jenseits und diesseits des Kanals so mancher hereingefallen ist.

Admiral von Tirpitz, der doch vom Seekrieg etwas verstehen dürfte, hat wiederholt und unzweideutig gesagt, daß der U-Boot-Krieg England auf die Knie zwingen müsse. Das sagen alle unsere Marineoffiziere und das sagen vor allem unsere tapferen U-Bootsleute selbst.

Siegesgewiß gelobt einer unserer Kapitänleutnants in einem Nachruf, den er seinem Freunde Wegener widmet, dem U-Bootskommandanten, den die Baralongleute so schändlich ermordet haben:

> Du sollst nicht umsonst so bitteren Todes gestorben sein. Das Meer, in dem Du ruhst und mit dem Freunde Weddigen und so manchem anderen lieben Kameraden geheime Zweisprache hältst, soll frei werden und frei bleiben und über Deinem Grabe soll ein Mal wehen, stolzer als Fürsten es haben: Die siegreiche deutsche Flagge.

Richard Müller-Freienfels, Konstanz: Zur Psychologie der Nationalcharaktere.

Der gegenwärtige Krieg hat uns hinsichtlich unsrer Kenntnis fremder Völker zweierlei und zwar recht Widersprechendes gelehrt: einerseits hat er uns die ganze Wichtigkeit einer solchen Kenntnis mit eindringlicher Wucht vor Augen geführt, andrerseits hat er auch bewiesen, daß das, was wir an solcher Kenntnis bisher besaßen, recht dürftig und unzulänglich war, ja daß gewisse, für unumstößlich gehaltene Feststellungen einfach versagten, so daß man an der Möglichkeit einer sicheren Psychologie der Nationen überhaupt zweifeln kann.

Beginnen wir mit der zweiten der genannten Tatsachen! Da ist zunächst zu konstatieren, daß wir eine wissenschaftliche Psychologie der Völker und ihrer Charaktere überhaupt nicht besitzen. Die heute so eifrig betriebene, in Deutschland von Wundt vor allem ausgebaute, wissenschaftliche Völkerpsychologie ist etwas ganz anderes als das, wovon hier die Rede ist. Sie erforscht die allen Völkern gemeinsamen allgemeinen Tatsachen, nicht dasjenige, was die einzelnen Völker von einander unterscheidet. Eine „differentielle Völkerpsychologie" oder eine „Psychologie der Nationen", wie ich zum Unterschied von der allgemeinen Völkerpsychologie dasjenige, was ich hier im Auge habe, bezeichnen will, besteht noch nicht. Gewiß haben einzelne Forscher (ich nenne unter den Deutschen Hillebrand, unter den Franzosen Fouillé) manche bedeutsame Vorarbeit für eine solche Wissenschaft erbracht; indessen sind ihre Ergebnisse zu sehr aus gelegentlichen Beobachtungen abgeleitet, zu sehr einer oft genialen, oft aber auch trügerischen Intuition entsprungen, als daß sie als methodische und systematische Erkenntnisse gelten könnten. Es ist auch zuzugeben, daß in den historischen Wissenschaften viel wertvolle Vorarbeit auf Einzelgebieten geliefert worden ist; indessen hat bisher niemand diese zerstreuten Feststellungen gesammelt und systematisch miteinander in Beziehung gesetzt, sodaß man heute über klar definierbare Begriffe vom Charakter der einzelnen Völker verfügte. Zudem bleibt, worauf ich später zu sprechen komme, noch nachzuweisen, ob sich in der Politik oder in der Religion eines Volkes tatsächlich dieselben Charaktereigenschaften offenbaren, die man etwa aus seiner Kunst oder seinen moralischen Anschauungen herausgelesen hat.

Allerdings besteht nun, unbekümmert um alle methodischen und sachlichen Bedenken, daneben eine volkstümliche Begriffsbildung über die Nationalcharaktere, die schematisch und grob, wie sie ist, dennoch außerordentlich verbreitet ist. Man hat in breitesten Kreisen sehr bestimmt auftretende Vorstellungen über das Wesen und die Eigenart der Franzosen, der Engländer, der Deutschen und fast aller andern Völker; Vorstellungen, die sicher nicht ganz falsch, aber auch nicht richtig sind. Und gerade deren trügerischen Wert hat uns ja der Krieg gelehrt.

So war es vor dem Kriege ein allgemein verbreitetes Dogma, daß die Franzosen zwar leidenschaftlichen Aufschwunges und lohender Leidenschaft, aber keiner zähen Standhaftigkeit fähig wären. Was aber lehrt uns der Krieg? Zeigen sich nicht grade die Franzosen von einer verbissenen Hartnäckigkeit und Ausdauer, wie kaum ein anderes Volk; rennen sie nicht mit unerschütterlicher Geduld wie ein Insekt wider ein erleuchtetes Fenster immer von neuem wider die deutsche Mauer im Westen an? Sie, die nach bisher gültiger Meinung durch Niederlagen bei ihrem sanguinischen Temperament aufs äußerste deprimiert sein müßten, haben von all unsern Gegnern die blindeste Siegeszuversicht. — Und die Engländer? Bei Ausbruch des Krieges rechneten sich viele Leute bei uns aus, daß dies „Krämervolk" sicherlich nur die andern für sich kämpfen lassen und niemals seinen eignen Geldbeutel und noch weniger sein Blut ernstlich in Gefahr bringen würde. Und nun sehen wir, daß diese Krämer die größten Steuerlasten willig auf sich nehmen, obwohl ein Geschäft im gewöhnlichen Sinne schon lange nicht mehr zu erhoffen ist, und obwohl sie, wenn sie nur ihren Geldgewinn im Auge hätten, schon lange einen vorteilhaften Frieden hätten erreichen können. — Und sehen wir nicht, daß das angeblich servil seinem Zaren ergebene, patriarchalisch dahinvegetierende Russenvolk urplötzlich seine Ketten zerbricht, sein „Väterchen" ohne Gewissensbisse in den Kerker jagt und unerhört freiheitliche Reformen einführt. — Wir geben gern zu, daß manches Äußerliche und zufällige Konstellation bei all diesen Dingen mitgespielt haben mögen; indessen zum Teil sind diese doch einem nationalen Wesen entsprungen, das offenbar mit den bequemen Clichés jener volkstümlichen Beurteilung ihrer Charaktere nicht übereinstimmt. Und daß mehr noch die andern Völker von uns Deutschen unbewußt und bewußt falsche Vorstellungen hatten und haben, hat ja ebenfalls der Krieg aufs Deutlichste bewiesen.

Man kann getrost behaupten, daß unter den unübersehbar vielen Faktoren, deren Verflochtenheit die gegenwärtige Weltkatastrophe heraufgeführt hat, die irrtümlichen Vorstellungen vom Wesen der Gegner nicht die geringsten gewesen sind. Und noch während des Krieges sind solche Irrtümer bewußt geschliffene Waffen im Kampf, wie vor allem die Verzerrung des deutschen Volkscharakters im Spiegel der feindlichen Presse beweist.

Wir sind gewiß angesichts des grausigen Irrationalismus des Weltgeschehens nicht optimistisch genug, um von einer theoretischen Klärung der Begriffe eine Verhinderung ähnlicher Katastrophen zu erhoffen: indessen will uns doch scheinen, daß auch jenseits ihres hohen theoretischen Wertes eine gründliche Psychologie der Nationalcharaktere einigen praktischen Nutzen bringen könnte. Unter diesem Gesichtspunkt stellen wir eine „differentielle Volkspsychologie" hier als Problem auf, indem wir ihre Schwierigkeiten, aber auch die Möglichkeit ihrer Bezwingung und die dazu tauglichen Methoden kurz beleuchten.

*

Denkt man mit einiger Konsequenz die unendliche Vielspältigkeit des Gegenstandes, also des Charakters des Volkes, durch, so will es freilich als tollkühnes Unternehmen scheinen, diese flutende Mannigfaltigkeit in feste Begriffe zu bannen.

Nur einige der hervortretendsten Spaltungen der Volkspsyche sollen hier erörtert sein. Zunächst zerfällt jedes Volk in Individualitäten, die nach Anlage und Entwicklungsfähigkeit außerordentlich verschieden sind. Es lassen sich innerhalb jeden Volkskreises unschwer Individuen herausfinden, die ihrer ganzen Art nach besser in fremde Völker passen würden als in ihr eigenes. Intelligenz, Temperament, Gefühlsleben sind oft den als typisch geltenden Veranlagungen des eignen Volkes diametral entgegengesetzt.

Dazu kommen ferner die Stammesverschiedenheiten. Kein Volk ist, auch wenn wir von jenen ausgesprochenen Außenseitern absehen, in sich eine homogene Masse. Innerhalb des deutschen Volkes zum Beispiel haben wir nebeneinander den Allemannen und den Sachsen, den Pommer und den Franken: einerlei ob sich deren Stammeseigenart klar definieren läßt, daß sie sich außerordentlich unterscheiden, ist nicht zu leugnen. Und doch geht die Voraussetzung der von uns angestrebten Wissenschaft dahin, daß sich diese Stammescharaktere in ihrer Gesamtheit als Unterbegriffe einordnen lassen sollen in einen gemeinsamen Oberbegriff, den deutschen Volkscharakter.

Weiterhin kommen die außerordentlich trennenden sozialen Spaltungen hinzu, die durch Vermögensstufe, Bildungsgrad, vor allem durch die Berufsgliederung hervorgerufen werden. Besonders die Berufe bilden Typen aus, die die Menschen sehr scharf unterscheiden. Das ganze Denk- und Gefühlsleben eines Menschen wird durch seinen Beruf geformt. Die Art des Denkens und Fühlens ist bei einem deutschen Arzt und einem französischen Arzt untereinander vielfach viel ähnlicher als zwischen einem deutschen Arzt und einem deutschen Steinklopfer. Die Zugehörigkeit zu gewissen Gemeinschaften, etwa einer Kirche, kann allen Gliedern eine gemeinsame Prägung aufdrücken, wie das bei uns z. B. durch die Trennung zwischen Katholiken und Protestanten geschieht. Nicht nur in religiösen Glaubenssachen, nein, bis in die entferntesten Äußerungen des Denkens und Fühlens macht sich diese Trennung bemerklich.

Aber auch wenn wir die Nation als Gesamtheit nehmen, bleibt sie sich immer gleich? Wirken nicht Einflüsse der Umgebung, der Kultur, der Politik tiefumgestaltend ein? Ist nicht der Deutsche des Mittelalters ein ganz andrer Mensch als der Deutsche des neuen Kaiserreichs? Offenbaren die Äußerungen der Volkspsyche, etwa die Architekturstile, nicht eine viel größere Verwandtschaft mit den gleichzeitigen internationalen Stilen als mit den Stilen der verschiedenen Jahrhunderte innerhalb derselben Nation? Besteht nicht eine viel größere Verwandtschaft zwischen der Notre-Dame Kirche in Paris und dem Freiburger Münster als zwischen dem Freiburger Münster und dem Würzburger Schloß oder der

Theatinerkirche in München? Machen nicht am Ende auch die Nationen Perioden des Alterns durch wie die Individuen?

Dazu kommt ferner, daß es schier unmöglich ist, die Gesamtheit des Volkes zu überschauen, daß es innerhalb jeder Epoche repräsentative Gruppen gibt, die die Vorstellung vom Volkstypus bedingen. Diese Tatsache wird in ihrer ganzen Bedeutung oft nicht erkannt. Je nach der Zeitperiode nämlich treten bestimmte Stände in den Vordergrund und wirken repräsentativ, wobei man völlig übersieht, daß hinter ihnen eine oft viel größere Masse steht, die wenig mit ihnen gemein hat. So sind in den frühsten Jahrhunderten deutscher Geschichte die Geistlichen repräsentativ, im früheren Mittelalter werden sie z. T. vom Feudaladel verdrängt, worauf wiederum ein paar Jahrhunderte folgen, in denen die Kultur ein vorwiegend städtisches Gepräge trägt. Auch andere Gruppen als soziale Gemeinschaften können diese repräsentative Bedeutung gewinnen. So haben z. B. innerhalb des französischen Volkes die Pariser oberen Zehntausend eine solche repräsentative Macht gewonnen, daß man vielfach die viel größere und menschenreichere Provinz übersah und den Pariser als typischen Franzosen schlechtweg bewertete. Oft kann auch eine einzelne Persönlichkeit eine solche repräsentative Stellung einnehmen. So hat z. B. Bismarcks gewaltige Individualität die Vorstellungen andrer Völker vom neueren Deutschland sehr stark beeinflußt; man schrieb dem ganzen Volke, allerdings mit andern Größenmaßen, dieselbe Denk- und Handlungsart zu, die man an Bismarck sich offenbaren sah. Dabei ist natürlich nicht zu übersehen, daß eine solche repräsentative Stellung auch einen tatsächlichen Einfluß ausübt. Auch außerhalb des Pariser Weichbildes bestreben sich die Franzosen, so verschieden im einzelnen ihre Anlage sein mag, als Pariser zu scheinen und auch wirklich zu leben. Und die repräsentative Gestalt Wilhelms II. wird nicht nur im Ausland irrtümlicherweise für typisch für die letzte Generation angesehen, sie ist es in der Tat auch insofern, als sie weitesten Kreisen wirkliches Vorbild war, was sich äußerlich in der Nachahmung der Barttracht, aber auch vielfach im seelischen Gebaren nachweisen läßt.

Ferner kommt, um unsere Aufgabe, die Volkscharaktere gegeneinander abzugrenzen, vollends schwierig zu machen, noch hinzu, daß sich die verschiedenen Volkscharaktere beeinflussen und einander anpassen. So hatten wir im 17. und 18. Jahrhundert eine starke Beeinflussung aller europäischen Völker durch die Franzosen, im 19. Jahrhundert haben die Engländer vielfach als vorbildlich gegolten, und vielleicht will es der Witz der Weltgeschichte, daß gerade in diesem Kriege alle Völker mit Einschluß Englands und Amerikas sich dem viel geschmähten militaristischen Preußen immer stärker anähnlichen. —

Genug! Die aufgezählten, keineswegs vollzähligen Tatsachen mögen genügen, um die Vielspältigkeit und außerordentliche Variabilität der Volksarten zu kennzeichnen, die wir, wenn möglich, in feste Begriffe zu fassen versuchen wollen. Schon diese Tatsachen werden genügen, um darzutun, welche Schwierigkeiten sich einem

solchen Unterfangen in die Wege stellen, und vielleicht mag es an diesem Punkte der Erörterung scheinen, als suchten wir Wolken mit Händen zu greifen oder flutendes Wasser mit Netzen zu fangen. —

Trotz alledem ist der Nationalcharakter keineswegs eine Chimäre Jenseits aller individuellen Schwankungen und sozialen Spaltungen besteht die Tatsache, daß sich eine typische Besonderheit des Charakters, wenn auch nicht bei jedem beliebigen Individuum, so doch bei einer größeren Anzahl von solchen feststellen läßt. Stelle ich einen einzelnen Franzosen einem einzelnen Deutschen gegenüber, so kann ich aus ihrem Verhalten nichts Sicheres über den Charakter der beiden Völker aussagen, ja ich könnte sogar durch ein solches Verfahren zu völlig verkehrten Schlüssen gelangen. Nehme ich jedoch tausend Franzosen und tausend Deutsche zusammen, so ergeben sich ziemlich deutliche Unterschiede, die sich bis zu gewissem Grade als typisch ansehen lassen.

Auch wenn wir soziale Gruppen miteinander vergleichen, ergeben sich ziemlich markante Verschiedenheiten. Nehmen wir den Typus des deutschen Dichters und vergleichen wir ihn mit dem Typus des französischen Dichters, so treten Unterschiede hervor, denen eine gewisse Regelmäßigkeit nicht abzusprechen ist, und die sich auch im Wechsel der Zeiten bis zu gewissem Grade erhalten. Und ebenso hat der Soldat oder der Kaufmann in beiden Völkern besondere Merkmale. Ja, ein weiterer Vergleich ergibt, daß dasjenige, was den deutschen Soldaten vom französischen Soldaten unterscheidet, in gewissem Grade wiederkehrt in den Unterschieden zwischen dem deutschen und französischen Dichter oder zwischen den Kaufleuten der beiden Nationen.

Und weiterhin ergibt sich auch im Wechsel der Zeiten und Weltanschauungen doch eine gewisse Gemeinsamkeit innerhalb der Nationen. Es läßt sich nachweisen, daß es einen gemeinsamen Grundzug gibt, der die deutsche Gotik, die deutsche Renaissance, das deutsche Barock verbindet, und der jede dieser Stilarten in annähernd gleicher Weise von den gleichzeitigen Stilarten der französischen Kunst unterscheidet. Und solcher volkstypischer Züge lassen sich noch andere innerhalb der obenaufgezählten Variabilitäten unterscheiden.

Alles das aber ist bisher durch ziemlich unmethodische Empirie gewonnen. Was wir an Feststellungen dieser Art auch in wissenschaftlichen Werken besitzen, kommt in seinem Werte nicht viel über Verallgemeinerungen gelegentlicher Beobachtungen hinaus. Auf diese Weise, oft auch noch getrübt durch Liebe und Haß, sind die obenerwähnten populären Anschauungen über die Volkscharaktere entstanden, die oft bis in die wissenschaftliche Literatur hinein ihre Wirkung geübt haben.

Wir wollen nun diesen Beobachtungen und Verallgemeinerungen keineswegs allen Wert absprechen. Sie zeugen oft von Scharfblick und Sinn für das Wesentliche. Eine methodische Bearbeitung des Stoffes wird in manchen Punkten zu verwandten Feststellungen gelangen. Wofür wir hier eintreten, ist zweierlei:

erstens für eine methodische Durcharbeitung des Stoffes und zweitens für eine kritische Anwendung des Gefundenen. So nur können allgemeine Begriffe über Volkscharaktere von Wert sein.

Zunächst die methodische Untersuchung. Viele der von der differentiellen Psychologie zur Erforschung der Individualität des Einzelmenschen ausgebildeten Methoden können mit entsprechender Umstellung auch zur Erforschung von Volksindividualitäten verwendet werden.

Zunächst käme da die experimentelle Methode in Betracht, die zur Zeit das Ansehen größter Exaktheit genießt. Sie ist freilich sehr umständlich zu handhaben und ergibt stets nur Einblicke in verhältnismäßig geringe Ausschnitte des Charakters. Immerhin vermöchte sie, wenn sie in der größtmöglichen Ausdehnung und mit einer gewissen Parallelität bei verschiedenen Völkern verwendet würde, mancherlei interessantes Material zu liefern. Besonders Schulen, auch die Armeen böten fruchtbares Arbeitsgebiet. Es wäre außerordentlich interessant, systematisch feststellen zu lassen, welche Besonderheiten etwa des Aufmerksamkeitslebens, der Interessen, der Arbeitsweise sich bei gleichaltrigen französischen und deutschen Schülern feststellen lassen. Dies nur als Beispiel! Solche Ergebnisse müßten freilich in sehr mannigfacher Weise ergänzt werden, ehe sie eine synthetische Erkenntnis der Nationalcharaktere ermöglichten.

Weniger exakt, weil weit weniger kontrollierbar, aber doch nicht ganz zu verschmähen und bequemer zu handhaben wäre die Methode der Umfrage. Auf diesem Wege sind zum Beispiel Feststellungen über die Vorherrschaft der einzelnen Sinnesgebiete, die sogenannten Vorstellungstypen, gemacht worden. Indessen kann man über den Wert der bisherigen Ergebnisse Zweifel hegen, vor allem darum, weil sie unter dogmatischen Gesichtspunkten vorgenommen sind und keineswegs mit andern Beobachtungen, vor allen solchen der objektiven Methode zusammengehen.

Diese „objektive" Methode, die man auch die „historische" nennen kann, scheint uns die wertvollste zu sein, vor allem deshalb, weil sie ein viel größeres und vielseitigeres Gebiet umspannt, als es jemals die experimentelle Methode zu umspannen vermag. Denn ihr hat ja gleichsam die ganze Geschichte des Volkes zur Sammlung von Belegmaterial vorgearbeitet, und die ganze Welt ist ihr ungeheures Laboratorium. In eher zu großer als zu kleiner Masse ist in den Werken der Künstler und Denker, den Taten der Feldherren und Staatsmänner, den Leistungen der Bürger und Beamten ein Material zusammengetragen, das nur der psychologischen Deutung harrt, um reiche und stets nachprüfbare Erkenntnisse zu liefern. Wir denken uns die Durchführung so, daß zunächst auf den einzelnen Kulturgebieten bei den einzelnen Völkern in systematischer Weise erforscht wird, welche seelischen Besonderheiten sich aus den vorliegenden Tatsachen mit Sicherheit erschließen lassen. Das ist mit sehr hoher Wahrscheinlichkeit richtig zu induzieren. Im weiteren Verlauf wären dann die einzelnen Kulturgebiete des gleichen Volkes

miteinander in Parallele zu setzen (wobei eine nicht vollständige Übereinstimmung der Ergebnisse nicht stutzig machen darf). Und letzthin wären dann die so gewonnenen Resultate bei verschiedenen Völkern zu vergleichen.

Es wäre in dieser Weise nachzuprüfen, ob sich eine gemeinsame nationale Art in der Denk- und Fühlweise der Individuen ergäbe, die sich jenseits aller Zeitverschiedenheiten durchsetzte. Viel Skeptizismus ist dabei natürlich am Platze, vor allem bei Persönlichkeiten, die der politischen oder wirtschaftlichen Geschichte angehören; denn bei ihnen wird das Handeln oft durch äußere Verhältnisse entscheidend mitbestimmt, während der Künstler oder Philosoph seine Direktiven viel reiner aus der eignen Seele empfängt und daher leichter nach seiner Art festzulegen ist. Auch andere Bedenken bestehen wohl, sind jedoch zu widerlegen. So kann man einwenden, daß auf diese Weise nur die Seele der hervorragend Begabten erforscht würde, während es gerade auf den Typus ankäme! Aber man darf Typus nicht mit Durchschnitt verwechseln! Oft zeigen gerade die hervorragendsten Geister die typischen Eigenschaften am reinsten ausgeprägt. Nicht sie sind monstra per excessum, sondern der sogenannte Durchschnittsmensch ist oft ein in der Entwicklung gehemmtes Exemplar, während beim Genie alle Keime zu freiester Entfaltung gelangt sind.

Das Ergebnis nun, das sich auf diesem Wege erreichen läßt, wird nicht ein ausgeführtes farbiges Gemälde sein, sondern eher ein vages Schema, dessen Umrisse nicht ganz fest zu bestimmen sein werden. Das aber ist kein Nachteil, sondern gehört zum Wesen aller Typenbegriffe, mit denen neuerdings die Psychologie so viel arbeitet. Der Hauptfehler aber, der in ihrer Verwendung besonders vom Laien gemacht wird, liegt eben darin, daß man ihren schemahaften Charakter übersieht und sie für wirklich feste logische Gebilde wie etwa die Klassenbegriffe nimmt.

Daran dachten wir, als wir oben ein streng kritisches Verfahren bei der Anwendung des Gefundenen forderten. Schon bei den populären Typenvorstellungen über Nationalcharaktere kommen die Irrtümer, die sich bei ihrer Verwendung ergeben, nicht so sehr von der Mangelhaftigkeit der Begriffe selber als von ihrer falschen Verwendung. Man verwendet sie nämlich genau wie Klassenbegriffe im Sinne der Naturwissenschaft und glaubt, man könne notwendige Schlüsse ableiten, so wie etwa die Zoologie gestattet, wenn einmal der Klassenbegriff Säugetier klar definiert ist, aus diesem Begriff für jede neue Art mit Sicherheit gewisse Feststellungen abzuleiten. Nicht so beim Typenbegriff. Habe ich den Typenbegriff „Engländer" einigermaßen klar definiert, so kann ich davon nur mit einer großen Wahrscheinlichkeit, nicht aber mit Notwendigkeit Schlüsse auf den Charakter der zugehörigen Individuen ziehen. Es ist eine ganz andere Art des Denkens, die durch die Verwendung solcher Typenbegriffe bedingt ist. Statt der starren Begriffe der alten Logik erhalten wir plastische, bewegliche Begriffe,

die wir brauchen, wenn wir so bewegliche und variable Tatbestände fassen wollen, wie es die sind, von denen wir hier reden.

Eine weitere Schwierigkeit liegt in der mannigfachen Durchkreuzung der Typenbegriffe durch andere Typenbegriffe; wir zeigten bereits oben, wie die nationalen Typen durch die sozialen Typen, vor allem die Berufstypen durchkreuzt werden. Viel irrtümliche Schlüsse, die heutzutage z. B. auf den Charakter der Franzosen gezogen werden, stammen daher, daß noch immer eine Vorstellung von den Franzosen im Kurs ist, die seinerzeit vom aristokratischen Franzosen der früheren Zeiten abgeleitet worden ist. Heute aber ist ein ganz anderer Typus jenseits des Rheines am Ruder; der Aristokrat ist in den Schatten getreten, der skrupellose Advokat, der Journalist, der Börsenjobber geben den Ton an. Damit aber hat sich ein ganz neuer Typus herausgebildet: statt des ritterlichen, wenn auch großsprecherischen Chevaliers der früheren Jahrhunderte herrscht der skrupellose, unvornehme Bourgeois der Republik und leiht dem Volkscharakter ganz andere repräsentative Züge, wenn er sich auch zuweilen noch mit Kostümstücken der alten, aristokratischen Zeit herausputzt. Vielleicht steckt sogar in dem hysterischen Haß dieser Demokraten gegen die aristokratische deutsche Regierung etwas von der Animosität des Kleinbürgers, dem die Trauben der vornehmen Haltung zu hoch hängen.

*

Wir wollten, indem wir diese Schwierigkeiten aufzeigten, zunächst die Notwendigkeit kritischer Vorsicht bei allen volkspsychologischen Untersuchungen hervorheben. Jenseits dieser Schwierigkeiten aber glauben wir durchaus an die Möglichkeit einer relativ sicheren Erkenntnis, die auf dem angegebenen Wege zu erlangen ist. Wir wollten damit zugleich einen Weg für die Forschung andeuten, der bisher wenig begangen ist. Die historische Forschung hat sich bisher allzu einseitig an die Feststellung von Einzelheiten gehalten und hat sich scheu von der Ableitung allgemeinerer Erkenntnisse zurückgehalten. Und doch scheint uns diese sehr wohl möglich und zwar auf dem Boden einer nationalen Psychologie. Es wäre nicht nur theoretisch ungemein interessant, sondern auch praktisch höchst wertvoll, wenn aus der Fülle der Einzelheiten das Gleichmäßige mehr hervorgehoben würde, als es bisher geschah. Daß das möglich ist, zeigt z. B die Nationalökonomie, die auf wirtschaftlichem Gebiete allgemeine „Gesetze" formuliert. Vielleicht sagt man statt „Gesetze" besser „Gleichmäßigkeiten" oder „Regeln", da es sich natürlich im logischen Sinne nicht um „Gesetze", wie sie in der Naturwissenschaft gelten, handelt. Derartige „Regeln", typische Phänomene, aber gibt es auf allen Gebieten der Geschichte und zu den wichtigsten dieser Art gehören die in der Volkseigenart verwurzelten. Jedes Volk hat ganz typische Wesensäußerungen, typische Erlebnisse, die immer wiederkehren. Es ist natürlich nicht zu erwarten, daß man auf diese Weise einen künftigen Krieg oder eine literarische Blütezeit vorausberechnen kann, wie

der Astronom eine Sonnenfinsternis. Aber immerhin läßt sich doch durch Erwägungen psychologischer Art mit der nötigen Kritik aus der Vergangenheit auch für die Gegenwart und die Zukunft mancherlei lernen. Daß bisher in dieser Hinsicht so wenig geschehen ist, liegt weniger an der prinzipiellen Unmöglichkeit als daran, daß dieser Weg der wissenschaftlichen Ergründung der nationalen Bedingtheiten noch gar nicht beschritten worden ist. Die angewandte Psychologie steckt noch in den Anfängen und macht soeben ihre Lehrjahre durch, in denen bekanntlich stets viele Fehler gemacht werden. Das aber kann und wird sich bessern. So manche wissenschaftliche Errungenschaft ist ein Kind der Not gewesen. Vielleicht wird die große Not der Völker, die dieser Krieg uns gebracht hat, diese dazu führen, daß sie sich ernstlicher darum bemühen, sich selber und einander besser kennen zu lernen.

Professor Dr. G. Türk, Breslau: Bildung und Barbarei.

Wir empfinden Barbarei als Gegensatz zur Bildung. Der Haß unserer Feinde, verbunden mit unsäglicher Torheit, meint es auch so, wenn er das Wort auf uns anwendet. Der Ausdruck kommt von den Griechen als ein wenig wertvolles Erbe. Für die Griechen war Barbar, barbaros, soviel wie Ausländer, und der Ausländer galt ihnen als minderwertig, nicht etwa deswegen, weil das griechische Volk wirklich als Volksgesamtheit allen anderen Völkern der Welt überlegen gewesen wäre, sondern weil es sich fühlte, weil es stolz war. Es ist derselbe Stolz, der jedem Volke im Blute steckt, auch den Germanen vor ihrer Verbildung im Blute steckte, nur bei den Griechen auffallend stark ausgebildet, bis zum Übermaß, soweit es hier ein Übermaß gibt. Die Wirkung war jedenfalls zu Gunsten der Griechen. Mochte die Einbildung noch so übertrieben sein, sie fand Glauben, vielleicht gerade weil sie so kräftig auftrat. Am bekanntesten ist die Anwendung des Wortes barbaros auf die Perser, ein Volk, dem die Griechen an Tüchtigkeit durchaus nicht überlegen waren, am wenigsten an Bildung und Lebenskunst. Die kriegerische Kraft war auf Seiten der Griechen größer, wie sich besonders bei dem Zuge der Zehntausend zeigt. Die Griechen konnten also gerade auf eine Fähigkeit stolz sein, die für uns als Gegensatz zum Barbarentum nicht in Betracht kommt. Der Unterschied zwischen Griechen und Barbaren bekam später einen anderen Sinn, als die Römer den Griechen ihre Selbständigkeit nahmen, aber die griechische Bildung und Kunstfertigkeit als meisterhaft anerkannten. Da bekam

der griechische Stolz allmählich eine besondere und eingeschränkte Begründung, er stützte sich auf überlegenes Denken und Kunstschaffen, und so konnten auch die Römer, je mehr sie die Schüler und geistigen Erben der Griechen wurden, das Wort für ihren Standpunkt sich zu eigen machen und damit die außerrömische Welt bezeichnen, der sie sich in jeder Beziehung überlegen fühlten, an Kraft und Geist. Aber die Beziehung auf die Bildung überwog nunmehr. So ist nun das Wort neuerdings wieder hervorgeholt als Ausdruck eines flegelhaften Stolzes. Bei den Römern war es immerhin eine ehrliche und einigermaßen auf Tatsachen gestützte Überzeugung, jetzt ist es eine hohle Schmähsucht, die sich gerne an römische Vorfahren und ihre Größe anlehnen möchte, und wo nicht römische Abstammung vorliegt, ist man darauf stolz, mit den Römernachfahren im Bunde zu stehen, und leitet daraus das Recht ab, den Schimpfnamen Barbar ebenfalls gebrauchen zu dürfen. Gegenüber diesem Gesinnungsunflat hilft kein Bitten und Flehen, keine Schüchternheit, sondern nur Trotz und Stolz, nicht Gegenbeweise, daß wir keine Barbaren, keine Rohlinge sind, sondern nur ein Ton des Selbstbewußtseins, der den Gegner übertrumpft. Eine sachliche Grundlage für einen derartigen Stolz ist garnicht das Haupterfordernis, nur das starke Gefühl, der Glaube an sich selbst. Der wäre dem deutschen Volke zu wünschen, einhellig ist er bei weitem nicht vorhanden. Noch ein Beispiel außer den Griechen. Wer hat die Juden zum auserwählten Volke gemacht? Ihr Glaube, nichts weiter. Er war so stark, daß er bis heute noch viele fremde Völker mitgerissen hat. Nebenbei wissen wir doch wirklich, daß der geistige Mangel, von dem die Feinde schwatzen, bei uns nicht vorhanden ist.

Also um dieses Geschwätz uns zu kümmern, als ob wir darauf etwas zu geben hätten, haben wir nicht nötig; einen Gegenstoß zu führen brauchten wir uns auch keinen Augenblick bedenken. Aber für uns, ganz abgesehen von den Feinden, bleibt noch eine Erwägung übrig.

Auch ohne Krieg und ohne Feind ist es für uns eine Frage von höchster Bedeutung: Was verstehen wir eigentlich unter Bildung? Da könnten wir in einem anderen Sinne den Gegensatz zur Barbarei entwickeln, nämlich die Bildung muß im Gegensatze zur Fremdländerei stehen. Wirkliche Bildung eines Volkes kann nur etwas Heimisches sein. Und außerdem kann ihr Inhalt nur sachlich sein. Sprachliche Formen, abgesehen von der Muttersprache, gehören nicht zum Bildungsschatz. Das wird manchen verblüffen, weil doch die deutschen Schulen, welche eine höhere Bildung vermitteln wollen, nichts so eifrig pflegen als fremde Sprachen, also gerade das Fremde und das Sprachliche am stärksten betonen, dessen Bildungswert eben grundsätzlich verneint wurde. Leider steht es denn auch so, daß, soweit die Bildung des deutschen Volkes auf der höheren Schule beruht, sie zu einem großen Teile nur Schein und Wahn ist. Wir sind nicht so gebildet, wie wir es bei der aufgewandten Mühe sein könnten. Ein großer Teil des Fleißes trifft nur Nebendinge, aber nicht eigentlich das, wonach der Geist hungert. Er will Erkenntnis,

Gedanken; er will sich und die Welt verstehen, soweit es in menschlichen Grenzen liegt, Gegenwart und Vergangenheit, um sich im Leben zurechtzufinden und auch für Entschlüsse einen Anhalt zu haben, sowohl im Einzel- wie im Völkerdasein. Wären wir in diesem Sinne wirklich gebildet, mit wichtigen Kenntnissen und förderlicher Denkfähigkeit ausgerüstet, so müßten wir mehr einig und mehr deutsch sein. Da fehlt noch viel. Und wenn wir auch turmhoch über den Standpunkt erhaben sind, auf den uns unsere Feinde — vielleicht ohne es selbst zu glauben — setzen möchten, so brauchen wir unter uns doch nicht zu leugnen und uns keiner Täuschung darüber hinzugeben, daß hier eine gründliche Wandlung je eher desto besser am Platze ist.

Zunächst ein Wort von den Sprachen. Die Muttersprache ist ein wesentlicher Teil der Geistesbildung, denn sie ist das notwendige Gefäß des Denkens. Ihr eine sorgfältige Pflege zu widmen ist wichtig und lohnend. Diejenigen, die fremde Sprachen treiben, kommen zum größten Teil, soweit überhaupt von einer Anwendung die Rede ist, nur zu einer unbedeutenden Fertigkeit im Verkehr. Nur ganz wenige werden es sein, die wirklich wichtige Gedanken und Gedankenzusammenhänge durch Vermittlung der fremden Sprache in sich aufnehmen, weil die Muttersprache ihnen nicht dazu verhilft. Der Wert der Sprachkenntnisse für diesen Zweck und auch für Umgang und Handel soll durchaus nicht in Abrede gestellt werden. In keinem Falle aber ist die Kenntnis der sprachlichen Form an sich ein Stück der Bildung, sondern nur ein Bildungsbehelf und -Beiwerk. Das Wesentliche sind auch hier die Gedanken, die bewußt oder unbewußt erst noch in das Gewand der Muttersprache umgekleidet werden müssen, um eine wirkliche Aneignung zu finden.

Nun hört man oft den Einwand, ein volles Verständnis der in fremder Sprache niedergelegten Gedanken ist durch eine Übersetzung nicht zu erreichen. Diese Art des vollen Verständnisses ist aber auch kein Bildungsbedürfnis, das ist die Vollständigkeit und Genauigkeit, die der gelehrte Forscher haben muß, um den betreffenden Zusammenhang auch mit allen unwesentlichen Bestandteilen und Feinheiten aufzufassen und sich ganz in die Seele des fremden Verfassers und Volkes versetzen zu können. Wo es aber darauf und nur darauf ankommt, ein Stück wertvollen Inhaltes für die deutsche Bildung zu gewinnen, da mag der Lehrer die Mühe und Freude der sprachlichen Erforschung durchleben, der zu Unterrichtende kommt zu seinem Gewinne ohne alle die Umstände am besten und kürzesten. Bibelforscher braucht nicht jeder zu sein, der in der Bibel Belehrung und Erbauung sucht; nicht einmal die Prediger haben es nötig und sind auch größtenteils nicht so beschaffen. Die Sprachkenntnisse allein genügen doch sowieso nicht, um die einzelnen Werke zu verstehen; da erfordert jedes wieder eine umfangreiche Bemühung. Schließlich muß selbst der völlig fähige und ausgerüstete Forscher sich abgesehen von seinem eigentlichen Arbeitsgebiet auf fremde Leistungen stützen, weil er doch nicht allein alles durcharbeiten kann. Tatsächlich quälen sich

wohl die meisten Schüler mit den fremden Sprachen, ohne über die Vorübung und die Aneignung des Mittels viel zur Anwendung für den Zweck zu kommen. Viel Zeit wird hier fruchtlos vertan und teils der Gesundheit teils wertvollerem geistigem Stoffe geraubt. Nebenbei entsteht noch eine auffallende schädliche Wirkung, unter der wir gerade in Deutschland in höchst betrübendem Maße leiden, und zwar zuletzt ununterbrochen seit dem 16. Jahrhundert, und hier muß einmal ein Ende gemacht werden. Damals haben die deutschen Vertreter eines freien Menschentums, welche wieder die volle Entfaltung des menschlichen Geistes frei von den kirchlichen Fesseln erstrebten und sich Humanisten nannten, leider ihr Deutschtum gegenüber dem Griechischen und Lateinischen zurückgesetzt und den Griechen ihr barbaros allzu gläubig nachgesprochen. Über künstlich angelerntem Latein, auf das sie stolz waren, haben sie ihre lebendige Muttersprache verachtet und verkannt und es ganz versäumt sie zu benutzen und zu fördern; solche Männer waren darin auch geradezu ungeschickt. Und ihre Nachfolger sind es bis auf den heutigen Tag. Es ist unvermeidlich, daß der auf eine fremde Sprache verwendete Eifer der eigenen entzogen wird und ihr zum Nachteil ausschlägt.

Wie mit der Sprache, so ist es auch mit den Gedanken. Es ist für ein Volk nicht unbedingt ein Gewinn, nur möglichst viel Geistesgut aus der ganzen Welt zusammenzuhäufen, und es wird sich oft fragen, ob die Bereicherung überwiegt oder das Geständnis der eigenen Armut, welche es nötig hatte, nach der Bereicherung aus der Fremde zu streben. Wohl mögen einzelne Forscher sich die Aufgabe stellen, einen Überblick über die Leistungen der ganzen Welt auf verschiedenen Geistesgebieten zu gewinnen, damit eben ein Urteil darüber möglich ist, was man etwa für das eigene Volk brauchen kann, aber die Menge der Gebildeten und derer, die es werden wollen, bedarf dieser Umständlichkeit nicht. Es muß eben immer wieder zwischen der weltumfassenden Gelehrsamkeit, die nur wenigen eigen sein kann und keiner größeren Ausbreitung bedarf, und der Durchbildung des gesamten Volkes unterschieden werden. Die Frage über die fremden Sprachen soll hier nur für diesen Standpunkt genau gestellt und beantwortet werden. Sehen wir uns einmal die deutsche Bildung ohne fremde Sprachen an, wie sie sich da ausnehmen würde, wir werden nichts vermissen. Die alten Griechen dachten garnicht daran, um ihrer geistigen Erhöhung willen fremde Sprachen zu lernen. Ihre gebildetsten Männer sprachen Griechisch und weiter nichts. Gilt ein Engländer, der nur englisch, ein Japaner, der nur japanisch spricht, deswegen für ungebildet?

Auch für uns liegt die Sache nicht anders. Wer in der Geschichte des deutschen Volkes gründlich zu Hause und wirklich im Stande ist, die fördernden und hemmenden Kräfte zu erkennen und zu überschauen, welche die guten und bösen Schicksale unseres Volkes bewirkt haben, wer die Entwickelung deutscher Sprache, deutschen Geisteslebens, deutscher Sitte, deutscher Kunst und Wissenschaft kennen und verstehen gelernt hat, wer eine klare Vorstellung von deutschem Gewerbe und deutscher Wirtschaft besitzt, der hat wohl eine Bildung, die ihn zu

richtigem Verhalten für sich und die Gesamtheit befähigt, die ihn mit eigener Befriedigung erfüllen und den anderen Achtung abnötigen kann. Durch fremde Zutaten kann dann wohl die Menge der Einzelheiten in seinem Gedächtnisse erhöht, eine gewisse Buntscheckigkeit und Mannigfaltigkeit hervorgerufen, aber nicht der innere Wert seines geistigen Besitzes gesteigert werden. Dagegen wer sich zwar viel mit fremden Dingen, aber schon aus Mangel an Zeit nur wenig mit seinem eigenen Volkstume beschäftigt hat, der wird an dem fremden Wesen viel mehr Gefallen finden und das eigene zurücksetzen, weil er ja seinen vollen Wert, die Menge seiner Vorzüge gar nicht kennen gelernt hat. Also entsteht auch hier aus einer scheinbaren Bereicherung doch eine bedenkliche Verarmung. Der Deutsche weiß bei sich selbst zu wenig Bescheid und verliert die Selbstachtung. Er läßt das eigene Erbe liegen und tauscht dafür womöglich fremdes schlechteres Gut ein. Wenn man alle diese Dinge weiter verfolgt, so ergibt sich schließlich: es ist geradezu Selbsterhaltungstrieb, der uns nötigt, endlich einmal unseren Geist vorwiegend aus eigenem Besitze zu befriedigen und das Fremde nur nebenbei heranzuziehen, aber nicht als Hauptsache zu behandeln. Wenn jetzt, im vierten Jahre des Weltkrieges, eine breite Kluft im Volke gähnt, weil die untere Schicht ihr Glück auf neuen, scheinbar lockenden Wegen abseits vom Volkszusammenhange sucht, so fehlt der oberen und bodenfesteren Schicht ein wichtiges Anziehungs- und Einigungsmittel, um die betörten Brüder wiederzugewinnen: das gemeinsame allen gleichermaßen teure Vätererbe in deutscher Sprache, Sitte und Gedankenwelt. Denn diese Oberschicht ist ja seit Jahrhunderten durch die Pflege des Fremden von den in diesem Punkte bodenständigen Volksgenossen getrennt. Es ergibt sich hier eine sonderbare Kreuzung der Bestrebungen: die einen verleugnen das heimische Wesen auf dem Gebiete der Bildung, die anderen wollen es in Wirtschaft und Staat tun. Unsere ganze bürgerliche und höherstehende Gesellschaft müßte eine einhellige Begeisterung für alles deutsche Wesen haben und es hoch und heilig halten. Das gäbe wohl für die Masse eine mächtige Anregung und Anziehung.

Im einzelnen ist freilich nicht leicht das ins Werk zu setzen. Denn es handelt sich darum, die deutsche Denkgewohnheit bei vielen Leuten grundsätzlich umzukehren. Wir müssen das Selbstbewußtsein der alten Germanen wiedergewinnen, jenes Selbstbewußtsein, mit dem sich Ariovist auch einem Cäsar gegenüberstellte, ohne sich geringer vorzukommen. Nur haben die Germanen mit diesem Bewußtsein doch die Anerkennung der römischen Feinheit verbunden und auch sonst immer wieder gern fremde Vorzüge auch über das Maß hinaus anerkannt, und schließlich ist's Auslandsanbeterei geworden. Sie muß fallen. Den alten Kämpfer- und Siegerstolz ohne den verfehlten Nebengedanken irgend einer Minderwertigkeit auf anderem Gebiete, den brauchen wir. Wir würden auf die Weise nach einem vielhundertjährigen Irrgang endlich einen Schritt geradeaus machen.

Die Erfahrungen, welche das deutsche Volk auf diesem langen Irrgange ge-

sammelt hat, sind zugestandenermaßen überwiegend unerfreulich. Um so mehr muß man sich nach dem Gegenteil sehnen. Um so schwerer ist es aber auch, den vollen Umschwung herbeizuführen, denn der Mensch gewöhnt sich auch an sein Elend und seine Torheit und gewinnt sie lieb. Ein Trost ist der Gedanke, daß trotz aller solcher Hemmungen doch in den letzten hundert Jahren das Geschick und die Macht des deutschen Volkes so auffallend in die Höhe gegangen ist. Sollte es da nicht möglich sein, daß ein solches Volk sich auf sich selbst besinnt, sich seiner Art und seines Wertes bewußt wird und auf alle fremden Geisteskrücken verzichtet, nachdem es nun lange genug immer wieder sich fast bemüht hat, sich selbst zu verlieren. Schließlich trägt ja auch die Fremdländerei Gott sei Dank ein Hemmnis in sich. Da es umständlich ist und einer gewissen Kunst bedarf, den fremden Geist ins Land zu bringen, nimmt ihn die große Menge doch nicht recht auf. Die Volksschulbildung ist im wesentlichen deutsch geblieben. Der Fehler ist nur der, daß sie geringgeschätzt wird, während sie tatsächlich den guten Kern für das Wohl des Volkes enthält. Die höhere Bildung dürfte nichts anderes sein als dieselbe Volksbildung, dieselben Fächer und Gedanken, nur auf höherer Altersstufe erweitert und vertieft. Das höhere deutsche Wesen darf nicht Lateinisch, Griechisch, Französisch und Englisch sein. Alle diese Sprachen, diese Gedanken- und Lebenskreise sollen ihre uneingeschränkte Geltung haben als Gegenstände der Forschung, als Fundgruben, aus denen Sachverständige für uns etwas holen können — es ist aber nicht nötig, daß jeder selbst herumsucht — als Mittel zu irgend einem besonderen Zwecke sei es der Erkenntnis oder der Wirtschaft. Und wer dazu berufen ist, einen solchen Zweck zu verfolgen, der erwerbe sich das Mittel, glaube aber nicht damit zu seiner geistigen Erhöhung beizutragen. Wer eine fremde Sprache gut beherrscht, sodaß er damit etwas anfangen kann, der hat die Fähigkeit eine fremde Geisteswelt kennen zu lernen, so wie einer, der Gelegenheit hat, das Ausland zu bereisen und dort mit einem anderen Volke zu verkehren. Die Tatsache des Verkehrs ist noch keine Bildung und kein Gewinn, sondern das, was er für sich dort findet und heimbringt, soweit es etwas Gutes ist: wahllos alles einheimsen frommt nicht. So ist auch die Kenntnis des fremden Geistes noch nicht an sich ein Stück Bildung, sondern das, was man wirklich zu eigenem Nutzen in sich aufnimmt und mit dem eigenen Wesen vereinigt. Ob man das selbst gefunden und mitgebracht hat oder es von einem anderen empfängt, ist nicht wesentlich.

Für den Rang, den wir als Volk einnehmen wollen, ist die Frage sehr wichtig: nehmen wir das Fremde, weil das Eigene zu kümmerlich ist und wir die Zutat nicht entbehren können, oder nehmen wir es nur als Überschuß? In letzterem Falle ist es ohne Schaden entbehrlich; im ersteren dürfte freilich die Fremdländerei nicht angetastet werden, sie bedeutete aber auch ein Armutszeugnis. Es ist beklagenswert, daß vorläufig noch viele „gebildete" Deutsche sich selbst unbedenklich und bereitwillig dieses Armutszeugnis ausstellen. Nötig haben wir es nicht. Die Feinde freilich behaupten es. Und einen äußeren Anhalt finden sie

ganz abgesehen von der bedauerlichen und unbegründeten Zustimmung unserer eigenen Landsleute. Es ist das Kauderwelsch, das als deutsche Sprache noch allenthalben im Schwange ist, in allen Schichten und auf allen Gebieten. Das Deutsche bedarf in seinem überquellenden Reichtum der fremden Brocken wahrhaftig nicht, aber die meisten Deutschen sprechen so, als ob es nicht anders ginge. Um es an einem Beispiele scharf und klar hinzustellen, wer noch nicht willens und fähig ist, seine deutsche Rede ohne „Interesse" und „interessant" zu gestalten, der kann noch nicht deutsch und weiß noch nicht, wie viel besser und mannigfaltiger und treffender die deutsche Zunge ist. Luther, namentlich in der deutschen Bibel, hatte wohl solche Worte nicht. Man möchte sagen, solche Sprache ist „barbarischer" Humanistenton. Weniger ist hier mehr, nämlich weniger Fremdes, da wird mehr Deutsches hervorkommen, das erstickt und erdrückt worden ist. Es gilt nicht Fremdwörter und fremde Sitte zu verstehen und sich dazu womöglich eine gelehrte Bildung anzueignen, sondern dieses Zeug zu verachten und abzuschaffen. Dann darf allerdings auch nicht durch den Zwang der Schule mit aller Kunst das Fremde hochgehoben werden, indem die fremden Sprachen Zwangs- und sogar Hauptfächer sind. Weder das eine noch das andere haben sie sich verdient, sondern sie verdanken das der deutschen Selbstverachtung. Alle anderen Fächer können betont werden, nur nicht die fremden Sprachen. Ihnen muß der Rang zugewiesen werden, der ihnen ihrem Wesen nach zukommt, der Rang einer für allerlei Zwecke verwendbaren Geschicklichkeit, eines hier und da brauchbaren Werkzeugs. Als wahlfreie Bedarfsfächer werden sie nützlich sein, nicht eine Menge junger Leute, die dafür weder Fähigkeit noch Neigung noch später Verwendung haben, unnütz plagen und werden nicht mehr den großen Schaden stiften können wie bisher, daß sie mit wahrer Bildung und wirklichen Kenntnissen verwechselt werden und gerade da einen häßlichen Dünkel hervorrufen, wo die Berechtigung am geringsten ist, daß womöglich jeder männliche oder weibliche Fratz, der in irgend einer fremden Sprache schon einige Fehler machen kann, sich erhaben dünkt über einen älteren leistungsfähigen Menschen, dem das abgeht. Es war doch eigentlich schon immer beklagenswert, daß jemand, der ein Zeugnis über höhere deutsche Bildung erwerben wollte, sich zu diesem Zwecke möglichst viel mit nichtdeutschen Dingen beschäftigen mußte. Auf die Kenntnisse selbst wurde und wird dabei auch in richtiger Ahnung von den Beteiligten weniger Wert gelegt als auf die Erringung des Zeugnisses. Wäre es da nicht würdiger und ehrlicher, nur solche Fächer mit einem allgemeinen Zeugniswert auszustatten, die auch an sich ohne das Zeugnis einen wertvollen Besitz bedeuten? Ein Liebhaber fremder Sprachen würde durch eine solche Änderung nicht beeinträchtigt, denn die Gelegenheit zu ihrer Erlernung soll niemandem entzogen werden. Freie Fachklassen hätten gerade hier wahrscheinlich erfreulichere Ergebnisse als der jetzige Zwang, bei dem die Hälfte der Schüler und manchmal noch mehr den Unterricht und die Fortschritte der anderen, der Geeigneten und Willigen, nur hemmt. Auch die Vorbildung für die Hochschule

würde aus demselben Grunde keinen Schaden leiden, nur ein großer Schaden an Geist und Gesundheit fortfallen.

Was hier vorgeschlagen wird, ist eine durchgreifende Änderung, aber möglich und heilsam und genau besehen auf diesem wichtigen Gebiete die notwendige Bedingung für eine gesunde Zukunft des deutschen Volkes. Mancherlei Einwände und Schwierigkeiten lassen sich denken, auf die hier nicht eingegangen werden soll. Sie sind aber alle zu heben durch das, was sich hier und da erfreulicherweise regt: den deutschen Willen.

G. Buetz, Dessau: Die wirtschaftlichen Verhältnisse der Ukraine.

Da bei dem Friedensschluß mit dem ukrainischen Staate ein ganz besonderes Gewicht auf die Wirtschaftsfragen gelegt wurde, dürfte es von einem allgemeinen Interesse sein, die ökonomischen Bedingungen der Ukraine näher zu betrachten. — Um einen Einblick von der Leistungsfähigkeit des Staates zu geben, sei zunächst bemerkt, daß die Ukraine hinsichtlich ihres ethnographischen Territoriums an Größe jede europäische Großmacht übertrifft. Die Grenzen sind bisher noch nicht festgelegt, die kleinrussischen Gouvernements, welche heute in den ukrainischen Staat umgewandelt sind, waren jene von Kiew, Pultawa, Charkow, Cherson und Jekaterinoslaw. Heute beansprucht man noch die früheren Gouvernements Podolien, Polava, Cholm und Tschernigow, sowie Teile von Wolynien hinzu, sodaß man auf ein Flächenmaß von 456 000 qkm rechnet, mit einer Gesamteinwohnerschaft von rund 30 Millionen Einwohnern.

Landwirtschaftlich ist die Ukraine ein unbestreitbar reiches Land. Sie liegt im Gebiete der schwarzen Erde und zwar in demjenigen Teile, der noch mit genügenden natürlichen Niederschlägen rechnen kann, während der östliche Teil von dem russischen Schwarzerde-Gebiet unter der Regenarmut und unter Salzgehalte des Bodens, sowie unter frühen Nachtfrosten zu leiden hat. Die Ukraine hat einen Rübenboden und einen Weizenboden. Weniger hat man Hafer und Gerste angebaut, arm ist man an Kartoffeln, dafür aber ist der Anbau von Buchweizen gut. Wenn auch die Landwirtschaft weniger extensiv betrieben würde, als etwa in Zentralrußland, so muß man sich doch vor übertriebenen Vorstellungen hüten. Die Entwickelung einer Landwirtschaft kann man am besten an den Bodenwerten ersehen. Es wirkt nahezu bildlich, wenn man sich vergegenwärtigt, daß der Bodenwert Polens im Durchschnitte auf 279 Rubel pro ha im Frieden angesetzt wurde, der Bodenwert der Ukraine indessen nur auf 252 Rubel pro ha stand. Wir sind

doch nicht gerade bereit, die russisch-polnische Agrarwirtschaft der unseren gleichzustellen. Auch hinsichtlich des Kornanbaues gebe man sich keinen übertriebenen Hoffnungen hin. Es bedarf keines Wortes, daß die Ukraine einen starken Weizenüberfluß hat. Rußland hatte zwei Kornkammern für Weizen, nämlich: die Ukraine und Turkestan. Weizen kann in starkem Umfange abgegeben werden, kamen doch 83 % des Weizenanbaues von Europäisch-Rußland auf die Ukraine. Wir müssen aber heute mit zwei Hemmungen rechnen. Die Ukraine wird ihren Weizenreichtum nur unter Golddeckung abgeben, andererseits wird die Transportfrage große Schwierigkeiten machen. Es ist anzunehmen, daß man der Ukraine von Seiten Zentralrußlands nur eine beschränkte Menge von rollendem Material gelassen hat. Die Handelsflotte des Schwarzmeeres aber steht nicht unter dem Einflusse des neuen Staates. Von Seiten der Zentralstaaten kann bei der schweren Belastung der Eisenbahnen rollendes Material nur im bedingten Umfange zur Verfügung gestellt werden. An Roggen, Hafer und Gerste wird uns die Ukraine nur geringe Mengen abzugeben haben, infolge des Bodens hat man jene Kornfrüchte nur in den Formen des Selbstverbrauches angebaut. Die Hafergegenden Rußlands sind der Norden und Nordwesten, Roggen wird in Polen, Weißrußland, in den baltischen Provinzen und in der Wolgagegend angebaut. Das Gerstenland ist Mittelrußland und die subtropische Gerstenzone in Asiatisch-Rußland.

Reich ist die Ukraine an Zucker. Außer den polnischen Zuckerfabriken sind jene der Ukraine die einzigen, welche Rußland besaß. Die ehemalige Ukraine hatte 256 Zuckerfabriken, Kiew war der weltbekannte Zuckermarkt. Hier könnten wir, sofern der Mangel an Säcken und wiederum der Zahlungsmodus neben der Transportfrage nicht hinderlich ist, eine Entlastung erfahren, die sehr zu begrüßen wäre. Die Viehzucht ist in der Ukraine nicht überaus entwickelt. Es fehlen die natürlichen Weiden und der für eine Viehzucht notwendige Wald. Den hochwertigen Weizenboden in Weideland umzulegen, erschien allzu unrentabel. Wenn darauf hingewiesen wurde, daß die Hauptstädte Moskau und Petersburg von der ukrainischen Fleischproduktion abhängig seien, so war das insoweit irreführend, als man die Steppenebenen und die Wolgamündungen, welche beide eine gute Viehzucht kennen, der Ukraine zugute schrieb. Man kann einen Maßstab von der ukrainischen Viehzucht gewinnen, wenn man sich vergegenwärtigt, daß im Verhältnis zu dem Ackerland in der Ukraine nur 25,7 % Heuland berechnet werden, während das Heuland in dem nordrussischen Seengebiete 67,2 %, in dem der Ukraine benachbarten bei weitem kleineren Gebiete 81,7 % ausmachte. Da heute der Ukraine neue Gebietsteile zuerkannt sind, verschieben sich die Ziffern naturgemäß etwas, und zwar zu Gunsten des Heulandes. Der Rindviehbestand auf 100 qkm wurde 1912 für die Ukraine auf 1435 Stück angegeben. Wie gering diese Ziffer an sich ist, kann man daraus bemessen, daß Polen, das sich durch keine nennenswerte Viehzucht auszeichnete (mußte Polen doch dauernd Vieh einführen), auf 100 qkm 1776 Stück Rindvieh hatte und daß das gegen die Ukraine

doch kleine Baltikum es bei einer Heuland-Fläche von 15,7 % der gesamten Anbaufläche auf 1212 Stück Rindvieh auf 100 qkm gebracht hatte. Neben dem geringen Weideland hat die Weizenzone eben auch zu wenig Futtermittel. Die Ölpflanzen, Lein, Hanf, Mais und Sonnenblume, welche in dem russischen Süden anstelle von Kartoffeln und Gerste wie Heufutter zur Viehzucht dienen, werden nicht in der Ukraine, sondern in der Wolgagegend, in dem Steppenstriche zwischen Schwarzmeer und Kaspischen Meere, im Baltikum (Leinanbauzentrum) und in Bessarabien angebaut.

Da der Markt von Zentralrußland ausfällt, wäre bei dem geringen Fleischverbrauche im Innenlande an eine Ausfuhr zu denken. Indessen Konservenfabriken hat die Ukraine nicht, Räuchereien in Pökelanstalten sollen zwar im Kriege eingerichtet sein, es scheint aber, die Fabriken liegen in dem Knie des Don, also außerhalb des heute gebildeten Staates. Zu rechnen wäre indessen auf Butter und Eier.

Die Ukraine ist nun aber nicht nur ein Land des guten Bodens, die Ukraine ist von den in der großen russischen Tiefebene gelegenen Gebieten das einzige, welches einen Erzreichtum kennt. Nun hat man aber gerade die Hoffnungen auf den Erzreichtum der Ukraine zu weit gespannt. Wenigstens insofern, als man der Ukraine eine ganze Reihe von Erzen zuschreibt, welche sie überhaupt nicht besitzt. Die Erze des Urals, jene des polnischen Berglandes und nicht zum wenigsten die transbaikalischen Erze werden alle frohen Glaubens voll nach der Ukraine verlegt. Man muß einmal damit sein Begnügen finden, daß die Ukraine einen großen Reichtum an Erzen hat, daß aber nur Eisenerze und Kohle vorhanden sind. Wir können kein Kupfer von der Ukraine erhalten, denn in Rußland sind Kupferlager bisher nur im Ural, in Kaukasien und in Transsibirien gefunden worden. Die Kupferfunde der Ukraine sind so gering, daß sie nicht mitsprechen. Zink können wir ebenfalls nicht erhalten, weil die Zinkvorkommen im polnischen Berglande und im Ussurigebiete liegen. Ebenso hat die Ukraine nicht eine Platinader, denn Platin kommt ausschließlich im westlichen Ural und in der Amurprovinz vor. Vielfach wird auch angenommen, die Ukraine habe Petroleum. Die Naphthavorkommen Rußlands sind über Kaukasien, das kaspische Revier bis nach Turkestan hingestreckt, die Ukraine hat demnach nicht ein Naphthagebiet. Bleierze sind im Donez vorhanden, ihre Ausbeute ist aber gering.

Von stärkster Bedeutung sind die Eisenlager. Wir haben es in der Ukraine mit mächtigen Eisenlagern zu tun. Die Eisen sind dazu hochwertig. Zumeist handelt es sich um Manganeisen. Man förderte im Jahre 1911 die achtunggebietende Summe von 306 Millionen Pud Eisenerze. Die Vorkommen wären im Augenblicke für uns umso wertvoller, als eine kraftvoll entwickelte Hüttenindustrie die Verarbeitung der Eisenlager vornimmt. Die Moskauer Maschinenindustrie hatte allzuviel Interesse an der Schaffung einer Donez-Hüttenindustrie. Man hat

die heutigen ukrainischen Hüttenwerke so gefördert, daß die altbekannten Hüttenwerke im Ural sich nur schwer gegen diese Konkurrenz schützen konnten. Ein Hindernis ist allerdings auch hier zu überwinden. Die Eisenlager und die Hüttenwerke sind in dem großen Dnjeprknie zwischen Cherson und Jekaterinoslaw gelegen (es ist das Gebiet von Kriwi Rog). Der Dnjepr ist hier bei dem Durchbruch des Donezgebirges mit zahllosen Stromschnellen versehen und demzufolge nicht schiffbar. Die Erzlager liegen also überaus ungünstig für den Verkehr. Immerhin könnten (und werden) diese Schwierigkeiten zu beheben sein. Kann es der ukrainischen Hüttenindustrie doch nicht unwesentlich sein, sich im Westen einen festen Absatzmarkt zu suchen, um einen Ersatz für den Moskauer Markt zu finden.

Das Kohlengebiet der Ukraine ist das größte, über welches das ehemalige russische Reich zu verfügen hatte. Es muß allerdings betont werden, daß Rußland an sich arm an Kohlen ist und daß die Ukraine keine Ersatzmittel für Brennstoffe hat, da ihr, wie zuvor angeführt, sowohl Waldungen wie Petroleum fehlen. Da die Ukraine sich ihre Brennstoffe zu sichern hat, wird sie haushälterisch umgehen. Immerhin sind die Donezlager heute noch so groß, daß man, bei der Einschränkung der Zufuhren nach Zentralrußland, durchaus bereit sein dürfte, Kohlen abzugeben. Besonders das kohlenarme Bulgarien wird sich seinen Bezug sichern können. Man hat im Donezbecken eine durchschnittliche Förderung von 18 Millionen Tonnen Kohle gehabt, während die Gesamtkohlenerzeugung in Rußland etwa im Durchschnitte 25 Millionen Tonnen ausmachte. Um nun aber die Zahlen bildlicher zu machen, und um einer Überschätzung des Kohlenreichtums der Ukraine vorzubeugen, möge man sich dessen erinnern, daß die Kohlenförderung des territorial kleineren Deutschlands im Durchschnitte rund 150 Millionen Tonnen Steinkohle ausmachte! (An Stein- und Braunkohle förderten wir 1913 278,98 Mill. Tonnen Kohle, an Steinkohle allein 191,51 Mill. Tonnen.)

Das Donezvorkommen ist indessen äußerst hochwertig. In dem östlichen Teile des Beckens ist die Kohle anthrazitisch, das heißt, sie enthält die beste Steinkohle, im westlichen Teile lagert die verkoksbare Backkohle, welche vornehmlich dem Hochofenprozeß zu dienen hat. Leider ist auch hier die Lage ungünstig, weil die Vorkommen sich abseits der großen Wasserstraßen befinden. Jene aber gerade sind entscheidend für den Transport von Massengütern.

Leider besitzt die Ukraine keine nennenswerten Industrien außer der Zuckerrübenindustrie. Infolge des Holzmangels hat man nicht die geringste Holzindustrie, weder eine Holz-Kleinindustrie, wie sie die Wolgagebiete und das Baltikum kennen, noch eine Möbelindustrie, wie sie in Warschau und St. Petersburg beheimatet war. Infolge seiner Anbauarmut an Leinsampflanzen hat die Ukraine auch keine Textilindustrie. Gewebe, Garne, textile Industriestoffe wurden von den drei großen russischen Textilzentren, dem Moskau—Wladimir Bezirke, den Petersburger Textilzentren und dem Lodzer Rayon bezogen. Diese Tatsache ist für uns

so bedauerlich, wie für die Ukraine selbst. Die Ukraine besitzt auch keine Metall- und Maschinenindustrie, ebenso hat man keine Lederindustrie. Es lag nicht in dem Interesse Großrußlands, sich in seinen kleinrussischen Gouvernements eine Konkurrenz zu schaffen. Es lag auch in den ganzen Lebensverhältnissen der Ukraine, daß eine Industrie hier keinen Boden fand. Die Gründe sind mannigfaltig und mögen hier kurz angegeben werden.

Nord- und Mittelrußland hat eine lange Winterzeit. Das heißt volkswirtschaftlich genommen, diejenigen Zeitabschnitte, in denen die Masse zu keinen Verdiensten kam, waren erheblich. Es bildete sich, dem Triebe des Hungers folgend, schon in dem achtzehnten Jahrhundert eine Heimindustrie heraus. Die polnische Industrie, die Kleinmetallindustrie von Tula, Kaluga und Moskau, wie die Holzindustrie um Astrachan verdanken ihr schnelles Emporkommen in erster Linie der Heimindustrie. Als die Deutschen Heyer, Kursche und Ender ihre Dampfmaschinen und Webmaschinen in Rußland einführten, als Knoop seine Fabriken gründete, fand man neben dem Kapital eine der ersten Vorbedingungen einer industriellen Landerschließung — den leicht zu schulenden Arbeiterstamm vor! Anders in der Ukraine. — Die Ukraine hat ein Klima jenem Süddeutschlands gleich. Die Zeit, in welcher man ohne Verdienste auszukommen hatte, war um die Hälfte verkürzt. Ein Anlaß, zu einer Heimindustrie überzugehen, lag nicht vor. Zudem sicherte die stärkere Ertragsfähigkeit des Bodens reichlichere Lebensbedingungen und der in der Südukraine stark betriebene Tabaksanbau lieferte vielfach auch für den Winter Verdienste.

Ein weiterer Umstand, warum die Ukraine industriell zurückblieb, hängt mit der Landverfassung zusammen. Bekanntlich lebt der großrussische Bauer in der Gemeindeverfassung (Mirsystem), die Landanteile, seit der Aufhebung der Leibeigenschaft festgestellt, waren von Anbeginn nicht reichlich. Durch die starke Volksvermehrung wurden sie im höchsten Maße unzulänglich, sodaß der bekannte Landhunger des russischen Bauern entstand. Ein Ergebnis hiervon war, daß ein Teil jeder Familie sein Brot in der Stadt und zwar als Industriearbeiter suchen mußte. Ohne sein Zutun wuchs dem Industriellen so sein Arbeiterheer heran. In der Ukraine hat das Mirsystem nie bestanden. Hier lebte der Bauer in einer Art von Erbhufenwirtschaft. Das Land lag nicht im Gemenge, dem Arbeitswillen waren keine unnatürlichen Grenzen gezogen, der Landankauf war möglich. Ein Landhunger kam nicht auf, die Massenverarmung trat nicht ein. Der mit Leib und Seele dem Boden ergebene Ukrainer dachte nicht daran, freiwillig die Scholle zu verlassen; das industrielle Arbeitsheer war nicht vorhanden.

Neben der Tatsache, daß die Ukraine als immerhin neurussisches Gebiet verkehrstechnisch weniger entwickelt war, kommt hinzu, daß Kleinrußland als Bestandsteil Zentralrußlands garnicht weiter an einer vermehrten Industrialisierung als jener einer landwirtschaftlichen Industrie und einer Hütteninindustrie in-

teressiert war. Man verkaufte seinen Weizen und seine Viehprodukte nach Zentralrußland, man lieferte seine Erze an denselben Märkt, man deckte Rußland mit Zucker ein und sandte ihm einen Teil seines Tabakkonsums. Hiermit bezahlte man seine gebrauchten industriellen Artikel. Werbende Ausgaben, gleich der Schaffung eines Heeres, eines Beamtentumes, einer Polizeigewalt und dergleichen mehr, hatte man nicht, also bildete man sich zu einem Agrarlande aus und begnügte sich mit seiner Hütteninduſtrie, nur da Forderungen erhebend, wo es sich um die industrielle Verwertung agrarischer Produkte handelte: um die Mühlen-, Zucker- und Tabakindustrie.

Aus dem kurzen Hinweise ist ersichtlich, daß der neue Staat starke Lebensbedingungen aufweist, die ihm im Vereine mit dem Westen seine Staatenbildung ermöglichen wird. Zugleich dürfte gezeigt worden sein, daß auch die Möglichkeiten der Ukraine begrenzt sind, und daß man es mit einem Staate weiter Entwickelungsfähigkeiten, doch nicht mit jenem Wunderlande zu tun hat, zu dem man jetzt häufig die Ukraine stempeln will.

Ezzatolah Hedayat:
Persien, England und Deutschland.

Der Orient, der vor dem Kriege immer noch als ein entferntes Land selten das Interesse der Kulturländer Europas erregte, ist heute immer mehr in den Vordergrund getreten. So seltsam es auch klingen mag, hat der Krieg dennoch zu einer größeren Annäherung der entferntesten Völker untereinander beigetragen. Ein australischer Soldat kämpft heut auf türkischem Boden gegen einen Soldaten der aus Hamburg stammt! Es ist nur natürlich, daß diese Menschen, deren Heimat voneinander so fern liegt, trotz ihrer Feindschaft ein Interesse zu einander finden werden.

Eines dieser Länder, das vor dem Kriege kaum bekannt war, von dem man vielleicht nur wußte, daß einstmals sein Schah eine prunkvolle Reise durch Europa gemacht hat, das heute aber in den Vordergrund des allgemeinen Interesses getreten ist, ist Persien.

Jeder weiß und wird sich daran erinnern, daß auch Persien, das in der Neuzeit zu scheinbarer Unbedeutung herabgedrückt war, doch eine glanzvolle Geschichte gehabt hat. Jedem werden noch die gewaltigen Züge eines Darius und Xerxes, die einst Persiens Weltmachtstellung begründeten, der Glanz an den Höfen und die Zeit, wo die persische Literatur und Dichtkunst in schönster Blüte stand, in Erinnerung sein. Die Namen Saadi und Hafis waren in ganz Europa bekannt.

Dagegen ist die neuere Geschichte Persiens die Geschichte eines ununterbrochenen Leidensweges, die Geschichte dauernder Vergewaltigungen und Demütigungen von seiten der mächtigen Nachbarn Persiens, England und Rußland in ihrem Konkurrenzkampfe, der hervorgerufen wurde durch deren Expansionsgelüste. Rußland im Norden dehnte seinen Einfluß immer mehr nach Süden aus, um an das Meer zu gelangen, England arbeitete von Süden her dagegen, um einerseits diesen Einfluß zu schwächen, andererseits eine Sicherungsetappe seiner wertvollsten Kolonie, Indiens, zu haben.

Dieses Intrigenspiel, das bald offen, bald versteckt gespielt wurde, war die Ursache des systematischen Verfalls Persiens. Diese Zeit begann vor allem schon zu Beginn des vorigen Jahrhunderts. Um ihren Konkurrenzkampf glücklich und erfolgreich zu Ende kämpfen zu können, kam es diesen beiden Mächten hauptsächlich darauf an, Persien politisch zu schwächen. Und so nahm Rußland bereits im Jahre 1813 Persien das Recht, Seestreitkräfte auf dem kaspischen Meere zu unterhalten. Im Jahre 1828 beraubte es Persien der Freiheit, über seine Zolltarife zu verfügen.

Da schnelle Verbindungen, wie sie durch Eisenbahnen erreicht werden, politisch und militärisch von größter Wichtigkeit sind, wurde im Jahre 1890 der persischen Regierung auch das Recht, Eisenbahnen zu bauen oder die Erlaubnis dazu zu erteilen, entrissen, u. s. w.

Ferner wurde im Jahre 1900 der persischen Regierung von Rußland verboten, Anleihen im Auslande zu machen. So ging diese systematische Lahmlegung der persischen Entwicklung immer weiter. Im Jahre 1910 verboten England und Rußland durch zwei drohende Noten den Persern, Fremden irgend welche Konzessionen zu erteilen, die ihre politischen und strategischen Interessen gefährden könnten, besonders Konzessionen für Verkehrswege aller Art, Telegraphenlinien und Einfahrt in die Hafenplätze etc.

So könnte man, wenn man alle diese Gewalttaten und Unbotmäßigkeiten aufzählen wollte, ganze Bücher füllen.

Es wäre nun eine irrige Ansicht, zu glauben, daß Persien alle diese Unbotmäßigkeiten widerstandslos über sich hat ergehen lassen und untätig verharrte. Nein, es protestierte gegen diese Anmaßungen und lehnte sich auf, doch seine Hilferufe verhallten ungehört in der Welt. Und wann es selbst sich aufraffen wollte, wurde jede Regung dazu von Seiten Englands und Rußlands mit den brutalsten Mitteln im Keime erstickt.

Bekanntlich wurde im Jahre 1906 die persische Konstitution errichtet und das erste Parlament eröffnet, das die Aufgabe hatte, andere und gesündere Verhältnisse zu bringen. Doch alle Reformversuche, die irgendwie Persien politisch und wirtschaftlich stärken konnten, wurden von den Nachbarn unterdrückt. Welcher Mittel sich Rußland dabei bediente, beweisen die

Schreckenstage von Täbriz, wo die Russen 8 persische Freiheitskämpfer mitsamt dem höchsten Geistlichen der Provinz Azerbajdjan, dem Sikat-ul-Islam, und anderen bedeutenden Persönlichkeiten im heiligen Monat Moharrem des Jahres 1911/12 an den Galgen hingen.

Ein weiteres Beispiel dafür, wie England und Rußland Persiens innere Entwicklung unterdrückten, war der Fall Shuster. — Der Amerikaner Sir Morgan Shuster war von der persischen Regierung engagiert worden, die persischen Finanzen zu ordnen, und traf am 12. Mai 1911 in Teheran ein. In der Tat gelang es ihm auch in kurzer Zeit glänzend Ordnung in die Finanzen zu bringen, so daß man sich schon den besten Hoffnungen hingeben konnte. Da fiel den „wohlmeinenden" Nachbarn im Norden und Süden dieser Mann unangenehm auf. Er schien ihren Plänen gefährlich zu werden. Und schon im Dezember desselben Jahres schickte die russische Regierung, ermutigt durch die Regierung in London, Persien ein höchst anmaßendes Ultimatum und zwang Persien, die amerikanischen Sachverständigen und Morgan Shuster zu verabschieden. Persien weigerte sich natürlich, dieser unerhörten Forderung zu entsprechen, und ließ sich erst dann dazu bewegen, als die russischen Truppen die Grenzen bereits überschritten hatten und die Hauptstadt bedrohten. So mußte sich dann außerdem noch die persische Regierung vertraglich verpflichten, keinen fremden Beamten anzustellen, ohne die Zustimmung ihrer beiden Diktatoren: England und Rußland.

Im Jahre 1912 hatte die persische Regierung zur Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung und zur Ausbildung einer Gendarmerie schwedische Offiziere unter Leitung Hjalmarsons kommen lassen. Sie gaben sich ihrer Arbeit mit großem Eifer und Erfolg hin und bildeten in kurzer Zeit einige Tausend Gendarmen aus, die besonders für den Schutz der Handelsstraßen verwendet werden sollten. England stand dieser Einrichtung ganz sympathisch (?) gegenüber. Es sah darin schon einen späteren Vorteil. Und tatsächlich versuchte es später die Gendarmerie des Südens als sein Werkzeug in die Hand zu bekommen, um einen Gegendruck auf die russische Kosakenbrigade des Nordens ausüben zu können. Da sich die schwedischen Gendarmen nicht dazu hergeben ließen, zog England andere Seiten auf. Es stachelte die südlichen Nomadenstämme gegen die Gendarmen und gegen die Ordnung auf, und fand so Veranlassung, gegen die so wieder eingetretene Unsicherheit der Wege militärisch einzuschreiten. Die schwedischen Offiziere, die zuerst von den Engländern wegen ihrer Tüchtigkeit sehr gelobt worden waren, besonders Hjalmarson, den der britische Konsul vor zwei Jahren noch „einen schneidigen Soldaten" genannt hatte, wurde jetzt zum „Verrückten mit geschwächtem Gehirn!"

Und Kerr, der englische Legationssekretär sagte zu Merill, der früher der amerikanischen Mission Morgan Shusters angehört hatte, dann aber in eng-

lischen Sold getreten war: „daß man eher die Gendarmerie der Sodomiterei verfallen sehen würde, bevor sie auch nur einen Schahi englischen Geldes erhalten würde“.

Der eine Feind Persiens, Rußland, liegt nun Gott sei Dank zertrümmert und geschlagen am Boden. Es war der brutalere, rohere. Der raffiniertere und schlauere aber ist noch geblieben. Der Kampf mit diesem wäre zu ungleich, was aber uns Perser nicht abhalten soll, ihn dennoch unablässig und mit allen uns zu Gebote stehenden Mitteln fortzusetzen. Der Weltkrieg ist nunmehr in eine Phase getreten, in der es nur noch einen großen Zweikampf zwischen Deutschland und England gibt. Englands Feinde sind Deutschlands Freunde, und Deutschland muß es dort zu schlagen suchen, wo am empfindlichsten der Lebensnerv Englands getroffen wird. Und das wäre nach meiner Meinung in Indien und Persien. Von Indiens Reichtum lebt England und ohne dieses kann es nicht existieren.

Erst wenn England auch aus Persien vertrieben sein wird, wird Persien sich ganz entwickeln können und eine große Stellung in der Weltwirtschaft einnehmen. Denn schon ist es nicht mehr unbekannt, welche immensen Schätze noch ungenutzt im persischen Boden ruhen. So sagte schon Polak, der Leibarzt Nasr-ed-Dîn Schahs, der ein ausgezeichnetes Werk über Persien und seine Leute geschrieben hat, daß kein Land der Erde sich in Bezug auf Kupferminen mit Persien messen könnte. Ja, die Bodenschätze sind unermeßlich. Doch sie konnten nicht gehoben werden, weil die notwendigen Materialien dazu nicht vorhanden waren, sie hatten nicht verschickt werden können, da es keine Eisenbahnen gab und der Bau solcher von Rußland und England systematisch unterdrückt wurde. Doch das wird in Zukunft anders werden. Die Bagdadbahn wäre die gegebene Verbindung zwischen Persien und Mitteleuropa, wenn man das schon längst geplante Projekt, die Abzweigung der Bagdadbahn über Chanekin nach Persien (Teheran) verwirklichen würde. Persien könnte Deutschland reichlich mit allen Rohstoffen, Metallen, Chemikalien sowie Seide, Getreide, Baumwolle und anderem mehr versorgen, und andererseits würde Persien ein ausgezeichnetes Absatzgebiet für die Erzeugnisse der deutschen Technik und Industrie bilden. Und so könnten sich beide Länder ein gesundes und vorteilhaftes Wirtschaftsleben geben, das noch dadurch erleichtert würde, daß jetzt der umständliche Transitverkehr über Rußland aufgehört hat. Eine Bahnverbindung durch das neue ukrainische Reich würde auch diesbezügliche Vorteile bringen. Und so können wir denn getrost und hoffnungsvoll in die Zukunft sehen und geduldig der Stunde harren, wo die Morgensonne der Freiheits-Entwicklung wieder über unsere geliebte persische Heimat aufgehen wird.

Bharat Das:
Afghanistan — ein unerforschtes Land.

Ein Wort der Fürsprache für die wissenschaftliche Erforschung des Landes.

Trotzdem Afghanistan achtzig Jahre lang der Spielball der europäischen Politik gewesen ist, sind die inneren Zustände jenes Landes der Außenwelt doch völlig unbekannt geblieben. Abgesehen von den gelegentlichen Berichten einiger flüchtiger Reisenden, die Afghanistan in politischer Mission besuchten, wissen wir von dem Lande so gut wie nichts. In Bezug auf Anthropologie, Philologie, Archäologie, Numismatik, Geologie usw. ist es völlig unerforscht. Dabei ist Afghanistan dank seiner strategischen Lage und historischen Bedeutung ein Gebiet, dessen Erforschung größeres Interesse hätte beanspruchen dürfen als das scheinbar so geheimnisreiche Abessynien oder Tibet.

Ein kurzer Überblick über die Geschichte Afghanistans dürfte die Bedeutung des Landes — und damit die Notwendigkeit seiner wissenschaftlichen Erforschung — begründen. Für die heutige Generation bedeutet Afghanistan ein zwischen Persien, dem Asiatischen Rußland und Indien gelegener Pufferstaat; nur sehr wenige wissen, daß es von uralten Zeiten her bis zur Eroberung durch Nadir Schah eine indische Mark war, — der am meisten vorgeschobene Grenzposten Indiens, und in seiner heutigen Gestalt eine Schöpfung der englischen Regierung ist. Seit grauester Vorzeit hat der Weg aller Völkerwanderungen und Eroberungszüge nach Persien und Indien durch Afghanistan geführt. Verschiedene Zivilisationen, die indische, die persische, die griechisch-baktrische und die islamische, haben dort geherrscht und im Lande und bei dessen Bewohnern Spuren und Eindrücke hinterlassen. Das Land ist daher reich an kulturgeschichtlichen Erinnerungen und Hinterlassenschaften. Eine gründliche wissenschaftliche Erforschung Afghanistans, wie die von Dr. Schliemann in Troja oder Dr. Pompelly von der Carnegie-Expedition in Zentralasien durchgeführte, würde gewiß geschichtlich sehr interessantes Material zutage fördern und aller Wahrscheinlichkeit nach auch die verwickelten Fragen der indischen Archäologie und Philologie lösen, z. B. die der Entstehung der Kharosti-Schrift und des vielbesprochenen Einflusses der griechisch-baktrischen Kunst auf die Kunst Indiens. Ferner würden anthropologische und soziologische Forschungen Licht in das Dunkel des Verhältnisses zwischen Afghanen und Indern bringen.

Wie bereits gesagt, ist Afghanistan früher ein Bestandteil Indiens gewesen, durch den hindurch sich die wandernden Arier nach den übrigen Gebieten des Reiches ergossen. In den berühmten Flußhymnen der Veden finden wir bereits den heutigen Kabulstrom erwähnt und in allen Sanskritbüchern wird Bahlika (Balkh) Mittelpunkt eines Hindukönigreiches genannt. Späterhin wurden Gondar (Kandahar) und Taxila zwei wichtige Grenzmarken. Dann hören wir kaum mehr

etwas über diese Länder, bis wir zur Zeit des großen Darius von Persien kommen, der in seiner Inschrift von Behistun Gondar als Teil des ihm tributpflichtigen Indiens erwähnt. Die Oberherrschaft des Darius über Nordindien erstreckte sich wahrscheinlich nicht über den Pandschab, sondern über das heutige Afghanistan bis hinauf zum Indus. Zur Zeit der Eroberungszüge Alexanders widersetzten sich einige Grenzstämme (von denen einer aus den Nachkommen der Kaffire von Pamir bestanden haben soll) dem Sohne Philipps; der König von Taxila aber stellte sich auf die Seite des Eroberers. Von den griechischen Geschichtsschreibern wird dieses Gebirgsvolk (die Grenzstämme) Afghanistans als Inder bezeichnet. Als dann Kaiser Chandragupta zur Macht gelangt war, wurde ihm jenes Land von Seleukos Nikator abgetreten und das Reich Chandraguptas erstreckte sich bis nach Herat.

Späterhin, zur Zeit des Einfalls der Hunnen, wurde dieses Land zusammen mit dem Pandschab und Kaschmir dem Reiche Kanikhsas angegliedert, der den Buddhismus als Staatsreligion einführte. Beim Zusammenbruch des Hunnenreiches und dem Aufstieg der Radschputs in Indien jedoch wurde Afghanistan in eine Reihe kleiner Fürstentümer aufgeteilt: Kabul, Gasna, Kandahar, Herat. Aus dem Tale des Ganges drangen die Radschputen vorwärts nach dem Pandschab und von dort weiter nach den angrenzenden Gebirgsprovinzen Kaschmir und Afghanistan. So gründete das Volk Gondhars das heutige Kandahar und der Maharadscha Gadscha Singh aus dem Radschputstamme der Bhatti (zum Geschlecht des Maharadschas von Jeysolmer in Radschputana gehörend) gründete Gadschna (arabisch Gasna und pusthu Gasni), während bei Kabul und Herat es sich um alte Städte handelt, die unter anderen Namen schon von früher her existierten. In jener Zeit war der orthodoxe Hinduglaube die herrschende Religion, der Buddhismus dagegen war die Religion der Massen. Als der berühmte chinesische Forschungsreisende Hiewen-Tsang zu Anfang des siebenten Jahrhunderts von China durch Afghanistan nach Indien reiste, stellte er fest, daß das Volk Kabuls (damals Udyana genannt) buddhistisch war und dieselbe Sprache redete wie die Madhya-desa (im nördlichen Gangestal).

Im Laufe des siebenten Jahrhunderts erfolgte von Persien aus der Einfall der Mohammedaner. Kabul wurde während der Regierung des Kalifen Mu'awiya (661—680) von den Sarazenen nach sechsmonatiger Belagerung erobert, späterhin ebenso auch Gasna, Balkh, Kandahar und andere befestigte Plätze. Wie der sarazenische Geschichtsschreiber Balâdhargî mitteilt, wurde dabei das große Götzenbild Al-Budd (Buddha) zerstört.

Der eingedrungene Feind hinterließ jedoch keine dauernden Spuren oder Eindrücke. Sir W. Muir sagt hierüber in seinem Werke „Das Kalifat, sein Aufstieg, Niedergang und Fall" (S. 201): „Die Herrschaft der Sarazenen scheint leicht, aber ganz planlos gewesen zu sein; noch nach langen Jahren wollten in jenen entlegenen Provinzen die Kämpfe gegen die islamische Herrschaft nicht enden, ja es gelang einzelnen Teilen, vorübergehend wieder die Freiheit zu ge-

winnen." In der Zeit der Abbasidenherrschaft unternahm der berühmte Khorosaner Jakub der Kupferschmied viele Beutezüge nach den Gebirgsgegenden. Nöldeke schreibt in seinem Buche „Skizzen aus der Geschichte des Ostens" (S. 182): „Sie (die Streifzüge) trugen viel zum Aufstieg des Islams in jenem Lande bei, das heute Afghanistan genannt wird. Im März 871 kam von ihm (Jakub) eine Gesandtschaft an den Kalifen Motamid und überbrachte Götzenbilder, die er in Kabul oder Umgegend erbeutet hatte."

Fortlaufende Berichte oder zusammenhängende geschichtliche Aufzeichnungen, nach denen man das Erstarken des Islams in Afghanistan verfolgen könnte, sind nicht vorhanden. Obgleich im neunten Jahrhundert der Islam auch große politische Bedeutung und Macht gewann, war Afghanistan im zehnten Jahrhundert noch immer nicht ein islamisches Land. Der erste muslimische Herrscher des Landes war ein Türke namens Subuktagin, der Vater Mahmuds des Gasnaviden. Er führte in seinem Reiche persische Kultur ein, die, in Verbindung mit der Verbreitung des Islams und der Einführung der persischen Sprache, über die Afghanen eine solche Macht gewann, daß sie ihre indische Abstammung und Überlieferungen vergaßen.

Noch einmal, und zwar während der Blütezeit des Mogulreiches, wurde Afghanistan zu einem Bestandteile Indiens, wurde dann jedoch durch Nadir wieder losgerissen. Beim Tode des Letzteren erhielt das Land indessen in Ahmed Schah Abdali, einem Afghanen, seinen ersten nationalen Herrscher seit dem Zusammenbruch der Hindu-Shahi-Dynastie von Kabul und der Einführung der islamischen Religion. Während der Zeit der Mogulherrschaft hatten größtenteils Hindus in Afghanistan regiert, wie z. B. Radscha Bir Bal, Man Singh, Dscheswant Singh usw.

Dies ist, in engsten Umrissen, die Geschichte Afghanistans. Die Bevölkerungen der einzelnen Provinzen Indiens haben in der indischen Geschichte wichtige Rollen gespielt: Die Bewohner des alten Maghadas, die Andhras, die Raschtrakutas, die Kanaudschians, Bridschis, Radschputs, Telugus, Marhattas, Sikhs, — sie alle haben ihren bedeutsamen Anteil an der Entwicklung Indiens gehabt. Auch die Grenzvölker fehlten hierbei nicht. Als „Pathanen" (Afghanen) dominierten sie im nördlichen Indien vom dreizehnten bis zum fünfzehnten Jahrhundert. Die Bemerkung eines englischen Geschichtsschreibers, daß die Nachkommen der Hindus, die im vierten Jahrhundert nach Afghanistan auswanderten und dort Kandahar und Gasna gründeten, im dreizehnten Jahrhundert als Muslimen zurückkehrten, trifft durchaus zu.

Von oberflächlichen Geschichtsschreibern werden die ersten Mohammedaner, die in Indien einfielen, irrtümlich als Afghanen bezeichnet. Von den Indern dagegen wurden die Eindringlinge stets Türken genannt, und Türken waren es, die in Afghanistan eine muslimische Regierung einsetzten und in Indien einfielen; die Afghanen befanden sich in dem die türkischen Heere begleitenden Troß. Der Name „Afghane" ist verhältnismäßig neu und sein Ursprung nicht bekannt; in Indien

bezeichnet man die Bewohner Afghanistans als „Pathanen". Im „Imperial Gazetteer of India", Bd. I, S. 353, heißt es: „Die Pathanen sollen mit den Pakthanen identisch sein, einem in der Rigveda erwähnten Stamme, und mit den Πάκτυες des Herodotus." Jetzt spricht das Volk eine Sprache, die nach früheren Forschungen aus dem Sanskrit hervorgegangen, nach den neuesten Feststellungen jedoch ein von Sanskrit stark beeinflußtes Altiranisch sein soll.

Ebenso wie fast alle islamischen Völker haben die Afghanen nach ihrer Bekehrung zum Islam ihren Ursprung verleugnet und wollten als etwas anderes gelten, als was sie waren. Sie behaupteten, die Nachkommen eines Aegypters zu sein, der als einziger aus dem Moses und die Juden verfolgenden Pharaonenheere dem Tode des Ertrinkens im Roten Meere entging. Nach seiner Rettung sei er zum Judentum übergetreten und nach der Gebirgsgegend von Suleiman gekommen, wo er eine Inderin geheiratet habe und zum Stammvater der Afghanen geworden sei! (Siehe Indische Geschichte von Ferista.) Dieses Märchen von der jüdischen Abstammung war von islamischen Priestern erfunden worden, die beweisen wollten, daß ihre ganze Gemeinde zum „Volke der Schrift" (Al-Ketabi) gehört habe. (In dieser Beziehung mag noch erwähnt werden, daß die Muslimen Bengalens vorgeben, Araber zu sein, während die sonstigen reichen Mohammedaner Indiens behaupten, mit den Herrscherhäusern der Türkei oder Persiens verwandt zu sein, während die zum Christentum Bekehrten europäischer Abstammung seien und „irgendwo in London" lebende Väter haben wollen!)

Eine gründliche wissenschaftliche Untersuchung jedoch wird die Tatsache erhellen, daß die Afghanen indo-arischen Typus aufweisen. Wenn auch der Schriftsteller Risley den Grenzvölkern turko-iranischen Typus zuschreibt, so gibt er doch zu, daß bei gründlicher Prüfung die Pathanen die Merkmale der indo-arischen Rasse erkennen lassen, d. h. Merkmale, wie sie die Bewohner Nordindiens besitzen. Auch bei der Untersuchung der Pathanen, die sich im Pandschab und im Industale angesiedelt haben, stellt er einen mit den Nordindern gemeinsamen Typus fest. Denikar sagt von den Nordindern und den Afghanen, sie seien „indo-afghanischer Rasse". Die Afghanen an der indischen Grenze sind rein indischer Abstammung und bestehen zumeist aus Bekehrten der Radschputkaste. Kratzt man also einen Pathanen, so kommt der Inder zum Vorschein. Der Schreiber hat mit Afridi-Afghanen verkehrt und dabei festgestellt, daß ihr Aussehen dem der Nordinder gleicht und daß ihre Gebräuche noch heute an ihren Hinduursprung erinnern!

Eine umfassende Erforschung Afhhanistans ist notwendig zur Erhellung der Geschichte Indiens. Der Schriftsteller Holdich sagt in seinem Buche „Indien" auf Seite 95: „Bei der Erforschung des Ursprunges der Inder darf man die Ethnographie Afghanistans nicht außer acht lassen. Sie ist eine höchst interessante Frage, die weit größere Kenntnisse des früheren Zustandes der Bewohner Asiens und eine wissenschaftlichere Anwendung dieser Kenntnisse verlangt, als ihr bisher je zuteil wurden." Nicht nur der Ursprung der verschiedenen heute als Afghanen bezeichneten

Rassen ist unbekannt, sondern auch der der vielgenannten Schiaposch-Kaffire von Pamir, die, wie es heißt, ein blonder Menschenschlag sind. (Letzteres hat europäische Gelehrten zu absurden Theorien verführt; einige von ihnen meinen, daß die Kaffire von den Griechen abstammen. Dies fordert zwei Einwände heraus: 1. Es ist nicht erwiesen, daß die Griechen blond waren. 2. Helle Hautfarbe ist nicht Monopol der Europäer!) Die Sprache der Kaffire ist dem klassischen Sanskrit ähnlich. Noch ist es Zeit, linguistische, anthropologische und soziologische Forschungen bei diesem einzigartigen Volke vorzunehmen, in der nächsten Generation wird es bereits in der großen Masse der Afghanen aufgegangen sein. (Der vorige Emir hat sie gewaltsam zum Islam bekehren und über das ganze Land zerstreuen lassen.) Von verschiedenen Afridis, die mit Kaffiren persönlichen Umgang hatten, habe ich gehört, daß letztere durchaus als Mitteleuropäer gelten können. Auch archäologische Forschungen würden in großem Maße zur Bereicherung der Wissenschaft beitragen. Es ist eine bekannte Tatsache, daß sich in Afghanistan mancherlei Überreste aus der Buddhistenzeit erhalten haben (die Bettelschale Buddhas befindet sich zu Kandahar), von denen die berühmtesten sich in Bamian befinden. Obgleich Muslimenfanatismus alles Nichtmuslimische glatt hinweggefegt hat, ist doch noch genug vorhanden, um den Wechselwirkungen zwischen indischer und griechisch-baktriarischer Kunst nachzuspüren und die Geschichte des Buddhismus erheblich zu erhellen.

Soziologische Forschungen werden vielleicht ergeben, daß der Islam, obgleich er angeblich nirgends Zugeständnisse macht, sich den Hindu- und buddhischen Überlieferungen angepaßt hat (z. B. in Indien), und daß Gräber buddhistischer Heiliger zu Grabstätten muslemischer Pirs (Heiliger) umgewandelt wurden.

Endlich aber wird eine wissenschaftliche Erforschung des Landes mancherlei numismatische Altertümer und verschiedene andere Dinge zu Tage fördern, die zur Aufklärung der Geschichte Indiens und Afghanistans dienen werden. Aus diesen Gründen würde es also dringend nötig sein, nach dem Kriege in Afghanistan ans Werk zu gehen. Da jenes Reich seit alters her die große Völkerstraße zwischen dem westlichen und dem östlichen Asien gewesen ist, ist es reich an geschichtlich wertvollen Altertümern, deren Entdeckung und Erforschung wie gesagt notwendig ist zu lückenloser Kenntnis der Geschichte Indiens und Mittelasiens.

Es ist sehr zu wünschen, daß nach Beendigung des Krieges ein europäisches wissenschaftliches Institut das Werk in Angriff nimmt, ehe es zu spät ist, und eine Expedition ausschickt zur gründlichen und umfassenden Erforschung Afghanistans.

Erklärung des Indischen Nationalkomitees.

An die Redaktion der Zeitschrift „Nord und Süd", Berlin.

Bezugnehmend auf den Artikel „Die Entwickelung der politischen Verhältnisse Indiens in den letzten Jahrzehnten" (Von einem Arzt, der lange in Indien lebte), im Märzheft 1918 Ihrer Zeitschrift „Nord und Süd", erlauben wir uns zum Schlußsatz eine erläuternde Berichtigung zu machen.

Im Artikel heißt es: „Daß die Bildung einer sozialistischen Partei unter diesen Umständen einer viel späteren Zukunft verbleiben muß, erwähne ich nur, da vor einiger Zeit die Nachricht über die Beteiligung indischer Sozialisten an der Stockholmer Konferenz in einigen Zeitungen die Runde machte." — Wir sind nicht als indische Sozialisten aufgetreten, sondern als Vertreter der indischen National-Revolutionären Partei. Auch ist von einer Beteiligung unsererseits als Sozialisten an der Stockholmer Konferenz keine Rede. Wohl sind wir vom Holländisch-Skandinavischen Komitee empfangen worden und haben dort unsere Ansicht geäußert und unseren Standpunkt klargelegt:

1) Die Existenz einer sozialistischen Partei in Indien ist unmöglich nicht nur wegen der industriellen Verhältnisse, sondern auch wegen der politischen.

2) Die einzige politische Partei, die in Indien existiert, ist die nationale mit ihren zwei Richtungen.

3) Daß wir die Vertretung Indiens bei jeder Friedenskonferenz unabhängig von allen englischen politischen Parteien fordern.

4) Daß wir, was Indien anbelangt, keinen Unterschied machen zwischen der englischen Arbeiterpartei und den englischen Imperialisten.
und

5) Daß wir uns als Nationalisten an den internationalen Sozialismus wenden aus dem Grunde, weil letzterer das Nationalitätenprinzip anerkennt.

In vorzüglichster Hochachtung

Indiska Nationalkommittéen.

Konsul Oswald Lohan:
Die Kriegserklärung Amerikas und die Lage der dortigen Deutschen.

Der Krieg, dessen Flammen noch immer hell emporlodern, hat uns bei seinem Ausbruch und in seinem bisherigen Verlauf so manches enthüllt und offenbart, was wir bis dahin nicht für möglich gehalten hätten, so manche Illusion, der wir uns in blindem Vertrauen hingegeben hatten, zerstört. Wir mußten zu unserem Erstaunen erfahren, welche Fülle von Neid, Mißgunst und Gehässigkeit sich draußen in der weiten Welt gegen unser Vaterland angesammelt hatte, seitdem es, in sich geeinigt, mit Kraft und Erfolg zur Höhe einer alle seine Stämme umfassenden, Achtung gebietenden Großmacht emporgestiegen war. Wir mußten erleben, daß die mächtigste Koalition, die die Geschichte kennt, sich zum Zwecke unserer politischen und wirtschaftlichen Vernichtung gebildet hatte.

Keine Enttäuschung aber war wohl bitterer als die Haltung, welche das stammverwandte Land jenseits des atlantischen Ozeans in unserem Ringen mit einer fast erdrückenden Übermacht eingenommen hat. Eingedenk der Tatsache, daß Deutschland mit der nordamerikanischen Republik seit deren Bestehen in ungetrübter Freundschaft verbunden war, daß Millionen seiner Söhne sich dort angesiedelt und in hervorragendem Maße zu der Aufschließung, zur Förderung der geistigen und kulturellen Entwicklung des Landes beigetragen haben, sowie im Hinblick darauf, daß beide Länder das Band eines sehr regen Handelsverkehrs und Warenaustausches umschloß, durften wir zuversichtlich erwarten, daß die Union in dem uns ruchlos aufgezwungenen Kampfe um unsere Freiheit und unser Dasein, wenn auch nicht uns aktiv beistehen, so doch eine uns wohlwollende Neutralität bewahren würde. Diese begründete, auch in unseren amtlichen Kreisen bestehende Auffassung trat u. a. auch in die Erscheinung bei dem Vorgang, der sich am 11. August 1914 im Berliner Rathause abspielte. Um den in der Reichshauptstadt in beträchtlicher Masse ansässig und heimisch gewordenen Amerikanern eine besondere Huldigung darzubringen, hatte die dortige Stadtverwaltung eine feierliche Kundgebung veranstaltet, an der sich auch Vertreter der Reichsbehörden beteiligten und zu der die Amerikaner sich so zahlreich eingefunden hatten, daß der größte Saal des sehr geräumigen Stadthauses zu ihrer Aufnahme bei weitem nicht ausreichte. Der Oberbürgermeister Dr. Wermuth, der greise Professor Dr. Harnack und Andere hielten Ansprachen, in denen die amerikanische Nation und deren glänzende Eigenschaften in überschwenglicher Weise gerühmt wurden. Es wurde die Versicherung abgegeben, daß Deutschland die Amerikaner stets als seine

Brüder ansehen und den in Berlin bleibenden während des Krieges treu zur Seite stehen werde. Der gleichfalls anwesende Botschafter Gerard beschränkte sich seinerseits auf eine kurze, wenig sagende Erwiderung, die in ein Hoch auf den Kaiser auslief. Wer hätte damals in Deutschland ahnen können, daß die Erwartung, Amerika würde während des Krieges gleiche brüderliche Gesinnungen für uns bekunden, so gründlich enttäuscht werden, ja, daß es sogar schließlich die Waffen gegen uns ergreifen würde! —

Weniger überraschend war die wider Vermuten erfolgte Stellungnahme der nordamerikanischen Republik für den Kenner des Landes, der einen tieferen Einblick in die dort obwaltenden eigenartigen Verhältnisse, die bei uns nicht immer richtig beurteilt und eingeschätzt worden sind, gewonnen hat. Wenn man bei den Amerikanern Sympathien für unser Land voraussetzte, so wurde dabei übersehen, daß der Amerikaner im großen und ganzen für deutsches Wesen und deutsche Art nur geringes Verständnis hat, wie er auch über unsere politischen Einrichtungen nur äußerst mangelhaft unterrichtet ist. Er lebt in der Vorstellung, daß im Deutschen Reiche in vieler Beziehung rückständige Verhältnisse bestehen, daß dort Aristokratie und Militarismus herrschen und der Kaiser ein fast unbeschränkt autokratisches Regiment führt. Der Bürger der „freien" Republik fühlt sich ungeheuer erhaben über die Angehörigen einer Monarchie des „altersschwachen" Europa. Er ist felsenfest davon überzeugt, daß nicht nur seine Regierungsform und seine politischen Einrichtungen, sondern überhaupt alles, was er tut und zustande bringt, das Beste, Praktischste und Großartigste ist. Der Amerikaner fühlt sich naturgemäß und instinktiv mehr zum Engländer, mit dem ihn Sprache, Sitten, Anschauungen, Überlieferungen und Lebensgewohnheiten verknüpfen, hingezogen als zum Deutschen, dessen Seele und Denkweise er nicht versteht, von dem ihn im Grunde eine kaum überbrückbare Kluft trennt. An dieser fest wurzelnden Lage der Dinge haben weder die allzu häufigen, von deutscher Seite erfolgten Freundschaftsbeteuerungen, die auf Erlangung der amerikanischen Gunst hinzielenden Bemühungen unserer Botschafter in Washington, noch der Austausch von Professoren und die Vortragsreisen unserer Dichter sowie die Besuchsreisen unserer Künstler etwas ändern können. Der Professor Dr. Kuno Francke hat seine in Amerika gewonnene Meinung dahin zusammengefaßt: daß trotz der sozialen und politischen Bedeutung des deutschen Elements der amerikanischen Bevölkerung, trotz der tiefgehenden Einwirkung deutscher Wissenschaft auf amerikanisches Universitätswesen, trotz der hohen Stellung, die die deutsche Musik im amerikanischen Konzert- und Theaterleben einnimmt, der deutsche Einfluß auf die Kultur der Vereinigten Staaten eher im Abnehmen als im Anwachsen begriffen seien. Nicht Berlin und München, sondern London und Paris seien die vornehmsten Herde geistiger Anregung für Amerika.

Wie sehr das Verständnis für deutsches Wesen sowie für die Ziele der deutschen Politik selbst in den maßgebenden Kreisen der Bundes-Regierung

mangelt, tritt grell in den zahlreichen gegen Deutschland gerichteten Noten, Botschaften und Reden des Präsidenten Wilson hervor, in denen ein weltfremder politischer Dilettantismus, der zudem noch mit widerlicher Heuchelei gepaart ist, in verblüffendem Maße sich offenbart.

Eine andere Ursache dafür, daß Amerika sich nicht uns, sondern der Partei unserer Gegner zugewendet hat, ist darin zu suchen, daß England in der Voraussicht, daß eine kriegerische Auseinandersetzung mit seinem kommerziellen und industriellen Rivalen früher oder später kommen müsse, rechtzeitig den Boden vorbereitet und bearbeitet hat, um die Stimmung der Vereinigten Staaten für sich zu gewinnen. Es hat seit ungefähr zwei Jahrzehnten mit Eifer und Bedacht es sich angelegen sein lassen, die amerikanische öffentliche Meinung gegenüber Deutschland systematisch irrezuführen. Dadurch, daß England die in der Union bestehenden Depeschen-Agenturen unter seinen ausschließlichen Einfluß gebracht hat, sowie durch Bestechung der stets auf Sensation ausgehenden „gelben" Presse hat das für Recht und Wahrheit eintretende Albion diese Brunnenvergiftung mit bester Wirkung zu betreiben vermocht. Mit Geschick hat es hierfür die Verstimmung und das Mißtrauen ausgebeutet, welches während des amerikanisch-spanischen Krieges im Jahre 1898 durch die unglückselige Dewey-Diederichs Episode vor dem Hafen von Manila in Washington gegen die vermeintlichen bösen Absichten der Leiter der deutschen Politik hervorgerufen wurde*). Mit frohem Behagen schürten unsere lieben Vettern jenseits des Kanals das angefachte Feuer, das nicht so bald erlöschen sollte. Sie versäumten nicht, Auslassungen einzelner deutscher Blätter, die Amerika's Vorgehen gegen Spanien als brutalen Raubzug gegeißelt hatten, als symptomatisch für die Stimmung im deutschen Reiche nach New-York zu kabeln. Dem Kaiser, den man geflissentlich zumeist als „warlord" bezeichnete, wurden düstere Anschläge auf die Monroe-Doktrin untergeschoben und er als der Hauptfriedensstörer, gegen den auch die Vereinigten Staaten auf der Hut sein müßten, hingestellt. Jedes unwesentliche Vorkommnis, das die deutschen Verhältnisse in ungünstigem Lichte erscheinen ließ, wurde von London aus mit stark gepfefferten Zusätzen übermittelt, während wichtige Vorgänge, die Deutschland zu Ehre und Ruhm gereichten, einfach totgeschwiegen wurden. Da der Amerikaner seine Meinung über Deutschland sich fast ausschließlich aus den von London und Paris kommenden, zumeist von den Agenturen der „Associated Press" veröffentlichten, tendenziös gefärbten oder auch erlogenen Nachrichten bildet, so konnte er von Deutschland und den dortigen Zuständen nur ein völlig entstelltes und verzerrtes Bild gewinnen.

So hat ein unheilvolles Verhängnis es denn gefügt, daß ein großes und mächtiges Volk, das wie kein anderes vom Schicksal berufen erschien, für den

---

*) Näheres hierüber enthält der im Oktoberheft 1917 dieser Zeitschrift veröffentlichte Artikel desselben Verfassers „Ein Rückblick auf den amerikanisch-spanischen Krieg."

Frieden zu wirken, durch eine skrupellose Presse wie auch durch die geldmächtigen, profitgierigen Kreise, die jetzt die Vereinigten Staaten beherrschen und in deren Hand ihr Präsident ein gefügiges Werkzeug ist, sich verleiten ließ, von Deutschland, das niemals ein nordamerikanisches Lebensinteresse irgendwie bedroht oder angetastet hat, abzurücken und auf die Seite derer zu treten, in denen sich allein der Kriegswille verkörpert. Von Anfang des Weltkrieges an hat sich der Präsident Wilson, der von jeher ein Bewunderer Alt-Englands gewesen war, als dessen Verbündeter gezeigt, als ein starrköpfiger Ideologe, der in Deutschland, wiewohl dieses mehr als vier Jahrzehnte hindurch Frieden bewahrt hat, den militärischen Gegner erblickt. Wilson und seine Helfershelfer haben dadurch, daß sie durch salbungsvolle Phrasen von Freiheit, Gerechtigkeit und Menschlichkeit ihr Volk in den Krieg hineingezerrt haben, eine schwere Blutschuld auf dieses geladen. Ist es doch eine unbestreitbare Tatsache, daß die verlängerte Dauer des Krieges hauptsächlich auf die Machthaber der Vereinigten Staaten zurückzuführen ist. Längst wäre das unendliche Leid und Elend, das der fürchterliche Krieg heraufbeschworen hat, beendet, wenn die Union nicht ihr Geld, ihre gewaltigen Rohstoffe und ihre Industrie in den Dienst des Verbandes gestellt hätte. Die ungeheuren Munitions- und Kriegsmateriallieferungen, die den Lieferanten Milliarden einbrachten und das ganze Land in eine große Waffenfabrik verwandelten, gaben allein der Entente die Möglichkeit, den Krieg mit schier erdrückender Überlegenheit an Material weiterzuführen. Das irregeleitete Volk des Landes des Sternenbanners wird indessen nach und nach zu der Erkenntnis kommen, daß es für keine anderen als unamerikanische Interessen, d. h. für die Raubpläne des englisch-amerikanischen Großkapitals, in den Krieg mit uns gehetzt worden ist.

Der feindliche Ton gegen Deutschland machte sich bereits bemerkbar, als die ersten großen Erfolge unserer tapferen Heere erstritten wurden. Die Aufregung über die Verletzung der belgischen Neutralität, zu der uns die harte Not der Stunde zwang, die Schauergeschichten über Löwen und Reims, ganz besonders aber die am 6. Mai 1915 erfolgte Versenkung des Passagierdampfers „Lusitania", bei der etwa 1400 Menschen, darunter mehr als hundert den ersten Familien des Landes angehörenden Amerikaner, umkamen, erzeugte drüben einen Sturm, der für alles, was deutsch hieß oder das Vorgehen Deutschlands verteidigte, nicht nur äußerst unbehaglich, ja, überaus gefahrvoll wurde. Hand in Hand mit der den Deutschenhaß schürenden englischen Preßmache hetzte die mit allen sensationellen Mitteln arbeitende Jingopresse gegen Deutschland als den Friedensbrecher, der an dem ganzen Weltunglück schuld sei. Es wurde ausgestreut, daß Deutschland nicht um Leben und Existenz, sondern um Ausbreitung und um Weltherrschaft kämpfe, und es entstand die unsinnige Furcht, daß Deutschland sich zur Hegemonie in Europa aufschwingen könne und selbst vor Amerika nicht Halt machen werde.

*

Um nun die durch die Entwicklung und Gestaltung des Völkerkrieges für unsere Stammesgenossen in den Vereinigten Staaten entstandene Lage näher zu kennzeichnen, ist es geboten, von der Stellung, die allgemein die Deutschamerikaner gegenüber der angelsächsischen Bevölkerung einnehmen, ein genaueres Bild zu entwerfen.

In welch' hohem Maße auch die deutsche Einwanderung nach der Union zu deren Aufschwung, Bevölkerung und Blüte beigetragen hat und wie stark auch der germanische Blutzusatz im Amerikanertum vertreten ist, so kann man doch nicht behaupten, daß eine eigentliche Verschmelzung des deutschen mit dem anglo-amerikanischen Element erfolgt sei. Der eingewanderte Deutsche bildet vielmehr bis zur zweiten Generation einen in sich abgeschlossenen Bestandteil der in den letzten Jahren auf ungefähr 100 Millionen Köpfe angewachsenen Bevölkerung der Vereinigten Staaten. Wie der Amerikaner mit der Sprache und dem Recht des britischen Mutterlandes auch englische Anschauungen und Lebensgewohnheiten übernommen hat, so vermag der Deutsche, auch wenn er Bürger der Republik geworden ist, sich nicht ohne weiteres von der Sprache und Denkweise seines Vaterlandes loszumachen. Hieraus ergeben sich mancherlei Verschiedenheiten, die im öffentlichen und gesellschaftlichen Leben, wie es sich in der Neuen Welt abspielt, oft scharf und unversöhnlich hervortreten. Die mehr gemütvolle Lebensauffassung des Ansiedlers germanischen Ursprungs läßt sich mit dem starren Puritanismus, mit dem vielfach eine gemachte Prüderie und den Deutschen abstoßende Heuchelei verknüpft ist, nicht vereinigen.

In den früheren Zeiten der nationalen Zerrissenheit, als Deutschland nur ein geographischer Begriff war, hatte der deutsche Einwanderer in Amerika viele Demütigungen und öffentliche Beschimpfungen zu erdulden. Er wurde verächtlich als „dutchman" bezeichnet, der sich hauptsächlich von Sauerkraut, Wurst und Käse nährt und unheimlich viel Bier trinkt. Anders und besser wurde es erst, als nach der Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches der nationale Gedanke festere Formen annahm und auch bei den Auslandsdeutschen zu wirken begann, als nach 1870 der Handel Deutschlands in erhöhtem Maße über die Reichsgrenzen drängte und der deutsche Name, dank unserem großen Bismarck, zu verdienter Ehre gelangte.

Trotzdem der verständige, vorurteilsfreie Amerikaner die guten Eigenschaften der Deutschen: ihren Fleiß, ihre Genügsamkeit und Gewissenhaftigkeit, Sparsamkeit und Rechtschaffenheit zu schätzen weiß und sie als wünschenswerte Einwanderer ansieht, so haben unsere Stammesgenossen doch ungeachtet ihrer Tüchtigkeit niemals in der eigentlichen amerikanischen Gesellschaft volle Anerkennung gefunden. Sie spielen in den großen atlantischen Städten tatsächlich nur eine untergeordnete Rolle. Auch ist es ihnen nicht gelungen, sich in der Politik eine ihrer Zahl entsprechende Geltung zu verschaffen. Wohl geben sie durch ihre

numerische Stärke bei den Wahlen nicht selten den Ausschlag, aber ihr Einfluß innerhalb der politischen Parteien ist verhältnismäßig gering. Die Gründe für die Zurückhaltung des Deutsch-Amerikanertums liegen in erster Linie in der sprachlichen Schwierigkeit, die nur wenige der einwandernden Deutschen ausreichend zu überwinden imstande sind, die aber dem Irländer nicht im Wege stehen. Dazu kommt, daß dem Deutschen in der Regel politische Schulung fehlt, die dem Amerikaner aber in nicht geringem Grade eigen ist. Da im großen und ganzen es nicht Angehörige unserer besten Volksklassen sind, die nach der Neuen Welt auswandern, so kommt dort mehr die rauhe Seite des Deutschen, seine mangelhafte gesellschaftliche Bildung, seine Formlosigkeit und die nicht immer zarte und rücksichtsvolle Art, wie er die Frau behandelt, zum Vorschein, ein Verhalten, das den feiner empfindenden, dem Frauenkultus huldigenden Amerikaner abstoßend berührt. Von den Kreisen der englisch-amerikanischen Kirchen ist auch den Deutschen nicht selten der Vorwurf gemacht worden, daß diese, weil sie das Biertrinken in Amerika eingeführt haben, dadurch die Trunksucht gefördert hätten. Ferner wird es unseren Landsleuten verübelt, daß sie den Kirchenbesuch vernachlässigen und statt dessen in der schönen Jahreszeit es vorziehen, den Sonntag in der freien Natur, im Walde oder auf den Bergen zu verbringen.

Es ist keineswegs Haß, noch Animosität, was beide Völker trennt; es besteht vielmehr eine Art Apathie, eine halb ethische, halb ästhetische Abneigung. Deutsche Amerikaner und englische Amerikaner bilden von jeher zwei gesonderte Lager, die nur die Arbeit vereint. Im übrigen geht jeder getrennte Wege; niemals bestand zwischen ihnen ein engeres geistiges oder seelisches Band. Die breite Masse der Deutsch-Amerikaner, die der Drang nach wirtschaftlicher Selbständigkeit übers Meer getrieben hat, setzt sich aus kleinen Leuten, aus Bauern, Handwerkern, Geschäftstreibenden zusammen. In dem Kampfe um die ökonomischen Interessen geht ihnen jedoch die Berührung mit den Besten der einheimischen Tradition großenteils verloren, ohne daß sie dafür eine wirkliche Vertrautheit mit amerikanischen Lebensidealen eintauschten. Und so leben sie in einer gewissen geistigen Isolierung dahin, entfremdet dem, was dem Dasein ihrer Vorfahren seinen eigentlichen Wert verlieh, innerlich fremd auch demjenigen gegenüber, was die amerikanische Welt am tiefsten bewegt. Wohl aber ist es ihnen bei den im Lande des Sternenbanners sich darbietenden günstigen Erwerbsbedingungen vielfach gelungen, zu einer befriedigenden einträglichen Existenz, ja, teilweise zu ungeahntem Reichtum zu gelangen. Natürlich und begreiflich ist es daher, wenn solche Eingewanderte das Land, mit dem sie mehr und mehr materielle Interessen verknüpfen, schätzen und lieben. Damit soll indessen nicht gesagt sein, daß dieser Klasse von Deutschen das warme Gefühl für das Land ihrer Geburt, wenn es auch vielleicht zeitweise schlummert, verloren gegangen sei.

Etwas anderes ist es mit den aus den höher gebildeten Ständen hervorgegangenen, feiner organisierten Deutschen, die nicht um irdischen Gewinns halber,

sondern aus anderen Gründen über das Weltmeer getrieben wurden. Zu dieser Klasse gehörten vornehmlich die sogenannten Achtundvierziger, die wegen der politischen Verfolgung, der sie sich daheim ausgesetzt hatten, als mächtige Flutwelle nach dem „Lande der Freiheit", das ihnen ein Asyl gewähren sollte, geströmt waren. Diese deutschen Geistesarbeiter, die der deutschen Auswanderung ein wesentlich verändertes Gepräge gaben, erlitten zum Teil schmerzliche Enttäuschungen. Ihnen starrte das amerikanische Leben so kalt und fremd entgegen, daß sie sich vielfach noch unbehaglicher darin fühlten als unter den despotischen Gewalten, denen sie soeben entronnen waren. Sie mußten wahrnehmen, daß man sie gleich anderen Fremdgeborenen mit Geringschätzung behandelte. Ferner mußten sie erkennen, daß der Deutsche im politischen Leben eine seiner Zahl keineswegs entsprechende Rolle spielt, daß er bei der Beratung der Gesetze und Neueinrichtungen kaum mitzureden hat und daß auch sein geselliger Verkehr vielfach durch allerhand Einschränkungen beengt wird, die einen schreienden Widerspruch zu der so viel gepriesenen Freiheit bilden, die man drüben zu finden erwartet hatte. Sie fühlten bald die unverhüllt hervortretenden Mängel des herrschenden schrankenlosen Demokratismus heraus: die Unehrlichkeit und Heuchelei in der Politik, die über das ganze Land verbreitete, allgemein zugestandene Korruption in fast allen Verwaltungszweigen, sowie die Schattenseiten des andererseits viele rühmenswerten Eigenschaften aufweisenden amerikanischen Nationalcharakters; nämlich: die hastige Oberflächlichkeit, die maßlose nationale Eitelkeit und Überhebung sowie der Hang zu lächerlichen Prahlereien. So entstand bei vielen von jenen gebildeten Einwanderern ein Zustand unbefriedigter Sehnsucht und getäuschter Hoffnung. Es kam ihnen zum schmerzlichen Bewußtein, daß die Zugehörigkeit zu zwei Welten für edle, feinfühlige Charaktere ein nicht auszugleichender seelischer Zwiespalt ist und bleibt.

Die klaffende Gegensätzlichkeit, die zwischen deutscher und amerikanischer Denkweise, Lebensanschauung und Kultur besteht, hat nun der vor drei und einhalb Jahren entfachte Weltkrieg, der sich zur größten Menschheitstragödie ausgewachsen hat, noch ganz erheblich verschärft. Die Deutschen, die mit ihren besten Kräften zum Aufbau der amerikanischen Nation beigesteuert, die dem Lande ihrer Wahl unberechenbaren Segen und Vorteil gebracht, ihm die Errungenschaften einer alten Bildung und Kultur zugeführt, die ihre Bürgerpflicht im Frieden wie im Kriege stets voll und ganz erfüllt hatten, mußten bitterste Enttäuschung und schnöden Undank erleben. Mit tiefem Schmerz mußten sie empfinden, daß das Freundschaftsband, das Jahrhunderte lang beide Völker mit einander verknüpft hatte, aus nichtigen, frivolen Gründen jäh zerrissen wurde, daß ihr neues Vaterland die Waffen erhob gegen die alte, um Freiheit und Unabhängigkeit ringende Heimat, an die sich für sie liebevoll-wehmütige Erinnerungen binden. Sie hörten jetzt um sich das Toben wütendsten Deutschenhasses und blinder Verleumdung, sahen sich selbst als Spione und Verräter verdächtigt, in ihrem beruf-

lichen Dasein bedroht, vielleicht auch in ihrer Familie von gegensätzlichen Stimmungen umgeben. Sie mußten es erleben, wie Deutschland und sein Kaiser von einer wilden, haßerfüllten Presse in öffentlichen Erörterungen von der geistigen Elite in den Vereinigten Staaten in einer Weise angepöbelt, beschimpft und verlästert wurde, die alle Grenzen der Vernunft und des Anstandes weit überstieg. Sie mußten, nachdem England als erste Kriegsmaßregel die Kabelverbindung Deutschlands mit den Vereinigten Staaten zerstört hatte, die von London, Paris und Petersburg ausgehende Sturmflut gefälschter und erlogener Nachrichten hereinbrechen sehen, nach denen die deutschen Heere schwere, blutige Niederlagen erlitten hatten, der Feind überall auf deutschem Boden vorgedrungen, in Berlin die Revolution ausgebrochen war, der Kaiser und der Kronprinz gefangen oder gar getötet worden waren und Deutschland allein und ausschließlich die Schuld an dem Ausbruch des Krieges trage. Wochenlang standen die Deutsch-Amerikaner unter dem niederschmetternden Eindruck solcher Lügendepeschen, ohne diese auf ihren wahren Gehalt und ihre Richtigkeit prüfen zu können. Sie vermochten im späteren Verlaufe der Ereignisse es nicht zu verhindern, daß von ihrem Adoptiv-Vaterlande, als es noch vorgab neutral zu sein, Millionen von Granaten, Schrapnells und Patronen, Tausende von Tonnen von Pulver, Zehntausende von Röhren mit giftigem Gas an Deutschlands Feinde geliefert wurden, um unzähliger Mütter Söhne zu vernichten und zu verkrüppeln.

Diese ernste und verwirrende Zeit war eine schwere Belastungsprobe für das Deutschtum in Übersee. Unsere Volksgenossen haben sie indessen mit Mut und Kraft überstanden. Manches deutsche Herz hat wohl gebangt, ob nicht angesichts so vieler Feinde wirklich die Vernichtungsstunde des alten Vaterlandes geschlagen haben möge. Aber im großen und ganzen fand die Stunde der Gefahr, wie in der Heimat, so auch in der Fremde die Deutschen zuversichtlich und gefaßt. Zunächst traten sie instinktmäßig den englischen Verleumdungen entgegen, bis es möglich war, ein von feindlicher Seite unabhängiges Tatsachenmaterial zu erlangen. Auch die in deutscher Sprache erscheinenden Zeitungen, die allerdings in den stockamerikanischen Kreisen wenig oder gar keine Beachtung finden, nahmen unerschrocken den Kampf für Wahrheit und Gerechtigkeit auf. Freilich mußten diejenigen Deutschen, welche das Bürgerrecht der Vereinigten Staaten erlangt hatten — und das ist die weit überwiegende Mehrzahl — sich diejenige Zurückhaltung auferlegen, die die durch die Naturalisation übernommenen Pflichten gegenüber ihrem Adoptiv-Vaterland geboten. So konnten sie insbesondere nach dem im Februar 1917 erfolgten Eintritt der Vereinigten Staaten in den Krieg gegen Deutschland, weil dieses den uneingeschränkten Unterseebootskampf begonnen hatte, nicht daran denken, ihrer nunmehrigen Regierung in den Rücken zu fallen.

Diejenigen wehrpflichtigen und waffenfähigen Deutschen aber, welche durch solche Pflichten nicht gebunden waren, strömten zu vielen Tausenden in den Kon-

sulaten des Reiches zusammen, um sich, getragen von flammender Begeisterung, zur Ableistung ihrer militärischen Dienstpflicht in den Reihen der deutschen Heere und der Marine zu melden. Leider scheiterte bei den Allermeisten das patriotische Vorhaben an der Unmöglichkeit, den heimatlichen Boden ungehindert von den den gesamten Schiffsverkehr nach Europa scharf und rücksichtslos überwachenden britischen Häschern zu erreichen. Trotzdem unternahmen einzelne von diesen wehrhaften jungen Männern, ihr Hab und Gut im Stich lassend, immer wieder den Versuch, auf irgend einem Wege, sei es auch unter einer grotesken Verkleidung oder mittels eines falschen Passes, an das Ziel ihres brennenden Wunsches zu gelangen. Sie gerieten jedoch zumeist in harte englische Gefangenschaft, in der sie noch heute schmachten. Schließlich sahen die deutschen Konsulate sich genötigt, von weiteren derartigen aussichtslosen Unternehmungen dringend abzuraten.

Am schönsten und wirksamsten kam indessen der mächtige und nachhaltige Zusammenschluß des Deutsch-Amerikanertums infolge des Krieges zum Ausdruck durch dessen opferfreudige Anteilnahme an der allgemeinen Fürsorge zur Linderung der heimischen Kriegsnot. Wie sich in Deutschland die Daheimgebliebenen, und zwar Alt und Jung, Männer und Frauen, in edlem Wetteifer vereinigt hatten, um unseren wackeren Streitern mit Werken der Liebe helfend zur Seite zu stehen, so haben für den gleichen Zweck auch die Auslandsdeutschen Herzen und Hände geöffnet und eine überaus rege, erntereiche Werbe- und Sammeltätigkeit im Dienste der Kriegshilfe entfaltet. Sie haben sich auf diesem segensreichen Gebiete mit dem deutschen Volke in Denken und Empfinden eins gefühlt und nach Millionen zählende Spenden zur Milderung der durch den Krieg geschlagenen Wunden nach Deutschland überwiesen. Der Ruf zum Liebeswerk fand auch drüben, wie hier in der Heimat, nirgends stärkeren Widerhall als in den Frauenherzen. Hunderte von deutschen Vereinigungen, deren Ziele sonst einzig in der Pflege des deutschen Liedes lagen oder im Turnbetrieb oder in der Pflege des deutschen Frohsinns und deutscher Gemütlichkeit — sie alle wurden zu Mittelpunkten deutschen Wohltuns, deutscher Hilfsbereitschaft, deutscher Tatkraft. Dem gleichen Beispiel folgten die deutschen Logen, die deutschen Kirchen. Je länger der Krieg sich hinzog, desto mehr galt es, den Gabenstrom zu vertiefen; desto mehr wurde man sich bewußt, daß ein Versiegen des Quells nicht stattfinden dürfe.

Bei uns in Deutschland bestand in früheren Zeiten die Auffassung, daß die Landsleute, die ihrer Heimat den Rücken gekehrt und eine fremde Staatsangehörigkeit angenommen haben, als Abtrünnige, als „verlorene Kinder" anzusehen seien, die man ihrem Schicksal überlassen müsse

Auch die amtlichen deutschen Stellen verhielten sich den Ausgewanderten gegenüber vielfach kühl und gleichgültig. Diese haben indessen im Verlaufe des gegenwärtigen Schicksalskampfes, der Dasein und Zukunft des Deutschen Reiches entscheiden wird, durch die Tat reichlich bewiesen, daß sie weder in wirtschaftlicher

noch in geistiger Beziehung für das alte Vaterland als verloren zu betrachten sind. Sie haben gezeigt, daß sich mit ihrer Anhänglichkeit an das Land ihres jetzigen Lebens und Wirkens, zu dessen Gedeihen sie redlich beigetragen haben, sehr wohl warme Empfindungen für das Land ihrer Geburt, Kindheit und Jugend vereinigen lassen. Die Anerkennung und Achtung, die es ihnen in der Vergangenheit nicht selten versagt hat, wird das Mutterland ihnen fortan nicht mehr vorenthalten dürfen.

Walter Peters, Berlin-Lichterfelde: Die Aufgaben der Banken im und nach dem Kriege.

Der Krieg hat die Banken vor ungeheure Aufgaben gestellt, deren Bewältigung nur dank ihrer großzügigen Organisation möglich geworden ist. Schien bei Beginn des großen Völkerringens das ganze Wirtschaftsleben ins Stocken zu geraten, so hat sich schon im Verlauf der ersten Kriegsmonate herausgestellt, daß Deutschlands wirtschaftliche Kräfte über alles Erwarten groß waren, und je mehr die militärischen Aufgaben und Erfordernisse wuchsen, je weiter die Kriegsgebiete wurden, desto größer gestalteten sich die Aufgaben, die an unsere ganzen Wirtschaftskörper gestellt werden mußten. Die anfangs auftauchende Arbeitslosigkeit wandelte sich sturzvoll in einen enormen Arbeitsüberfluß um, es galt, mit allen nur denkbaren und verfügbaren Mitteln neue Arbeitskräfte zu gewinnen, arbeitsparende Methoden zu ersinnen und alles hier in der Heimat mobil zu machen, um den gewaltig anschwellenden Strom aller Art Arbeit zu bewältigen. Unsere gesamte Industrie ging eine einzigartige Umwandlung durch, Betriebe, die ausschließlich Zwecken des Friedens dienten, wurden zu vollkommenen Kriegsbetrieben umgestaltet. Hier zeigte sich die wunderbare Anpassungsfähigkeit des deutschen Kaufmanns und Industriellen; hier bewährte sich die Fähigkeit des Organisierens, das wir während der Kriegszeit nunmehr zur höchsten Entwicklung gebracht haben. Nur durch diese gewaltigen organisatorischen Leistungen konnte die Fülle der Arbeit bewältigt werden, die in unserm ganzen Wirtschaftsleben ihrer Erledigung harrte. Reich, Bundesstaaten und Kommunen wetteiferten in der Lösung der ihnen zuströmenden Aufgaben, die insbesondere in der Sicherstellung und gleichmäßigen Verteilung der Rohstoffe und Lebensmittel gipfelten. Ein vollständiges Neuland galt es zu beackern, um gerüstet zu sein für alle durch den ungeheuren Krieg gegebenen wirtschaftlichen Notwendigkeiten.

Jedes Produkt unserer Landwirtschaft wurde in den weiten Rahmen eingespannt, jedes Erzeugnis unserer Industrie, soweit es für Kriegszwecke erforderlich war, mußte dem Ganzen nutzbar gemacht werden und jeder Rohstoff, mit dem es sparsam und ökonomisch zu wirtschaften galt, war in die große organisatorische Maschinerie einzugliedern. Es galt fortgesetzt, Erzeugung und Bedarf miteinander abzuwägen, jede Möglichkeit zu erfassen, die vorhanden war, Lebensmittel, Rohstoffe und sonstige Gegenstände des täglichen Bedarfs heranzuschaffen, kurzum, je notwendiger mit der Dauer des Krieges die Erfassung aller wirtschaftlichen Elemente wurde, je weitverzweigter mußte der Ausbau unseres ganzen auf den Krieg eingestellten Wirtschaftskörpers vor sich gehen.

Es ist viel über die Organisation der Kriegsgesellschaften gespottet worden, über den allmählich vollzogenen Umsturz der Gütererzeugung und Güterverteilung, aber es leuchtet doch wohl ein, daß, abgesehen von einigen Mißgriffen in diesem gewaltigen Organismus, im großen und ganzen sich die geschaffene Organisation vollauf bewährt hat. Daß es ohne bürokratische Maßnahmen nicht abging, liegt in der Natur der einzelnen Erzeugnisse, die es zu erfassen und zu zentralisieren galt. Würde der freie Wettbewerb ungehindert fortbestanden haben, so hätten wir vielleicht einzelne Möglichkeiten, Waren und Rohstoffe heranzuschaffen, z. B. aus dem neutralen Auslande, intensiver ausgeschöpft, die Preise wären aber fortgesetzt ins Ungemessene gestiegen und hätten einen Erwerb der Güter für den größten Teil unseres Volkes unmöglich gemacht, ganz abgesehen davon, daß eine einigermaßen gleichmäßige Verteilung ganz außer dem Bereich der Möglichkeit gelegen hätte. Daß dabei die Frage der Valutaregulierung ganz ausgeschaltet worden wäre, liegt klar auf der Hand. Wir müssen darum je länger je mehr zu der Einsicht kommen, daß die Zentralisation der einzelnen Naturprodukte und Rohstoffe eine wirtschaftliche Notwendigkeit war. Daß hierbei dem freien Handel große Schranken gesetzt wurden, ist ein notwendiges Übel, das aber mit Beendigung des Krieges allmählich von selbst aufgehoben wird.

Wenn wir nun die Aufgaben der Banken, die sich innerhalb des Rahmens dieser großen wirtschaftlichen Organisation ergeben haben, näher betrachten, so müssen wir zunächst die eine Tatsache als gegeben betrachten, daß ohne eine weitgehende Mitwirkung, insbesondere unserer großen Bankinstitute, der vielgliederige Aufbau der gesamten Kriegswirtschaft schlechterdings nicht möglich gewesen wäre. Gestützt auf ihre vorhandene weitverzweigte Organisation, auf ihren großen Apparat, auf die zahllosen geschulten Kräfte und nicht zuletzt auf ihre überaus wertvollen, ausgedehnten Beziehungen zu Handel und Industrie, mußte das neue große Arbeitsfeld, das sich vor ihnen auftat, die Banken ganz von selbst zur Mitwirkung an dem gewaltigen Aufbau dieser wirtschaftlichen Kriegsorganisation anregen.

So wurde denn schon gleich zu Anfang des Krieges die Erfassung und Bewirtschaftung besonders wichtiger Rohstoffe von einzelnen großen Banken selbst

in die Hand genommen oder es wurde den Banken die finanzielle Durchführung des Planes von Reichswegen übertragen, sodaß heute eine große Anzahl Kriegswirtschaftsorganisationen den Banken eng angegliedert ist. Ganz selbstverständlich erscheint es, daß Kriegsgesellschaften, die auf Anregung des Reichs oder der Bundesstaaten gegründet und als Aktiengesellschaften ins Leben gerufen wurden, der Mitwirkung leistungsfähiger Banken nicht entbehren konnten; so ist denn in vielen Fällen das Aktienkapital zum Teil von den Banken selbst aufgebracht worden.

Hierdurch kommen natürlich die betreffenden Kriegsorganisationen unter die Kontrolle der Banken, die sehr häufig den Gesellschaften eigene Räume in den Bankgebäuden zur Verfügung stellen. Naturgemäß wird dadurch auch die Verantwortlichkeit der Banken an den Kriegsgesellschaften wesentlich erhöht, was aber im Interesse des Volksganzen von nicht zu unterschätzender Bedeutung ist.

Die Mitwirkung der Banken bei den Kriegsgesellschaften beschränkt sich im wesentlichen auf die Abwicklung des gesamten meist ausgedehnten Geldverkehrs, in der Bereitstellung von Devisen für ausländische Einkäufe und in der Hergabe von Krediten in der Regel unter Garantie des Reichs. Ist das Risiko der Banken somit auch auf ein bestimmtes Maß herabgemindert, so sind doch die großen Leistungen der Banken den Kriegsgesellschaften gegenüber nicht zu verkennen. Hierfür fließen ihnen angemessene Provisionen zu, die natürlich die Mitwirkung der Banken an diesen Kriegsorganisationen sehr einträglich gestalten.

Haben die Banken bei der Gründung derartiger kriegswirtschaftlicher Stellen mitgewirkt und ihnen während des Krieges ihre Dienste zur Verfügung gestellt, so fällt ihnen naturgemäß nach dem Kriege die nicht unwesentliche Aufgabe eines rationellen Abbaues und einer allmählichen Liquidation dieser Kriegsgesellschaften zu, woraus sich dann wiederum eine große Mitwirkung bei der Überleitung zur Friedenswirtschaft ergibt. Diese Tätigkeit wird eine der wichtigsten Aufgaben der Banken nach Friedensschluß bilden. Daß die Auflösung der Kriegsorganisationen nur Schritt für Schritt vor sich gehen kann und in den meisten Fällen eine Frist von 6—12 Monaten nach Friedensschluß bedingt, ist selbstverständlich und auch in den Satzungen der Kriegsgesellschaften vorgesehen, da naturgemäß eine sprunghafte Verämderung der wirtschaftlichen Verhältnisse nicht eintreten wird. Eine Anzahl der wichtigsten Rohstoffe und Lebensmittel wird auch eine gewisse Zeit nach Kriegsende noch rationiert und zentralisiert bleiben müssen, da die Versorgung des ganzen Marktes erst allmählich wieder in die alten Bahnen gelenkt werden kann. Hierbei spielen die Verhältnisse in den feindlichen und neutralen Ländern, die natürlich durch die lange Dauer des Krieges ebenfalls nur einen sehr beschränkten Markt haben, eine außerordentlich wichtige Rolle. Ebenso müssen wir unsere wieder einsetzende Einfuhr infolge des überall vorhandenen Mangels an Schiffsraum zunächst auf ein Mindestmaß beschränken und eher unsere Ausfuhr forcieren, um unsere Handelsbilanz und damit die Markvaluta in günstigem Sinne zu beeinflussen. Wenn auch unsere Feinde

jetzt noch mit großsprecherischen Phrasen den Wirtschaftskrieg nach dem Kriege propagieren, so werden wirtschaftliche Notwendigkeiten in den feindlichen Ländern selbst dafür sorgen, daß eine Absperrung Deutschlands vom Weltmarkt zur Unmöglichkeit wird.

Hier nun eröffnet sich gerade den Banken, die über internationale Verbindungen in reichstem Maße verfügt haben, ein ausgedehntes Arbeitsfeld, um durch Wiederanknüpfung dieser Beziehungen dem Handel und der Industrie die notwendigen Erleichterungen zu verschaffen. Wir müssen ein mit Übersee Handel treibendes Volk bleiben, um die großen wirtschaftlichen Wunden, die uns geschlagen wurden, nach und nach wieder auszugleichen und uns aus Übersee die unbedingt erforderlichen Rohstoffe zum Wiederaufbau unserer Friedensindustrie und die für den Verbrauch bestimmten Waren zu sichern. Gewiß haben wir uns durch bedeutsame Erfindungen, durch rationelle Ausnutzung hochwertiger Ersatzstoffe in vieler Hinsicht vom Auslande unabhängig gemacht, aber es ist doch nicht zu verkennen, daß unser ganzer Wirtschaftskörper, wenn er wieder gesunden soll, auf den Austausch der Güter angewiesen ist. Darum müssen wir alle Kräfte anspannen, um unsern Export wieder auf ein hohes Maß zu bringen — und hierzu beizutragen sind die großen Banken vornehmlich berufen. Unsere Großbanken unterhalten in Übersee weitverzweigte Tochterinstitute mit einem großen Filialennetz, diese werden dem deutschen Kaufmann ein außerordentlich wichtiges Bindeglied sein, um ihm die Möglichkeit zu geben, Waren drüben einzukaufen und nach Deutschland zu verschiffen und anderseits deutsche Erzeugnisse in Übersee abzusetzen. Noch mehr als vor dem Kriege werden die Banken die Aufgabe haben, durch Gewährung von Rembourskrediten, Eröffnung von Akkreditiven und Ausschreibung von Kreditbriefen für die nach Übersee reisenden Kaufleute dem Handel ihre Dienste zur Verfügung zu stellen. Sie werden daher sofort nach Friedensschluß eine Anknüpfung an ihre eigenen Filialen und sonstigen Verbindungen zu erreichen suchen müssen, um für alle Erfordernisse gewappnet zu sein. Freilich dürften hier zunächst manche Schwierigkeiten zu überwinden sein, denn es gilt, etwa noch vorhandene Verstimmungen zu beseitigen, die sich in den meisten Ländern durch die Ereignisse des Krieges ergeben haben. Viel wird auch davon abhängen, ob sie imstande sind, den vielen während des Krieges im überseeischen Auslande gegründeten englischen und amerikanischen Konkurrenzbanken machtvoll an die Seite zu treten. Auch spielt die Frage einer internationalen Währung eine Hauptrolle, ob wie vor dem Kriege das englische Pfund weiter überall Geltung haben soll, ob der amerikanische Dollar den Rang abläuft oder ob die deutsche Mark endlich daneben den Platz erhält, der ihr gebührt.

Wir denken jedenfalls nicht daran, nach dem Kriege einen Wirtschaftskrieg fortzusetzen, und unsere Feinde werden sich im weiteren Verlauf der Dinge davon überzeugen müssen, daß auch wir den Platz an der Sonne verdienen und die Freiheit der Meere unbedingt zu einer der wichtigsten Friedensbedingungen ge-

hören muß. Von diesem Gedanken geleitet, wird auch das wirtschaftliche Leben in Deutschland nach und nach erstarken und uns die ungeheuren Kriegslasten allmählich, wenn auch vielleicht langsam fortschreiteend, erträglicher machen.

Daß die Banken neben dem überaus wichtigen Aufbau unserer überseeischen Beziehungen auch hier im Lande selbst bei Friedensschluß gewaltige Aufgaben vorfinden werden, versteht sich von selbst. Groß wird vor allem das Kreditbedürfnis in Handel und Industrie sein, der jetzt vorhandenen Geldflüssigkeit, hervorgerufen durch den immerwährenden Umschlag im eigenen Lande, wird eine Geldversteifung folgen, die ein Bedürfnis nach Krediten bedingt. Riesige Anschaffungen wird unsere Industrie machen müssen, um die durch den Krieg aufs äußerste ausgenutzten Maschinen und Anlagen zu erneuern, die angesammelten Reserven werden hierdurch mehr oder minder aufgebraucht werden und große Kapitalien gilt es bereitzustellen, um den gigantischen Erneuerungsprozeß vollziehen zu helfen. Die vor sich gehende vollkommene Umstellung kleinerer Betriebe, die jetzt ganz auf den Krieg eingestellt sind, wird ganz besonders die Stütze der Banken nicht entbehren können, um wieder rationell ihren ursprünglichen Zwecken zu dienen. Daß bei der Überleitung in die Friedenswirtschaft sich in vielen Betrieben große Schwierigkeiten ergeben dürften, ist als sicher vorauszusehen. Hier wird den Banken Gelegenheit gegeben sein, kleineren, weniger kapitalkräftigen, an sich aber gesunden Betrieben den Umschwung zu erleichtern.

Die ganze Kreditfrage wird auf eine andere Grundlage gestellt werden müssen, als sie vor dem Kriege bestanden hat. Die Grundsätze der Banken werden nicht so engherzige sein müssen, aber auch bei der Ungewißheit, die zunächst Platz greifen wird, dürften vorsichtige Erwägungen obwalten. Daß nicht unwesentlich veränderte Bedingungen seitens der Banken festgesetzt werden, ist zweifellos anzunehmen, da ja auch das Risiko der Banken in der ersten Zeit nach dem Kriege ein gesteigertes sein wird. Jedenfalls aber sollten es sich die Banken schon jetzt zur Pflicht machen, nach Kräften dazu beizutragen, dem gesamten Kaufmanns- und Gewerbestand den Übergang zu erleichtern, da unzweifelhaft hierin eine der vornehmsten Aufgaben der Banken bestehen wird.

Aber auch hiermit ist das Arbeitsfeld der Banken noch längst nicht erschöpft. Ungeheuer dürften die Ansprüche sein, die Staat und Kommunen an den Geldmarkt stellen werden, denn die Lasten der kommunalen Körperschaften sind durch die Ausgaben während des Krieges ins Ungemessene gestiegen. Durch Ansammlung aller verfügbaren Mittel seitens des Reichs in den Kriegsanleihen und Gewährung von Vorschüssen durch das Reich an die Bundesstaaten, Städte und Kommunen ist allen diesen zahllosen Einzelgliedern unseres Staatswesens eine überaus große Verpflichtung gegenüber dem Reich erwachsen, deren Tilgung alsbald nach Friedensschluß durch Ausgabe von Anleihen vor sich gehen dürfte. Die Begebung dieser Anleihen wird eine wichtige Aufgabe der Banken sein, wie sie überhaupt auf dem Anleihemarkt eine bedeutsame Mitwirkung zu erfüllen

haben werden. Gilt es doch die schwindelhafte Milliardenhöhe der Kriegsanleihen am Markt zu halten, einer Verwässerung vorzubeugen und durch geeignete, von der Reichsbank bereits ergriffene Maßnahmen ein sprunghaftes Zurückschnellen des Kurses hintenanzuhalten. Was von den Kriegsanleihen gesagt ist, hat auch Geltung bei allen anderen Anlagepapieren, die vielleicht durch ein gesteigertes Geldbedürfnis nach dem Kriege unter ihren inneren Wert zu sinken drohen könnten.

Und hiermit kommen wir zu einem weiteren wesentlichen Faktor in der Betätigung der Banken nach dem Kriege: — Dem Wiederaufbau des internationalen Börsenverkehrs, der während des Krieges vollkommen geruht hat.

Über die Kursgestaltung des Devisenmarktes nach Friedensschluß läßt sich heute auch noch nicht annähernd ein einigermaßen zuverlässiges Urteil abgeben, und doch gehört diese Frage nach dem Kriege zu einem der wichtigsten der auftauchenden Probleme. Durch die bei uns während des Krieges außerordentlich gestiegene Nachfrage nach neutralen Werten sind die Kurse der Devisen zu einer nie geahnten Höhe gestiegen, obgleich die Reichsbank die Einfuhr von Gütern aus dem neutralen Auslande gewissermaßen kontengiert und Vorschriften erlassen hat, die die Einfuhr von Waren auf ein Mindestmaß beschränken. Mit dem Wiedereinsetzen des Austausches der Güter und der Ablösung der gegenseitigen kommerziellen Verpflichtungen, ja schon mit dem Auftauchen konkreter Friedenspläne werden natürlich die Kurse automatisch zurückgehen und eine große Erleichterung bringen. Bei der Regulierung des ausländischen Zahlungsverkehrs werden die Banken eine bedeutende Rolle spielen und durch ihre Mitwirkung einen schrittweisen Rückgang der Devisen zu erreichen suchen.

Neben der Frage der Valutaregulierung wird aber ganz besonders der Frage der Kursgestaltung unserer heimischen Anlage- und Industriepapiere Beachtung geschenkt werden müssen. Hier liegt es zum großen Teil in der Hand der Banken, ungesunden Kursstürzen vorzubeugen, indem die zu erwartenden teilweise erheblichen Kursrückgänge bestimmter Industrieaktien nach Möglichkeit beizeiten in sanftere Bahnen gelenkt werden. Wenn auch durch die Einführung von Einheitskursen dem in letzter Zeit bedenklich grassierenden Börsenspiel einigermaßen Einhalt geboten werden dürfte, so bleibt doch noch außerordentlich viel zu tun übrig, um bei Wiedereinführung eines öffentlichen amtlichen Kurszettels den Verhältnissen annähernd angepaßte normale Kurse vorzufinden.

Hiermit ist in großen Umrissen ein Ausblick auf die gewaltigen Zukunftsaufgaben der Banken gegeben; daß es daneben noch unzählige andere Probleme gibt, die es zu lösen gilt, liegt auf der Hand. Vor allem werden den Banken auch durch die geschaffenen engen Beziehungen zu unseren Bundesgenossen neue große Aufgaben erwachsen, die in dem so oft ausgesprochenen Gedanken eines großen geeinten, in sich gefestigten „Mitteleuropa" wurzeln; insbesondere der Orient regt zu neuen Zielen an und wird die Banken anspornen, neue Gebiete ihres Wirkungskreises zu erschließen oder vorhandene weiter auszubauen.

Vor allem werden die großen Banken berufen sein, Weltpolitik zu treiben und nicht in engen Schranken ihre für das Wirtschaftsleben so außerordentlich ersprießliche Tätigkeit einzudämmen, denn Deutschland muß, wie schon eingangs gesagt, auf eine ausgedehnte Freiheit seiner Handelsbeziehungen bedacht sein. Hierzu nach Kräften mitzuhelfen ist und bleibt eine der wesentlichsten Aufgaben der Banken im und nach dem Kriege.

Professor Dr. Marte, München: Weltpolitische Gedanken Friedrich Lists und ihre Weiterentwicklung.

Unter den politischen Größen des vorigen Jahrhunderts ist gar mancher vor den klarer sehenden Blicken der Gegenwart recht klein geworden. Andere dagegen, die von ihren Zeitgenossen auf das heftigste bekämpft wurden, weil sie weitblickender und fähiger waren, die Dinge in der Welt zu beurteilen, sind heute wieder neu entdeckt worden.

Zu den letzteren gehört der geniale Schwabe Friedrich List. Er hat schon vor nahezu 100 Jahren, als seine Mitbürger noch kaum aus der Enge spießbürgerlichen Daseins zu einer nationalen Auffassung gekommen waren, nicht nur europäisch, sondern in Weltteilen zu denken vermocht. Keinem vor ihm waren die Zusammenhänge zwischen Wirtschaftsleben und politischer Macht klarer geworden; darum hat er auch in unermüdlicher Agitation für den Zollverein und den Bau von Eisenbahnen seinem Volke neue Wege gewiesen. Leider war es sein Schicksal, Verbannung und Verfolgung zu erleiden und den größten Teil seiner Begabung und Arbeitskraft in einer unreifen Zeit an bornierte Widerstände verschwenden zu müssen. Deshalb starb er, im 57. Lebensjahre noch ohne Amt und festes Einkommen, als politischer Märtyrer durch Selbstmord.

Gerade in seinem letzten Lebensjahre beschäftigten ihn große, weltumspannende Gedanken. Seine Erfahrungen, sein offener Blick für alles Wirkliche, sein fünfjähriger Aufenthalt in Amerika, seine genaue Kenntnis der Zustände in England, Frankreich, Belgien und Österreich hatten ihm das wahre Gesicht der Weltlage enthüllt.

Schon vor 80 Jahren sah er England, wie wir es heute sehen: riesengroß, dämonisch skrupellos, brutal durch die Welt schreitend und unter heuchlerischen Humanitätsphrasen alles seinen Interessen dienstbar machend. Daneben sein armes Vaterland, politisch zerrissen, im wirtschaftlichen Emporkommen durch eine engherzige Bürokratie, durch eigenen Unverstand und durch die Intrigen der Engländer gehemmt. Zu seinen beiden Seiten saßen zwei übermächtige Gegner.

Frankreich, sprungbereit, die Rheingrenze zu gewinnen, Rußland in beständigem Wachsen und dringend verdächtig, mit seinen kulturlosen Massen erobernd nach dem Westen vorzubrechen. Was lag näher, als eine Verbindung der beiden Gegner zu gleichem Zwecke. List rechnete schon damals mit der Wahrscheinlichkeit eines Zweifrontenkrieges. Für England gab es aber noch einen gefährlichen Rivalen. Denn List stellte schon damals den Vereinigten Staaten die Prognose, daß sie sich in absehbarer Zeit zu einer Weltmacht ersten Ranges entwickeln würden, mit der der Riesenstaat England in letzter Linie um die Welthegemonie zu ringen habe. Um nun für ein solches Wettrennen in fernster Zukunft gerüstet zu sein, müsse England selber wachsen, ohne Unterlaß darauf bedacht sein, seinen Reichtum und seine Macht zu vermehren. Er sieht Englands Rettung allein in der Gründung einer asiatisch-ozeanischen Riesenmacht, alle von dem Nil, dem Euphrat und dem Tigris, von dem Roten Meere und dem persischen Meerbusen bespülten Länder müsse es für immer in seine Gewalt bekommen, weil es dadurch nach dem ganzen südlichen Asien und nach Australien einen kürzeren Weg als die Vereinigten Staaten hätte. List meint, daß die Engländer alles daran setzen müßten, anstatt des Weges über das Kap einen kürzeren Weg über Gibraltar, Suez, Damaskus und Basora früher zu finden, ehe Amerika die Westküste Asiens für sich erobert hätte. Nur wenn England die europäische Riesenmacht geworden sei, werde sie der sich noch entwickelnden Riesenmacht jenseits des Ozeans das Gleichgewicht halten können. Für die fünfziger Jahre des 20. Jahrhunderts sagt List voraus, daß es nur noch zwei Riesenmächte und drei oder vier unabhängige Nationen geben würde.

Einstweilen besitze aber England auf dem Kontinente noch zwei gefährliche Rivalen, mit denen eine kriegerische Verwicklung wohl im Bereich der Möglichkeit liege: Frankreich und Rußland. Also dieselben Gegner wie Deutschland. Was läge da näher als eine enge Verbindung zwischen England und Deutschland.

Er, der ein ganzes Leben lang England bekämpft und die Engländer gründlich hassen gelernt hatte, sah schließlich doch in dem Anschluß an dasselbe die einzige Möglichkeit, das letzte verzweifelte Mittel, um doch noch sein über alles geliebtes Vaterland aus der Ungunst der Verhältnisse zu sonniger Höhe heraufführen zu können.

Seine Idee war folgende:

Deutschland erkannte die eben dargelegten weltpolitischen Notwendigkeiten Englands an und erklärte sich bereit, sie nach Kräften zu fördern, damit England in dem letzten Ringen mit Amerika sicher den Sieg davon trage. Auf dem Kontinente stellten wir England unser gutes Schwert zur Verfügung, um seine Feinde niederzuhalten. Dafür verlangten wir als Gegenleistung, daß England Deutschlands wirtschaftliches Aufkommen nicht weiter hemme, sondern fördere, daß es die Entbindung aller Volkskräfte durch eine freie Verfassung begünstige, daß es die politische Einigung herbeiführen helfe, kurz alles tue, um im wohlverstandenen

eigenen Interesse den Bundesgenossen möglichst stark zu machen. Ferner sollte dem deutschen Volke die wirtschaftliche Erschließung aller europäischen Besitzungen der Pforte vorbehalten werden und das ganze Bündnis unter der Voraussetzung von gleich und gleich geschlossen werden.

Im Jahre 1846 reiste List persönlich nach London, um mit den englischen Staatsmännern zu verhandeln, ihnen seine Pläne auseinanderzusetzen und mundgerecht zu machen. Gleichzeitig verfaßte er eine Denkschrift unter dem Titel: „Über den Wert und die Bedingungen einer Allianz zwischen Großbritannien und Deutschland", worin er die genannten Gedanken logisch wirksam zusammenstellte. Die Schrift wurde der englischen und preußischen Regierung überreicht.

Leider war List nur Privatmann und konnte nicht mit der Autorität eines Staatsmannes auftreten, hinter dem der Wille und die Macht des geeinigten Deutschlands stand. Wie sehr seine Pläne, nach der heutigen Perspektive beurteilt, im Interesse beider Länder gewesen und die europäische Zukunft glücklicher gestaltet haben würden, so begreift man doch, daß die englischen Staatsmänner nicht auf sie eingingen. Sie waren viel zu stolz, um das noch uneinige und unentwickelte Deutschland als ebenbürtig zu behandeln. Sie glaubten ihrem Interesse besser zu dienen, wie bisher die kontinentalen Mächte gegeneinander auszuspielen, Deutschland dauernd politisch uneinig und wirtschaftlich ohnmächtig erhalten zu können.

Als sich die Engländer dieser in die weiteste Zukunft ausmündenden Politik List's versagten, hatten sie eine für beide Länder folgenschwere Entscheidung getroffen. Sehen wir zu, wie die Weiterentwicklung gekommen ist.

Deutschland hat sich trotz aller Mißgunst Englands, wenn auch schwer und langsam, schließlich doch durchgesetzt. Eigene Kraft und das Auftreten eines genialen Staatsmannes haben ihm zu Einheit, Wohlhabenheit und Weltgeltung verholfen. Hauptsächlich wegen der Not, der politischen und der wirtschaftlichen, in die England das mißhandelte Land versetzte, schreckte es aus seinen Träumereien von ehemals zu harter Arbeit auf und so ist durch den Neid Englands gerade das geschehen, was es verhindern wollte: Deutschland ist zum gefährlichsten Rivalen im Handel, in der Industrie und zur See emporgewachsen.

Zur Zeit, als List seine Ideen mit den englischen Staatsmännern besprach, war Frankreich noch die stärkste Macht auf dem Kontinent. Aber England besaß durch seine Stellung in Gibraltar und Malta das Mittel, die Franzosen im Zaum zu halten. Seit die Kanonen von Gibraltar die Meeresstraße beherrschten, war Frankreich in eine atlantische und eine mittelmeerische Hälfte zerrissen und gezwungen zwei Flotten zu halten, die es ohne den Willen Englands nicht vereinigen konnte. Ferner machte der Besitz Maltas die Engländer zu Türhütern zwischen dem östlichen und westlichen Mittelmeerbecken und somit zu dem wahren Herrn dieses Meeres, das die Franzosen gern als ein mare nostrum angesehen hätten. Mochten diese immerhin Kolonien erwerben an der Nordküste Afrikas,

sie konnten es nur tun in dem Bewußtsein, vom Augenblicke ihres Besitzes an von der Gnade Englands abhängig zu sein.

So konnte es England ruhig wagen, im Jahre 1898 den Franzosen am Nil ihr Faschoda zu bereiten. Frankreich blieb nichts übrig, als angesichts der ganzen Lage vor dem brutalen Gegner zurückzuweichen. Heroisch verbeißt es seinen Schmerz und faßt verzweifelt denselben Entschluß, mit dem ein Menschenalter vorher List für Deutschland nach London gereist war: Anschluß an den verhaßten Gegner, um seine europäische Stellung zu behaupten.

Sein Verhältnis zu Rußland erleichtert ihm diese Politik und England versagt sich diesmal nicht. Denn der Brite hat jetzt Gelegenheit, seine alte Methode des Aufeinanderhetzens der Kontinentalmächte nach Herzenslust zu betätigen. Auf diese Weise kann es, ohne sich selbst zu sehr anzustrengen, seinen gefährlichsten Rivalen Deutschland los werden.

Die Ereignisse folgen jetzt Schlag auf Schlag. Frankreich darf Marokko nehmen, die stärkere Verfeindung mit Deutschland, die Frankreich dadurch auf sich zieht, ist England ja willkommen. Italien wird ermuntert Tripolis zu nehmen, man bereitet dadurch seinen Abfall vom Dreibund vor. England nimmt die Bucht von Solum und läßt keinen Zweifel darüber, daß es Ägypten nicht mehr herausgibt. Nach der Schwächung der Türkei in den sich daraus entzündenden zwei Balkankriegen kann es die Aufteilung der Türkei in Angriff nehmen, seine Verbindung zu Lande mit Indien gewinnen und trotz der Öffnung der Dardanellen die südlichen Wasserwege unbedingt beherrschen. Das Risiko, Rußland den Weg nach Konstantinopel frei zu geben, war jetzt nicht mehr groß.

So sind die Wege Englands gegangen. Wie sind nun seine Aussichten, gemessen an List's prophetischen Anschauungen? Schon heute ist sein letztes Ziel, in dem Rivalitätenkampf mit Amerika um die Welthegemonie zu obsiegen, unmöglich. Denn die finanzielle Führung liegt jetzt schon unbestritten in Amerika und England ist von Wilsons gutem Willen abhängig, ob es noch weiter Krieg führen kann. Englands Machtmittel gehen zu Ende, sein Menschenmaterial ist geschwächt, sein Prestige gesunken, seine Weltherrschaft im Wanken, der Friede noch nicht geschlossen. Wie es auch dabei abschneidet — Amerika hat ihm endgültig den Rang abgelaufen und Deutschland bleibt bestehen.

Zu spät wird England einsehen, daß es 1846 einen falschen Weg ging und auch später als Folge dieses ersten Fehlers immer wieder auf das falsche Pferd gesetzt hat. Einen Bundesgenossen wie Deutschland hat es nie mehr gefunden und wird es nie mehr finden. Wer weiß, ob nicht bald die Zeit kommt, wo England um ein Bündnis mit Deutschland bettelt. Es ist nicht ausgeschlossen, daß es ihm einfiele, sich an die Spitze der vereinigten Staaten von Europa gegen Amerika zu stellen. Aber dann liegen die Verhältnisse für Deutschland anders.

Professor Dr. Adolf Koch, Berlin: Etwas zum Kapitel unserer Unbeliebtheit.

Wie der Weg zur Hölle mit guten Vorsätzen, so ist jetzt der Weg nach dem Orient mit guten Ratschlägen gepflastert. Eine ganze Literatur hat sich in einer beinahe schon beängstigenden Fülle angehäuft, mittels deren eine Schar von Spezial-Knigges den Umgang mit Menschen des Morgenlandes und den guten Ton in allen Lebenslagen dort zu Nutz und Frommen aller Türkeifahrer predigt. Und kein Monteur ist zu gering, kein Kaufmann zu klein, kein Leutnant zu unwichtig, keine Krankenschwester zu unbedeutend, als daß ihnen nicht die Verkündigung von der „Seele des Orients" zuteil werde, die auch nur im geringsten zu verletzen, ja selbst nur aus Versehen ein weniges zu ritzen, die schlimmsten Folgen, am Ende gar Gefahren für Leib und Leben nach sich ziehen könne. So begegnet denn heute landauf landab im lieben Deutschland die Schillersche „Buchhändler-Anzeige" in etwas veränderter Fassung:

„Nichts ist der Menschheit so wichtig, als des Orients Seele zu kennen:
Um zwölf Groschen Kurant wird sie bei mir jetzt verkauft".

Ist denn nun aber in der Tat dieses Seelenstudium, dieses Aufspüren- und Erfassenwollen des innersten Wesens- und Lebenskernes des Orientalen für alle diese Leute, die schlecht und recht in dem fremden Lande ihre Arbeit tun, ihren Beruf erfüllen, ihre Geschäfte machen wollen, so unumgänglich notwendig? Ja, ist sie überhaupt für ihn so wichtig, oder auch nur möglich?

Wie, wenn gerade der im Auslande, auch im Orient, mit Erfolg tätige Deutsche dies leugnete, wenn er gar eingestände, sich um solche „Seelenriecherei" gar nie gekümmert zu haben? Wie, wenn er und mit ihm viele, die draußen sich fleißig und mit offenen Augen umgesehen, die Meinung äußerten, es genüge, daß der Deutsche auch im Handel und Verkehr mit dem Orientalen von denselben Grundsätzen sich leiten lasse, die ihm bei seinen Verbindungen mit Ausländern überhaupt zur Richtschnur dienten; daß er etwa als Kaufmann und Fabrikant sich sorgfältig um den Geschmack und die besonderen Wünsche des orientalischen Kunden kümmere, beste Ware zu billigsten Preisen liefere, die Lieferungsfristen genau innehalte und bequeme Zahlungsbedingungen gewähre, daß er, was immer sonst sein Beruf oder Amt sei, auch im Orient durch sein ganzes Auftreten, durch Zurückhaltung, Selbstbeherrschung, Takt, seine Zugehörigkeit zur „guten Gesellschaft" bekunde? Daß dies — nicht mehr und nicht weniger — genüge, jedenfalls genügt habe, um dem Deutschen, obwohl er zumeist unter erheblich schwierigeren äußeren und inneren Bedingungen arbeite als seine Konkurrenten, einen ersten Platz im ungeheuren Getriebe der Weltwirtschaft und Weltgeltung zu verschaffen?

Und dies wenigstens ist nicht zu bestreiten, daß der Deutsche dasjenige Maß

psychologischer Erkenntnis, das erforderlich ist, um gute Geschäfte mit dem Orientalen zu machen, in erheblichem Maße besitzt. Daß er darin sogar seine Nebenbuhler übertrifft, mag vielleicht ein Grund mit zu seiner „Unbeliebtheit" in der Welt sein. Ja, diese „Unbeliebtheit"! Sie wird dem Deutschen heute von nicht wenigen seiner eigenen Landsleute zu schwerem Vorwurf gemacht und als Folge einer Fülle von allen möglichen Untugenden, Unarten und Fehlern, mit denen er behaftet ist, höllisch übelgenommen. Angenommen aber, diese Gebrechen, um nicht zu sagen Laster, fänden sich wirklich sämtlich im Charakterbilde des Deutschen vor, ließen sich für den Sünder nicht am Ende auch dann noch mildernde Umstände geltend machen?

Wenn sich wirklich ein Charakter „in dem Strom der Welt" bildet, so war Verkümmerung des Deutschen Los. Auch Engländer und Franzosen hatten ja im Laufe ihrer Geschichte den Jammer der Bürgerkriege — es sei nur an die Kämpfe der Rosen und der Hugenottenzeit erinnert — gekostet, aber niemals noch war in neueren Zeiten ein menschenreiches Volk in allem seinem wirtschaftlichen und geistigen Besitz so bis auf den Grund verheert worden wie das deutsche in dem Krieg der 30 Jahre. Als es ihm nach unsäglichen Mühen gelungen war, wenigstens das nackte Dasein zu retten — denn mehr als einmal schien selbst der Untergang des deutschen Namens unvermeidlich! —, da war ihm bis an die Schwelle der neuesten Zeit Einzelleben unter gewalttätigen Regierungen beschieden. Der gerechte, billige, abwägende Sinn war dem Deutschen geblieben, der Adel politischer Leidenschaft war ihm verloren. Er war ein Einzelner unter Einzelnen. Kleinlich, grämlich, pedantisch, philiströs wie sein Leben verlief, so wurde er selber. Dann rissen ihn die Stürme und Kämpfe einer beispiellos bewegten Zeit plötzlich auf die Höhe vaterländischen Empfindens. Er begann inne zu werden, daß auch ihm Anteil an der Ehre und den Gütern dieser Welt gebühre und daß er an Wert den anderen in vielem gleich, in manchem überlegen sei.

So durchaus dieser glanzvolle Aufschwung in einer langen Entwicklung begründet, so tief und organisch er erwachsen war, der gewaltige Unterschied in der äußeren Stellung, der zwischen dem Heute und dem Gestern sich auftat, stempelte den Deutschen zum Emporkömmling, gab ihm etwas Unsicheres, Schwankendes, Unausgeglichenes, das ihn zwischen dem bisherigen gedrückten, das Fremde allzuleicht überschätzenden Wesen und dem stolzen Machtbewußtsein des Herrenmenschen, der die Welt auf die Spitze seines guten Schwertes gestellt sah, umtrieb. Die sichere, ausgeglichene Haltung, die Geltung und Wert in Welt und Gesellschaft als etwas selbstverständliches an- und hinnimmt, als etwas, das seit alters da ist und in alle Zukunft sein wird, konnte er, der Angehörige eines Volkes, dessen ganze Entwicklung in ungeheuren Schrecknissen und Leiden entzweigebrochen war, nicht zeigen.

Aber noch ein anderes kam hinzu. Die Tiefe deutschen Wesens, das Schwere, wohl auch Schwerfällige und doch wiederum so Erhabene und Kühne seiner Ge-

dankenwelt, die strenge Gewissenhaftigkeit in allem Tun, die jeglichem Schein und äußerem Gepränge abholde Innerlichkeit werden, bei den Massen der Ausländer wenigstens, den Deutschen wohl immer in demselben Maße unbeliebt machen, wie die Klarheit und, wenn mitunter auch seichte, Gefälligkeit und Anmut romanischer Art, die Liebenswürdigkeit ihrer äußeren Formen, Franzosen und Italiener, oder die praktisch-kluge selbstsichere und korrekte Haltung der Angelsachsen diese beliebt oder doch respektiert macht.

Dabei verstanden es Romanen und Angelsachsen meisterhaft, diese ihre Vorzüge durch kräftige zielbewußte Propaganda in das rechte Licht zu stellen und eine auf lange und tiefe Wirkung berechnete großzügige Werbetätigkeit durch die Presse, die Literatur, durch Vorträge, Ausstellungen usw. zu entfalten, während sich der Deutsche von den ihm von Haus aus wenig zusagenden Gepflogenheiten und Machenschaften eines solchen Betriebes sehr zu seinem Schaden stolz oder gleichgültig zurückhielt.

Da, wo die Unbeliebtheit des Deutschen eine Begleiterscheinung ihm eigentümlicher Vorzüge ist, wird er sich damit als mit etwas Unabänderlichem abfinden müssen; und keineswegs wird er sich dazu verstehen wollen, die Erfüllung von Pflichten, die ihm sein Gewissen vorschreibt, zu Gunsten einer praktisch klügeren und bequemeren Politik, auch wenn sie noch so beliebt macht, zu vernachlässigen und einer Verantwortung sich zu entziehen, die ihm, etwa mit der Beherrschung von auf einer tieferen Kulturstufe stehenden Stämmen in kolonialen Gebieten, nun einmal nach seiner Überzeugung zufällt. Wenn nach 150jähriger englischer Herrschaft in einem Lande von alter und hoher Kultur wie Indien noch 95 % Analphabeten gezählt werden, wenn die sanitären und wirtschaftlichen Zustände der niederen Bevölkerung dort jeder Beschreibung spotten, so mag dieses System des Laissez aller, laissez passer, der Grundsatz des Quieta non movere, klug, bequem und der fremden Herrschaft recht nützlich sein, dem deutschen Standpunkt entspricht es nicht. Wie der Deutsche inmitten des Weltkrieges die Universität Warschau wieder hergestellt und zu einem national-polnischen Bildungszentrum ausgestaltet, wie er in Belgien die allgemeine Schulpflicht eingeführt hat, so ist er immer und überall bemüht, Schäden auszurotten, Trägheit und Unwissenheit zu bekämpfen, Kenntnisse und Bildung zu fördern — unbekümmert darum, ob ihn die oft wider Willen so Beglückten deshalb hassen. Gerade wegen dieser Energie, mit der seine Tätigkeit überall mit dem Unnützen und Schädlichen aufzuräumen sucht, mit der er namentlich im wirtschaftlichen Kampfe vorwärts drängt, dem Gegner gleiche Methoden und gleiches Tempo aufzwingt, wird er als Treiber der Nationen unliebsam empfunden. Und die großen Erfolge, die er unleugbar errungen, haben diese Empfindungen vielerorten zu Neid und Haß gesteigert.

So mag diese „Unbeliebtheit" den Deutschen, der sich gern des stolzen Wortes: Viel Feind', viel Ehr! erinnert, durchaus nicht verunehren, ja ihm sogar als ein

Zeugnis und Beglaubigung seiner größeren Tüchtigkeit erscheinen. Auch wird ihm die Frage erlaubt sein müssen, ob denn die Beliebtheit der Engländer in Irland, Ägypten und Indien, die der Franzosen in Algerien und Marokko, die der Nordamerikaner auf den Philippinen und in Mexiko gar so groß, und ob umgekehrt die treue Anhänglichkeit der Askaris in Deutsch-Ostafrika und ihre Opferbereitschaft bis zum Tode, die sie in diesem Weltkriege bekunden, ein Zeichen der Unbeliebtheit der Deutschen sei?

Und dennoch aber — mag die Unbeliebtheit des Deutschen in der Welt zum großen Teil aus den Fehlern seiner Vorzüge, mag sie in noch so weitem Maße aus dem Unwillen und Neide dem tüchtigeren und erfolgreicheren Konkurrenten gegenüber entsprungen sein — in keinem Falle entbindet ihn dies der Pflicht, an der Beseitigung dieser Fehler zu arbeiten. Und wenn er diese Pflicht nicht anerkennt, müßte ihn die Klugheit dazu bringen. Und darum hat auch jene Literatur, die den Weg nach dem Orient mit guten Ratschlägen pflastert, so unrecht nicht, wenn sie dem Deutschen Auge und Gewissen für seine Fehler schärfen und ihn zur Selbsterkenntnis führen will. Nur soll sie es bei dem Praktisch-Politischen, wirklich Erreichbaren und Nützlichen, bewenden lassen und Seelenanalyse und Völkerpsychologie den berufenen Vertretern dieser noch so jungen Wissenschaft überantworten, die vorerst, und wohl noch auf lange hinaus, mit dem Legen sichrer Fundamente für ihre schwierigen Disziplinen beschäftigt sein werden. Auch soll sie den Deutschen nicht unnötig verunglimpfen und das meist ganz ungerechte Vorhalten anderer Nationalitäten als Muster lieber ganz bleiben lassen.

Mit diesen Einschränkungen mögen die dazu Berufenen immerhin den Deutschen den Spiegel vorhalten, in dem sie sich selbst und die Orientalen sehen, wie sie wirklich sind. Und sie dürfen sich nicht durch das Geschrei derer, die sich „getroffen" fühlen, abhalten lassen, vielmehr mögen sie sich mit Sokrates sagen, daß es ihr Beruf sei, im Volke einen gesunden Ärger zu unterhalten.

Ganz nach diesem Grundsatz handelt „Bombatoppo", der in Nr. 46 der „Grenzboten" vom 14. November 1917 einen „Türkenspiegel" aufgestellt hat, in den er Streiflichter aus seiner Lern- und Lehrzeit fallen läßt, die er bei türkischen Sendtruppen in Galizien, Mazedonien oder Rumänien durchlaufen und wohl ausgenutzt hat. Da hat er denn die echten Türken, denen ja der Konstantinopelfahrer fast nie begegnet, gesehen, sie im Kampfe gesehen, wo sie alle Vorzüge ihrer kriegerischen Rasse entfalten. Und in das hohe Lob, das er dem tapferen, genügsamen, gottesfürchtigen anatolischen Soldaten widmet, wird jeder Deutsche gern einstimmen, der diese braven Leute in ihrer Heimat oder im Felde gesehen und unter ihnen geweilt hat. Und die Lehren, die er aus der Praxis des täglichen Lebens heraus gibt, können wohl dazu helfen, daß der Deutsche, der sich im Orient erst „seine westländischen Hörner abstoßen muß", diese Prozedur wenigstens nicht gar so schmerzhaft empfinde. Denn wenn „Bombatoppo" seine Landsleute also apostrophiert: „Norddeutscher, der du dir das preußisch-berlinische Hochmuts-

geweih abgestoßen, Bayer, der du mit deinem lauten Sonderdünkel, für den die Türken so gar kein Verständnis haben, hereingefallen, ihr Alle, die ihr mit eurem Überlegenheitsgefühl des deutschen Offiziers, Beamten oder Kaufmanns, eurem Allesbesserwissenwollen, eurer Strebsamkeit, euren schnoddrigen Redensarten, eurer Wichtigtuerei, eurer Unmäßigkeit oder was sonst euer Fehler gewesen sein mag, ihr alle, die ihr euch damit gründlich „geschnitten" habt, ihr seid fortan für die Türken die rechten Leute" —, so gibt er dem Neuling gleichsam prophylaktisch ein „Antitoxin", das ihn vor späteren Orientfehlern so ziemlich sichert.

Wer den Deutschen so den Spiegel vorhält, der darf dann auch, ohne falsche Empfindlichkeiten befürchten zu müssen, daran erinnern, daß auch die Orientalen keine Engel sind, daß insbesondere auch die Türken ihre Fehler haben. Und daraus folgt, daß ebensowenig wie Überhebung und Übermenschentum gegenüber dem Türken kritiklose Bewunderung am Platze sei. Daß man seinen Freunden und Verbündeten womöglich Gutes und Angenehmes sage, ist freilich natürlich. Aber es gibt eine Reihe deutscher Schriftsteller, die darin des Guten zu viel tun und zur Befestigung der deutsch-türkischen Beziehungen beizutragen glauben, wenn sie alles, was die Türken betrifft, über den grünen Klee loben. Dagegen hat Gustav Herlt in Nr. 3 des 2. Bandes der vortrefflichen Halbmonatsschrift: „Der Neue Orient" schon ein kräftiges Wort gesagt. Mit Recht hat er darauf hingewiesen, daß den einsichtigen Türken, denen die Mängel ihres Landes bekannt und die redlich bemüht sind, ihr Volk darüber aufzuklären und zu besseren Zuständen hinzuführen, derartige Auslassungen peinlich sein müssen. „Solche Lobhudeleien taugen gar nichts. Sie machen uns nur in den Augen der Türken lächerlich und sind überdies ein trauriger Beweis von mangelndem Selbstbewußtsein und Nationalgefühl." Zum Glück sind denn auch jene deutschen Psychologen, die zu Beginn des Krieges die türkische Seele entdeckten und in ihren Schönheiten schwelgten, seit einiger Zeit stiller geworden. Gegenüber diesen verstiegenen ideologischen Auffassungen erinnert Emil Ludwig in der Vossischen Zeitung vom 24. November v. J. an jene deutschen Männer in der Türkei, die dort „in jahrelanger, oft sehr ermüdender Arbeit, als Offizier und Arzt, Bankmann und Ingenieur mit wunderbarer Geduld sich in das Tempo und die Eigenheiten des morgenländischen Wesens zu finden wußten". Sie haben, so meint er nicht mit Unrecht, diese Seele auf ihre Art wortlos besser studiert, als jene Herolde einer mißverstandenen Völker-Psychologie.

In Summa: Wie in allen Beziehungen von Volk zu Volk, so wird sich der Deutsche namentlich in seinem Verkehr mit dem Orientalen und insbesondere da, wo er Lob oder Tadel auszusprechen sich gedrungen fühlt, das Talleyrandsche Wort zur Richtschnur nehmen müssen:

Pas trop de zèle!

Dr. Walter Meckauer, Breslau: Carl Hauptmann als Dramatiker und Denker.

Zum 60. Geburtstag des Dichters am 11. Mai 1918.

Carl Hauptmanns Persönlichkeit in ihrer Vielheit zu erfassen, gelingt nur dem, der hinter der Erscheinung des formenden und gestaltenden Dichters die einsame ruhelose Stoßkraft des Denkers sieht. Eines Denkers freilich, der nicht zufrieden ist mit dem Gedanken und mit dem Ausdruck dieser Gedanken in exakten Formeln von Worten, sondern der mehr will als Formeln und Worte, mehr als Gedanken, der Ideen im höchsten Sinne anschaulicher Erfüllung will, entsprechend seinem eigenen, sein Schaffen kennzeichnenden Worte: „Unser Leben schauend gelebt, ist unsere Ernte gehalten." Sein Geist schaut die Idee in ihrem anschaulichen Glanze, er ringt sich in erlebenden Gesichten empor zu ihr, Gedanken sind ihm auf diesem Wege nur Mittel. „Aller Glanz liegt in dem Sinnlich-faßbaren draußen. Und an jeder Zufälligkeit muß man freudig anpacken und das tiefe Gefühl darin entschleiern." Wenn daher ein Verkünder Carl Hauptmanns*) als Grundlagen seiner Dramatik „Milieu und Charakterzeichnung" erkennt, so erscheint mir diese Charakterisierung nur ein Teilbegriff der eigentlichen Wesensnatur Hauptmanns zu sein. Wie alles Künstlerische einer sinnlich-geistigen Sphäre entstammt, in welcher Geistiges und Sinnliches in inniger Verschwisterung einander durchdringt und ineinander wächst, so entstammen die Werke Hauptmanns in einem besonderen und gesteigerten Sinne jener doppelten Einheit, deren widerspruchsvoller Gebundenheit die schöpferische Tat der Dichtung entspringt. Diese Beschaffenheit der Kunst Carl Hauptmanns offenbart sich am deutlichsten in seinem Drama.

Das dramatische Schaffen Carl Hauptmanns läßt sich jener Durchdringung gemäß als eine ringend aufsteigende Entwickelung erkennen, deren Hauptphasen in den drei wesentlichen Perioden seines Dramas gegeben sind. Im Anfange von der Gestaltungsform des Naturalismus befangen, der sich besonders in seinem ersten Schauspiel „Marianne" (1893) ausprägt, aber seine vorherrschende Bedeutung auch in „Waldleute," „Ephraims Breite," der „Austreibung" und den „Rebhühnern" nicht verloren hat, hebt sich der Dramatiker im weiteren Fortgange zu der mehr symbolistischen Strömung um die Jahrhundertwende empor, die in der „Bergschmiede" (1901) und in „Des Königs Harfe" zu vollem Ausdrucke

*) Hans Heinrich Borcherdt: Carl Hauptmann, Er und über ihn. München-Leipzig 1911, S. 130 ff.

gelangt. Etwas abseits davon, aber doch verbunden damit, stehen in monumentaler Größe seine beiden alles Wirkliche überragenden Bühnenwerke „Moses" und „Napoleon Bonaparte." In den „Panspielen" und der Tragödie „Die lange Jule" kündigt sich dann seine dritte Schaffensperiode an, die, Naturalistisches und Symbolistisches verschmelzend, über beide hinaus zu einer Art Synthese führt. Hier finden wir den eigentlichen Carl Hauptmann, der sich in den „Armseligen Besenbindern" und in dem Tedeum „Krieg" zu seiner persönlichsten Eigenart, die gleichzeitig eine neue Einheit ist, entfaltet. Wenn früher die Borcherdt'sche Charakterisierung der Hauptmann'schen Dramen als „Milieu"- und „Charakterstücke" in einem gewissen Sinne zutraf, so hat sich gerade in seiner neuesten und letzten Periode ein neuer, erweiterter Sinn für seine Dramatik ergeben. Zwar behält er auch in seinen letzten Stücken, den Szenen „Aus dem großen Kriege," der Erfinder-Tragikomödie „Tobias Buntschuh" und dem Spiel „Gaukler, Tod und Juwelier" die „Milieu"stimmung in einer naturalistischen Weise bei, doch ist in sie ein huschender Wirbel von Lichtern gekommen, der sie mit dem wesenhaften Schein unzeitlicher und raumloser Phantastik übergießt. Und auf der anderen Seite wurde die Begrenzung einer bloßen „Charakterkunst" überschritten: aus dem Individuellen und Einmaligen ins Allgemein-Menschliche und Typische hinein. Während die metaphysische Seite tieferer Bedeutung in den früheren Dramen nur in einzelnen Personen wie dem Händler Lipps in „Austreibung," dem Vater Jonathan in der „Langen Jule," der irren „Prinzessin" in den „Besenbindern" in das Alltagsgrau naturalistisch derber Vorgänge einfloß, öffnet sich seit den Besenbindern immer entschiedener eine Welt höherer Bedeutung hinter der eigentlichen Bühnenhandlung. Und zwar nicht mehr im Sinne der früheren symbolistischen Periode einer märchenhaften oder mystischen Abschweifung ins Phantastische, sondern in einer lichten Erdgebundenheit, die nicht von außen durch höhere Mächte und allegoristische Ideendarstellungen in die Handlung einwirkt, sondern von innen heraus, aus der Seele der Gestalten selbst und aus dem rauschhaften Glanz einer prunkvoll hastenden Sinnlichkeit. In dem Tedeum „Krieg", das Mai 1914 erschien, mischen sich noch naturalistisch-bäurische und symbolistisch-ideelle Elemente, aber schon hier wird in der Konzeption des Berghäuers Petrus Heißler die Vertiefung beider Züge in das Wesenhafte erreicht, die in den beiden letzten dramatischen Werken „Tobias Buntschuh" und „Gaukler, Tod und Juwelier" zu voller Auswertung gelangt. Das Überirdische wird in diesen letzteren völlig in das Irdische anschaulicher Glanzfülle hineingezogen, es gelingt die Bindung des Bedeutungsvollen in die stofflichen Erscheinungen einer üppigen Sinnlichkeit. Hier vollzieht sich das, was Hauptmann in seinem „Tagebuche" (1900) in den Sätzen ausspricht: „Der Stoff des Kunstwerkes ist nur der

Köder, daß der notdürftige, eingeschränkte Mensch an die irrationalen Sonnenwerte anbeiße und sich so den Weg zum Unbegreiflichen vorwärts ziehen lasse. Es ist das Vehikel, in dem wie auch in allem Fleisch das Unfaßbare einherfährt." Die stoffliche Buntheit, der sinnlich-naturalistische Reiz wird zur „Kutsche", in welcher „der Sonnenprinz", das Geistige, sitzt. In dem „Grab des Lichtes", in dem „Grab der Seele", dem Stoff, will letzten Endes doch immer nur „der offenbarte Geist" im Innersten wirklich werden.

Die Erschließung der tieferen Wirklichkeit hinter der nur durch Gewohnheit und Übereinkommen angenommenen Wirklichkeit des Alltags ist der tiefste Zug Carl Hauptmann'schen Strebens.*) Suchte er sie früher in jenseitigen Gebilden eines phantastischen Symbolismus, so findet er sie nun in dem Wesen des Wirklichen, und sein Ringen ist es, dieses Wesentlich-Wirkliche, diesen wahren Kern des Wirklichen zu entschleiern. Er will nicht, „daß der Kunsteindruck wie Traum vor der Wirklichkeit verweht." Er muß so wirklich sein, daß er mit dem alltäglich-Wirklichen konkurrieren kann. Aber nicht um des Wirklichen willen muß das Werk des Künstlers leibhaftig sein, es soll nicht das „bloß Wirkliche" sein, „es muß Geist sein, der darin leibhaftig wird." Dieser Aufgabe, der höchsten der Kunst, dient Carl Hauptmanns Dramatik. Und ihre „Unfertigkeit," ihr „Ringen, Suchen und Tasten," von der einer seiner Kritiker spricht und der er die Schwierigkeit der Bühnenaufführung zuschreibt, entspringt gerade dieser tiefsten Ursache, daß er sich jene fast unmögliche Aufgabe stellt, „das Unfaßbare faßbar zu machen, das Unergründliche zu ergründen".**) Gegen das bloß Handgreifliche, zu Berechnende, Gewohnte wenden sich seine tiefsinnigversonnenen Abhandlungen des 1902 erschienenen Vortrages: „Unsere Wirklichkeit". Gegenüber einem nur auf die Notdurft der sich gebenden zweckvollen Erfahrung gerichteten Intellektualismus betont er die Macht der Erlebnisse und Bilder, den höheren Sinn des Traums, das seelische Wachsen der Persönlichkeit in Anschauungen, stummem Wissen und der Weite des Gefühls und der geheimnisvollen Ahnung. Nur das Intellektuelle läßt sich vorhersagen, die schöpferische Entwickelung des Persönlichen aber ist neu und unvorhergesehen. Sie ist unberechenbar, so sehr sich auch kleinliche Gewalten dagegen regen wie in „Moses", „Genie und Gespenster", „Gaukler, Tod und Juwelier". Auch das Wort ist nicht das „Wirkliche", sondern der Sinn, der sich hinter ihm verbirgt, wie

---

*) Vergl. meine Aufsätze: „Carl Hauptmanns burleske Tragödie" in „Der Osten", 43. Jg. H. 4., S. 78 ff. und „Carl Hauptmanns neueste Schöpfung" in „Nord und Süd" 42. Jg. Februarheft, S. 223 f., sowie über „Die lange Jule" in der „Schles. Woche", 1918, Nr. 5, 3. 46.

**) Joh. M. Fischer: „Carl Hauptmann" in „Mitteil. d. literarhist. Ges. Bonn", Dortmund, 4. Jg., Nr. 7, S. 180.

seine Anekdote von der Schildwache im Parke des Winterpalais*) aufs trefflichste illustriert. Der Beziehung zwischen Leib und Seele,**) zwischen Kunst und Wissenschaft,***) zwischen Sinn und Tatsache ist das Interesse seines Denkens gewidmet, schon in seiner großen Arbeit über die „Metaphysik in der modernen Physiologie" und noch spezieller in seinen gelegentlichen Vorträgen über das „Geheimnis der Gestalt" und „Die uralte Sphinx" der Menschennatur.†) Als den Höhepunkt seiner preisgekrönten Bergschmiede-Dichtung erkennt Georg Muschner††) mit Recht die Worte: „Du kannst dich ja im Wahn verzehren, Ein weiter Geist in Einigkeit zu sein. Bist doch ein Einzelner! bist doch allein. . ." Dieser tiefsten Antinomie von Allgemeinheit und Vereinzelung, von Geist und Leib, Wesen und Wirklichkeit ist das Denken Carl Hauptmanns hingegeben. In der Entwickelung seiner dramatischen Kunst erhält es seinen ringenden Ausdruck. In seinen neuesten Werken findet es einen Weg zu eigenster Gestaltung. Carl Hauptmann hat sich nach einem Leben steten Kämpfens mit diesem Dualismus seiner Natur, welcher der des Lebens überhaupt ist, diesen Weg geschaffen. Nun geht er auf ihm. Immer noch vorsichtig fühlend und tastend. Aber doch aus eigener Sicherheit und aus eigenen Quellen. Er ist noch nicht am Ende. Vielleicht steht uns seine höchste Offenbarung, nun, da er den Boden seiner Form gefunden hat, noch bevor. Ein neuestes Werk — „Musik" — kündigt er uns an. Wird er sie uns hier schenken? Die ganze junge Kunst Deutschlands harrt ihrer und blickt auf Carl Hauptmann, den jugendlichen Sechzigjährigen, als auf einen ihrer Führer!

---

*) Carl Hauptmann: Unsere Wirklichkeit, München 1902, S. 23.

**) Carl Hauptmann: Aus meinem Tagebuch, Berlin 1900, S. 14, 15 u. a. a. O.

***) Ebenda S. 17, 18 u. a. a. O.

†) In einem neuen Vortrage: „Der Mythos an der Seele" handelt es sich, wie ich aus mir vom Dichter vorgelesenen Teilen ersehe, wieder um die gleiche Problemstellung, die hier scharf und anvertraulich formuliert wird.

††) Georg Muschner: Carl Hauptmanns Bergschmiede, München 1905, S. 11.

Therese Lehmann-Haupt:

Midilli.

Auf der Ägäis glitzernder Flut
In trügendem Frühlingsglanz
Kämpft die Breslau mit altem Mut;
Heissa, jungdentsches Heldenblut,
Nun greife zum Ruhmeskranz.
Heut haben die argen Britten
Ehrlichen Seetod erlitten.

Krachender Donner ehern gellt.
Midilli, dich traf es ins Mark, —
Englische List hat Fallen gestellt,
Todweißer Halbmond auf blulrotem Feld
Sinkt tief in den gleißenden Sarg. —
Viel Himmelssaat deutscher Mannen
Sinkt, eh' Minuten verrannen.

Aus der Ägäis Frühlingsschein
Durch tosenden Schlachtenbrand
Gleitet ein Weheruf, geisterfein,
Ins fernferne Heimatland.
Dort rieselt leise todweißer Schnee, —
Zum Herzen zuckt eine Hand, — — —

In wildem, rätselvollem Weh
Flüstert es schmerzgebannt:
Meine Augen, tränenmüde,
Schau'n in den todweißen Schnee:
Wann endlich kommt der Friede,
Daß ich dich wiederseh',
Um den ich trag' das herbste Leid — —
Du meiner Seele Seligkeit — —
Daß ich wiederseh . . .

Konstantinopel, den 21. Januar 1918.

Dr. Adolf Kraetzer (Berlin): Über die Aufgaben des Theaters.

Für ein Theater, das mit einem beschränkten Zuhörerkreis, der sich im wesentlichen stets aus dem gleichen Publikum zusammensetzt, rechnen muß, wird es immer darauf ankommen, den Spielplan möglichst abwechslungsreich zu gestalten. Dies darf indessen nicht dazu führen, daß die Güte der Vorstellungen leidet. Im Gegenteil, es wird darauf Gewicht zu legen sein, jede einzelne Aufführung szenisch und darstellerisch vollwertig, möglichst mustergiltig herauszubringen, nicht nur, um dadurch das Publikum allmählich zu einem immer höheren Verständnis und größerer Aufnahmefähigkeit heranzubilden, seinen künstlerischen Geschmack zu heben, sondern auch um dem Theater draußen im Lande Beachtung zu erzwingen. Jede Vorstellung soll nicht die Aufführung eines überlieferten Werkes, nicht die Schaustellung persönlicher Leistungen, sondern eine schöpferische Tat sein. Ist man durch unablässige, gründliche Einzelarbeit soweit gekommen, werden sich allmählich von selbst weitere Kreise, auch Besucher von außerhalb, zunächst der näheren Umgebung, dann sogar von weiter her, zahlreich genug, um auch die Einnahmen zu beeinflussen, einstellen und zwar nicht nur zu den Festspielwochen, sondern ebenso zu den Aufführungen im regelmäßigen Spielplan. Zur Erreichung dieses Zieles aber ist ein Ensemble erforderlich, das in sich geschlossen und ausgeglichen ist. Jedes Starsystem muß vermieden werden. Gewiß ist es wichtig, daß die Hauptpartien in den Händen anziehungsfähiger Kräfte liegen, die allein ihrer Person willen das Publikum zum Besuch des Theaters veranlassen. Das ist schon deshalb zu erstreben, um den Aufführungen auch beim Stammpublikum eine Reihe von Wiederholungen zu sichern, damit die auf die Vorbereitungen verwandten Mühen und Kosten sich bezahlt machen und die ausübenden Künstler einen Antrieb erhalten, daß sie ein Werk nicht nur für einen Abend oder zwei Aufführungen, sondern für eine genügende Anzahl Wiederholungen studieren. Stücke, die sich nicht von vornherein als leicht eingänglich erweisen, müssen sich durchsetzen können. Derjenige Teil des Publikums, der aus Unterhaltungsbedürfnis oder Schaulust lediglich Zeitvertreib und Zerstreuung oder genießerisches Vergügen sucht, dem es seiner Veranlagung nach widerstrebt, nicht n u r zu empfangen und als passiver Hörer in sich aufzunehmen, sondern auch tätige Mitarbeit beim Anhören eines Werkes zu leisten, muß aus äußerlichen Beweggründen, z. B. Neugierde oder Verehrung für seine „Lieblinge", dazu gebracht werden, sich mit dem Werke auch in aktiver, mitschöpferischer Tätigkeit produktiv zu beschäftigen. Insoweit könnte man dann von einer Erziehung der Gesellschaft reden, indem der einzelne, durch äußere Antriebe in seinem Wahrnehmungsvermögen angeregt, sich mit dem Werk auch geistig auseinandersetzen und

hierbei, wie durch jede kritische Arbeit, sein Verständnis und seinen Geschmackswillen bilden, seine Urteilskraft schärfen und durch Entwicklung seiner Fähigkeiten zu rezeptiver Aktivität das Musikwerk oder die Dichtung in vertiefter Empfänglichkeit auch innerlich erleben würde. Das Publikum bedarf des leitenden Willens, an dem sich sein eigener Wille stärken und emporrichten kann. Ein schöpferischer Wille aber vermag beim Publikum Kräfte zum Leben zu wecken, die niemand vermutet. Auch die Heranziehung von hervorragenden Gästen wird aus den vorerwähnten Gründen, wie schon um äußerlich dem Spielplan die nötige Abwechslung zu geben und neuen Reiz zu verleihen, nicht zu vermissen sein. Die Hauptsache aber ist und bleibt ein in sich geschlossenes Ensemble guter Kräfte, unter denen frische, entwicklungsfähige Talente im allgemeinen zu bevorzugen sein werden vor solchen, die bereits ausgereifte Leistungen bieten. Kommt doch so viel darauf an, den Geist in der Künstlergemeinde stets in einer gesunden, tätigen Bewegung und der sich daraus ergebenden schöpferischen Spannkraft zu halten, die Künstler an ihren eigenen Leistungen, angespornt von Ehrgeiz, wachsen und ihre Persönlichkeit entfalten zu lassen.

Dr. Franz Mockrauer:
Arthur Schopenhauers Sendung.

Zum Jubiläumsjahre der 1818 erschienenen „Welt als Wille und Vorstellung".

Die Liebe zur Äußerlichkeit, welche nun einmal dem öffentlichen Leben gemeinhin innewohnt, bringt es mit sich, daß die Wellen des Interesses für irgendeine in ihrer Bedeutung von zeitlichen Zufällen ganz unabhängige geistige Persönlichkeit durch die Inszenierung und das Gepränge von Gedenktagen sogleich höher zu schlagen beginnen oder gar die Erneuerung einer geistigen Strömung herbeiführen, wenn die geistesgeschichtliche Situation die geeigneten Bedingungen dazu darbietet. Ob wir für Schopenhauer etwas derartiges erhoffen dürfen, läßt sich nicht sagen. Dies hundertjährige Jubiläum der Geburt eines der bedeutsamsten Werke der Geschichte der Philosophie fällt in eine eiserne, wahrhaft kulturfeindliche Zeit; all die Stimmen, die den Ruhm des Meisters künden, die das Verständnis für seine Gedanken erwecken und verbreiten wollen, sind verstreut, und sie werden wohl auch ungehört verhallen. Merkwürdig, daß noch jetzt, lange nach Vollendung eines Lebens der Verkennung und Mißachtung, Schopenhauers Philosophie vom Mißgeschick verfolgt wird, sobald sie ein wenig „in Erscheinung zu treten" anfangen will. Rechnen wir es ihr zum Ruhme an, daß sie bisher ihren

angesichts der reservierten Haltung der Universitäten doch verhältnismäßig weit reichenden und langsam um sich greifenden Einfluß nicht dem Pomp öffentlicher Feiern, sondern dem stillen, tiefen Einwirken ihrer Wahrheiten auf den einzelnen denkenden Leser verdankt! Aber das soll uns in einem Zeitalter, welches den seichtesten Produkten und den unbedeutendsten Figuranten Ovationen zu bereiten geneigt ist, nicht davon abhalten, den Anlaß dieses Jubiläumsjahres zu benutzen, um einigen Darlegungen zur Schopenhauerschen Sache bei dem breiteren Publikum der Gebildeten Eingang zu verschaffen.

Wir erwarten es, einem allgemeinen Achselzucken zu begegnen, wenn wir Schopenhauer als einen Unbekannten hinzustellen scheinen. Welcher Gebildete, bezw. sich für gebildet Haltende hat seine Werke nicht gelesen? Und wer, der sie gelesen hat, wird nicht bei der Ehre seines gesunden und „entwickelten" Menschenverstandes versichern, sie natürlich auch verstanden zu haben, und den leisesten Schein eines Zweifels hieran als Beleidigung zurückweisen? Mit Ausnahmen. Aber es muß doch gesagt werden, daß keinem Schriftsteller die einleuchtende Klarheit und überzeugende Kraft seines Stils so zum Verhängnis geworden ist wie ihm, diesem populären Pessimisten und Modeweltschmerzler der 70 er bis 80 er Jahre. Hat doch sogar Nietzsche, vielleicht infolge der Grenzen seiner eignen Natur, das Tiefste der Schopenhauerschen Gedanken nicht verstanden, so daß er mitschuldig wurde an des wahren Arthur Schopenhauers traurigem Zerrbilde, das offenbar auch noch Kuno Fischer als Vorlage diente.

Im persönlichen Leben vermeintlich ein etwas „komischer Kauz", erschien er philosophisch als die Verkörperung der verdrießlichsten Weltverlästerung oder schwärmerischsten Weltflucht und als romantischer Journalist einer künstlerisch konzipierten Weltwillensphantasie; man lernte ihn durch die Brille des popularisierenden, synkretistischen v. Hartmann sehen und glaubte allen Ernstes, die Quintessenz der Schopenhauerschen Philosophie sei, Lustbilanzen zu ziehen und Weltwillenswendungen herbeizuführen. Und man verschob den Akzent deshalb so leichtfertig, weil damals wie heute die Geister nicht ruhen, zwischen Theorie und Praxis eine kürzere und voreiliger geknüpfte Verbindung herzustellen, als theoretische Besonnenheit und Kritik ihnen erlauben würde, wenn sie es mit der Theorie um ihrer selbst willen nur ernst nehmen und nicht, um mit Schopenhauer zu reden, ihre Einsichten durch Absichten verfälschen wollten. So aber standen und stehen bei allen Theoremen, die eine Beziehung zur Praxis, zu moralischen Gesetzen, zu Kultur- und Entwicklungsproblemen haben, die „Interessen" einer a priori weltbejahenden Willenshaltung der unbefangenen Meditation ebenso sehr im Wege, wie sie andrerseits die Vorstellung der Menge von einer fremden Gedankenwelt so spezifisch akzentuieren, daß deren wahre Organisation und das Wesentliche in ihr allzu leicht übersehen werden. Man beachtete, abgesehen von Unerheblichkeiten, wie z. B. Schopenhauers auffallender Geringschätzung der Frauen, damals vor allem seinen Pessimismus und seine weltflüchtige Ethik als die Hauptmomente seiner

Lehre und nahm die klare Diktion seiner Werke als künstlerisch-literarische Gestaltung seiner poetisierenden Willensmystik hin, Grund genug für tief erlebende Künstler und Laien, ihn zu lieben, für die zünftigen und geschulten Fachgenossen, ihn als Pseudophilosophen zu perhorreszieren, bezw. nicht für voll zu nehmen; bis auch innerhalb des größeren Publikums ein praktisch mehr versprechender romantisch-naturphilosophischer Optimismus und eine dem schal gewordenen Leben Inhalt gebende, weltbejahende Entwicklungsethik dem pessimistisch-weltflüchtigen Moderausch ein Ende machten, leider aber noch nicht dieser ganz und gar oberflächlichen, verzerrenden Auffassung des Philosophen.

Und doch erschienen schon 1857 und 1877 Schriften, die das *Verständnis der Schopenhauerschen Philosophie* zu schulen und zu vertiefen geeignet waren, *Carl Bährs* „Die Schopenhauersche Philosophie in ihren Grundzügen", eine vortreffliche Umformung in die Denkweise Kantischer Kritik, die doch dem Gedankenwerk Schopenhauers keinerlei Gewalt antat und des Meisters höchstes Lob erhielt, und *Paul Deussens* ausgezeichnete „Elemente der Metaphysik", ein regelrechtes, umfassendes Lehrbuch zur Einführung in eine wohlverstandene Kant-Schopenhauersche Philosophie. Ihre Wirkung blieb trotz der Gründung der Schopenhauergesellschaft bis vor kurzem beschränkt — ob jetzt endlich eine Wendung in der öffentlichen Beurteilung dieser Richtung bevorsteht? Ob eine *Schopenhauersche Schule* berufen wäre, sich die Herrschaft über das allgemeine Denken zu erringen, die unzähligen auseinander fließenden Ströme des Forschens und Sinnens zu sammeln und die gesamte Kultur geistig zu durchdringen, zu beleben, zu entwickeln und zu einer Einheit zu gestalten? — Gerade das wird der Schopenhauerschen Philosophie bestritten: sie sei *unmethodisch* und *mystisch-populär*, sie sei *einseitig* und *eng*, sie sei im Prinzip *entwicklungsfeindlich* und *unfruchtbar* *).

---

*) Vor allem wird der Schopenhauerschen Philosophie schon seit den frühesten Rezensionen unaufhörlich der Vorwurf gemacht, sie strotze von *Widersprüchen*. Und damit glaubt man, sie abgetan zu haben! Hat man je die Kantische Philosophie wegen ihrer Widersprüche in dieser Weise verlästert? Daß Kants Hypostase einer doch offenbar in eine intelligible Welt versetzten „Vernunft" und die kritiklose Voraussetzung dieser „Vernunft" als des ungeprüften Grundbegriffs der „Kritik" eine petitio principii ist, wird allgemein mit Wohlwollen übersehen. Wir selbst halten diesen Widerspruch nicht für entscheidend, während die Detektive Schopenhauerscher Widersprüche ihn konsequenter Weise dafür halten sollten, müssen uns aber ein näheres Eingehen auf das ganze, in zu viele Einzelheiten führende Widerspruchsproblem hier versagen und wollen nur darauf hinweisen, daß es bei Schopenhauer drei Arten von Widersprüchen gibt: 1. solche, die von andern aus mangelndem Verständnis in seine Philosophie *hineininterpretiert werden, aber gar nicht in ihr liegen* — das sind die meisten, 2. solche, die auf relativ unbedeutenden Unausgeglichenheiten des sprachlichen Ausdrucks, der logischen Begriffsverknüpfung und der Erfahrungsanschauungen in sich oder gegeneinander beruhen, *für die aber Schopenhauer selbst die Entscheidung und Lösung an die Hand gibt*, 3. solche, die sich in wenigen, aber bedeutenden Diskrepanzen des Ausdrucks, der Begriffsbildung und des Realwissens in sich oder gegeneinander kund-

Und welches ist der wahre Charakter dieser Philosophie?

Sie ist nach Tiefe, Umfang, Gedankenbildung und Ausdrucksform die reinste Manifestation und die bisher höchste erreichte Stufe dessen, was man überhaupt unter Philosophie zu verstehen hat, ist das zurzeit einzige Medium, uns gegenüber dem Chaos der Erfahrungen und Deutungen die geschlossene und tiefdringende Vorstellung einer „Welt" zu geben, und an ihr wiederum werden wir uns erst bewußt, was überhaupt Philosophie ist, was sie sein kann und was sie sein will.

Wer immer sich den Stufen des Tempels der ewigen Wahrheit zu nahen wagt, — er muß rein sein wie ein jeder, der einen Tempel betritt. Rein, d. h. in diesem Falle frei von allen Willenstendenzen, die ihn vom Wege unbeirrter, autonomer Erkenntnis abziehen und auch nur im entferntesten den Einflüsterungen verborgener Nebenwünsche zugänglich machen könnten. Kein Verlangen, irgendein Einzelproblem an sich und erst um dessentwillen das Welträtsel zu lösen oder sich ein Weltbild als Grundlage praktischer Maximen zu machen, darf die Integrität seines Welterkenntnisstrebens verletzen. Rücksichtslos gegen alles, was mit der Freiheit und Universalität des Erkennens unvereinbar ist, so auch gegen die vorgefaßten Leitsätze des Willens, geht er geraden Weges nur dem einen Ziel entgegen, daß er

„— erkenne, was die Welt
Im Innersten zusammenhält."

Mag er selbst oder andere von ihm wünschen, er solle etwa im Sinne der kulturellen Entwicklung, der sozialen Interessen, des Staatswohls oder der religiösen Dogmen bestimmte Gedanken verfolgen oder aufgeben, oder mag Klugheit ihm anraten, sich der Rücksicht auf die Vorstellungen der Mitwelt nicht zu entschlagen — er muß das alles hintansetzen und abhängig machen von den leitenden Gedanken einer Philosophie, die lediglich einer uninteressierten Betrachtung der Dinge entsprungen ist. Ja, er darf nicht im mindesten wollen, daß es anders sei, und muß nicht aus Grundsätzen, sondern von Natur dieses Leben in und für die Weltweisheit als das wesentliche Bedürfnis und die zentrale Aufgabe seines Daseins und des Daseins denkender Wesen überhaupt empfinden. Diese unerläßliche Voraussetzung aller ehrlichen und ernsten Philosophie, der von den großen Denkern wie Platon, Aristoteles, Descartes, Spinoza, Bruno, Kant entsprochen wird und die vielleicht das Geheimnis ihrer Größe ausmacht, ist von niemandem mit solcher Innigkeit ausgesprochen und dabei mit so bedingungsloser Hingabe erfüllt worden wie von Arthur Schopenhauer, der seinen philosophischen Tagebüchern das Motto

---

geben, auch nicht mit Schopenhauerscher Hilfe zu beseitigen sind, auf die historische Genesis der Lehre und ihre zufälligen Bildungsverhältnisse zurückgehen, aber durch selbständiges Weiterdenken in Schopenhauers Sinne eliminiert werden können, ohne den Grundgedanken seiner Philosophie Gewalt anzutun.

vorsetzte: „**Vitam impendere vero**“ und den Unterschied zwischen sich und den anderen Menschen darin sah, daß es ihm mit der Wahrheit, anderen aber letzten Endes eben doch mit anderen Dingen „ernst sei“. Mag sein, daß er ein „komischer Kauz“ war (wir haben Zeugnisse, nach denen er es durchaus nicht war) — mit der Wahrheit jedenfalls nahm er es bitter ernst, und nichts blieb ihm fremder als jene großen Spielereien hochbegabter Intellekte, die der bedeutsamsten Assoziationen fähig sind und wundervoll kombinierte Aperçus produzieren, ohne im mindesten daran innerlich beteiligt zu sein, und durch ein Gewebe von Worten vortäuschen, Gedanken zu denken, zu denen ihnen jedes Erleben des Inhalts, jede Energie einer zentralen Erkenntnisrichtung fehlt.

Und diesem Mann, der ein ganzes Leben und Erleben einzig der Wahrheit widmete, gelang es in der Tat, vor genau hundert Jahren, mitten in den Wirren der Befreiungskriege und der Reaktionszeit nach einer stillen Reife von sechs, vorwiegend in Dresden verlebten Jahren der Zurückgezogenheit ein nicht eben umfangreiches Buch „der Menschheit zu übergeben“, welches dem philosophischen Publikum aller Zeiten und Länder einen Gedankenorganismus schenkte, zu dem sich emporzuentwickeln der Allgemeinheit leider bis heute noch versagt geblieben ist.

Das Neue und, um mich der Verständlichkeit halber eines nicht sehr treffenden und bedenklichen Modeausdrucks zu bedienen, der „absolute Wert“ der „Welt als Wille und Vorstellung“ lag und liegt nicht nur in der teils kritischen, teils metaphysischen Zugrundelegung der Kantischen Hauptgedanken als Fundament eines neuen Versuchs zu einer Metaphysik der Welt, nicht nur in der unendlichen Fülle geistreicher, treffender, tiefsinniger Urteile und neuer regulativer Gesichtspunkte für Erkenntnislehre, Naturwissenschaft, Psychologie, Ästhetik und Ethik, nicht nur in dem klaren, glatten Aufbau seiner wohlgeformten und verständlichen Sätze, nicht nur in dem künstlerischen Feuer seiner Beredsamkeit und der schonungslosen Offenheit, die alles ungeschminkt beim rechten Namen nennt, nicht nur in den geheimnisvollen Inspirationen und Intuitionen, welche das Werk hervortrieben —, vielmehr war es diesem Denker, der sich durch die methodologisierende Ängstlichkeit und Pedanterie der unfruchtbaren Schulphilosophie nicht einengen ließ, der nicht bei jedem Worte, das er sprach, in infinitesimale Betrachtungen über die formale und materiale Berechtigung es auszusprechen sich verlor und der nicht die strömende Kraft seiner Erkenntnis durch abstrakte, bewußte Grundsätze (Methode) lähmte und in schleichende Kanäle ableitete, vorbehalten, zwar keine „Methode“ zu konstruieren, wohl aber diejenige Form der Philosophie zu schaffen, welche, jeder formalen Kritik standhaltend, die einzige ist, in der gedacht werden muß, sollen über die Welt und die Dinge in ihr Urteile gebildet werden, die zureichend begründet sind und doch mehr und anderes enthalten als Erfahrungsurteile und Urteile im Sinne formaler Anschauung und Logik und die ihrerseits auch eine normierende, also der Erfahrung vorangehende formale Kritik

aller Philosophie erst möglich machen. Durch Schopenhauer hat die Philosophie gleichsam erst ihren Charakter gewonnen und kann sich durch ihn jetzt in noch höherem Maße als durch Kant ihres Wesens bewußt werden. Schopenhauer schuf ihr die ideale Erkenntnisgestalt, unsere Sache ist es, wenn wir ihn würdigen, diese seine Leistung als das Wesentliche seiner Philosophie, das ihr ganz allein Eigene hervorzuheben und deutlich zu machen.

(Schluß folgt.)

Dr. Hedwig Fischmann: Goethe und Burckhardt in ihrem Verhältnis zur Renaissance.

Zu Jakob Burckhardts 100. Geburtstag, dem 25. Mai 1918.

Luftspiegelungen der Geschichte aus entlegenen Vergangenheitszonen — so nennt Gregorovius jenes eigentümliche Gesetz der ewigen Wiederkehr, jenes unterirdische Dahinfluten und plötzliche Emportauchen einzelner Menschheitstypen wie ganzer kultureller Strömungen zur sieghaften Sichtbarkeit. Das moderne Menschheits- und Kulturideal, entsprossen dem Schoße der italienischen Renaissance; das ahnungsvolle, kongeniale Erfassen dieses damals noch unerhellten Neulandes durch Goethes Seherauge, welches geschärft war von dem in seinen Adern pulsierenden Blut eines nachgeborenen Renaissancemenschen; Burckhardts lichtvolle Erschließung dieser Welt vermöge eines dem leisesten Anhauch mitschwingenden innern Sinnesorgans: hier entwickelt sich in doppelter Brechung das reizvolle Schauspiel einer solchen Luftspiegelung.

Parallele geistige Entwicklungswege waren es, auf denen Goethe wie Burckhardt nicht ohne Umwege, nicht ohne dem Gesetz der Reaktion unterworfen zu sein, in das Heiligtum der Renaissance eingedrungen sind. Wie der junge Straßburger Student im Bannkreis des machtvollen Münsters vorübergehend zum einseitigen Lobpreiser der Gotik wurde, so hat auch Burckhardts Frühwerk „Konrad von Hochstaden, Erzbischof von Köln" den Kölner Dom als das Höchste, was christliche oder heidnische Architektur überhaupt geschaffen, gerühmt. Doch erst in Italien, auf klassischem Boden, erleben beide ihre wahre Wiedergeburt, sie haben heimgefunden in ihr geistiges Vaterland. Und wenn Goethe im Alter noch einmal unter dem Einfluß jüngerer Freunde sich der mittelalterlichen Kunst zuzuneigen scheint, so ist hier nichts mehr von dem berauschenden Enthusiasmus seiner Jugendjahre, nichts von der stetig mit gleicher Glut lodernden Begeisterungsflamme für klassische Kunst, sondern nur das Interesse eines universellen

Geistes für alles Große und Erhabene. Die jüngst veröffentlichten Aufzeichnungen Boisserées erleuchten mit scharfen Streiflichtern, wie Goethe nur mit halber Seele an diesen Bestrebungen Anteil genommen. Wo immer in seinem Gesichtskreis die mittelalterlich-christliche Weltauffassung in Widerstreit tritt mit der sinnesfreudigen Renaissance, stellt er sich unbedenklich auf Seite der letzteren, wie in der schroffen Verurteilung Savonarolas im Anhang zur Cellini-Biographie: „Diesem großen, schönen, heitern Leben setzt sich ein fratzenhaftes, phantastisches Ungeheuer, der Mönch Savonarola, undankbar, störrisch, fürchterlich entgegen und trübt pfäffisch die in dem Mediceischen Hause erbliche Heiterkeit der Todesstunde."

Aber auch diese heitere Welt der Medici hat sich Goethe wie Burckhardt nicht unmittelbar, sondern erst auf dem Wege über die Antike erschlossen. Hatte Goethe doch zunächst Florenz, die Wiege der Renaissance, nur in ganz flüchtigem Aufenthalt durcheilt, von dem alles verzehrenden Verlangen nach Rom wie von einer unsichtbaren Geißel vorwärts getrieben. Rom — das bedeutete für ihn in jenem Zeitpunkt einzig die Welt der Antike. Als Schüler Winckelmanns ist Goethe durchdrungen von dem Dogma: aller Kunst nicht wieder erreichter Gipfel sei die Antike. Sie allein gibt die ewig gültigen Gesetze. Von dem gleichen Evangelium erfüllt, war auch Burckhardt der Kunst Italiens gegenübergetreten. Auch er ist in gewissen Grenzen ein spätgeborener Schüler Winckelmanns. Die hohe, vielleicht allzu hohe Einschätzung des antiken Elementes nicht nur in der Kunst, sondern in der Gesamtkultur der Renaissance, dieser von der neueren Forschung häufig aufgegriffene Angriffspunkt gegen Burckhardts Werk, hat hier seine Wurzel. Der höhere oder geringere Grad, in dem sich ein Künstler der Antike nähert, ist für Goethe wie für Burckhardt bei ihrem Eintritt in Italien der Maßstab aller Wertschätzung. Die „Italienische Reise" Goethes wie manches Urteil im „Cicerone" legen davon Kunde ab. In der Bewunderung Palladios, des „großen Palladio" — ihm allein von allen Meistern der Nachblüte gönnt Burckhardt dieses Attribut — treffen der Dichter und der Forscher ebenso zusammen wie in der anbetenden Verehrung des göttlichen Raffael.

Jedoch was die Jünger Winckelmanns zunächst nur als das am Medium der Renaissance gebrochene Abbild der Antike gefesselt hatte, das begann gar bald sein eigenes selbständiges Leben in ihrem Interessenkreise zu fordern, ein Leben, das dem reichen, emsigen Forscherdasein des einen köstlichen Inhalt gegeben. Von einem längern Aufenthalt in Italien, der die schnell schwellende Frucht des „Cicerone" hat reifen lassen, in die Stille der Baseler Studierstube zurückgekehrt, steht sein Lebenswerk mit deutlichster Klarheit vor seinen Augen: die tiefsten Wurzeln jener Kulturepoche in wissenschaftlicher Arbeit bloßzulegen. In seiner leise ironischen, selbstverspottenden Art schreibt Burckhardt darüber an Albert Brenner: „Dann ist ein wissenschaftlicher Quälgeist über mir, der vielleicht auf Jahre hinaus all meine disponibeln Kräfte in Anspruch nehmen wird, der Keim

einer größern Forschung in der Geschichte des Schönen. Ich habe diesen „Bresten“ voriges Jahr aus Italien mitgebracht und glaube nun, ich könnte nicht ruhig sterben, wenn ich nicht in dieser Sache mein Schicksal erfüllt habe.“ So hatte auch Goethe, umgeben von der harmonischen Klarheit dieser Welt, sein Lebensziel und die Befreiung von allen Zweifelsqualen gefunden. Als unverlierbaren Besitz hatte er von der italienischen Reise die unerschütterliche Gewißheit seiner dichterischen Berufung in die Heimat gebracht, von der er unschlüssig, ob er als Maler, ob als Dichter wiederkehren werde, ausgezogen: am eigenen Schaffen enthüllte sich dem Dichter wie dem Forscher das Wunder der Renaissance, der Wiedergeburt in Italien.

Keiner hat stärker als Burckhardt das neue, originell schöpferische Element in der kulturellen, nicht bloß in der künstlerischen Welt der Renaissance empfunden, keiner den modernen Geist, der diese Epoche von allen früheren, besonders aber von der mittelalterlichen scheidet, mit empfänglicheren Organen aufgefangen und weitergeleitet als er. Daß er diesen trennenden Strich zwischen mittelalterlich-christlicher und modern-heidnischer Renaissancewelt so scharf gezogen, das ist der zweite Angriffspunkt, bei dem die neuere Kritik gegen Burckhardt eingesetzt hat. Uns aber ist er Zeuge einer verwandten Geistesdisposition wie jene, der Goethes Savonarola-Urteil entsprungen ist. Und auch Goethe ist den Weg von der Renaissance um der Antike, zur Renaissance um der Renaissance willen gewandelt. Der mit der Wucht einer zwingenden Naturkraft ihn überwältigende Eindruck der Sixtinischen Kapelle, der in den Aufzeichnungen der „Italienischen Reise“ einen so machtvollen Niederschlag gefunden und der zeitweilig sogar das sanftere Gestirn Raffaels zu verdunkeln vermocht hatte, gibt davon unzweifelhaft Kunde. Michelangelo, der Gipfel und zugleich die Überwindung der Renaissance, gesellt sich fortan zu den heiligsten Heiligtümern Goethescher Kunstverehrung, zum Pantheon, dem Apoll vom Belvedere und der Juno Ludovisi. Und nachdem Goethe aus dem Quell der Renaissance in seinem Mutterlande einmal geschöpft, war er ihr unlöslich verfallen für Lebenszeit. Die Kunstsammlungen des Goethehauses, unter denen besonders in Werken der Kleinkunst und im Kupferstich die Epoche der Renaissance hervorragend vertreten ist, sprechen davon eine beredte Sprache. Es ist, als habe Goethe einen Strahl von jener leuchtenden Sonne Italiens, von der zu scheiden ihm so unsagbar schwer geworden, hinüberretten wollen in das nordische Dunkel. Und was ihm die räumliche Entfernung weithin entrückt hatte, das sucht er in der Folgezeit aus literarischen Quellen und aus dem regen Gedankenaustausch mit dem gleichgestimmten Maler und Kunstfreund Heinrich Meyer zu schöpfen.

Hatte Goethe — rein chronologisch gewertet — in seinem Torquato Tasso bereits den Kreis der Hochrenaissance überschritten und sich in seiner Bewunderung Michelangelos stilistisch noch entschiedener von der Klassizität entfernt, so führte Burckhardt, freilich fast ein Jahrhundert später, die Entwicklungsreihe in

der kritischen Wertung noch um einen Schritt weiter zur Anerkennung des einst viel geschmähten Barocks. Auch Burckhardt selber hatte in der Einleitung zum Ur-Cicerone den Barockstil nur als eine Art Folie für die goldene Zeit der Kunst, deren Ende für ihn mit dem Erlöschen der Hochrenaissance heraufdämmerte, einer Betrachtung für wert erachtet. Aber mit jener wundervollen Entwicklungsfähigkeit, die ihm wie Goethe eignet, mit jener Allempfänglichkeit, die er selbst als wesentliches Kennzeichen unserer Kultur rühmt, gelangt „der Großpriester der Renaissance" schließlich zu jener Bejahung des Barockstils, die über die bloße Anerkennung einer naturnotwendigen Abfolge der Stile weit hinausgehend, zu seinem Spätwerk „Erinnerungen aus Rubens" und zu jenem sehr charakteristischen Ausspruch geführt hat, der einem Brief aus Rom an den Architekten Alioth entnommen ist: „Mein Respekt vor dem Barocco nimmt stündlich zu und ich bin bald geneigt, ihn für das eigentliche Ende und Hauptresultat der lebendigen Architektur zu halten. Er hat nicht nur Mittel für alles, was zum Zweck dient, sondern auch für den schönen Schein." So umschloß, bald an diesem, bald an jenem Punkt den weithin Wärme und Licht spendenden Funken entzündend, Goethes und Burckhardts Interessenkreis den ganzen Umfang der Renaissancekunst von den in ihr assimilierten antiken Elementen bis zu ihrem letzten Ausklingen in der Selbständigkeit eines neuen Stiles.

Jedoch die Kunst der Renaissance bedeutet für Burckhardt nur e i n e Ausstrahlung, nur e i n e der kulturellen Betätigungsweisen des Renaissancemenschen. Wie er diesen neuen Menschheitstypus in seinem Werden und in seinem Zusammenhang mit Vor- und Umwelt, in allen Äußerungen seines Wollens und Handelns gezeichnet hat, das vermochte nur eines Bildners Hand zu gestalten, in dem selbst ein Hauch von jener geistigen Vielseitigkeit, die dieser glücklichen Kulminationsperiode aller Kräfte eignet, über die Jahrhunderte hinweg lebendig lohte. Doch heller und ungehemmter, nicht gedämpft durch die engen Mauern einer Gelehrtenstube, brennt diese Flamme im Leben Goethes. Burckhardt hat den Renaissancemenschen nachempfindend geschildert, Goethe hat ihn gelebt. Gelebt im doppelten Sinne: in seinem eigenen zeitlichen Dasein und in der Welt seiner dichterischen Gestalten, von denen gar manche Blut vom Blut der Renaissance in ihren Adern hat. Das Erwachen des Individuums aus der gebundenen Dumpfheit des Herdenmenschen, die Entwicklung zum „uomo singolare" und weiter empor zum „uomo unico" hat Burckhardt als einen der weithin sichtbaren Gipfelpunkte der Renaissancebewegung hingestellt. Unter einem ganz andern, weniger günstigen Himmelsstrich hat Goethe diese Entwicklung in sich wiederholt: der schrankenlose, in Originalitätssucht ausartende Eigentrieb des Trecentomenschen in der ersten Kraftentfaltung des neuen Freiheitsahnens feiert seine Wiederauferstehung in dem fessellosen Persönlichkeitsdrang des jungen Stürmers und Drängers; aber wie im Quattro- und Cinquecento die Entwicklung vorwärts schreitet zur Vollendung der Persönlichkeit, bis sie ihre strahlende Höhe in dem

„allseitigen Menschen" erreicht, — den Burckhardt freilich in dieser Reinkultur mit Recht für das Italien der Renaissance allein in Anspruch nimmt, — das ist Goethes des Mannes und des Greises bewußte Bildungsarbeit an seinem eigenen Selbst. Und wenn die Schranken, die sich dem Sohne des 18. Jahrhunderts entgegentürmen, vereint mit den Hemmungen, die in seiner eigenen Anlage gelegen, eine Entfaltung zu jener höchsten Stufe eines Renaissancemenschen unmöglich gemacht haben, so schwindet andrerseits vor dieses Lebens festgefügter Gestaltung jeder Zweifel, der Burckhardt angesichts eines Lorenzo magnifico und anderer hervorragender Vertreter dieses Menschheitstypus befällt, „ob diese das harmonische Ausrunden ihres geistigen und äußeren Daseins als bewußt ausgesprochenes Ziel vor sich gehabt hätten". Nicht in dem Sinn einer launischen Göttergabe, nein, als Frucht eigenster Lebensarbeit hat Goethe die Persönlichkeit als höchstes Glück empfunden und errungen.

Parallel mit der Entfaltung der Individualität und diese auf das günstigste befruchtend, ging in der gesamten Renaissancebewegung, nicht bloß in der Kunst, die Wiedererweckung der Antike. Sie, die nach Burckhardts Auffassung das wichtigste Bauglied, zugleich tragender Grundstein und schimmernde Krönung am ragenden Dom der Renaissancekultur geworden, bedeutet ja auch für Goethes Leben eines der entscheidendsten Bildungselemente. Nicht bedarf es Zug um Zug einer Aufzeichnung dessen, was er dem Altertum schuldig geworden. Wie Faust durch seine Vermählung mit der Antike emporgeführt wird aus der dumpfen Enge seiner Existenz in die Sphäre des Heroischen und zur höchsten Abgeklärtheit des Daseins, so hat Goethe die läuternde Urgewalt der hellenisch-römischen Kulturwelt empfunden. Auch Burckhardts Faust — denn der Plan zu einer Faustdichtung, den wir bis heute nur aus dem ausführlichen, kritisch analysierenden Urteil seines Schülers Brenner kennen, hat auch in Burckhardts Seele geschlummert — sollte auf dem Boden der antiken Welt genesen zu einem Dasein werktätigen Schaffens. Und indem Mephistos Spukgestalt sich durch die Berührung mit der geweihten klassischen Erde auflöst im Nichts, wird auch der Vertrag, der Faust an ihn gebunden, zunichte, die Erlösung vollzieht sich hier durch die entsühnende Kraft des heiligen griechischen Bodens. Inbrünstigster Glaube an die wunderwirkende Macht der Antike.

Die Entdeckung der Welt und des Menschen — das ist die nächste Großtat der Renaissanceepoche, wie sie Burckhardt vor uns erstehen ließ. Nicht den letzten Anteil hatte daran die in jenen Tagen neu erwachte Naturwissenschaft, die mit den Waffen exakter Forschung dieses Reich erschloß. In den „Materialien zur Geschichte der Farbenlehre" hat sich Goethe als Naturforscher eingehend und vielfach zustimmend mit seinen Vorgängern aus jenen Jahrhunderten auseinandergesetzt. Namen, die wir heute kaum mehr dem Klange nach kennen, sind ihm wissenschaftlich differenzierte Persönlichkeiten, er ist in ihrer Mitte heimisch wie ein jüngerer Bruder.

Und was Goethe, dem Menschen, nicht vergönnt gewesen, aus der Welt der Renaissance in die Wirklichkeit des 18. Jahrhunderts umzusetzen, das ließ der Dichter Goethe in seinem „Torquato Tasso" erstehen. Hier gewinnt die Burckhardtsche Formel vom Staat als Kunstwerk Gestalt, hier erstrahlt eines Renaissancehofes anmutig graziöse Geselligkeit, verfeinert zur höchsten Blüte durch ein jahrhundertaltes Kulturerbe. Daß zu diesem Bild der Weimarer Musenhof in gleichem Maße wie das Ferrara der Este die Farben geliehen, daß diese zeitlich und räumlich heterogenen Elemente zusammenklingen in reinster harmonischer Vereinigung: auch dies ist Bürge, wie sehr sich das Weimar Goethes den Tagen der Renaissance angeähnelt hat. Es ist Geist von jenem Geiste, der nach Friedrich Nietzsches Wort Basel zur Vormacht der Humanität erhoben, als er in Burckhardt lebendig geworden. Goethe wie Jakob Burckhardt, jeder in der besondern Sphäre seiner Wirkungsmöglichkeit, sind in ihrem Verhältnis zur Renaissance die Inkarnation des Burckhardtschen Wortes: „Die Geschichte liebt es, bisweilen sich auf einmal in einem Menschen zu verdichten . . . Diese großen Individuen sind die Koincidenz des Allgemeinen und des Besonderen, des Verharrenden und der Bewegung in einer Persönlichkeit. Sie resumieren Staaten, Religionen, Kulturen und Krisen".

Erich Wentscher:

Das Biwak.

Stumm
Kauern Schatten ums Feuer.
Horniste geht herum
Blasen.
Habt kein Quartier noch Scheuer,
Nur den nassen Rasen. —

Die Nacht
Hat einen roten Saum,
Das ist die ferne Schlacht!
Hört Ihr's grollen?
Morgen — nach Schlaf und Traum —
Müßt Ihr die Mäntel rollen. —

Der Posten knirscht ums enge Zelt,
Wimmern erwacht
Rings im kalten, verlassenen Feld.
Abseits auf breiten, baumlosen Spuren
Räder, Räder die ganze Nacht
Wie Uhren. —

Richard Sexau:
Brigitta. Erzählung.

Schluß.

Am übernächsten Tage rief ein Telegramm Renate nach Hause. Ich habe sie im Verdacht, daß es in ihrem eigenen Auftrag an sie aufgegeben worden war.

Ein wenig befangen trat sie mir beim Abschied entgegen. Aber doch wie eine Schwester so herzlich.

Ich merkte jetzt erst, wie abgemagert sie war, wie die Haut sich über den Jochbogen straffte, wie die farblosen Wangen sich zu Höhlen buchteten.

Sie konnte nicht reden. Jämmerlich nur verzog sie die Lippen. Aber ihre guten Augen sagten mir alles. Sagten mir, daß sie Werner von ganzem Herzen liebte, daß sie litt unter diesem unseligen Gefühl, daß sie nur ging, um gegen mich keine Schuld auf ihr Gewissen zu laden.

„Daran", preßte sie schließlich heraus, „daran hatte ich nicht gedacht; nie; glauben Sie mir das." Und sie krallte ihre Finger in die meinen, daß ich vor Schmerz fast schrie.

Ich wußte, woran sie nicht gedacht hatte. Nicht an solch verhängnisvolle Leidenschaft, nicht daran, in meine Ehe einzubrechen und mir den Gatten zu stehlen.

Ich mußte lächeln vor Mitleid, als ich ihre Verzweiflung sah. Das gute Kind verlangte Trost; Trost von mir . . . .

Mir war, als müßte ich sie um jeden Preis zurückhalten. Und ich bat, flehte, sie möge bleiben.

Sie schüttelte nur hart den Kopf. Ihre Mutter brauche sie. Daheim sei ihr Wirkungskreis. Dort wolle sie von jetzt an bleiben und ihren Pflichten leben.

Sie riß sich von mir los, nachdem sie diese Worte feierlich wie einen Schwur ausgesprochen hatte, und lief hinaus, wie um mir jede Widerrede abzuschneiden.

Am Gartentor erwartete Werner sie, der ihr bis zur Bahnstation das Geleite geben wollte.

Später, viel später kam er zurück als sonst, wenn er jemand zur Bahn gebracht hatte. Und gegen alle Gewohnheit ging er trotz Regen und Sturm erst noch lange im Garten auf und ab. Auch als er endlich ins Haus trat, schaute er nicht wie sonst zu mir herein. Wie ein Dieb vielmehr schlich er sich hinauf in sein Zimmer. Dort hörte ich ihn ruhelos von Wand zu Wand irren.

Das Zeichen zum Abendessen verklang ungehört. Ich ließ den Gong ein zweites, ein drittes Mal schlagen.

Endlich erschien Werner. Mir fiel auf, wie merkwürdig klein seine Augen waren, entzündet, geblendet.

Wortkarg nahm er das Essen. Er kämpfte mit Schluckbeschwerden. Wieder und wieder zuckte ihm der Mundwinkel.

Die einsilbigen Reden, zu denen er sich aus Höflichkeit zwang, blieben ihm im Mund stecken oder verröchelten zwischen Stammellauten.

Oft verschwand sein Kopf hinter einer Zeitung. Nie hatte er sich sonst je diese Unart zu Schulden kommen lassen.

Einmal bemerkte ich, wie ein kleiner schwerer Wassertropfen über die Hand langsam herabkollerte, die das große Blatt hielt.

Plötzlich sprang er ans Fenster. Ein Fluch und ärgerliche Murmelworte sollten mich wohl glauben machen, er habe irgend ein verdächtiges Geräusch gehört.

Als nun zu allem Übel noch ein Handwerker gemeldet wurde, der ihn zu sprechen begehrte, stieß er zwar barsch etwas hervor von Wartenkönnen und daß er gleich käme. Er ging wohl auch ins dunkle Nebenzimmer. Aber nur, um nach einer Weile mit erstickter Stimme herauszurufen, er fühle sich nicht wohl. Ich möchte den Handwerker abfertigen.

Als ich wiederkehrte, war er verschwunden.

Angstvoll ging ich ihn suchen.

Mir war so schwer ums Herz von all den Aufregungen. Ich sorgte mich um seine Gesundheit.

In seinem Zimmer lag er auf dem Divan. Ich sah nur mehr die Umrisse seiner verzerrten Gestalt. So dunkel war es schon.

Meine Hand griff nach der seinen. Sie wich mir aus.

An seiner Stirn fühlte ich ein feuchtes Taschentuch.

Noch konnte ich mir das seltsame Gebaren nicht recht erklären. Und ich frug, was ihm fehle. Bat, mir zu verzeihen, wenn ich ihm wehgetan hätte. Es sei gewiß gegen meinen Willen geschehen; und ohne Absicht.

Er antwortete nicht. Aber meine teilnahmsvollen Fragen brachten ihn um den Rest von Fassung. Er verlor alle Kraft, sich zu beherrschen.

Ich hatte Werner nie weinen sehen.

Es war ein martervoller Krampf. Mich packte die Angst, daß dieser Anfall zu einer Katastrophe führen konnte, zu einem völligen Zusammenbruch seiner Gesundheit. Und ich schluchzte mit ihm, von seinem Leid überwältigt.

Er wand sich, bäumte sich, biß vergebens die Zähne knirschend aufeinander, riß Fetzen aus seinem Taschentuch. Wie im Fieber schüttelte es ihn. Erbarmungswürdig.

Dieser starke Mann wurde zum ersten Mal, seit ich ihn kannte, seiner nicht Herr. Und er rang doch darum; rang mit aller Willenskraft; ich fühlte es.

Aber wie sollte er auch damit fertig werden?

Das ging doch über Menschenkraft hinaus.

Ich verstand ja alles so gut; so gut.

Der Abschied hatte ihm die Binde von den Augen gerissen. Nun wußte er mit einem Male, was er in Renate besaß, wußte, wie tief er für sie empfand. Und glaubte, für immer sei sie ihm verloren und mit ihr das einzige Glück seines Lebens dahin.

Ich fand kein Wort des Trostes. Ich war ja selbst völlig ohne Trost.

Als er sich einigermaßen beruhigt hatte, stahl ich mich davon. Einsamkeit tat ihm wohler als jeder Zuspruch von mir.

Anderntags begegneten wir einander, als sei nicht das mindeste vorgefallen gewesen.

Aber von da an verwaiste seine Werkstatt wieder. Die angefangenen Arbeiten blieben liegen. Er ertrug es nicht einmal, davon reden zu hören.

Müßig schlenderte er im Haus umher und durch den Garten. Die kleine Birkenallee, die Renate Sonnenweg getauft hatte, wurde er nicht müde, auf und ab zu wandeln wie jeden Morgen mit ihr, und es schien, als setze er Gespräche vergangener Tage fort.

An Renates Lieblingsplätzen hielt er sich zumeist auf. Die Kissen streifte wieder und wieder sein Blick, auf denen sie zuletzt geruht hatte, verstohlen forschend, ob nicht doch etwa noch die Form ihres Körpers darin zum Ausdruck käme. Auf jenen Sessel starrte er unentwegt, den Kopf zwischen flache Hände gepreßt, wo sie ihm sonst gegenübergesessen war. Und ich sah, wie er sich marterte, ihr Bild Zug auf Zug vor sich erstehen zu lassen, sich vorzuspiegeln, daß sie da vor ihm lehnte, die Linke am Kinn, die Augen sinnend, warm auf ihn gerichtet.

Armes, armes Kind!

Warum habe ich dir da nicht gleich geholfen? Warum dich noch so lange, so endlos lange darben lassen?

Aber ich durfte ja nicht so geradewegs aufs Ziel losgehen, selbst wenn ich das Ziel damals gleich klar vor mir gesehen hätte.

Ich sah es jedoch nicht von allem Anfang an klar vor mir. Man ist doch auch nur Mensch, hängt am Leben, an den Wenigen, die es einen lieben lehrten.

Das Schicksal hatte mir eben gezeigt, welch wundervollen Inhalt das Dasein haben konnte. Vor meiner Ehe hätte ich alles hingenommen, wie es kam, ohne mit den Achseln zu zucken. Mochte es auch noch so freudlos sein. Jetzt aber hatten meine Wünsche ein Ziel. Auch ich hungerte nach Glück. So, wie ich es eben verstand. Danach, still neben Werner einhergehen zu dürfen, ihm die kleinlichen Sorgen fernzuhalten, seinen Alltag zu schmücken und immer aufs neu die Wunder des schöpferischen Genius andächtig mitzuerleben.

Aber dies mein Glück konnte nur durch sein Unglück erkauft werden. Immer drohender trat diese Erkenntnis vor mich hin. Was ich ihm darbot, genügte ihm nicht, konnte ihm nicht genügen. Wenn es auch alles war, was ich zu geben hatte, mein ganzes Ich, er besaß das Recht, besaß die Pflicht, mehr zu fordern.

Mußte eines von uns verzichten, so war ich es.

Wir Frauen sind eher zur Entsagung geboren. Und er war die weit wertvollere Natur, die schöpferische, die der Menschheit viel zu schenken hatte. Verkümmerte er, so gingen der Welt unersetzliche Werte verloren.

Was ihm nottat, wohl wußte ich es. Doch vermochte ich nicht, es ihm zu sein. Diese Erkenntnis bildete den Gipfel meiner Tragödie.

Es war genug, daß ich selbst ausgeschlossen blieb vom Saal der Feste. Übergenug. Verruchtheit, ja ein Verbrechen ohne gleichen wäre es gewesen, hätte ich einen andern an mir und meiner erbärmlichen Armseligkeit elend sehenden Auges zugrunde gehen lassen, ihn um seine Jugend betrogen, um seinen Aufstieg als Mensch, als Künstler und die Welt um Werke, um unschätzbare, aus denen Unzählige Freude, Erhebung, Kraft zu neuem Wachstum gezogen hätten. Wem schwindelte nicht vor der Ungeheuerlichkeit eines solchen Verbrechens, begangen an einem Menschen, den man liebte, den man so liebte?

Wahre Liebe besteht eben darin, das Glück des Geliebten weit über das eigene zu stellen. Wahre Liebe ist Opferbereitschaft. So sprach ich zu mir selbst. Immer wieder von neuem. Und doch fand und fand ich den Entschluß nicht, der nottat.

Es ging auf und ab in mir. Liebe rang mit Selbstsucht. Wunsch mit Verzicht. Leichtfertigkeit mit Verantwortungsgefühl. Meine Tage und Nächte durchtobten die wildesten Kämpfe. Und Werner verfiel indes immer mehr, alterte, glich bald einem Schwerkranken, wenn er gebeugt und müde über die Kieswege des Gartens einherschlürfte.

Seine Nächte waren voll Entsetzen.

Ich hörte, wie er sich ruhelos wälzte, wie er stöhnte, wie er Licht ansteckte, auf und ab schritt, stundenlang, dann dunkel machte und sich wieder legte, um nach kurzer Frist den nächtlichen Kreislauf von vorne zu beginnen, bis endlich der erste Morgenschimmer zu den Ladenritzen herein kroch.

Er suchte den Tag in die Länge zu dehnen, wenn er auch wie gerädert im Sessel lag, todmüde, fast unzurechnungsfähig vor wildem Kopfschmerz.

Wie Kinder, die sich vor Dieben oder Gespenstern scheuen, so mag er die Nächte gefürchtet haben, ihre Verzweiflung und ihre Hoffnungslosigkeit.

Was ging in ihm vor?

Er rang mit großen, mit entsetzlichen Entschlüssen.

Das stand auf seiner gefurchten Stirne zu lesen, in den Runen der wie vor Ekel und Lebensüberdruß herabgezogenen Mundwinkel.

Es mußte, mußte bald etwas geschehen. Sonst konnte es zu spät sein.

Angst verzehrte mich.

Ich rieb mich auf und alle meine Kraft im Grübeln um einen Ausweg. Und riß mir die Nägel blutig an versperrten Toren.

Friede brauchte Werner. Um jeden Preis Friede. Fand er ihn so nicht mehr, fand er ihn nicht bald, wer bürgte dafür, daß er ihn nicht erzwang?

Bei Renate lockte die Erfüllung. Gewiß. Aber dies Glück konnte nur durch mein Unglück erkauft werden. Nie und nimmer brachte er übers Herz, von mir die Trennung zu erbitten. Er war nicht fähig, mir wehzutun. Lieber litt er selbst. Und daß er sich heimlich stahl, wonach ihn verlangte, dazu war er sich zu gut, dazu stand ihm Renate zu hoch. Dies Unrecht wäre für ihn ein gräßlicherer Zusammenbruch gewesen als der Selbstmord. Bevor solche Männer ihr Bestes verraten, schaffen sie sich leichter aus der Welt.

Ich mußte also handeln. Bald. Gleich. Jede Verzögerung konnte das Verhängnis heraufbeschwören. Werners Nervenkrise nach Renates Abreise hatte zur Genüge bewiesen, wie nah am Abgrund wir schritten. Und an welch furchtbarem Abgrund . . . .

Aber wie um Himmels willen Werner zu seinem Glück verhelfen? Wie nur diesem grauenvollen Zustand ein Ende machen, der jeden Augenblick zu einer Katastrophe führen konnte?

Bekennen durfte ich mich zu meinem Opfer nicht. Nimmermehr hätte es sonst Werner angenommen.

Wollte ich ihm einen Liebesdienst erweisen, wie ihn wohl nur wenige Frauen über sich gewinnen, ich mußte ihn erst innerlich von mir befreien; mußte das Bild zerstören, das er sich von mir gemacht hatte; mußte ihm wehtun. Anders ging es nicht.

Häßliche Schleichwege also blieben mir nur übrig.

Ja . . . . verwickelt ist das Leben . . . . krumm, sinnlos in der Irre führt es uns.

Ich lebte wie im Fieber.

Wenn ich jetzt von dieser fürchterlichen Zeit erzähle, es klingt so überlegt, so bedacht. Und war doch alles eher als das.

Wie im Traum handelte ich schließlich. Schlafwandelnd folgte ich einem dumpfen Gefühl, einer unsichtbaren Hand, die mich geleitete. Fatalistisch vertraute ich Gott. Er konnte mich doch nicht im Stich lassen. Ich wollte ja nur eines andern Menschen Glück. Er mußte meinen Entschluß segnen. Mußte mich zum Ziel finden lassen, wenn ich mich auch im Dunkel, in finsterster Nacht, ängstlich tappend, auf den Weg machte.

Jetzt kann ich mich ja kurz fassen. Viel bleibt ohnehin nicht mehr zu sagen, was du nicht wüßtest.

Als Werner eines Tages zur Stadt gefahren war, verließ ich das Haus. In ein paar Worten teilte ich ihm mit, daß ich nicht wieder zurückkehren würde, daß ich ihn bäte, mir zu verzeihen, wenn ich ihm Kummer bereitete. Unsre Wege müßten sich trennen. Mir nachzuforschen habe keinen Sinn.

Über den Krämpfen, aus denen endlich dieser Entschluß herausgewachsen war, hatte ich dich, meinen Jungen, vergessen. Aber als der Abschied nun unabwendbar wurde, da packte es mich grausam. Ich wagte mich nicht mehr in deine

Nähe, floh angstvoll vor dir, um dein Stimmchen nicht mehr zu hören, deine großen Blauaugen nicht mehr zu sehen. Ich fürchtete, die Kraft zu verlieren, die mir nottat. Auch wenn man so armselig ist, daß man sogar mit dem eigenen, einzigen Kind nicht viel anzufangen weiß, man ist doch ein Fleisch und Blut. Im Augenblick der Trennung überkam mich das fürchterliche Weh der Enterbten. Da erfuhr ich, was es heißt, verlieren, auch wenn man nie so recht besessen hat. Da quoll zum ersten Mal übergewaltig das Muttergefühl in mir auf. Aber ich rang auch das nieder.

Deiner alten Kinderfrau vertraute ich an, wohin ich floh. Sie sollte mich über dein Ergehen auf dem Laufenden halten. Ich wußte, eher biß sie sich die Zunge ab, als daß sie mich verriet.

Auch an Renate schrieb ich und flehte, sie möge mir nun Werner nicht im Stich lassen. Sie dürfe es nicht. Sie müsse zu ihm halten, nachdem ich ihm so bittere Enttäuschung nicht hätte ersparen können. Er leide, leide um mich, aber auch um sie. Denn ihr gehöre sein Denken und Fühlen, weit, weit mehr als mir selbst. Wenn sie sich nun zu ihm bekenne, sie beginge kein Unrecht mehr. Im Gegenteil, sie mindere die Schuld, die ich auf mich geladen hätte.

Ich drückte mich absichtlich so dunkel und verworren aus. Man sollte meine Worte falsch deuten können.

Man tat es auch. Selbst in den weltentlegenen Gebirgsort, wohin ich mich geflüchtet hatte, drangen allerlei häßliche Gerüchte. Bitter weh taten sie. Aber das galt nun gleich. Ich mußte durchhalten. Werner zu lieb. Nur bei Renate fand er sein Glück. Nur bei ihr.

Das hielt ich mir vor, unablässig, krampfhaft, wenn ich Briefe von Werner erhielt. Er flehte, ich solle zu ihm zurückkehren. Ohne mich könne er nicht leben. Jetzt erst wisse er, was er an mir besäße. Ich solle doch nicht rachsüchtig sein, wenn er auch gedankenlos viel an mir verbrochen habe; solle ihm Gelegenheit geben, alles wieder gut zu machen. Er bettelte, drohte, gebärdete sich wie toll.

Von den Gerüchten, die doch auch ihm zu Ohren gekommen sein mußten, erwähnte er keine Silbe.

Ich schwieg, gab nicht das leiseste Lebenszeichen von mir. Er durfte meinen Aufenthaltsort nicht erfahren, wollte ich verhüten, daß er mich aufsuchte. Und das mußte ich auf jeden Fall verhüten. Denn trat er mir erst gegenüber, so bürgte ich für nichts mehr. Ich konnte schwach werden. Und das Elend hätte nur von neuem begonnen.

Mit allem Ungestüm forderte er eine Begegnung. Gewährte ich sie ihm nicht, schrieb er, so müsse er annehmen, daß noch eine Persönlichkeit mit im Spiel wäre, die mich ihm entfremde.

Als ich auch darauf keine Antwort gab, übte er den letzten Druck aus, den schmerzlichsten. Er erklärte, weiteres Schweigen fasse er als Zugeständnis auf, daß ich eines Andern wegen meine Freiheit begehre, daß ich die Scheidung um

jeden Preis durchsetzen wolle. Bestätige ich diesen Verdacht, indem ich auch diesen Brief unerwidert ließe, so wolle er mir nicht weiter im Wege stehen. So viel Stolz brächte er auf, um mich dann nicht weiter zu behelligen.

Ich bestätigte diesen Verdacht, wenn mir auch fast das Herz darüber brach. Aber ich durfte nicht auf halbem Weg stehen bleiben, durfte nicht feig umkehren, mir selbst verächtlich, Werner zur Last. Und ich bin froh, daß ich die Kraft dazu fand. Ja, darin liegt die Lehre meines ganzen Lebens. Um Himmels willen nichts flicken, nichts leimen. Was Gott getrennt hat, soll der Mensch nicht kitten wollen. Er sät sonst nur den Keim zu Katastrophen. Klare, scharf umrissene Linien verlangt das Leben gebieterisch. Es gibt nichts Verhängnisvolleres als Experimente; und nichts Gewissenloseres. Wie leicht strauchelt man, kommt zu Fall. Und ehe man es sich versieht, ist alles vorüber; verspielt das eigne Glück und das der Andern.

Wenige Monate nach meinem vermeintlichen Geständnis waren wir geschieden.

Für mich gab es nur ein Asyl: das Kloster. Mochten die Menschen immerhin meinen, weil meine Schuld nach Sühne schrie. Oder weil ich einen sinnlosen Rausch und das fürchterliche Erwachen daraus vergessen wollte. Das berührte mich alles nicht so viel. Mein Gott wußte, daß ich das Beste gewollt hatte. Und er ließ mich nicht im Stich. Er segnete mein Opfer. Es konnte ja gar nicht anders sein. Inbrünstig danke ich dir dafür, Allmächtiger.

Das Gerücht trug mir zu, daß Werner und Renate wunschlos glücklich mit einander lebten. Einen Aufstieg nahm ja seine Kunst, wie selbst ich ihn nicht für möglich gehalten hätte. Über alles, was er schuf, ließ ich mir berichten, von all seinen Arbeiten Abbildungen senden. Wundervolle Werke stammen aus der Zeit, nachdem er Renate geheiratet hatte. Werke, wie sie nur ein Mensch bilden kann, der sich nicht in entkräftendem Sehnen verzehrt, der seine Ergänzung fand, der lebenbejahend, aus voller Harmonie heraus, von der Gefährtin gefördert, uneingeschränkt alle Kräfte seiner Schöpfung weihen konnte.

Trotz dieser Wissenschaft folterten mich bisweilen doch Zweifel, ich könnte mich am Ende umsonst bei lebendem Leib und glückshungriger Seele haben freiwillig begraben lassen. Aus deinem Munde mußte ich drum die Bestätigung hören, daß Werner und Renate ineinander aufgingen, daß hienieden kein vollkommeneres Glück gedacht werden konnte."

Lange, lange schwiegen Mutter und Sohn.

Durch das Fenster klang das Zwitschern übermütiger Schwalben, die in schwungvollem Flug vorüberschossen, und das Geplätscher des Sees.

Nach banger Pause endlich frug Berthold, heiser und keuchend: „Und warum ..... warum hast du Vater in den Tod gehen lassen, ohne ihn von dem bittern Verdacht zu befreien?"

Die Alte schüttelte das Haupt, das ihr nun müde auf der Brust ruhte: „Warum? . . . . Sollte ich ihm etwa noch einmal wehe tun? Weher, viel weher als damals? Sag selbst! Kommt es denn darauf an, daß die andern eine Ahnung haben, wie innig wir sie lieben, was wir für sie getan, welche Opfer wir uns abgerungen haben? Kommt es darauf an? Ich meine vielmehr, daß wir sie lieben, daß wir bereit sind, alles wegzuwerfen, fordert es so ihr Wohl, das gibt den Ausschlag. Und es ist vielleicht besser, sie wähnen, Selbstsucht hätte uns zu dem Schritt getrieben, dem sie ihr Glück verdanken. Besser, sie schätzen uns gering. Wenn sie ahnten, was uns ihr Glück kostete, sie würden die Kraft dazu verlieren und die Freude daran. Würden Opfer mit Opfer lohnen wollen. Und Hölle wäre das Ergebnis, fürchterlichere Hölle, als wenn sich zwei aus Haß und Feindschaft mit abgefeimter Bosheit verfolgen.

Den Lohn für gute Tat, den finden wir in uns selbst. Wen gelüstet aber nach Lohn?"

Berthold trat leise an Schwester Brigitta heran und ergriff behutsam die abgezehrte Greisenhand.

Voll ehrfürchtiger Scheu beugte er sich zum Kuß tief herab und kniete schließlich demütig vor der Mutter.

„Verzeih, verzeih mir und uns allen."

„Guter Junge. Nicht ich habe zu verzeihen. Dich muß ich bitten, daß du mir meine Schuld nachsiehst. Denn gegen dich, mein Sohn, lud ich schwere Schuld auf mich; unsühnbare. Ich beraubte dich der Mutter, überließ dich Fremden. Nicht leichtfertig, nein. Ich litt unsäglich darunter. Und noch mehr, noch viel schwerer versündigte ich mich an dir. Ich wälzte den schändlichsten Verdacht auf deine Mutter, der eine Frau beschmutzen kann, den Verdacht der Untreue, des Betrugs, des Ehebruchs. Und ich bestahl dich so um alles Vertrauen zum weiblichen Geschlecht. Ja, ich weiß. Und du hattest recht. Wer in der eigenen Mutter nicht das anbetenswürdigste Geschöpf verehren darf, wie soll der andern Frauen glauben? Ohne Glauben aber kein Glück. Schon darum sollten wir Mütter uns von jedem Fehl, von jedem Argwohn rein erhalten, damit unsre Kinder, voll Ehrfurcht vor uns, den Glauben an die Menschheit aus unsern Händen unbegrenzt empfangen. Ich habe gehört, Berthold, daß mein vermeintlicher Verrat dich zum Frauenverächter machte, zum Einsiedler. Hab' auch gehört, daß dich trotzdem das Geschick ereilte. Leugne es nicht! Ich weiß sogar, wen du lieb gewonnen hast. Weiß aus ihrem eigenen Mund, wie gut sie dir ist. Sie schrieb mir. Wußte sich nicht mehr anders zu helfen. Ahnte, was du littest, warum du ihr aus dem Weg gingst. Laß sie nicht länger warten, Berthold. Höre auf, sie und dich selbbst zu quälen."

„Mutter . . .", schrie er auf. Den Kopf in ihrem Schoß stammelte er wirre Worte der Freude, des Dankes.

„Nicht so, mein Sohn. Dank Gott! Mir war nur Pflicht, gut zu machen, was ich an dir verfehlt hatte."

„Ich kann es noch nicht begreifen. Nicht, daß es so wundervolle Frauen gibt. Nicht daß meine Mutter . . . . nicht daß . . . Gabriele . . . ."

„Ans Glück gewöhnt man sich leicht."

„Du hast mir heute die Mutter geschenkt. Du hast sie mir nicht geschenkt, um sie mir sofort wieder zu nehmen."

„Sie soll dir nicht wieder genommen werden."

„Wenn du im Kloster bleibst . . ."

„Was bedeutet äußerliche Trennung?"

„Alles, liebe Mutter. Für mich alles. Drum zieh zu uns. Damit wir dich entschädigen während der letzten Lebensjahre . . . Ich bitte, Mutter."

Schwester Brigitta lächelte wehmütig.

„Als ob sich das je bewerkstelligen ließe. Und selbst wenn auch . . . . Was für ein Mißgriff wäre es! Guter, dummer Junge. Es ist lieb von dir, daß du daran denkst. Aber zwecklos, davon zu reden. Ich bin zu alt, um verpflanzt zu werden. Passe nicht mehr in die Welt. Was sollte Eurer Jugend das verknöcherte, halb schon abgestorbene alte Weibchen? Mir ist hier wohl. Ein freundlicheres Heim könnte ich nirgends finden. Denk du an die Zukunft. Und laß die Toten ruhen. Ich wünsche nur eines mehr: eine friedliche Sterbestunde. Und sollte das mir nicht bestimmt sein, ich werde es auch zu Ende kämpfen. Habe wohl schwereres schon durchgerungen."

Dumpf rief von draußen eine klagende Glocke.

In den Gängen verhallte ihre metallische Stimme.

Schritte huschten an der Türe vorüber. Gedämpfte Worte drangen bruchstückweise herein.

„Abendandacht. Ich darf nicht fehlen."

Schwester Brigitta erhob sich. In ihren Märtyrerzügen flammte Überwinderstolz.

„Vielleicht sehen wir uns bald wieder. Glück zu", sie schloß den Sohn in zitternde Arme und hob beide Hände leicht zu seinem Scheitel empor. „Gott segne Euch. Und wenn deine Gabriele einer alten Frau . . . ."

„Sie wird kommen, Mutter, wird dir . . . ."

„Geh, geh jetzt", Brigitta schob ihn ungeduldig der Türe zu, winkte abwehrend, als er stockte, winkte, bis er endlich die Klinke hinter sich ins Schloß gezogen hatte.

Allein fiel die Alte am Betstuhl zusammen und vergrub das Gesicht in ihre abgezehrten Hände.

Sie war mit ihrer Kraft zu Ende.

* * *

Dem Davoneilenden wurde von der Pförtnerin eine Karte ausgehändigt. Sie kam von der Prinzessin.

Stein nestelte sie aus dem Umschlag und las sie beim dürftigen Schein einer flackernden Wandkerze.

„Lieber Herr Forstmeister! Ich konnte so lange nicht warten und wollte Sie hinwiederum aber auch nicht stören. Die Dauer Ihres Besuchs zeugt mir dafür, daß die Mutter Sie nicht vergebens rief. Gott lohne es Ihnen! Als Frau danke auch ich dem Mann, der kindlich heiliges Gefühl nicht als überlebte Sentimentalität abtut, sondern der von sich aus gutzumachen trachtet, was das Leben einer Armen schuldig blieb. Ich hoffe Sie bald zu sehen und grüße einstweilen schönstens

Anna Sofie."

Berthold schritt an grauen Gestalten vorbei, die gesenkten Hauptes der offenen Kirche zuströmten, hinaus in den lauen Sommerabend.

Ein glutroter Ball stand der Mond bewegungslos in tiefblauer Samtluft. Noch spiegelte der glatte See nur den letzten rötlichen Hauch des entschwindenden Tageslichts. Unter den Riesenbuchen lungerte schon die Nacht, duftschwer, süß und fast bänglich schwül.

Berthold streckte sich lang hin über den Uferkies aus.

Seine Rechte wurde vom Wasser umspült.

Mit den perlenden Fingern kühlte er die Glut von Schläfen und Stirn. Der Wind leckte kältend die Nässe.

Kleine Silberzacken sprangen blinkend aus dem Bahrtuch des Sees. Der Mond goß einen Strom flüssigen Goldes über das Wasser, der immer breiter und breiter wurde.

Im Feuer stand unbeweglich der schwarze Umriß eines hochwandigen Kahns mit spitzem Schnabel.

Eine Frauengestalt kauerte auf dem fast im Wasser verschwindenen Bug.

Ihre weiche Stimme sang ungeschult, doch voll Wohllaut:

Und ich geh mit Einer, die mich lieb hat,
Ruhigen Gemütes in die Kühle
Dieses weißen Hauses, in den Frieden,
Der voll Schönheit wartet, daß wir kommen.

Der Gesang verhallte.

Weiter und weiter trug die Strömung das traumhafte Boot hinaus in den See.

Rundschau

Rundschau der Kriegsliteratur XXXIII.

Von Dr. jur. Kurt Ed. Imberg.

Unter dem Titel „Anklagen gegen Deutschland. Das Buch „J'accuse" und andere Schriften" hat Karl Federn im Berner Verlage von Ferd. Wyß eine Untersuchung veröffentlicht, die mit dem vielbesprochenen, anonym erschienenen Buche „J'accuse" und ähnlichen Machwerken gründlich abrechnet. Wie der Verfasser am Schlusse ausführt, hat er sich dieser Arbeit mit tiefem Widerwillen unterzogen, da es „peinlich" sei, „sich mit solchem Machwerk beschäftigen zu müssen". Am Ende seiner Schrift faßt Federn sein Urteil über das Buch „J'accuse" dahin zusammen, daß er es mit folgenden Worten charakterisiert: „Wir haben ein Buch vor uns, dessen Titel gestohlen, dessen Inhalt gefälscht ist; von einem Verfasser, der zu unwissend ist, um die Dinge, über die er zu schreiben wagt, irgend zu beurteilen, aber gewissenlos genug, um sie, wo es ihm paßt, zu entstellen, zu voreingenommen und unehrlich, um Gegenstände loyal zu erörtern, aber schlau und tückisch genug, um sie zu verdrehen, zu verworren, um seine Belege auch nur ordentlich zu lesen und zitieren, zu feige, um sich zu nennen." Dieses, den Wesenskern jener anti-deutschen Hetzschrift treffend zeichnende Urteil dürfte sich der ungenannte Verfasser — es war die einzige Klugheit, daß er seinen Namen verschwieg! — kaum einrahmen lassen und auf den Schreibtisch stellen. Und auch seinen „Bewunderern", die auch dieser Verfasser nach dem bekannten Voltaire'schen Worte: **„Un sot trouve toujours un plus sot qui l'admire!"** („Ein Dummer findet immer einen noch Dümmeren, der ihn bewundert") gefunden hat, dürfte nach dem Lesen des Federn'schen Buches ein Licht aufgehen, vorausgesetzt natürlich, daß ihr Hirn nicht in ein undurchdringliches Dunkel gehüllt ist, und daß sie nicht jenen Grad der Dummheit bereits erreicht haben, gegen den — wie der Dichter sagt — die Götter selbst vergeblich kämpfen.

Von dem Buche „Das deutsche Schwert", das von Professor Dr. Paul Hildebrandt im Verlage von Quelle & Meyer in Leipzig herausgegeben — Kriegserlebnisse deutscher Oberlehrer an der West- und Ostfront schildert, ist eine zweite Folge erschienen, der wir bald eine weitere

Nachfolge wünschen können. Aus allen diesen Schilderungen, deren Verfasser vor dem Feinde stehen, strömt dem Leser der feste, unerschütterliche Siegeswille, das Bewußtsein entgegen, daß wir siegen müssen und siegen werden.

Der Privatdozent an der Universität Bonn Dr. Johs. M. Vermeyen behandelt in einer kleinen Schrift „Die geistig-sittliche Bedeutung des Soldatenlebens" (A. Marcus & E. Webers Verlag Bonn). In lebendiger, anschaulicher Weise schildert hier ein philosophischer Schriftsteller auf Grund eigener Erfahrungen und Beobachtungen, die er als Infanterist und später als Artillerist in Massenquartier und Kaserne, im Barackenlager und Unterstand, im Feld-, Kriegs- und Heimatslazarett gemacht hat, die soldatische Erziehung als eine Schule zur Schärfung des Denkens, zur Läuterung des Fühlens und zur Kräftigung des Wollens. —

Von der bei der Wissenschaftlichen Verlagsanstalt „Globus" in Dresden von Professor Dr. v. Mammen herausgegebenen „Bibliothek für Volks- und Weltwirtschaft" liegen uns drei weitere neue Hefte vor. Das 26. Heft enthält einen Vortrag, den Professor Dr. Alfred Manes über „Australiens Politik vor und in dem Weltkrieg" Mitte 1916 in der Deutschen Gesellschaft 1914 gehalten hat. Mit Recht führt der Verfasser im Vorwort aus, daß es zurzeit zweifellos Länder und Dinge gäbe, die uns näher liegen als Australien und seine Politik. „Aber gerade vielleicht, weil die Bestrebungen bei uns sich ausbreiten, den Blick nicht über Mitteleuropa zu lenken und, wenn schon von Kolonien die Rede ist, vorwiegend oder ausschließlich an Afrika zu denken, ist es vielleicht nicht ganz unangebracht, gelegentlich auch an fernere Weltgegenden zu erinnern, in denen man hoffentlich vergebens versucht, alles das zu vernichten oder auszuschalten, was auch dort deutscher Geist, deutsche Unternehmungslust, deutscher Kaufmannsfleiß geschaffen haben." Wir können dem Verfasser hierin vollkommen beipflichten; viel zu oft wird heute vergessen, daß man, ohne die mitteleuropäischen Bestrebungen abzulehnen oder zu verkleinern, doch seine Augen auf die großen Vorgänge außerhalb unseres Erdteils richten muß, wollen wir, wenn der Frieden erst einmal wieder über Europa herrscht, nicht vor Überraschungen stehen, die vielleicht unangenehm und schwer zu beseitigen sind. Es ist daher mit Dank zu begrüßen, daß Professor Manes in dieser kleinen Schrift den Leser in den fünften Erdteil führt, „ins Land der sozialen Wunder," wie er Australien in einem früheren Buche (4. Aufl. Mittlersche Hofbuchhandlung 1914 unter dem Titel „Der soziale Erdteil" erschienen) genannt hat, daß er uns über die Beziehungen Australiens zu England und Amerika, Australiens Japanerfeindschaft, seine Flottenpolitik und die australische Zukunft belehrt, und wir hoffen, daß auch diese neue Schrift des Verfassers in weitesten Kreisen Beachtung finden wird.

Im 44. Heft der Sammlung, das den Titel „Der einzige Weg" führt, stellt Professor Dr. Fritz Friedrich Betrachtungen an über die wirtschaftlichen Ursachen und die Beseitigung der Ehescheu und des Geburtenrückganges in Deutschland. Die schlichte, auf scharfer Beobachtung der Praxis des Lebens beruhende Arbeit, die für die weitesten Kreise des Volkes berechnet und deshalb in allgemein verständliche Form gefaßt ist, untersucht zunächst die Ursachen der weitverbreiteten Ehescheu und gewollten Kinderlosigkeit, wobei neben psychologischen und allgemein-kulturellen, vor allen Dingen die wirtschaftlichen Ursachen aufgedeckt werden. Friedrich begnügt sich hierbei nicht mit allgemeinen Hinweisen, sondern entwirft ein anschauliches Bild von dem, was der Familienvater leisten, und was er entbehren

muß. Im letzten Teile seiner Ausführungen geht er den Abhilfemaßnahmen nach, die von den verschiedensten Seiten vorgeschlagen worden sind, und erklärt schließlich als den einzigen Weg, der zugleich gerecht ist, alle Volksschichten erfaßt und Erfolg verspricht, eine radikale Umgestaltung der Besteuerung, verbunden mit der Gewährung von Erziehungsbeihilfen, gegebenenfalls bei Beamten außerdem Differenzierung der Gehaltsstaffeln. Die Friedrich'sche Schrift ist sehr lesenswert und interessant und dürfte zweifellos wichtige Fingerzeige für die Lösung eines der ernstesten Gegenwartsprobleme bieten. Vielleicht hätte der Verfasser mehr hervorheben können, daß es bezüglich der Beamten, soweit für ihre Anstellung eine akademische Bildung Voraussetzung bildet, wünschenswert wäre, wenn ihnen früher, als es jetzt der Fall ist, Gehalt gezahlt, daß die bestehende g e h a l t l o s e „Vorbereitungszeit" abgeschafft oder doch mindestens verkürzt würde, da in vielen Fällen gerade bei den akademisch gebildeten Beamten ein starker Grund zur Ehelosigkeit der Umstand ist, daß sie kaum vor 32 oder 35 Jahren ein einigermaßen genügendes Einkommen erhalten, das ihnen die Gründung einer Familie gestattet.

Der 45. Band endlich, der ein Sonderabdruck aus der graphischen Monatsschrift Deutscher Buch- und Steindrucker ist, gibt einen kleinen Aufsatz „Von Gutenberg über Luther und Bismarck zum Weltkriege" aus der Feder von P a u l H e i d e n, der in kurzer Form die Wichtigkeit der Buchdruckerkunst und der Presse für die Politik darlegen soll.

* * *

„Neu-Deutschlands Wirtschaft" betiteln sich Betrachtungen, die O s c a r M ü n s t e r b e r g im Verlage von Karl Curtius in Berlin veröffentlicht, und bei denen er zu dem Ergebnisse gelangt, daß zu Deutschlands wirtschaftlicher Machtstellung erforderlich ist, daß der Nationalstaat ohne Belastung mit fremden Völkerstämmen bewahrt bleibt, daß Siedlungsland im Osten erworben wird und alle Grenzen militärisch geschützt sind. Kolonien in großen, geschlossenen Komplexen, vor allem in Mittelafrika von der Ost- bis zur Westküste und Südwestafrika, müssen erworben, Kohlen-, Flieger-, U-Boot- und drahtlose Stationen von der flandrischen Küste bis zu den Kolonien angelegt werden, das Meer und der Handel müssen frei, günstige Handelsverträge mit Rußland Rumänien, Polen, Belgien und unseren Verbündeten abgeschlossen und bevorzugte Handelsrechte bis nach Persien und Indien erlangt werden. Zu dieser recht reichlichen „Speisekarte" kommt noch, was Münsterberg in seiner Schlußzusammenfassung als „wertvoll" für die wirtschaftliche Entwicklung bezeichnet, und wovon hier nur genannt seien Steuer auf Kriegsgewinn, Vermögen und Erbschaften, Einfuhrverbot für alle Artikel, die durch deutsche Erzeugnisse ersetzt werden können, Schutz des Mittelstandes, besonders der Beamten, Qualitätsarbeit für Mode und Luxus, Entwicklung der Massenfabrikation nach Typen und Kolonisation auf dem Lande. Es würde viel zu weit führen, wollten wir uns an dieser Stelle mit allen Ausführungen des Verfassers auseinandersetzen. Sie enthalten manches Brauchbare und Interessante, wenn man auch nicht in allen Punkten dem Verfasser beizupflichten vermag.

Recht lehrreich und interessant ist auch eine kleine Schrift von S i e g f r i e d M o l t k e über die „Leipziger Messen im Kriege", die vom Meßamt für die Mustermessen in Leipzig herausgegeben worden ist. Der Verfasser zeigt in seinen Ausführungen, welche

Kraft diesem alten Völkermarkte innewohnte, der dieses Jahr auf ein 650jähriges Bestehen zurückblicken kann, „eine Kraft, die durch nichts zu vernichten war, . . . die selbst dann wirkte, wenn rings um Leipzigs Mauern die blutigsten Kämpfe tobten oder eben erst getobt hatten".

* * *

Von den „Quellenbüchern zur österreichischen Geschichte", die im Schulwissenschaftlichen Verlage von A. Haase in Leipzig erscheinen, liegt nunmehr auch der 8. Band „Römerzeit und Völkerwanderung auf österreichischem Boden" vor. Professor Dr. Jacob Weiß bietet hier eine sorgfältige Auswahl der antiken und frühmittelalterlichen Nachrichten über die Geschichte des österreichischen Staatsgebietes. Da das Quellenbuch für weitere Kreise bestimmt ist, so mußte es sich naturgemäß darum handeln, in erster Linie erzählende Quellen in die Sammlung aufzunehmen, während die Inschriften, die allerdings das wertvollste Material für die Geschichtsschreibung jener Tage bilden, nur in bescheidenem Maße herangezogen werden konnten. Nichtsdestoweniger dürfte auch dieses neue Heft vollauf den Zwecken der Sammlung entsprechen.

Dem schweizerischen Staatsrecht gehört ein Vortrag an, den Fritz Fleiner über „Zentralismus und Föderalismus in der Schweiz" in der Neuen Helvetischen Gesellschaft gehalten hat, und der jetzt im Verlage von Rascher & Cie. (Zürich) in Buchform erscheint. Fleiner beschäftigt sich in seinem Vortrage in der Hauptsache mit der angestrebten Reform der Bundesverwaltung, die darauf abzielen müsse, „dem Bundesrat als Gesamtbehörde die kleinen laufenden Geschäfte abzunehmen und sie auf eidgenössische Amtsstellen unter dem Bundesrat zu übertragen, so daß der Bundesrat eine reine Regierungsbehörde wird und Zeit und Muße gewinnt, die eigentlichen Regierungsgeschäfte wieder kollegial zu behandeln". Die Frage, ob die Kantone dann noch ein Recht auf Existenz hätten, beantwortet der Verfasser bejahend dahin, daß die Kantone insofern auch für den Bund einen wesentlichen Faktor bilden, als durch sie eine Garantie dafür geschaffen wird, daß die verschiedenen Kulturen in unsern politischen Bundesbehörden vertreten sind, nicht etwa wie es ihrer mechanischen Struktur entspräche, sondern gemäß ihrer großen geistigen Bedeutung". Das Problem, ob Zentralisation oder Föderalismus, ist für die Schweiz „nicht eine bloße Frage der Dezentralisation und der Verwaltungsorganisation", sondern hinter diesem Problem stehen die großen Kräfte des schweizerischen öffentlichen Lebens: nationale Einheit, Demokratie und geistige Freiheit.

In J. F. Lehmanns Verlag, München ist unter dem Titel „Die Vertreibung des Königs Konstantin von Griechenland" von der 1914 gegründeten deutsch-griechischen Gesellschaft eine kleine Schrift herausgegeben worden, die auf Grund authentischen Materials die Vorgänge darlegt, die König Konstantin zwangen, Griechenland zu verlassen.

In der Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt" (Verlag von B. G. Teubner, Leipzig-Berlin), die uns schon so viele nette Bücher beschert hat, ist als einer der neuesten Nummern (Nr. 614) eine Arbeit des bekannten Hamburger Forschers der Kultur und Geschichte Indiens, Professor Dr. Sten Konow erschienen: „Indien." In dem kleinen Bande war es dem Verfasser natürlich nicht möglich, eine ausführliche Darstellung zu geben. Er ist auch nicht für den Fachgelehrten bestimmt, sondern sein Zweck ist, wie Konow im Vorwort sagt, lediglich der,

„Indien dem gebildeten Publikum etwas näher zu bringen und zu zeigen, was es ist, wie es geworden ist und was die indische Kultur geleistet hat". Diesem Zwecke wird die Konowsche Arbeit vollkommen gerecht; in kurzen Umrissen gibt sie dem Leser ein klares, unparteiisches Bild von dem, was man über Indien, das Land, seine Bewohner und seine Geschichte wissen muß. Erfreulich wäre es, wenn der Verfasser und der Verlag sich entschließen würden, der 2. Auflage, die wir diesem Bande recht bald wünschen, eine Karte Indiens beizugeben; denn das Buch ist für weitere Kreise bestimmt, und wir möchten bezweifeln, daß der größere Teil der Leser mit der Geographie Indiens so vertraut ist, daß er die Ausführungen des Verfassers ohne Karte wird ganz verstehen und aus ihnen soviel wird lernen können, wie es ihm an Hand einer Karte möglich wäre.

* * *

Das Problem des Wahlrechts, das heute im Mittelpunkte der innerpolitischen Fragen steht, behandelt Prof. Fritz Stier-Somlo in einem bei Dietrich Reimer in Berlin verlegten Buche: „Vom parlamentarischen Wahlrecht in den Kulturstaaten der Welt." Wie seine früheren Schriften, so verdient auch diese neue Arbeit des Verfassers, die er selbst nur als „Versuch" bezeichnet, größte Beachtung. Die Fülle des in dieser vergleichenden staatsrechtlichen Studie verarbeiteten Materials, die kurze, aber klar verständliche Form sind zwei von den Vorzügen dieses Buches, denen sich die am Schluß gegebenen Anmerkungen als dritter anschließen. In diesen Anmerkungen gibt der Verfasser eine reiche Literaturübersicht, die das Büchlein auch für den Fachmann wertvoll macht. Wir bedauern, an dieser Stelle nicht näher auf das Buch von Stier-Somlo eingehen zu können, werden jedoch, sobald sich die Gelegenheit bietet, ausführlicher auf diese Arbeit zurückkommen, und wollen uns heute darauf beschränken, ihr möglichst weite Verbreitung zu wünschen.

Literarische Rundschau.

Von Prof. Dr. Heinrich Brömse.

Unter dem 11. Juni 1825 vermerkt Eckermann das seitdem oft angeführte Wort Goethes: „Lebendiges Gefühl der Zustände und Fähigkeit es auszudrücken macht den Poeten." Nicht eine restlose Wesensbestimmung wollte Goethe damit geben, lehnt er doch zugleich „abstrakte Definitionen" der Poesie ab, aber es ist eine so umfassende und glücklich geprägte Formel, daß auf sie ein andres Wort desselben Meisters zutrifft: „Alles kommt in den Wissenschaften auf das an, was man ein Aperçu nennt, auf ein Gewahrwerden dessen, was eigentlich den Erscheinungen zum Grunde liegt. Und ein solches Gewahrwerden ist bis ins Unendliche fruchtbar." Impressionismus und Expressionismus können sich beide auf jenen Ausspruch berufen; sie stehen nicht als sich ausschließende Gegensätze da, sondern müssen sich ergänzen; im großen Werk vereinigen sie sich zu untrennbarer Gesamtwirkung. Für jenen sind die „Zustände" in der Goethischen Formel die Wirkungen des Lebens auf den Menschen, für diesen die inneren Erlebnisse und Werte und ihre Wirkungen auf das Leben. Betont jener mehr den Eindruck von außen, so kommt in diesem mehr die selbsttätige Persönlichkeit zu ihrem Recht. Jener ist mehr passiv, dieser mehr aktiv, jener mehr Stimmung, dieser mehr Wille und Gedanke. Ausdruck zu suchen ist beiden gemeinsam; jener erstrebt ihn in möglichst getreuer Wiedergabe des

Gegebenen, dieser in möglichst bezeichnender und eindringlicher Aussprache des Inneren. Durch einseitige Übertreibung verliert sich jener im Besonderen, dieser im Allgemeinen. Der Gegensatz von Realismus und Idealismus kann sich mit dieser Gegenüberstellung decken, braucht es aber keineswegs. Es scheint mir sogar ein Merkmal des Expressionismus in unsern Tagen zu sein, daß er vieles von den Mitteln der realistischen Kunst in sich aufgenommen hat und für seine Zwecke verwertet. Was ihn von früheren Richtungen unterscheidet, ist vor allem die leidenschaftliche Stärke, mit der er sein Ich- und Weltgefühl verkündet, wobei er weder vor krassester Wirklichkeitskunst zurückschrickt, noch Sinnbilder allgemeinster Art meidet. Ähnliches gilt von den sprachlichen Mitteln. Der Expressionismus benutzt die überkommenen Formen des Satzes, des Rhythmus, des Reims unbedenklich, wenn sie zu zweckentsprechendem Ausdruck geeignet erscheinen; er zerbricht sie rücksichtslos, wenn sie diesem Zweck nicht dienen, und setzt an ihre Stelle freie, regellose Gebilde, die nur dem Gesetz des Augenblicks gehorchen. Es soll freilich vorkommen, daß auch hier aus der Not, d. h. der Unfähigkeit eine Tugend gemacht wird.

Es ist wohl kein Zufall, daß wir unter den Dichtern dieses neuen Schlages nicht wenige finden, die zugleich als Lyriker und Dramatiker tätig sind. Die rückhaltlose Aussprache des Innern, nicht nur der Stimmung, sondern der ganzen Persönlichkeit mit ihrem Denken und Wollen, die leidenschaftliche Haltung, die zusammendrängende Versinnbildlichung scheinen mir einen Zug zum Dramatischen in sich zu tragen — natürlich nicht im Sinne des sogenannten Milieudramas.

Anton Wildgans, zugleich Dramatiker und Lyriker, legt einen neuen Gedichtband vor: Mittag.*) Seine Wesensart als Lyriker umfaßt etwa diese Grundbestandteile: leidenschaftlich gesteigertes Gefühl, durch das auch Alltägliches wuchtige Größe erlangt, tiefbohrende Gedankenarbeit, durch die jedes Erlebnis mit Geistesgehalt erfüllt, das Einzelne ins Allgemein-Menschliche erhoben wird, und eine breit dahinströmende, zum Teil etwas schwerflüssige Ausdrucksform, die den ganzen Inhalt einer Stimmung mit starken Mitteln darzustellen sucht, Widriges mit rücksichtsloser Offenheit, Schönes und Ersehntes mit feierlichsten Klängen. Das Widrige ist für den Dichter der Bannkreis der großstädtischen Kultur mit ihren Narrheiten, Begierden und Lastern, das Befreiende und Beglückende sucht er in der Natur, bei natürlichen Menschenkindern und vor allem in einer Wiedergeburt des eigenen Wesens und Willens. Hier besonders, so in der „Zueignung", im „Glück des Alleinseins," in der „Herbstlichen Einkehr," gelingt es ihm, Kunstwerke von schlackenreinem Guß zu schaffen.

Schlichter, aber nicht ärmer ist Franz Karl Ginzkeys**) Lyrik. Im Herzen blüht ihm „das Gärtlein Einsamkeit" voll schöner Blumen, die er zu zierlichem Strauß zu binden weiß. Je sorgfältiger man diesen betrachtet, um so mehr erkennt man, daß jede Blume nicht nur Duft nnd Farbe, sondern auch eine tiefere Bedeutung hat. Gerade dies erscheint mir ein Kennzeichen Ginzkeys zn sein: er ist voll feiner und ernster Gedanken, aber er wirkt nirgends rein gedankenmäßig, und er ist ein Dichter liedartiger, oft volksliedartiger Weisen, aber das Lied wird nirgends ein bloßes Spiel von Gefühlen, sondern es verbindet sich mit dem Gedanken zu einer einheitlichen Schöpfung, deren schlichtes Ge-

*) Leipzig, L. Staackmann.
**) Leipzig, L. Staackmann.

präge ihren Wert erhöht. Er ist ein Lobredner der Stille, der heimlichen Freude am Leben in der Natur vom Käferchen im Wiesengras bis zum ewigen Schnee der Bergesgipfel. Vor allem aber wendet auch er den Blick nach innen. Er haßt die Alltäglichkeit und die satte Zufriedenheit; er kennt das Leid; er sucht das Licht; er schreibt Gedichte voll religiöser Inbrunst, die durch Tiefsinn, wohl auch durch scheinbar widersinnigen Ausdruck an alte Mystiker erinnern. Vielleicht hat dieser Band nicht immer die leuchtende Frische wie „Das heimliche Läuten," und einige matte Wendungen fallen störend auf, aber es ist reiferes Leben.

Aus Wildenbruchs Nachlaß veröffentlicht der Bonner Gelehrte Berthold Litzmann das Drama „Ermanarich der König."*) Wenn man auch wohl annehmen darf, daß der Dichter noch manches in der Fassung des Wortlauts gebessert haben würde, so stellt das Werk, an dem er Jahre lang gearbeitet hat, doch eine abgeschlossene Leistung dar, die sich seinen besten Schöpfungen würdig anreiht. Ermanarich sieht, nachdem er ein mächtiges, alle Goten umfassendes Reich gegründet hat, sein Lebenswerk durch eigene Schuld in Trümmer gehen. Sein zweiter Sohn, dem er nach dem Tode des ersten, tüchtigen Erben die Nachfolge überträgt, obgleich er seine niedrige, ja tierische Art kennt, wird zum Verräter seines Volkes: er zeigt den Hunnen die Furt, durch die sich die Barbarenhorden ins Land stürzen, um alles zu verderben. Zu spät erkennt Ermanarich den echten Erben seiner Macht und seines Edelsinns, den Westgoten Alarich, nachdem er schon fast zu seinem Mörder geworden wäre. Der wird nun auf sein Geheiß hinausziehen, die versprengten Volksgenossen sammeln und ihnen Helfer und Herrscher sein. Auch in diesem Werk wie in andern Dichtungen Wildenbruchs sind grelle Farben gewählt. Hart platzen die Gegensätze aufeinander, jäh wechseln die Stimmungen, Heldengröße und Untermenschliches, jubelnder Stolz und tiefste Verzweiflung. Abgründe trennen die Charaktere, die Adelsmenschen und die Knechte. Ein Sturm der Leidenschaft durchbraust das Stück. Insbesondere der Hauptheld handelt wie in ständigem Fieber, nicht nach Gründen der Vernunft, und feinere Begründung fehlt auch sonst häufig im Wollen und Handeln dieser Menschen. An Stelle mancher großen, hallenden Worte möchten wir oft lieber schlichte Rede hören. Trotzdem verdient dies Vermächtnis des Dichters einen ehrenvollen Platz in unserer dramatischen Literatur. Der großartige Aufbau der Handlung, die packende Macht dieses Schicksals von Königen und Völkern, die Gedankentiefe des Werkes, in kraftvollen Gestalten lebendig verkörpert, lassen in dieser Tragödie das Lebenswerk Wildenbruchs mit starken Akkorden ausklingen.

Krankenstubenpoesie bietet Hans Gerok in seinem Drama „Die Fremden."*) Schwerblütige und gemütstiefe norddeutsche Art wird in eine leichtlebige, zum Teil ziemlich angefaulte Wiener Gesellschaft hineingestellt. Die Schwerblütigen bleiben in ihr fremd, wenn sie auch durch engste Familienbande mit ihr verknüpft sind. Die Mutter, die dort nie heimisch geworden ist, stirbt mit dem Gefühl, in einer Mördergesellschaft zu sein: eine kleine Hexe ist in ihre Häuslichkeit eingedrungen, um ihre Nachfolgerin zu werden, und Vater und Sohn lieben sie beide. Der Sohn aber, der das Innere der Mutter geerbt hat, der einen furchtbaren Kampf mit seiner Leidenschaft zu bestehen hat, wird von

*) Berlin, G. Grote.

*) Warnsdorf, Wien, Leipzig, Ed. Strache.

einem um so tieferen Haß gegen seine Umgebung ergriffen und in den Wahnsinn getrieben. Die kleine Hexe entgeht mit knapper Not dem Schicksal, von ihm umgebracht zu werden; statt dessen legt er Hand an sich selbst, um dem fremden Kreise zu entfliehen und wieder mit der ihm artverwandten Mutter beisammen zu sein. Das Stück wirkt mehr quälend als erschütternd. Am besten gelungen erscheint mir die Gestalt der leichtsinnigen Wienerin, die freilich an bekannte Muster erinnert. Auch die übrigen Vertreter der Leichtlebigkeit sind durchweg gut beobachtet, ohne die Verwandtschaft mit Sudermannschen und Schnitzlerschen Familien verleugnen zu können. Die eigentümlichste Schöpfung des Verfassers, der Sohn, hat sich nicht einwandfrei gestalten wollen. Die beiden Motive — sein Gegensatz zu seiner Umgebung und sein Kampf zwischen Selbstbehauptung und Leidenschaft — kommen weder für sich noch in ihrem Zusammenwirken klar genug heraus. Der Wahnsinn erscheint schließlich nur als Notbehelf.

*

Eins der schönsten Vermächtnisse aus Weimars großen Tagen liegt in gediegenster Fassung bereit, als Besitz erworben zu werden. Von dem Briefwechsel zwischen Carl August und Goethe*) ist der dritte Band als Schlußteil des ganzen Werkes erschienen. Groß ist das Verdienst, das sich der Herausgeber, Hans Wahl, erworben hat, und nicht geschmälert werden soll es durch den Hinweis, daß seine Arbeit erst durch den hohen Stand der Goetheforschung und durch die unermüdliche Sammlung und sorgsame Verwaltung der schriftlichen Zeugnisse aus jener Zeit ermöglicht wurde. Ist so die Arbeit zugleich ein Ergebnis und ein Denkmal der gesamten Forschung, so faßt doch seine eigene Leistung nicht nur zusammen, sondern fügt auch viel Neues hinzu. Gegenüber der ersten Ausgabe des Briefwechsels vom Jahre 1863 ist die Zahl der Briefe — vor allem aus den Schätzen des Goethe-Schiller-Archivs — um mehr als die Hälfte vermehrt: einige hundert Schreiben des Herzogs werden hier zum erstenmal veröffentlicht. Die schon bekannten Briefe sind berichtigt mit Achtung vor der Schreibweise ihrer Verfasser. Viele liegen erst jetzt im vollständigen Wortlaut vor, viele mußten neu datiert und eingeordnet werden, eine mühsame Arbeit, die durch genaue Vergleichung zahlreicher Urkunden, durch Prüfung der Papiersorten und anderer technischer Kennzeichen glücklich gelöst wurde und nur noch bei einigen nebensächlichen Blättchen Zweifel übrig läßt. Endlich sind jedem Bande Anmerkungen hinzugefügt, die jede erwünschte und mögliche Aufklärung geben. Eingefügt sind den Anmerkungen manche von andern herrührende Aufzeichnungen und Briefe, die zur besseren Veranschaulichung dienen, so z. B. im letzten Bande der sonst schwer zugängliche Bericht, den Major von Germar, der Begleiter Carl Augusts, über die letzte Reise des Fürsten nach Berlin und seinen Tod erstattet hat. Goethes Anteil an diesem Briefwechsel ist zum allergrößten Teil bekannt, gibt aber in dieser geschlossenen Zusammenfassung ein weit mehr ausgeprägtes Bild seines Daseins und Wirkens in Weimar, als dies in den allgemeinen Ausgaben seiner Briefe hervortreten kann. Neben dem seelischen Gehalt und dem lebensgeschichtlichen Wert ist die Form reizvoll und merkwürdig. Anfangs sind die persönlichen Briefe Goethes und seine amtlichen Schreiben im Stil

*) Briefwechsel des Herzogs-Großherzogs Carl August mit Goethe. Herausgegeben von Hans Wahl. 3 Bände. Berlin, E. S. Mittler und Sohn.

und in der Stellung zum Range des Angeredeten streng geschieden, gegen Ende des Jahrhunderts werden Amtsstil und Untertänigkeit auch in den persönlichen Briefen vorherrschend, nachdem eine gewisse Förmlichkeit schon seit der Reise nach Italien eingetreten ist. Die Briefe des Herzogs wirken nicht nur als Verbindungsglieder, sondern lassen die bedeutende Persönlichkeit ihres Verfassers achtunggebietend in Erscheinung treten. Es ist schmerzlich zu bedauern, daß fast alle seine Schreiben bis 1792 unwiederbringlich verloren sind: Goethe verbrannte sie im Jahre 1797 „aus entschiedener Abneigung gegen Publikation des stillen Ganges freundschaftlicher Mitteilung." Die erhaltenen Briefe des Fürsten geben ein anschauliches Bild: wir lernen ihn menschlich näher kennen, wir sehen ihn in seiner militärischen Tätigkeit, in seiner Politik, seiner landesväterlichen Fürsorge, seiner regen Anteilnahme an künstlerischen und wissenschaftlichen Bestrebungen, besonders auf dem Gebiet der Naturwissenschaften. Fragen der Literatur werden vor allem im ersten Bande berührt, zum Teil auch eingehend besprochen; später ist weniger davon die Rede. Manche Fingerzeige werden auch für die Deutung Goethischer Werke gegeben, so etwa des Trostgedichtes „An dem öden Strand des Lebens" vom Jahre 1816. Lebhaft nimmt der Herzog wie an allen Theaterfragen so an Schillers Arbeiten teil, obgleich diese seinem Geschmack nicht ganz entsprechen. Einmal macht er für ihn sogar einen ziemlich genauen Entwurf für ein Bühnenwerk nach der Geschichte des Kardinals Martinuzzi. Wohin man greift, überall ist eine Fülle bedeutungsvoller Einzelheiten, und alles webt sich zu einem einzigartigen Ganzen. Für das Zusammenleben und Zusammenwirken des Fürsten und des Dichters, wie es sich in auch nur annähernd gleicher Weise nirgends wiederfindet, ist dies Werk im Innern und Äußern ein würdiges Denkmal.

*

Wilhelm Scherer starb am 6. August 1886. Seine Bücher sind frei geworden, und sein dem ganzen Volke dargebrachtes Meisterwerk, die Geschichte der deutschen Literatur*), erscheint als Volksausgabe in neuem Verlag und in neuem Gewand. An dem Hauptteil ist nichts geändert worden, nur der Druck ist schwerer, wuchtiger geworden wie der einer alten Hauspostille, und das Buch verdient es, eine solche Rolle zu spielen, aber bequemer las es sich in den einfacheren Lettern der alten Ausgabe. Verloren hat das Werk hier seinen alten Anhang und dafür einen neuen bekommen. Der alte enthielt die in den späteren Auflagen von Edward Schröder sorgfältig ergänzten Anmerkungen, die für jeden Lernenden und Forschenden von hohem Wert waren, sowie sehr nützliche Zeittafeln. Der neue Anhang von Oskar Walzel erweitert Scherers Darstellung, die bis zum Tode Goethes führte, durch eine Übersicht über die Geschichte der deutschen Literatur bis zur Gegenwart. Walzel hat sich seiner schwierigen Aufgabe mit Geschick unterzogen. Er versteht es, Massen zu gliedern, er schöpft aus reicher Kenntnis und zeigt feines Gefühl für das Kräftige und Fruchtbare im Geistesleben. Trotz der guten Ordnung des Ganzen werden sich übrigens doch nur Kundige in dieser Fülle von Einzelerscheinungen zurechtfinden; eine erste Einführung darf man hier nicht suchen. Weder von dem besonderen Inhalt der Werke noch vom

*) Geschichte der deutschen Literatur von Wilhelm Scherer. Mit einem Anhang: Die deutsche Literatur von Goethes Tod bis zur Gegenwart von Oskar Walzel. Berlin, Askanischer Verlag.

Leben ihrer Verfasser wird hier viel geredet; ebenso wenig ist die Darstellung eine billige Sammlung von Werturteilen; wohl aber wird die geistige und künstlerische Wesensart der einzelnen Dichter und Richtungen mit klugen Worten bestimmt und in den großen Zusammenhang der allgemeinen Kunstentwicklung, der philosophischen, politischen, sozialen Zeitströmungen eingeordnet. Daß bei Walzel das Ganze stärkere philosophische Färbung zeigt als bei Scherer, gereicht der Darstellung nicht zum Nachteil. Die Betrachtung verweilt besonders bei denjenigen Gliedern der Entwicklung, die nicht nur an sich wertvoll, sondern vor allem auch auf den Werdegang der Literatur bestimmend eingewirkt haben. Am besten gelungen sind das erste und das letzte Kapitel: dort die Geistesgeschichte, die sich an die Romantik anschließt, hier der Überblick über die jüngste Entwicklung, unter dem neuen Gesichtspunkt des Impressionismus und Expressionismus. Die besondere Vorliebe und Begabung des Verfassers für die Erforschung des Stils findet im letzten Abschnitt ein reiches Feld. Er weiß es selbst, daß „die Dichter von gestern" bei ihm „schlechter fahren als die von heute", und so ist es nur eine Bestätigung seiner Absichten, wenn es mir scheint, als ob manche Dichter aus früheren Tagen recht stiefmütterlich behandelt sind im Vergleich mit heute viel genannten Schriftstellern, die in künftigen Literaturgeschichten wohl nur ein bescheidenes Plätzchen einnehmen werden. Am schlechtesten haben es bei ihm die Unmodernen; es gab zu allen Zeiten solche, und es waren nicht immer die Geringsten. Franzos, Seidel, Adolf Stern, Flaischlen, Ginzkey sucht man vergebens. Ein paar Einzelheiten mögen noch angemerkt werden. Neben Reuter und Groth hätte auch der dritte große Niederdeutsche, John Brinckmann, erwähnt werden können. Wildenbruch wird wohl zu gering eingeschätzt, Wilbrandt, Liliencron und Falke werden nur eben gestreift, der Novellenkunst Storms wird der bloße Vergleich mit Heyse nicht gerecht, Bahr und Schnitzler scheinen mir überschätzt zu sein. Bei Georg Kaiser erkennt Walzel gleich manchen andern Beurteilern nicht die einheitliche Grundanlage seines Schaffens. Im ganzen scheint mir die ungleichmäßige Berücksichtigung der neueren und der neuesten Literatur in diesem Werk nicht recht am Platze zu sein. Der Zusammenhang mit Scherers Werk, mit der Darstellung des deutschen Schrifttums von den Uranfängen an gebot größere Gleichförmigkeit. Die Form ist wie immer bei Walzel geistreich und anregend. Kurze Sätze, zwischen denen der Leser oft Brücken ergänzen muß, reihen sich aneinander. Das ständige „nur" im Sinne von „erst" wirkt störend. Alles Schwerfällige, alles, was man pedantisch nennen könnte, ist dem Verfasser ein Greuel. So wird sein Werk jedenfalls in weiteren Kreisen lebhaften Beifall finden, und ich will nicht von ihm scheiden, ohne hervorzuheben, daß es zugleich Belehrung und Genuß bereitet und es verdient, von vielen gelesen und gewürdigt zu werden.

Mit welcher Sorgfalt und Freude sich Walzel den Fragen des künstlerischen Stils widmet, zeigt er in seinem Buch über Ricarda Huch*). Er will hier nicht die Entstehungsgeschichte der Dichtungen besprechen, auch nicht Wesen und Wert ihres Gehalts erörtern, sondern vor allem ihre künstlerische Formung. So beschäftigt er sich mit der von Ricarda Huch gern geübten „Entfernungstechnik", bei der Mittelspersonen zwischen dem Erzählenden und seinen Gestalten stehen, mit der sachlichen Kühle, der raschen, oft un-

---

*) Ricarda Huch. Ein Wort über Kunst des Erzählens. Leipzig, Insel-Verlag.

erklärten Gefühlswandlung der Personen, der Überbrückung von Wirklichkeit und Phantasie, dem Aufbau der Handlung. Er erläutert seine Ausführungen durch wohl ausgewählte und zergliederte Beispiele. Eigentümlich ist, — Walzel weist dies überzeugend nach — wie Ricarda Huch alles Persönliche in ihren Dichtungen ausschaltet, während sie es in ihren nichtdichterischen Bekenntnisschriften lebhaft ausspricht. Ihr Weltanschauungsbuch, „Natur und Geist als die Wurzeln des Lebens und der Kunst", das hier wesentlich in seinen Beziehungen zu ihrem künstlerischen Schaffen gewürdigt wird, enthält mehr, als man nach diesen Darlegungen erwarten kann. Es ist der Versuch, den Gedankenbau der großen deutschen Idealisten, besonders Schellings und Hegels, weiterzuführen. Walzels feine Untersuchung bietet über den unmittelbaren Gegenstand hinaus reiche Anregung für die allgemeine Kunde vom dichterischen Stil.

*

Phantasievolle Wissenschaft auf anderem Gebiet spendet Erwin Hanslick in seinem Werk: Die Menschheit in 30 Weltbildern*). Das Weltbild, das bis in die Gegenwart hinein herrscht, stammt von Herodot. Die ins Ungeheure gewachsene Menschheit, meint der Verfasser, müsse sich neu einordnen. Von dem Pamirhochland als der Achse der alten Welt ausgehend, schlägt er folgende Gliederung vor: alles Land westlich davon sei von europäischer Kultur erfüllt und müsse Europa heißen, wozu auch noch Nordafrika geschlagen wird. Östlich davon bleibe als Ostwelt das östliche Asien, als Südwelt Indien. So ergeben sich sechs Weltteile: drei Natur- und drei Kulturweltteile, Amerika, Afrika, Australien einerseits, Europa, Ostasien, Indien andrerseits. Hanslicks Europa mit der Achse bei Konstantinopel zerfällt wieder in drei Teile, dem vielgliedrigen Westen einschließlich Skandinavien, Deutschland, Italien, den ungegliederten Osten bis an die Grenze Chinas und den Süden (Nordafrika und Vorderasien). In den folgenden Abschnitten zeigt der Verfasser, in bekanntere Bahnen einlenkend, die Gliederung der Erde nach ihren natürlichen Bedingungen und die Entwicklung der Menschheit und ihrer Kultur. Die übersichtlichen Grundrisse können gewiß ein besseres Zurechtfinden erleichtern, der Verfasser will aber mit seinen Karten und Erläuterungen mehr geben: er glaubt mit solcher Neubenennung und Anweisung einen Weg zum Glück zeigen zu können, einen Weg vom Volkswahn zum Volkswissen und Völkerfrieden. Wird schon gegen Einzelheiten seines Werkes mancher Einwand erlaubt sein, so erscheint es erst recht zweifelhaft, ob dies Ziel auf solchem Wege zu erreichen ist.

*) Wien, Verlag Institut für Kulturforschung.

Literarwissenschaftliche Rundschau.

Von Dr. M. Strauß (Worms).

Curt Glaser: Zwei Jahrhunderte deutscher Malerei. (320 S. mit 250 Abbild. M. 8.50, in Leinen M. 11,50. Fr. Bruckmann A. G., München.)

Trotz der Fülle der neueren Ergebnisse auf dem Gebiete der altdeutschen Malerei ist seit fast einem Menschenalter, etwa seit Janitscheks umfassender Behandlung des Stoffes, nicht der Versuch unternommen worden, die Geschichte der Tafelmalerei Deutschlands von ihren Anfängen im ausgehenden 14. Jahrhundert bis zu ihrer Höhe in der Zeit der

großen Meister des beginnenden 16. Jahrhunderts im Zusammenhang darzustellen. Es ist dies um so auffallender, als gerade in den letzten Jahrzehnten vielseitige Einzelforschungen so vieles Neue zu Tage gebracht haben; Meister wurden entdeckt, die der Geschichte verloren gegangen waren, und Werke, die Jahrhunderte lang vergessen waren, sind aus dem Dunkel hervorgeholt worden. All diese neuen Errungenschaften zu verwerten, die zahlreichen Einzelarbeiten in ihrem geschichtlichen Zusammenhang zu verbinden und so diese Zusammenhänge zu deuten und eine höhere Einheit in der Geschichte der altdeutschen Malerei nachzuweisen, ist die Absicht des Glaserschen Buches. Man darf sagen, daß der Verfasser sein Ziel erreicht und ein Buch geschrieben hat, das die stilgeschichtliche Entwicklung in klarer Folge und mit zwingender Notwendigkeit schildert. Auch Glasers Buch ist kein abschließendes Werk über seinen Gegenstand, es ist weder Handbuch noch Nachschlagewerk, will aber auch beides nicht sein; sein Ziel ist nicht Vollständigkeit im einzelnen, sondern Zusammenhang des Ganzen. Die Folge ist, daß ähnlich, wie bei der Kunst der Skizze, nur die Hauptzüge betont und minderwichtiges zurückgedrängt wird; es werden die großen Linien der Entwicklung gezeichnet, ihre Hauptträger ins Licht gestellt und selbst diese nur mit den bezeichnendsten Werken ihrer Art behandelt. Glasers Untersuchungen werfen insbesondere manches helle Licht auf die noch vielfach dunkle Frühzeit unserer Tafelmalerei, er ist hierbei in seinen Folgerungen bedächtig und vorsichtig, trotz der umfassenden Beherrschung des Stoffes; da, wo dieser noch nicht vollständig vorliegt, z. B. bei der Frage der angeblichen Fälschung der Kölner Madonna mit der Wickenblüte, bescheidet er sich mit einem „Ignoramus." Glaser besitzt die Fähigkeit starker künstlerischer Anschauung, die es ihm ermöglicht, das Wesentliche der künstlerischen Erscheinung, das stilkritisch Bedeutsame eines Meisters, eines Werkes zu erfassen; seine geschichtliche Darstellung geht aus diesem Grunde mehr den Fragen künstlerischer Entwicklung als biographischer Einzelschilderung nach. Auch sein Ideal ist, „eine Kunstgeschichte ohne Namen zu schreiben, die nur die Werke aufreihte und ihre Folge für sich sprechen ließe"; denn auch das Genie muß auf seine Ursprünge zurückgeführt werden, seine Taten stehen nicht allein, sondern sind verkettet in dem allgemeinen Zusammenhang der Entwicklungsgeschichte der Kunst. Sache des Kunstgeschichtsschreibers ist es, auch die glänzendste Erscheinung auf ihre Ursprünge zurückzuführen. Bei der Anwendung dieser Methode übersieht oder verkleinert aber Glaser keineswegs den Eigenwert der Großen und weiß, daß diese, wenn sie auch Söhne ihrer Zeit, ihres Landes und ihrer Umwelt sind, doch niemals lediglich als deren Ergebnis begriffen werden können. Hierbei vermeidet er es nach Möglichkeit, Meister der gleichen Zeit oder der gleichen Gegend unter eine einheitliche und hierdurch leicht einseitige Form zu fassen; diese, das Eigentümliche eines jeden Meisters hervorhebende Betrachtungsweise gibt dem Buch seine köstliche Frische. Dabei geht Glaser andererseits mit Spürsinn dem lückenlosen Zusammenhang der sich zeitlich folgenden Meister nach und ist reich an neuen, manchmal gewagten, aber meistens annehmbaren Zusammenknüpfungen. Interessant sind die vielfachen Vergleiche mit der neueren Kunst, z. B. der der Meister um 1440 mit dem Naturalismus der Zeit Courbets; auch dies ist ein geschicktes Darstellungsmittel, das dem Buch pulsierendes Leben verleiht. Glasers freier Blick zeigt sich nicht nur in der Besonderheit kritischer Beurteilung, sondern auch in allgemeinen Werturteilen; so findet er z. B. goldene Worte gegen die übertreibenden Forderungen engherzig-völkischer Heimatskunst (S. 98).

Auch der klare und sachliche Stil des Werkes verdient hervorgehoben zu werden; er ist frei von den philosophisch-metaphysischen Überschwenglichkeiten unserer jüngeren Kunsthistoriker und Kunstkritiker. Auch die Sprache ist rein, wir lesen gottlob weder etwas von der „Psyche" Dürers, noch von dem „Oeuvre" Holbeins, nichts von Milieu und Nuance, und das tut gut. Die Abbildungen sind durchweg gut und genügend für die stilkritische Vergleichung, nur wenige, namentlich figurenreiche (z. B. Nr. 66, 68, 116, 149, 228) sind zu stark verkleinert. Druck und Ausstattung stehen auf der Höhe, die wir bei dem feinsinnigen und vornehmen Verlag gewohnt sind. Alles in allem: ein vortreffliches und in jeder Beziehung empfehlenswertes Werk.

*

Paul Fechter: Der Expressionismus. (Mit 40 Abbildungen. Verlag von Piper u. Co., München.)

Die Aufgabe, das Wesen der neueren Malerei, insbesondere des Expressionismus, wissenschaftlich oder doch wenigstens begrifflich zu erklären, ist dem Verfasser soweit gelungen, als es überhaupt — wenigstens heute — möglich ist. Fechter behandelt in einem Einleitungskapitel den Impressionismus, schildert dann die ersten Gegenbewegungen (Gaugin, van Gogh) und widmet alsdann dem Expressionismus, dem Kubismus und dem Futurismus je ein besonderes Kapitel. Seinem Programm, nich werten, sondern lediglich darstellen zu wollen, kommt der Verfasser nicht bedingungslos nach, so wenn er den Impressionismus einen „Irrtum" und ein andermal eine „Vergewaltigung" nennt. Ihm ist die neueste Kunst die einzig berechtigte, der Stil der Gegenwart duldet keine anderen Götter neben sich und ist für Fechter überhaupt der erste wirkliche Stil seit den Tagen der Gotik.

Das Wesen des Expressionismus erkennt der Verfasser darin, daß der Künstler nicht die Erscheinung wiedergibt, sondern seine Vorstellung von den Dingen oder vielmehr die Entwicklung dieser Vorstellung, daß er die Form darstellt, in welcher sich das anschauliche Weltbild in seiner Seele gestaltet. Der Betrachter hat aus den Anweisungen des Künstlers dessen Weltgefühl abzulesen und muß sich in den seelischen Rhythmus, den der Maler mit den Dingen, mit Farbe, Form, Ton und Linie fühlend ausgedrückt hat, hineinfühlen. Es würde hier zu weit führen, auf die weiteren Ausführungen Fechters berichtend oder beurteilend einzugehen; jedenfalls haben wir es mit dem Buch eines klugen Kopfes zu tun, der dadurch, daß er oft zu Widerspruch reizt, zum Selbstdenken zwingt. Die objektiv-kühle Art der Untersuchung unterscheidet sich vorteilhaft von dem subjektiv-geistreichen Buch Hermann Bahrs über den gleichen Gegenstand. Ein gut gewähltes Bildermaterial hilft zum Verständnis der manchmal allzu abgekürzten Gedankengänge.

Unverlangte Manuskripte senden wir nicht zurück, wenn ihnen nicht Rückporto beiliegt.

Herausgeber und Chefredakteur: Prof. Dr. Ludwig Stein in Berlin W 10, Lützowufer 5a. (Telefon Amt Kurfürst Nr. 6808.) — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Sylvius Bruck in Breslau. — Allein-Vertretung für Ungarn: Grill'sche k. k. Hofbuchhandlung (J. Benkö), Budapest V, Dorottya-utcza 2. — Verlag und Druck der Schlesischen Buchdruckerei v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau III.

Nord und Süd

Bildnis und eigenhändige Unterschrift des Geheimrat Felix Deutsch, Generaldirektors der Allgemeinen Elektrizitäts-Gesellschaft.

Nord und Süd

Eine deutsche Monatsschrift

Begründet von Paul Lindau

Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau.

Leipzig
E. F. Steinacker.

München
Berthold Sutter.

Berlin W. 10

Budapest
Grill'sche k. k. Hofbuchhandl.

Kopenhagen
Erslev & Hasselbalch.

Stockholm
C. E. Fritze, Librairie Royale

Christiania
Jacob Dybwad Buchhdlg.

Konstantinopel
Internat. Buchhandl. Otto Keil.

für die Provinzen in Schweden und in Dänemark: Georg Chr. Ursins Nachfolger, Kopenhagen.

für die Schweiz: Akadem. Antiqu. u. Buchhandlung Herm. Baur, Zürich 1.

Generalvertretung für Holland: W. P. van Stockum und Sohn, Haag, Buitenhof 36.

42. Jahrgang. Band 165. Heft 525. Juni 1918.

Professor Dr. Ludwig Stein:
Was heißt Persönlichkeit?

Die geschichtlich bekannten Völker der Vorzeit waren in ihren Massen- oder Gruppenhandlungen allesamt seelisch unfrei, also unpersönlich; denn sie standen unter dem zwingenden, jede persönliche Selbstheit erstickenden Bann von Autoritäten. Ob diese Autorität ein Feldherr oder Despot, ein Gesetzgeber oder Religionsstifter, Gott selbst oder sein geoffenbartes Wort war — gleichviel: gegenüber solcher Massensuggestion war für individuellen Entfaltungsreiz, für Schmelz und Duft der Eigenlebigkeit kein Raum vorhanden. Der Mensch war, wie ich in anderem Zusammenhange dartat, das, was seine gesellschaftliche Umgebung aus ihm machte. Die Masse war homogen — eine soziale Einheit. Die Menschen der gleichen Umwelt, desselben Opferkults oder Sagenkreises trugen gleichsam die nämliche seelische Uniform. Persönlichkeit aber heißt: Freiheit. Einzelne geistig Bevorrechtete mögen ja in jenem Milieu kleine individuelle Abweichungen, anders gefärbte Schnüre und Tressen, an dieser ihrer Uniform getragen haben — nicht bloß die römischen, auch die Auguren aller anderen Völker und Zeiten mögen einander verständnisinnig zugelächelt haben —, die Uniform blieb doch im großen und ganzen die nämliche. Innerhalb des gleichen Stammes, derselben Rasse, des nämlichen Opferkults oder Sagenkreises, weiterhin desselben Kultursystems zeigte die innere Physiognomie der Menschen vergleichsweise geringe Abweichungen, unbedeutende seelische Spielarten auf. Daher auch ihre innere Unfreiheit. Denn Freisein heißt, wie Spinoza definiert, keinem Zwange von außen unterworfen sein. Jene Menschen aber waren in ihrem Denken, Fühlen und Wollen unselbständig, in ihrem Urteil an fremde Autoritäten, in ihren Handlungen an äußerliche Vorschriften gebunden, die nicht — wie in unseren parlamentarisch regierten Staaten — in ihrer letzten Wurzel von ihnen selbst herrührten, sondern ihnen äußerlich, d. h. durch fremde Willen, aufgenötigt waren.

Herdentiere z. B. zeigen unbedingte Stetigkeit; ihre soziale Struktur ist stabil. Das soziale Verhalten der Elefanten und Büffel ist heute kein anderes als vor Jahrtausenden; Ameise und Arbeitsbiene werden sich in hunderttausend Jahren sozial nicht anders verhalten als heute. Ihre sozialen Instinkte befinden sich eben im stabilen Gleichgewicht. Je weiter wir nun geschichtlich zurückgreifen, desto ausgesprochener ähnelt die soziale Struktur der Menschen jener der Herden-

tiere. Zwischen Vater und Sohn, ja selbst zwischen mehreren Generationen unter zurückgebliebenen Kulturen ist noch keine scharfe psychische Differenzierung bemerkbar. Diese Gleichförmigkeit, seelische Einheitlichkeit, die sich nicht nur auf die gleichzeitig Lebenden desselben Kulturkreises, sondern auch auf zahlreiche nachfolgende Generationen erstreckt — das eben nennen wir seelisches Beharren.

Wie anders ist unsere Gegenwart geartet! Zwischen Vater und Sohn, ja selbst zwischen Drillingen können sich seelische Differenzen myriadenfacher Schattierungen auftun. Der eine von ihnen denkt, lebt und handelt wie ein Heide der Vorzeit, der andere mit der älteren Romantik wie ein Gläubiger des Mittelalters, der dritte endlich mit Nietzschescher Neoromantik wie der Übermensch der Zukunft. Das nennen wir nun psychische Variabilität. Ja, derselbe Mensch kann in verschiedenen Lebensstadien die mannigfaltigsten seelischen Wandlungen durchmachen, also die psychische Variabilität am eigenen Leibe erproben. Das Leben eines modernen Menschen vermag unter Umständen eine reichere Skala von seelischen Schattierungen aufzuweisen als das ganzer Stämme auf der Unterstufe der Barbarei in jahrhundertelanger Entwicklung. Unsere Variabilität, dasjenige, was uns seit dem Ausgang des Mittelalters etwa — die Renaissance hat das Individuum recht eigentlich erst entdeckt — zu Individualitäten stempelt, rührt von der unübersehbaren Mannigfaltigkeit unserer sozialen Motivationen her. Gewiß ist jede unserer Handlungen nur der von unserem Muskelsystem ausgelöste Effekt eines vorangegangenen Spiels von Motiven, und das stärkste Motiv löst bei uns, so gut wie bei den Fidschi-Insulanern, die Willenshandlung aus. Aber eben in seinen Motivationen ist der Fidschi-Insulaner ebenso bettelarm, wie wir milliardenreich sind. Das Spiel seiner Motivationen erschöpft sich vielleicht in wenigen Dutzenden von Kombinationen, während das unübersehbar reiche Spiel unserer Motivationen, herrührend aus unserem erweiterten wissenschaftlichen Horizont und unendlich bereicherten Interessenkreis, unzählbare Kombinationsmöglichkeiten offen läßt.

Aus der unendlichen Differenziertheit unserer Motivationen stammt nun die Mannigfaltigkeit unserer Handlungen, zumal diese auch bei uns nur den in Muskelkraft umgesetzten Ausdruck der psychischen Energie darstellen. Was die stärkste seelische Energie, die vorherrschende Vorstellung in der Einstellung unseres Bewußtseins von uns heischt, das und nur das setzen wir in die Tat um. *Im reich geäderten und mannigfach geästelten Spiel unserer Vorstellungen steckt nun unsere Persönlichkeit.* Eben darum lassen sich die Handlungen der Menschen umso weniger vorausberechnen, je weiter sie kulturlich fortgeschritten, d. h. psychisch differenziert sind. Bei Herdentieren können wir, weil sie Konstanz ihrer sozialen Struktur aufweisen, das soziale Verhalten — die Gruppenhandlungen — mit leidlicher Sicherheit voraussagen. Geübte Jäger haben ihren festen, aus Erfahrung geschöpften Kanon; sie können mit fast mathematischer Präzision das

Verhalten ihrer Beute, zumal wo es sich um Herdentiere handelt, vorausberechnen. Das gleiche gilt bei der Menschenjagd von Sklavenjägern. Hier ist das Spiel von Motiven ein so geringes, daß der überlegene Geist es leicht durchschauen und dementsprechend nachkonstruieren kann. Je tiefer also ein Volk steht, je mehr Herdentierinstinkt in ihm steckt, je beschränkter das Spiel seiner Motive, je einheitlicher sein seelischer Habitus, je einförmiger seine ökonomischen Interessen sind — Fischer- oder Jägervölker, reine Viehzüchter oder Ackerbauer —, um so leichter ist es, diese seelisch einheitliche Masse zu dirigieren, ihr gleichförmige Vorschriften des Verhaltens zu suggerieren, also ihr Spiel von Motivationen in feste Formen zu bannen, in bestimmte, vom überlegenen Geiste — Gesetzgeber, Religionsstifter — als wohltätig durchschaute oder als nützlich erkannte Richtungen zu lenken. Deshalb genügten noch den alten Juden zehn Gebote. Daß den früheren Hellenen die Zehntafel Solons, den Römern das Zwölftafelgesetz die Richtung wies, ist bedeutsam.

Mit dem Aufkommen leichterer Verkehrsmittel, der Ausbreitung der Schiffahrt, der Begründung umfassender „Weltreiche" am Mittelmeerbecken, dem Übergang von der Natural- zur Geldwirtschaft und dem daraus resultierenden leichteren Austausch von Gütern, aber auch von Gedanken zwischen entlegenen Völkern, der Erfindung von Schrift- und Zahlzeichen usw. erwächst eine vergleichende Betrachtung der Dinge. Das Spiel der Motive einzelner Individuen erhält jetzt Zuzug und Bereicherung von allen Enden und Kanten. Die Differenzierung der Gewerbe, die Spaltung in agrarische und industrielle Produktion treten hinzu. Es bilden sich Tausende neuer Vorstellungen. Jede neu auftauchende Vorstellung verstärkt nun aber den Reichtum im Spiel der individuellen Motive. Wer mit einem Sprachschatz von 200 000 Vokabeln operiert, dessen Spiel von Motiven gestaltet sich doch offenbar unvergleichlich mannigfaltiger, als das von Individuen zurückgebliebener Kulturkreise oder auch Kulturstufen, welche schon mit wenigen hundert Vokabeln ihr Auslangen finden — von Naturvölkern ohne feste Vorstellungen von Zahl und Maß, ohne Schrift und Zeichensystem ganz zu schweigen.

Was die westeuropäisch-amerikanische Individualität gerade in unserem Jahrhundert ungemein gefördert, gehoben, geschärft hat, das ist die vollständige Umwälzung in unserem Verkehrssystem. Dampfschiffe und Bahnen, Telegraphen und Telephone haben unzählige neue Vorstellungen geweckt und eben damit das Spiel der Motive beim modernen Menschen ins Unübersehbare gesteigert. Daher rührt unsere soziale Krankheit. Unser Organismus hat sich den Fortschritten der Technik noch nicht angepaßt. Nicht umsonst erweist sich das Zeitalter der Elektrizität als das nervöse Jahrhundert. Wir haben unsere Nervenbahnen noch nicht angepaßt. Dem Spiele unserer Motive fehlt Rhythmus. Die Umwälzung war eine allzu plötzliche. Was bedeutet ein Jahrhundert in der Totalität des geschichtlichen Prozesses? Und was für neue Vorstellungen — technische, politische, soziale usw.

— haben wir alles im letzten Jahrhundert gebildet? Die Zeit war zu kurz, um dies alles zu verdauen, unserer geistigen Organisation rhythmisch einzufügen. Wir sind infolge dieser umwälzenden Bereicherung unserer Vorstellungen, also unserer Willensmotive, weniger — wie im Zeitalter der Renaissance — unheimlich starke, als unheimlich viele Individualitäten geworden. Dem Spiel unserer Motive fehlt Gleichmaß, fehlt innere Harmonie. Der politische Anarchismus ist nur der adäquate Ausdruck unseres seelischen Anarchismus. Der Anarchist ist, sozialpsychisch betrachtet, nur ein auf den Kopf gestellter Flagellant; dieser karrikiert die Selbstverneinung, jener die Selbstbejahung. Dem Flagellanten war seine Persönlichkeit nichts, die Menschheit alles, dem Anarchisten ist seine Persönlichkeit alles, die Menschheit nichts.

Wir haben den Kompaß für unser Spiel der Motive in der Hast und im Drang der sich überstürzenden Begebnisse eingebüßt. Unser früherer Kompaß — die Autoritäten in Staat und Kirche, in Wissenschaft und Kunst — versagt mehr und mehr den Dienst. Neue Autoritäten ringen sich empor, aber sie befinden sich noch im Zustand des gährenden Werdens. Es fehlt ihnen der Rost der Überlieferung. Daher unsere innere Zerrissenheit, der fieberhafte Pulsschlag unseres sozial bewegten Zeitalters. Wir ersticken an Individualitäten. Früher war die Konstanz die Regel, die Variabilität die Ausnahme. Jetzt wird die Variabilität die Regel. Alles will sich heute eigenwillig, selbstherrlich, autokratisch ausleben. Die anderen Kultursysteme leiden an einem Mangel, wir hingegen kranken an einem Überfluß an sozial unverdauten Individualitäten.

Dr. Hans Ehrenberg, Heidelberg: Der Krieg und der Mensch.

Für die menschliche Seele, gröberer wie feinerer Art, ist der gegenwärtige Krieg kein normaler Lebenszustand, obwohl auch heute noch in den Menschen ein Stück jenes Landsknechtstums steckt, das in früheren Zeiten an die Regungen selbst der geistigen Elite rührte. An sich nämlich ist Kriegführen für den Menschen ein angeborenes Handeln, weil es höchste Steigerung der Lebenskraft ist, eben die Lebenskraft gegen einen ausdrücklichen Willen zu erhalten. Das Anormale der kriegerischen Lebensführung liegt daher nicht in den Handlungen des Kampfes, sondern erst in der um sich greifenden, nichts neben sich duldenden Form des modernen Krieges. Gerade weil derselbe nicht nur aus Kampf besteht, sondern alle sonstigen Lebensfunktionen, die primitiven, vor Allem das Geschlechtsleben, wie auch die feineren, vor Allem alle sozialen Tätigkeiten, auffaugt und das Zu-

ständliche des Lebens schrankenlos beeinflußt, deshalb ist der moderne Krieg in einem Maße, das noch vor einem Jahrhundert unbekannt war, ein anormaler Lebenszustand. Dies muß gesagt werden, um den Philister, den verwöhntesten aller Menschen, der den Frieden so selbstverständlich nimmt wie das Essen und Trinken des Alltags und sich durch die bloße Tatsache eines Krieges bereits aus aller Lebensbahn geschleudert sieht, gründlich zu belehren. In dem Leben früherer Jahrhunderte, das so viel ärmer an Vielfältigkeit war, als das gegenwärtige Leben, war doch die unmittelbare Durchsetzung und gegenseitige Durcharbeitung der vorhandenen Lebensvielheiten stärker, als in der modernen Welt. Wie Arbeitsteilung und Begabungsspezialisierung im modernen Leben einen früher ungeahnten Umfang angenommen haben und daher das einzelne Leben trotz der erhöhten Vielfältigkeit des Gesamtlebens eintöniger geworden ist, als es war, so ist auch das Kriegführen heute von der Monotonie moderner Arbeitsteilung stark ergriffen und gleichzeitig damit jene zur Spezialisierung gehörende Wirkung getreten, die darin besteht, daß die Gedrängtheit der Arbeit zu groß wird, um dem Leben noch die Ablenkungen und Vielfältigkeiten des Alltags zu erhalten. War Kriegführen früher gleichbedeutend mit einer Erweiterung der Lebensmöglichkeiten, die mit der Vergrößerung der Todesmöglichkeit gleich lief, so ist das Kriegsleben von heute bei noch gewaltig gesteigerter Todesmöglichkeit in seinen Lebensmöglichkeiten abnorm beschränkt und die Bewegungsfreiheit der menschlichen Seele in groben und feinen Dingen ungewöhnlich eingeengt. Mit dieser Veränderung des Kriegslebens hängt die Verwandlung der Heere aus Berufsheeren zu Volksheeren, d. h. zu Heeren von Dilettanten, eng zusammen. Zum mindesten ist eine Rückbildung des Volksheeres zum Berufsheere, für die außer finanziellen Motiven rein militärisch sachliche Gründe sprächen, aus diesen psychischen Gründen nahezu ausgeschlossen. Das moderne Kriegsleben ist wegen seiner lebenverengenden Intensität auf die Dauer nicht zu ertragen und daher kein möglicher Beruf. Wenn wir bemerken, daß die Jugend hiervon eine Ausnahme zu sein scheint, unsere Kriegsprimaner die Schwierigkeit des Kriegslebens nicht empfinden, so ist der Grund ein einfacher: die Jugend hat noch keine so erweiterten Lebensmöglichkeiten besessen, daß der Krieg ihrem Leben viel wegnehmen könnte, im Gegenteil vergrößert er ihre Lebensmöglichkeiten durch die Entbindung aus gewohnter Familienenge.

Im vollsten Gegensatz zu der Entfremdung, die das moderne, allzu friedliche, allzu wirtschaftliche Leben dem Kriegsleben gegenüber ergriffen hat, steht die höchst gesteigerte Geschichtsnähe des modernen Krieges. Längst schon sind Kriege nicht mehr von einzelnen Menschen abhängig, und der gegenwärtige Krieg und seine Vorgeschichte der letzten zehn Jahre zeigen die Abneigung der modernen Welt gegen jeden Krieg der Völker, dementsprechend die Zuspitzung der Kriegsgründe auf die größtmöglichsten Ursachen. Der Pazifismus, der ein Glied in der Kette dieser Ereignisse ist, hat nur erreicht, daß Kriege heute nur noch um ganze

Schicksale geführt werden und daher eine Erbitterung annehmen, die wir nur dort wiederfinden, wo im Tierreich um das nackte Leben selbst gekämpft wird. Näher und näher rücken die Kriege den Lebensquellen der Völker, gerade je weiter der moderne Mensch glaubte, sich vom Kriege entfernt zu haben. Sind Kriege immer schon Höhepunkte der Volksgeschichten gewesen, hat sich immer schon in ihnen der Charakter der Völker gebildet, sind ihnen immer schon die tätigsten Formkräfte des geschichtlichen Geschehens entströmt, so ist das Schlachtschwert des modernen Europa der Präger der Volksseelen bis in ihre untersten Tiefen geworden. Wie im Leben des Einzelnen Epochen der Tätigkeit mit Epochen der Ruhe abwechseln, so ist es nicht anders im Leben der Menschheit, in ihrer Geschichte. Die Kriege sind die Zeiten der Tätigkeit der Menschheit, die Schaffens- und Bildungskraft der Menschheit steigt in ihnen zu höherer und höherer Höhe und erzwingt sich für die Zeiten der Ruhe nachwirkende Geltung. Der Frieden ist die Verdauungspause des Organismus der Menschheit, im Frieden wachsen die Glieder, die Organe bilden sich und die Seele lebt, aber die Kräfte, die zu diesem Wachsen und sich Bilden nötig sind, rühren aus den Kräften des Krieges her, und wie die friedliche Menschheit sich rührt, so begeht sie immer noch die Bahnen, die sie vom Kriege zugewiesen erhalten hatte, bis schließlich die Kraft des letzten Krieges erloschen ist und sich die Schwächen des friedlichen Lebens zu Konflikten ausbreiten, die neue Kriege zeugen. Man nenne diese Darstellung nicht traurig oder übertrieben, man sage auch nicht, daß die Kulturtaten unabhängig von den Kriegen seien. Auch sie gehen von ihnen aus, wenn auch die Kräfte, die sie schaffen, nicht die Kräfte des Krieges sind, von diesem aber erst dem Leben zugeführt werden. Der lange Friede macht nicht nur die Geschichte der Völker steril, sondern stumpft auch die geistigen Waffen und Werkzeuge. Eben dieselbe Welt, die in dem gegenwärtigen Krieg eine heroische, kaum je dagewesene Kraft beweist, zeigt in ihrer Ideologie eine unheroische, philiströse feige Schwächlichkeit, die ausgerottet werden muß, damit die Idee nicht hinter der Wirklichkeit in einer lächerlichen Weise zurückbleibe. Mögen wir lieber ein wenig nach der anderen Seite übertreiben, denn wenn man ständig alle Wenns und Abers erwägen wollte, würde man schließlich überhaupt nichts mehr sagen. Und es ist das schon Gesagte noch zu unterstreichen, daß die Geschichtsnähe des Krieges im gegenwärtigen Völkerkampfe eine unheimlich gesteigerte ist. Rührt doch jetzt oft Tag um Tag unmittelbar an das Kräftewerk des Weltgeistes.

Daraus folgt nun ein eigentümliches Hin- und Herschlagen in unserem menschlichen Verhältnis zum Kriege. Dankbar erkennen wir die Kräfte an, die uns aus ihm zufließen, ergriffen lauschen wir auf die Worte, die er zu uns Allen, dem ganzen Volke, spricht, erregt und leidenschaftlich suchen wir das, was er uns gibt, auch zu erhalten und in ihm und seinen Gaben unsere Volksseele zu verdichten und zu erweitern. Zugleich aber fühlen wir, auch die Starken des Volkes, die trostlose Anormalität des Zustandes, den der Krieg erzeugt hat, und er-

bitten sein Ende. Es scheint, als wäre zwischen diesen beiden Empfindungskreisen, die uns, jeder für sich, zeitweise ganz erfüllen, kein Verbindungsweg, als wäre unsere Seele verurteilt, dem Widerstreitenden der beiden seelischen Kriegserfassungen sich wehrlos hinzugeben, und in der Tat bleibt uns viel Andres nicht übrig, nur daß wir die Möglichkeit haben, jenes negative Nehmen durch das positive Fassen zu erdrücken.

Eine einheitliche, geschlossene Lebensform gewinnt das Kriegsleben auf diese Weise allerdings nicht. Es bleibt ein Rest zu tragen peinlich: das ist die Wirkung, die der moderne Pazifismus sich zuschreiben kann, daß das Leben sich nur auf eine indirekte Weise, auf dem Wege über das historische Erlebnis und die geschichtliche Deutung, mit dem Kriege abfinden kann. Da dies aber die allgemeine Art ist, in welcher der moderne Mensch zu allen überindividuellen Gewaltssphären, die seine persönliche Seele stören, Stellung nimmt, so fällt der Krieg keineswegs aus dem Rahmen des modernen Lebens heraus. Die mammonistische Epoche, auf die der große Krieg folgt, hat mit ihrem Pazifismus nur eine Einordnung des Krieges in die Geistesweise des modernen Lebens erreicht. An die Stelle einstiger heroischer Kriegsbeseelung tritt die historische Beseelung des Völkerkampfes. Wir können bemerken, wie diese Wandlung bis tief in die Reihen der einfachen Soldatenseelen über- und eingegriffen hat. Man kann es aussprechen, daß besonders auf deutscher Seite der Soldat den umfassenden geschichtlichen Zweck der militärischen Ereignisse überschauen kann und mit dem Wachsen dieser Einsicht an soldatischer Kraft gewinnt, mit dem Unklarwerden über die sachliche Notwendigkeit auch militärisch unsicher und schwunglos wird. Die heroische Auffassung wird bei Beurteilung der einzelnen soldatischen Persönlichkeit bleiben, aber sie hat aufgehört, das Gefäß der ganzen Kriegsseele zu sein. (Wieweit das etwa bei den Franzosen anders ist, kann von unsrer Seite schwer ermessen werden.) Nichts ist daher für den Sieg bedeutsamer, als das Vertrauen in die, sagen wir, Folgsamkeit, mit der die Führung des Heeres den geschichtlichen Willen, der hinter dem Kriege steht, vollzieht. Der Verlauf des Krieges ist in diesem Punkte nicht einheitlich gewesen, ein Überschwang der alten heroischen Auffassungsweise hat zeitweise den Befehl der Geschichte verdunkelt, der Krieg ist in dieser Beziehung nicht ohne eine Entwicklung, denn er ist ja selbst die Stätte der Verwandlung, von der wir sprechen, er ist ein moderner Krieg geworden, und daher ist in keinem Augenblick das Vertrauen in die historische Wahrheit unseres Krieges im Heere so groß gewesen, wie im jetzigen Augenblick, dem bisher letzten seines Verlaufes. Der Name Hindenburg ist es, an den sich diese Steigerung knüpft. Das unbändige Vertrauen, das wir zu diesem Manne besitzen, gleicht nicht dem alten Verhältnis eines Heeres zu seinem erprobten, geliebten Führer. Es sind Reste dieses Verhältnisses vorhanden, wie ja auch Hindenburg als Armeeführer begonnen hat und durch die Stufe des Führers, an den seine Soldaten glauben, hindurchgegangen ist. Heute aber steht er auf einer höheren Ebene. Der Soldat weiß, daß blindes Vertrauen in die

Führung Hindenburg's wenig nützen würde, daß die Schwere der Arbeit, die auf den Schultern der Soldaten lastet, infolge der Übernahme des Befehls durch Hindenburg nicht leichter geworden ist. Aber er trägt diese Last jetzt leichter, es ist so, als sei die Luft, die man an der Front gerne als eine dicke bezeichnet, durch Hindenburg dünner und daher Alles durchsichtiger und alles Schwere leichter geworden. Das bringt die Sicherheit mit sich, mit der die Hindenburg'sche Führung rücksichtslos gegen militärische und geistige Traditionen einfach das historisch Notwendige tun läßt. Der Krieg ist heute in einem Grade geschichtlich unverfälschtes, geschichtlich geführtes Handeln, daß die Geschichtsnähe des modernen Krieges in eine so greifbare Nähe auch des Gefühls gelangt wie nie zuvor. Und dadurch wird die Seele des Kämpfenden vom Geschichtserlebnis des Krieges gewaltig umfangen. Was zuerst nur objektives Reflektieren und an dieses Denken sich unselbständig anschließendes Fühlen war, bekommt nun eine unmittelbare Empfindungsfarbe und wird, soweit es überhaupt der menschlichen Seele mit überindividuellen Vorgängen gelingen kann, in der Einzelseele wie ein ihr eigen Geschehendes abgesponnen. Der Führer des Heeres — und das Heer ist heute das Volk — ist in erster Linie nicht eine Verkörperung strategischer Begabung, die als Voraussetzung nötig bleibt, aber hinter der mythologischen Umerschaffung des Führers zurückbleibt. Wir müßten auf die antike Welt zurückgreifen, um Menschen zu finden, die durch ihre Person die Seele ihres Volkes verkörpern. Und indem der Führer das Abbild der Volksseele zu sein scheint, ist er zugleich seinerseits die schöpferische Idee, der die Volksseele sich nachbildet. Dies ist die größte Harmonie, die überhaupt zwischen Volk und Führer bestehen kann. In der Weise, wie wir sie heute erfahren, ist sie nur möglich in einer Zeit der höchst gesteigerten Geschichtsnähe des Krieges.

Wenn selbst der höchste Führer nicht als gewaltsames, einsames Genie erscheint, sondern als Verkörperung des Ganzen, wenn seine Genialität die der Volksverkörperung und seine Begabung die der Gesinnung ist, die zum Verkörpern des Ganzen notwendig, wenn dadurch in die hinreißende Kraft, die von jeder Führung aus auf die geführte Masse übergeht, eine Ruhe kommt, die fast kontemplativ wirkt, so wird der Einzelne aus der Sphäre der Begeisterung und Leidenschaft, mit der für uns der Krieg begann, und die unter der Anormalität der kriegerischen Lebensform zu leiden angefangen hatte, in eine Sphäre gelassener Ruhe übergeführt, die nur aus der Harmonie mit dem Wollen der Geschichte fließen kann. Zunächst gehörte zur Kriegführung, entgegen der Jedem zugänglichen Einsicht in die Geringfügigkeit seiner Einzelperson, der leidenschaftliche Überschwang des Einzelnen, der Alles wichtig nahm, weil ihm jedes Kleine eine Darstellung des großen Ganzen schien. Jetzt aber wird die Truppe der Leidenschaft abgelöst, sie tritt in die Ruhestellung und eine neue Truppe in die Frontlinie ein. Unter dem jetzigen Zustande ist der Einzelne derartig in das Ganze eingeordnet, daß er in sich die gesammelte Kraft des Ganzen fühlt und wie ein Parasit am Lebensorganismus des Gesamtvolkes lebt. Wie um dies zu erzielen auch die

Einbeziehung der Heimat in den Lebenskörper (wenn auch nicht in das Erlebnis) des Heeres nötig war, so ist es eben die Wirkung des mythologischen Genies, daß eine höhere Natur dort eintritt, wo die Unnatur, das Anormale des Krieges, vorher die Leidenschaft erfordert hatte. Das ist die Folge der mythologisierenden Macht eines einzelnen Menschen wie Hindenburg, daß das Mythologische, das seiner Seele entströmt, nicht in sie zurückfließt, sondern sich über Alle ausgießt. Der Geist, der oben herrscht, wird zum Geist, der unten dient, weil ja die Herrschaft selbst im Dienst gegenüber der Geschichte besteht. Die Personen der größten Herrschaftssphäre sind immer diejenigen des umfassendsten und uneingeschränktesten Gehorsams. So wird die einzelne Seele befähigt, sich aus den Säften des Volksbaumes zu ernähren. Das Parasitentum des Einzelnen ist kein Schädlingstum, es entzieht dem Lebensbaum nicht die Nahrung, die er zu seinem Leben braucht, sondern ersetzt dem Einzelnen die Notwendigkeit eigener Ernährung. Der aus dem Gesamtbau Gespeiste hat nicht mehr nötig, sich mit der Erhaltung seines eigenen Baues zu beschäftigen. Das ist Entlastung größten Stiles. Wie die äußere Organisation des Heeres ihm die Sorge für die leibliche Ernährung abnimmt, so läßt sie ihn jetzt auch die Mühung für die seelische Versorgung ablegen und nimmt sie auf ihre tragfähigen Schultern.

Es ist nicht zu ändern, daß auch dann jener peinliche Rest der kriegerischen Lebensform bleibt, denn die einzelne Seele strebt naturmäßig zu dem zurück, was ihr Natur ist, zu dem Leben der Eigenversorgung, deren Mühen ihr doch geliebte sind. Auch die mythologische Sphäre bleibt eine Zwangssphäre, es bleibt in ihr neben Aufatmen, das aus der Übertragung der Versorgung strömt, Beengung oder sagen wir eine Art Arrest, in dem die Seele sich ihrer Freizügigkeit hat begeben müssen. So stehen Schranken und Mauern, zwischen denen der Krieger sich bewegen muß, und die er nicht übersteigen darf. Aber in dieser Einengung ist er nicht mehr darauf angewiesen, die abstumpfenden Wirkungen der Beschränkung aus eigener Kraft zu beseitigen und durch leidenschaftlichen Antrieb der Eigenseele zu verdrängen.

Wenn so seine Kräfte geschont werden, so ist auf diese Weise dem Anormalen des Kriegslebens die Spitze abgebrochen, und der Ausnahmecharakter des Krieges auch in dem Führer, der ja mit dem Ende des Krieges von selbst aufhören wird, Führer und Verkörperer der Volksseele zu sein, zugestanden und dargestellt. Das Kriegsende wird dem Leben des Volkes die Natur zurückbringen, aber auch die mythologische Überdeckung und Selbstanschauung nehmen. Das Anormale tritt auf einer höheren Ebene auf der Habenseite des Lebens auf, ein Gleichgewicht wird zwischen Soll und Haben des Kriegslebens geschaffen und die Debetstelle so lange entlastet, als der mythologische Kredit gewährt wird.

Auf der feindlichen Seite wird die Wirkung Hindenburgs nur als die einer gesteigerten Organisierungsarbeit verstanden. Ebenso wenig wie das Ausland je das deutsche Verhältnis zu seinem Kriege als einem Volkserlebnis bemerkt hat,

ebenso wenig vermag es, Hindenburg zu deuten. Wir von der Westfront wissen, was der Unterschied zwischen einer höchst gesteigerten Organisierung, wie wir sie auch vor dem Antritt Hindenburgs besaßen, und dem sich selbst in Hindenburg anschauenden Heere ist. In der früheren Epoche empfanden wir den Krieg des Westens als eine Betätigung und Bewährung der Organisation als solcher, die des Genies nolens volens unbedürftig sei, und Hindenburg gab weniger eine Steigerung der materiellen Intensität der Organisation als einen Überbau geistiger und Gesinnungsnatur. Der Führer war vorher Spitze, jetzt ist er über der Spitze Idee des ganzen Heeres. Es ist unmöglich, daß den Feinden, die es ja nicht erleben, und die in ihrer Weltanschauung ausschließlich materialistische Geschichtskategorien denken, das Wesen der Hindenburgarmee zugänglich würde. Der Geist wirft für den ihn nicht Lebenden nur ein trübes Abbild ab, das sich von der Materie nur durch Massigkeit unterscheidet. Doch ist das Menschliche des deutschen Krieges durch das Geschilderte nicht erschöpft. Ein Widerspruch zwischen Gesamt- und Einzelerlebnis bleibt, wenn auch in unschädlicher Weise. Der Einzelne erfährt sein Einzelschicksal, sein Übrigbleiben, seine individuelle Rettung. Am Ende leben wir mit der stillen Armee nicht mehr zusammen, wir, die von uns, die übrig bleiben und die in Folge ihres Übrigbleibens den Krieg zu Ende leben. Das nackte Sein, wir ohne Zwecke, ohne Aspirationen, sind ein Rest unseres Erlebens, der in die geistige Masse nicht aufgeht. In diesem egozentrischen Resterlebnis wird kein über den Krieg hinauszielender Zweck des Einzelnen verfolgt, nicht politische Ziele — und in diesem psychischen Sinne ist alle innere Politik im Kriege wirklich unzeitgemäß — nicht seelische Bedürfnisse, geschweige Lebenszwecke und Interessen der Lebenskreise leben in dem ärmlichen Seelenrest, der in der Seele des Einzelnen nicht von der zwanghaften Übermacht der Kriegsidee, ihrer Formen und ihres Vertreters, aufgezehrt wird. Um so naturhafter färbt sich dieses Resthafte und wird ein einfacher Egoismus des Einzelnen, der dem Sinn des Ganzen in keiner Weise entgegen ist. Und es öffnen sich damit die Schleusen jener Affekte, die sonst von der sozialen Bindung des Gefühls geschlossen werden, so z. B. Neid auf die Ungefährdeten, Übererregungen des persönlichen soldatischen Ehrgeizes, unklare Widerstreite zwischen einer entschiedenen Ablehnung der dem Soldaten gezollten Heldenverehrung und einer Erregung über abliegende Eigenbedürfnisse der Nichtsoldaten. Es gibt eine Pathologie des Krieges, der sich, wie mir scheint, Niemand, der draußen beteiligt ist, ganz entziehen kann. Die Gesamtstruktur der Seele wird hemmungsloser und in reinen Gefühlssachen schwankender, man ertappt sich auf Unklarheiten der Seele, auf Ungemäßheiten des Empfindens und des Betragens, auf Übertreibungen und Maßlosigkeiten. Man ist aus der Ordnung des Lebens in einem Übermaße ausgeschlossen und hat angesichts der Anforderungen der kriegerischen Tätigkeiten nicht auch noch die Kraft, die mangelnde Ordnung durch innere Bezähmung zu ersetzen. Ja man löckt in dieser Beziehung gegen den Stachel und will sich bis zu gewissem

Grade für alles Anormale und Schwere des Kriegslebens durch ein Sichgehenlassen in anderen Dingen entschädigen. So gesund auch im Kriege das Zentralorgan der Seele bleibt, so leiden alle peripheren Organe entweder an Unter- oder an Überernährung und machen daher Entartungen durch. Lähmungen peripherer Organe der Seele sind nichts seltenes, noch häufiger aber sind krankhaft starke Schwankungen der Reizstärken. Gerade indem das Kriegsleben sich gegen diese pathologischen Vorgänge tolerant verhält, bringt es dem Mittelpunkt der Seelen fast dauernde Gleichmäßigkeit, soweit nicht ein Mensch an sich an einem Übergewicht peripherer Organe krankt und daher deren Entartung auch mit seiner innersten Seele erliegt, Fälle, die relativ selten sind.

So erfährt der Mensch im Kriege psychologische Einwirkungen, die er im Frieden nicht erahnen konnte, eine Steigerung der Gesamtkraft, mit der sich Rückfälle in Zustände mischen, von denen wir nicht geglaubt hätten, daß sie in uns stattfinden könnten. Nach oben und unten treten Verschiebungen der Seelengrenze ein, man nähert sich dem Heros — doch es ist nur ein Sichnähern, und man weiß das kriegerische Ideal von seiner eigenen Bewährung wohl zu trennen — man nähert sich zugleich der Unkultur und der Unbeherrschtheit des Barbaren. Inwieweit kann danach gesagt werden, daß der Krieg Wahrheit auf seiner Seite hat?

Ich frage hier nicht nach der politischen Wahrheit, sondern nach der menschlichen, der Wahrheit in der Seele. Da ist es eine der auffallendsten Erfahrungen, die wir draußen machen, daß nirgends so wenig wie im Kriege der Weizen der Heuchler blüht. Keiner kann sich im Kriege eine Maske geben, Niemand die Anderen durch ein neu Gesicht betrügen. Allzuschnell tritt die Wahrheit dazwischen und reißt die entlehnte Maske ab. Wir können uns dies so deuten, daß zum Maskieren der Seele eine persönliche Abgeschlossenheit gehört, die im Kriege fehlt. Da wir im Kriege als Parasiten leben, so sind wir nicht Monaden und besitzen keine Einzelsphären, während doch sonst Jeder um sich einen Kreis hat, der ebenso noch zu ihm gehört wie sein Inneres, ja der sonst mehr als das stets von vielen Allzumenschlichkeiten erfüllte Innere so recht eigentlich der Ort der persönlichen Eigenheit zu sein pflegt. Im Kriege aber sitzt Mensch an Mensch. Wie der Ausfall des Einzelnen sofort, fast mechanisch den Stellvertreter an seinen Platz treten läßt, so ist zwischen den Einzelnen kein Zwischenraum, in dem die freie Sphäre der Individuen wäre. Die aus uns heraustretende Empfindung hat, kaum daß sie uns verlassen, auch schon den Nächsten berührt und kann nun nicht mehr verändert werden. So verräterisch ist das Leben im Kriege für die Seele des Einzelnen. Es ist einfach zwecklos zu lügen. Dazu tritt die Tatsache, daß die Menschen sich durch das gleiche Erleben, die gleiche Lebensform und das Entbehren eines dem Einzelnen frei gehörenden Stücks Umwelt ähnlich werden. Gleiche Empfindungen und Bedürfnisse herrschen in einem Maße vor, das sonst auch in wenig gewählten Kreisen unbekannt ist. Es ist wirklich so, als könnte der Einzelne ruhig abgehen, da er im Nebenmann sofort seinen Vertreter fände. Dadurch betätigt sich im

Kriege eine eigentümliche Verschleierung der Individualitäten, es ist so, als gäbe es gar keine Charaktere, die Menschen des Heeres sind wie die Glieder einer Familie und eine durchgehende Verwandtschaft verbindet sie, die nur vor der soldatischen Tüchtigkeit, hier allerdings umso gründlicher, Halt macht. Unübertragbar ist die Qualität der Führer, unersetzbar die Forschheit und Umsicht der Geführten. Einen seiner Besten zu verlieren gehört für jeden Führer zum größten Schmerz; über den menschlichen Schmerz um den Verlust geht dann der soldatische Schmerz um den Ausfall an soldatischer Kraft. Und doch geht das Kriegsleben darüber zur Tagesordnung über, man lebt mit denen, mit denen man lebt; Verwundete, Gefallene werden, und seien es die Besten gewesen, vergessen. Die Augenblicke sind im Kriege sentimentaler als im Frieden, mancher weint eine Träne, der sonst nie geweint; aber im ganzen Verlauf ist das Soldatenleben unsentimentaler als irgend ein Leben. Wie wunderbar ist das, daß der Mensch diese Anlage in sich hat, so umgebildet zu werden! Der Satz von der Anerkennung der Tüchtigkeit, der sich heute durch unser politisches Leben während des Krieges zieht, stammt nicht aus der politischen Sphäre, wo Tüchtigkeit keine so einfach zu erfassende Sache ist und die Leistung sich mit vielen Faktoren mischt, die nicht zum Verdienst des Einzelnen gehören und doch in seine Leistung hineinfallen; es ist ein feldgrauer Satz, geboren zwischen Menschen, die einander so ähnlich geworden sind, daß sie als individuelles Kennzeichen unter sich fast nur den Grad ihrer Tüchtigkeit haben.

Und darin liegt auch die eigentümliche Wahrheitskraft des Krieges, daß ein ganz bestimmter Gradmesser des Menschen da ist, ein, allerdings am allgemeinen Leben gemessen, einseitiger, der aber die Durchschlagskraft aller natürlichen Werte besitzt. Die verschleiernden Beziehungen, die das Leben sonst trüben, fallen fort, was an nackter Naturkraft — körperlich, seelisch und geistig — da ist, setzt sich unbedingt durch. Die Auslese ist ohne Konflikte, und nur ganz wenige Vorurteile oder Befangenheiten des Friedenslebens können im Kriege noch eine gewisse Stärke behalten. Es ist einleuchtend, daß die letzten geschilderten Reaktionen am deutlichsten bei der Infanterie hervortreten, die durch die Unmittelbarkeit ihres Kriegslebens, durch die Massigkeit ihrer Organisation, durch das Fehlen technischer Waffen an Stelle der menschlichen ausgezeichnet ist.

Das Heer kennt so im Ganzen einen vereinfachten Menschen, Charakter, Seele, Geist, Auslese und innermenschliche Beziehung sind aus aller Kompliziertheit heraus. Mancher Überfeinerte kann sich da seine seelische Gesundheit holen. So widerspruchsvoll ist der Krieg, daß er in Einem Gesundung und Erkrankung bietet. Aber auch das ist nicht so merkwürdig, wie es aussieht. Nur dürfen wir nicht übersehen, daß das Kriegsleben nicht als ein gleichbleibendes Leben aufgefaßt werden darf. Es unterscheidet sich darin nicht von anderen Lebensdingen, es hat wie sie Eintritt, Verlauf und Austritt. Auch ein dauernd Durchlaufendes ist da: der Gesamtkörper, in dem wir Soldaten leben. Er ändert sich nicht,

wenigstens nicht mehr, nachdem er bei uns durch Hindenburg die Höhezeit seiner Kraft erreicht hat. Aber wie die Einzelnen kommen und gehen, so ist auch der dauernd Teilnehmende, der von der Kugel Verschonte nicht ein und derselbe. Es ist so, als ob er sich selber ablöste und ein Andrer würde, ein Andrer im Rahmen derjenigen einfachen seelischen Faktoren, die das Kriegsleben aufweist. Und zwar erfahren wir dieses Sich selber Ablösen nicht nur bei der komplizierten Person, die durch den Krieg aus ihrer Bahn geworfen ist und vielleicht alle Wirkungen durchmacht, sondern in grundsätzlich ebenso auffallendem Maße bei dem Einfachsten. Darin erkennen wir die innere Lebendigkeit des Krieges als Faktor des Lebens, daß er keineswegs eine triste Wiederholung dessen bietet, was er schon an seinem ersten Tage war, und nur den Schauplatz wechselt. Wäre er die Furie, für die er gern ausgegeben wird, so hätte er selbst keine Seele. Aber er hat eine Seele, und sie ist viel undämonischer, viel menschlicher, als der Unbeteiligte je begreifen kann. Mehr Bilden, mehr Gewähren, mehr Menschlichkeit ist in ihr, als in mancher friedlichen Institution. Er, der den Tod bringt, ist selbst voll Leben, wenn auch eines Lebens voll Einseitigkeit, eines Lebens, das seiner Natur nach sich schneller erschöpft als andres Leben. Darin finden wir jetzt auch die Lösung für das, was wir Eingangs nur als seine Anormalität ansprechen konnten: Eine andre Zeit herrscht im Kriege, als im sonstigen Leben; das maßlos beschleunigte Tempo des Weltlaufs im Kriege greift in das seelische Tempo der Individuen machtvoll über. Es ist bei aller Monotonie, an der das Kriegsleben leiden kann, ein außerordentlich beschleunigtes Leben; Tag um Tag rühren an Leben und Sterben, der Umsatz der Menschheit steigt, das Sterben wird, gemessen am Leben des Einzelnen, sinnlos, fast wird es auch das Erzeugen. So zeigt sich der Krieg als ein gesteigertes Leben, das schnell verbraucht und schnell ersetzt, — als ein Leben, das wegen seiner Intensität nicht dauernd herrschen kann. Denn es ist ruhelos, zwischen den Momenten des Tuns fallen die der Muße aus, wenn wir auf das Ganze des Kriegslebens sehen, und Jeder nimmt, mag er auch scheinbar gar nicht mit Tun überlastet sein, an dieser Ruhelosigkeit teil. In keiner Seele im Heere ruhen die Tasten der inneren Bewegungen, und das Wort Friede wird dem Soldaten gleichbedeutend mit Ruhen. Höchste Lebendigkeitsepochen sind Episoden des Lebens, das gilt ebenso vom Ganzen wie vom Einzelnen. Jedoch das Wort Episode täuscht; in den Kriegen staut sich Kraft und Geschick der Völker, laut hörbar schlagen die Pulsschläge des verdoppelten Kreislaufes, machtvoll stampfen die Maschinen der einheitlich gesammelten Kräfte des Lebens, ohne Zersplitterung ist dieses angeblich nur auf Zerstören gerichtete Tun, voll Leben sein Leib und voll Kern seine Seele. So angefaßt erscheint das Kriegsleben vor uns als ein gesteigertes Leben höherer Potenz, das im sonstigen Leben nur episodenhaft hervortreten kann, die Einseitigkeit alles Großen an sich hat und verbrauchend und schöpferisch eine gewaltige Wirklichkeit ist, die von Gott ernsthafter Zeugnis ablegt als manche friedlichen Werke der Menschenarbeit. Gedanken der Kritik

verfallen vor ihm so schnell wie vor allem Großen, und die Kleinen können's nicht erfassen, es sei denn im geschwächten Bilde aus der Entfernung. Und wir wiederholen ein Wort unseres Marschalls mit einer Bedeutung, die er ihm vielleicht nicht hat beilegen wollen: Tausende müssen sterben, damit Zehntausende leben können.

Johannes Öhquist: Die finnische Sozialdemokratie im Freiheitskriege.

Man hat in der sozialdemokratischen, z. T. aber auch in der linksliberalen Presse den Krieg, der gegenwärtig in Finnland tobt, als einen Bürgerkrieg darzustellen versucht, in dem zwei mehr oder weniger gleichstarke, zum mindesten aber gleichberechtigte finnische Parteien um die Macht streiten. Eine solche Auffassung beruht auf einer vollständigen Verkennung und, soweit es sich um gewisse linkssozialistische Blätter handelt, einer bewußten Fälschung der wirklichen Tatsachen. Freilich, der finnischen Sozialdemokratie ist es jetzt sehr darum zu tun, dieser Auffassung eine möglichst große Verbreitung zu verschaffen. Denn nicht nur der ganze Verlauf und das nun bald nahende Ende des finnischen Aufruhrs gestaltet sich immer mehr zu einer katastrophalen Niederlage der finnischen sozialdemokratischen Partei als solcher, sondern ihre Leitung hat auch, wie es sich immer deutlicher herausstellt, schon lange vor Ausbruch des Aufruhrs zu der finnischen Freiheitsbewegung in einer Weise Stellung genommen, die dazu angetan ist, die Partei für lange Zeit in den Augen des Volkes unheilbar zu kompromittieren.

Sie, die Parteileitung, vor allen, ja, eigentlich sie allein trägt die Schuld daran, daß es überhaupt zu diesem unheilvollen Blutvergießen gekommen ist. In ihrer Hand lag es, der weiteren Entwicklung der Dinge in Finnland den normalen Verlauf zu verbürgen, den sie unter der kraftvollen Leitung des bürgerlichen Ministerpräsidenten Svinhufvud zu Ende des vergangenen Jahres einzuschlagen begannen. Ganz abgesehen davon, daß die Sache der Demokratie in der Svinhufvud'schen Regierung eine ebenso energische wie ehrliche Verfechterin fand, war diese Regierung auch noch zu weiteren Zugeständnissen an die Forderungen des sozialdemokratischen Programms bereit und stellte der Sozialdemokratie Plätze in der Regierung zur Verfügung, um in loyaler Weise mit ihr zusammenzuarbeiten. Aber die Leitung der sozialdemokratischen Partei hielt sich, aus Verdruß über das ihr entwundene Alleinbestimmungsrecht, grollend bei Seite und sah in untätiger Gleichgültigkeit zu, wie die schlimmsten Elemente in ihrer Mitte nicht nur blinden Haß und Gewalt, sondern auch Raub, Mord und Plünderung im Volke zu verbreiten anfingen. Anstatt die Regierung in ihren Bemühungen um Ordnung und Sicherheit zu unterstützen, ließ sie es geschehen, daß aus den radikalen Kreisen der Partei Mißtrauen gegen die von der Regierung zu

dem genannten Zweck organisierte Volkswehr gesät und der Gegensatz zwischen staatlicher Ordnung und anarchistischem Chaos zu einem Gegensatz zwischen Besitzenden und Proletariat verzerrt wurde. Sie wußte, daß die anarchistischen Elemente in ihrer Mitte durch Geld, Waffen und Mannschaften aus Rußland unterstützt wurden, aber anstatt dahin zu wirken, daß die Bolschewikiregierung in Petersburg ihrer im Friedensvertrag mit Deutschland übernommenen Verpflichtung nachkam und die russischen Truppen aus Finnland zurückzog, gab sie im Gegenteil den im Lande hausenden Matrosen- und Soldatenhaufen zu verstehen, welch eine willkommene Verstärkung ihrer eigenen Kräfte sie in jenen Banden sah; es war ihr nicht unbekannt, welche Ziele diese umstürzlerischen Elemente verfolgten und in welch unmenschlicher Weise sie dieselben zu verwirklichen versuchten: die sozialdemokratische Presse selbst warnte in einer ganzen Reihe von Zeitungen vor der aufsteigenden Anarchie, in der Plenarsitzung des Landtags am 11. Januar 1918 wies ein sozialdemokratischer Abgeordneter auf den Terror hin, der sich zu verbreiten begann, und befürwortete die Unterstützung der bürgerlichen Regierung in ihren Bestrebungen, die Ordnung aufrecht zu erhalten — aber die Parteileitung, ja, selbst die sozialdemokratische Landtagsfraktion blieb taub und blind vor diesen drohenden Tatsachen. Die warnenden Stimmen einzelner Besonnenen in der Partei verstummten vor der Diktatur des allmächtigen Parteipapstes Valpas-Hänninen, der mit seinem Gefolge, den Sirola, Manner u. a., durch sein in der ganzen Arbeiterschaft verbreitetes Organ „Työmies" („Der Arbeiter") die Partei terrorisierte.

Trotzdem wäre es vielleicht dem rechten Flügel der Partei noch im letzten Augenblick gelungen, das Unglück abzuwenden, wenn sie Einsicht und Mut genug gehabt hätte, am entscheidenden 20. Januar der roten Garde die Aufnahme in die Parteikomitees zu verweigern. Das geschah aber nicht. Indem der Parteirat an dem genannten Tage Mitglieder der roten Garde in die Parteikomitees wählte, ließ er es zu, daß diesen Mörderbanden der Stempel der Parteilegitimität aufgedrückt wurde, und ermöglichte den verhängnisvollen „Staatsstreich" vom 27. Januar, durch den sich die radikale Linke nebst ihren roten Helfershelfern in den Besitz der Macht setzte und alle Ordnung und Freiheit über den Haufen warf. Und aus was für Leuten bestand diese „Rote Garde"? Zum kleinsten Teil aus Arbeitern, zum überwiegenden Teil aber aus Leuten, die durch den Krieg um ihre zufällige Beschäftigung gekommen waren, aus Waldhauern, Holzflößern, müßigen Massen, die bei den russischen Befestigungsarbeiten beschäftigt gewesen, nun aber entlassen waren, und schließlich allerhand lichtscheuem Gesindel, dem die Tore der Gefängnisse und Zuchthäuser geöffnet worden waren. Diese „rote Armee" ließ die radikale sozialdemokratische Führung durch die russischen Bolschewiki mit Gewehren, Maschinengewehren, Kanonen und Panzerautos bewaffnen, aus ihren Reihen wählte sie ihre mit märchenhaften Gehältern ausgestatteten Vertrauensmänner, die sie mit unbegrenzten und unkontrollierbaren Vollmachten versah, diese

Massen, von denen jeder unter normalen Verhältnissen sich glücklich geschätzt hätte, seine paar Mark am Tage zu verdienen, honorierte sie mit 400 bis 500 Mark monatlich neben freier Station und Kleidern. Ist es da ein Wunder, daß dem Pöbel nicht nur das Paradies auf Erden herabgestiegen schien, sondern daß es auch seinen wildesten und rohesten Leidenschaften die Zügel schießen ließ?

In welcher Weise die rote Garde ihre Alleinherrschaft über das Land ausübte, ist, wenn auch nur in undeutlichen und zusammenhanglosen, aber in ihrer Grauenhaftigkeit doch genügend überzeugenden Zügen der übrigen Welt bekannt geworden. Die Scheußlichkeiten, die von ihr im Namen der „Rechte des Proletariats", oft aber auch in zynischem Eingeständnis des bloßen Rache- und Raubdurstes begangen worden sind, spotten zum großen Teil jeglicher Beschreibung. Inwieweit die Leitung der sozialdemokratischen Partei unmittelbar an diesen Greueln schuld oder daran beteiligt gewesen, mag dahin gestellt bleiben. Daß aber nicht die ganze Schuld nur auf die undisziplinierten Pöbelmassen abgewälzt werden darf, beweist schon der eine eklatante Fall, daß das Mitglied der sozialdemokratischen Partei Dr. Gylling, Dozent der Nationalökonomie an der Universität Helsingfors, den die Parteileitung schwerlich unter den namenlosen Pöbel zählen wird, eigenhändig mit Hilfe eines eigens zu diesem Zweck herbeigeholten bolschewistischen Berufseinbrechers die Stahlkammer der Finnischen Staatsbank erbrach. Dieser Dr. Gylling ist Vorsitzender der Bankbevollmächtigten des finnischen Landtags! Es macht deshalb einen kläglichen Eindruck, wenn führende Sozialdemokraten jetzt die Partei von aller Schuld reinzuwaschen suchen, wie das in einer Kundgebung geschieht, die von Mitgliedern der sozialdemokratischen Landtagsfraktion veröffentlicht wird, in der sie erklären, daß die sozialdemokratische Partei niemals den Staatsstreich noch die rote Diktatur „beschlossen" habe. Sie hat sich eben auch nicht dagegen gewehrt! Schon in der außerordentlichen Parteiversammlung im November 1917 hatten sich Stimmen hervorgewagt, die auf Staatsstreich und rote Diktatur drangen. War das nicht Warnung genug? Trotzalledem nahm man im Januar eben jene Staatsstreichler in seine Reihen auf und schwieg, als sie ihre Mörderlaufbahn begannen. Jetzt entschuldigen sich die sozialdemokratischen Landtagsmitglieder damit, daß damals ein jeder, der sich dem Staatsstreich zu widersetzen gewagt hätte, das Opfer eines Bajonetts geworden wäre. Mit Recht ist darauf eingewandt worden, daß sich damals und später Hunderte und Aberhunderte Bürgerlicher im Namen der Ordnung und Gesetzlichkeit jenen Bajonetten ausgesetzt haben. Nur dank den Blutopfern dieser Letzteren sind die vor den Bajonetten zitternden sozialdemokratischen Landtagsabgeordneten heute in der Lage, ihre protestierende Stimme gegen die rote Garde und das Chaos zu erheben. Hätten sie damals denselben Mut gehabt wie die Bürgerlichen, so hätte der Aufruhr niemals den Umfang annehmen und das Unheil anrichten können, wie es geschehen. Daß die sozialdemokratische Landtagsfraktion jetzt von der roten Garde abrückt und sich endlich dazu aufrafft, das landesver-

räterische Unternehmen als solches zu stempeln, ist in Anbetracht der gegenwärtigen militärischen Lage begreiflich, wenn es auch nicht als heldenhaft zu bezeichnen ist. Aber die Schuld, die auf der sozialdemokratischen Partei und ihrer Gesamtleitung lastet, wird dadurch nicht abgewandt. Denn diese ist nicht von dem Vorwurfe freizusprechen, daß sie bewußt mit dem Gedanken der ihr winkenden Allmacht gespielt und darum absichtlich den Dingen ihren Lauf gelassen hat, um nachher sich die Früchte wohlschmecken zu lassen, die ihr aus Blut und Untergang der verhaßten Bürgerlichen zu reifen schien. Die Frage ist keineswegs unberechtigt, ob die sozialdemokratische Partei auch in dem Fall heute protestieren und von Staatsstreich und roter Diktatur reden würde, wenn der Staatsstreich gelungen und die Diktatur zur Wirklichkeit geworden wäre. Jetzt, wo das nicht geschehen und wo die gerechte Strenge des Gesetzes die verbrecherischen Volksverführer und Aufrührer trifft, jammert Herr Branting in Schweden über die „Grausamkeit" und den „Rachedurst" der Weißen in Finnland, wirft sich in die Brust und predigt Selbstbeherrschung und Mäßigung. Warum schwieg er denn bei den Scheußlichkeiten der Roten?

Die schmachvolle Rolle, die die herrschende Clique in der sozialdemokratischen Partei in dem finnischen Freiheitskampfe gespielt, wird von zwei Mitgliedern der Partei, den Landtagsabgeordneten Blomqvist und Piisinen, in einer langen Anklageschrift in erschöpfender Weise aufgedeckt. Diese Schrift aus den Reihen der Sozialdemokratie selbst bekräftigt nur das, was Einsichtige und mit den Verhältnissen Vertraute schon längst gelehrt, daß es eine Fälschung der Wirklichkeit ist, wenn man aus diesem Aufruhr der Hefe des Volkes einen Bürgerkrieg zwischen zwei um die Macht kämpfenden Parteien des Landes konstruiert und deshalb mit politisch-sittlicher Entrüstung das Eingreifen einer fremden Macht als eine Einmischung in „interne" finnische Angelegenheiten verurteilt. Aber wenn je, so haben in diesem Fall die Lügen kurze Beine gehabt. Für jeden objektiv Urteilenden steht es heute außer allem Zweifel, daß das Eingreifen Deutschlands gegen die roten Garden finnischen oder russischen Stempels nicht nur ein Gebot der Menschlichkeit und Gerechtigkeit war, sondern auch der Staatsklugheit und der richtigen Einschätzung der vorhandenen Tatsachen. Und wenn die finnische Sozialdemokratie sich von dem Schlag, den ihr die rote Garde, ihr Schoßkind, mit ihrem Bolschewikiaufruhr versetzt hat, noch einmal wieder erholt, so wird sie das nicht zum geringsten Teil der Hilfe zu verdanken haben, die die eiserne Faust des preußischen „Militarismus" über das Meer gereicht hat. Das mag wie eine Ironie der Weltgeschichte klingen. Aber sie wandelt sich in Ernst, wenn man die Lehre beherzigt, die der finnischen Sozialdemokratie aus dem Freiheitskriege erwachsen kann: daß Selbstbesinnung und gerechte Würdigung einer steten und schrittweisen Entwicklung auch für sie ein sichrerer Weg zum Ziel sind als gewaltsamer Umsturz und Anarchie.

Dr. Hans Siegfried Weber: Zur gegenwärtigen Lebensmittelversorgung.

Die Denkschrift des Neu-Köllner Magistrats wird vielfach zum Anlaß genommen, von einem Zusammenbruch des Systems Waldow zu sprechen. Mit überaus großer Geschicklichkeit glaubt man damit diese unerfreulichen Vorgänge parteipolitisch ausnutzen und allein der Landwirtschaft die ganze Schuld des Versagens unserer Ernährungspolitik in die Schuhe schieben zu können. Bekannt sein dürfte aber doch auch dem oberflächlichsten Kenner der Dinge, daß die landwirtschaftlichen Kreise garnicht zur Beratung über die zu ergreifenden Maßnahmen in der Ernährungspolitik herangezogen wurden. Man hat konsequent alle Ratschläge der landwirtschaftlichen Organisationen bei Seite geschoben. Nur als die Not am höchsten war, da hat man denn recht und schlecht auch manche Gedankengänge landwirtschaftlicher Organisationen verwirklicht, so z. B. bei der Brotversorgung. Aber vom Mithaften der Landwirtschaft für die verfehlte Kriegsernährungspolitik der Regierung, z. B. der Schweineabschlachtung und Kartoffelpolitik, sprechen zu wollen, dürfte denn doch die Grenzen des Zulässigen überschreiten. Überaus traurig ist es, daß nunmehr von unverantwortlichen Parteipolitikern die Kriegsernährungspolitik zum Anlaß genommen wurde, die Landwirtschaft in der schärfsten Weise anzugreifen und die Landwirte für die Not verantwortlich zu machen. Der leider zu früh verstorbene sozialdemokratische Schriftsteller Artur Schulz hat sich ein Verdienst erworben, die unberechtigten Angriffe gegen die deutsche Landwirtschaft mit überaus sachkundigem Wissen in den Sozialistischen Monatsheften zurückzuweisen.

Es würde aber meines Erachtens auch zu weit gehen, wenn man nun daran ginge, an Stelle des Zusammenbruchs des Systems Waldow, den Zusammenbruch des Systems Stegerwald-August Müller zu verkünden. Sicherlich ist ja richtig, daß unsere Kriegsernährungspolitik eine sozialistische Kriegsernährungspolitik ist. Aber behaupten zu wollen, daß diese sozialistische Kriegsernährungspolitik auch von den deutschen Sozialisten bis ins Einzelne ausgearbeitet worden ist, würde denn doch zu weit führen. Wenn Georg Wilhelm Schiele, ein überaus kenntnisreicher Beurteiler der Ernährungspolitik, einfach die sozialistische Kriegsernährungspolitik als ein beredtes Beispiel dafür anführt, wie wenig der Sozialismus in die Wirklichkeit umgesetzt werden könne, so übersieht er vollständig, daß die Kriegsernährungspolitik garnicht auf Gedankengänge namhafter deutscher Sozialisten zurückgeht. Unsere Versorgung mit Nahrungsmitteln ist ein Produkt des Sozialismus der deutschen Bürokratie und nicht

der deutschen Sozialisten, wenn man darunter wirklich ihre namhaften Führer versteht. Eine Reihe von Gewerkschaftsführern, die nicht die nötigen ernährungswirtschaftlichen Zusammenhänge erkannten, haben vielleicht die Bürokratie in ihrer sozialistischen Kriegsernährungspolitik bestärkt. Auf Betreiben der Gewerkschaften ist natürlich auch die Bevorzugung der Rüstungsarbeiter zurückzuführen. Aber dies alles reicht noch keineswegs hin, die Behauptung aufzustellen, daß die Kriegsernährungspolitik von den sozialistischen Gewerkschaften gemacht worden sei. Verantwortlich ist und bleibt die Bürokratie. Alle Maßnahmen in der Ernährungspolitik atmen ihren Geist und sind Fleisch von ihrem Fleisch.

Ich habe in einem Aufsatz im „Roten Tag" Nr. 2 1918 „Der Grundfehler der Kriegsernährungspolitik" bereits diese Arbeit der Bürokratie als ausschlaggebend hingestellt. Woran die Schuld des Zusammenbruchs des Systems liegt, darauf bin ich damals noch nicht eingegangen, da bei Abfassung meines Aufsatzes die Neu-Köllner Denkschrift noch nicht vorlag. Meine Ansicht suchte Dr. Elvers — Güstrow durch folgende Worte im „Roten Tag" als falsch zurückzuweisen: „Eine Unzahl von Gesetzen, Verordnungen, Bekanntmachungen, Rundschreiben und Anweisungen hat sich über Behörden und Private ergossen, als ob das Papier heute wohlfeil und überreichlich vorhanden wäre. Kein Wunder, wenn für diesen Zustand die Juristen und Bürokraten verantwortlich gemacht werden, die schon stets im Verdachte einer besonderen Vorliebe für Papiervergeudung standen. Aber diesmal sind es doch wohl nicht die Juristen und Bürokraten. Die da regieren und verteilen, das sind ja diesmal Männer aus der Praxis, keine Blinden aus der Amtsstube mit den vielen Akten, Männer vom Kontor und von der Scholle, und noch ist man nicht zufrieden. Wer erinnert sich da nicht jenes Kampfes gegen den sogenannten Assessorismus, als der Ruf nach Kaufleuten als Beamte eine so große Rolle spielte. Das neue System, das einem alten demokratischen Ideale entgegen kam, scheint sich doch nicht bewährt zu haben und dürfte übrigens teurer arbeiten". —

Was die Mitwirkung der Männer von der Scholle betrifft, so habe ich schon das Nötige gesagt. Aber auch die Arbeit der Männer vom Kontor dürfte trotz Kriegsgesellschaften und anderer Erscheinungen nicht als ausschlaggebend für die Kriegsernährungspolitik bezeichnet werden. Es ist der Geist, der sich den Körper baut.

Auch unsere Kaufleute, die in die Kriegsorganisationen hineingezogen wurden, waren Mitglieder eines Körpers, der nicht Geist von ihrem Geiste war. Sie waren zudem trotz aller Freiheit des Handelns nicht vollständig frei, zu schalten und zu walten, wie sie wollten. Sie empfingen ihre Weisungen doch von ihnen übergeordneten Stellen, die ganz von dem büro-

kratischen Geist beseelt waren. Gewiß haben dann diese Männer des Handels und der Industrie, die ihnen sozusagen zur Pflicht gewordene Bürokratie pflichtgemäß angewandt und sich bisweilen die Art angeeignet, die der Schweizer „Befehlerle" nennt. Wir haben hier ein krasses Beispiel dafür, wie die Umwelt die Menschen beeinflußt. Man muß zudem auch noch berücksichtigen, daß die Männer der Praxis nur privatwirtschaftlich denken und handeln gelernt haben. Es besteht aber ein großer Unterschied zwischen einem Mann, der nur für seinen Betrieb auch unter Umständen auf Kosten der Volkswirtschaft arbeitet, und einem Volkswirt, der über dem gesamten Betrieb stehen soll und jeder Einzelwirtschaft ihre Stelle als Rädchen im Gesamtorganismus der Volkswirtschaft anweist. Diesen Unterschied haben auch unsere Kaufleute sofort instinktiv, als sie in die Kriegsorganisationen einberufen wurden, entdeckt und ihrerseits versucht, ihre privatwirtschaftliche Gedankenwelt auszuschalten. Auf diesem Wege sind sie eben leider sogar dem bürokratischen System noch stärker verfallen, als die zünftigen Juristen.

An der ganzen Art des Versorgungssystems tragen aber die Kaufleute nicht die Schuld. Sie waren doch nur ausführende Organe einer Politik, die von der Bürokratie im Bunde mit Männern der kathedersozialistischen Wirtschaftswissenschaft verfertigt wurde.

So dürfte sich denn tatsächlich bisher doch nicht irgendwie gezeigt haben, daß mit der Heranziehung von Gewerkschaftsführern und von Männern vom Kontor das Richtige getroffen worden ist. Auch eine Heranziehung von Landwirten dürfte an sich, so notwendig sie ist, keineswegs bereits eine gesunde Grundlage der Ernährungspolitik bedeuten. Wahrscheinlich wird auch der Landwirt trotz besten Willens nicht in der Lage sein, die Bürokratie nachhaltig zu beeinflussen. Ich verspreche doch viel Erfolg, wenn man Männer in die verantwortlichen ernährungswirtschaftlichen Stellen beruft, die eine gediegene landwirtschaftswissenschaftliche Vorbildung haben. Es kämen hierfür Professoren der Landwirtschaftswissenschaft, sowie die Leiter der amtlichen landwirtschaftlichen Organisationen in Betracht. Woran es in unserer Ernährungspolitik fehlt, hat Hindenburg mit durchdringendem Blick erkannt, als er an den Reichskanzler von Bethmann-Hollweg die Worte richtete: „Eure Exzellenz bitte ich in eindringlichster Weise allen Bundesregierungen, Verwaltungs- und Kommunalbehörden den Ernst der Lage vor Augen zu führen und sie aufzufordern, die ausreichende Ernährung unserer Kriegsindustriearbeiter mit allen Mitteln zu betreiben, starke Persönlichkeiten aller Parteien als Führer des Heimatheeres hinter Pflug und Schraubstock zu einmütigem Handeln zu verbinden und den deutschen Siegeswillen in der Heimat beim Bauern wie beim Industriearbeiter und Städter zu wecken. Ich habe den Eindruck, daß

der beste Wille und die Tatkraft unserer in ihrer Tüchtigkeit und Lauterkeit unübertroffenen Beamtenwelt mürbe wird durch das Bestreben, in langwierigen Beratungen den Bedenken aller Art möglichst gerecht zu werden. Unentschlossenheit ist die Folge. Eure Exzellenz wolle die darin liegende Gefahr nicht verkennen. Das Volk will starke, entschlußkräftige Beamte sehen, dann wird es auch selbst stark sein und mancher unbequemen Maßnahme willig sich beugen."

Hindenburg verlangt starke Persönlichkeiten aller Parteien als Führer des Heimatheeres und starke entschlußkräftige Beamte. Hindenburg will keineswegs, daß nur zünftige Bürokraten unsere Ernährungspolitik leiten, sondern Männer, die die Volkswirtschaft kennen. Aber diese Volkswirte sollen auch wirklich in der Lage sein, bestimmend mit fester Hand eingreifen zu können. Fast scheint es, als wenn diese Hindenburg'sche Mahnung in unserer Kriegswirtschaft erfüllt worden sei, indem man aus allen Kreisen Mitarbeiter herangezogen hat. Daß dies nur Schein ist, haben wir ja leider gesehen. Die Bürokratie war doch übermächtig in unserer Ernährungspolitik und hat auch alle neuen Kräfte, die man heranzog, beeinflußt. Selbst in den Stellen, wo man die homines novi hatte schalten und walten lassen können, hat man es für richtig angesehen, Bürokraten alleine das ausschlaggebende Wort zuzuweisen. Die „Tägliche Rundschau" schrieb deshalb mit Recht: „Der Staat setzt meistens Regierungsreferendare an diese Stellen (Kriegswirtschaftsstellen), junge Herren in den Zwanzigern, die fast nie mit ländlichen Verhältnissen zuvor vertraut gewesen sind, ja vielfach aus der Großstadt stammen. Natürlich hält sich ein solcher ängstlich an das Schema F, an das, was er schwarz auf weiß besitzt. Versagt einmal die gedruckte Vorschrift, so ist er ratlos".

Daß vielfach in Preußen die Kriegswirtschaftsstellen doch noch recht gut verwaltet wurden, ist lediglich darauf zurückzuführen, daß in den östlichen Provinzen die Landräte durch Grundbesitz mit dem Wirtschaftsleben eng verknüpft sind. Es sind, um mit Bismarck zu sprechen, Männer mit Ahr und Halm. Besonders wo diese Landräte in den Kreisen selbst von Kindheit an gelebt haben und dadurch mit den Bewohnern eng verwachsen sind, war es trotz der unrichtigen Anordnungen möglich, das Wirtschaftsleben der Kreise gesund zu verwalten. Man kann im Allgemeinen tatsächlich die Erfahrung machen, daß z. B. in den westlichen Provinzen meistens auch die Kriegswirtschaftsstellen schlecht funktionieren und überhaupt die ganze Ernährungspolitik vielfach sehr ungeschickt von den Landräten gehandhabt wird. Das ist nicht etwa nur darauf zurückzuführen, daß die westlichen Provinzen stärker industriell durchsetzt sind, denn auch hier gibt es ja rein landwirtschaftliche Kreise. Der Grund ruht hauptsächlich darin, daß die Landräte im Westen

einen Kreis verwalten, dessen wirtschaftliche Verhältnisse sie meist garnicht kennen. Sie selbst sind aber auch wirtschaftlich garnicht vorgebildet, um mit volkswirtschaftlichem Verständnis die wirtschaftlichen Verhältnisse ihrer Kreise meistern zu können. Dies kam auch noch für die Ausführung unserer Kriegsernährungspolitik als durchaus hemmend in Betracht.

Wir wollen nun gewiß nicht leugnen, daß unsere Bürokratie versucht hat, sich das mangelnde wirtschaftliche Verständnis auf anderem Wege zu verschaffen. Man wandte sich meist an Hochschulprofessoren, ohne aber nun tatsächlich die rechte Auswahl treffen zu können. Daß allen diesen Gelehrten, die übrigens zum größten Teil nicht einmal Volkswirtschaftler waren, die einfachsten wirtschaftlichen Vorgänge ein Buch mit sieben Siegeln war, machte an sich garnichts aus. Herr von Bethmann-Hollweg hatte leider eine besondere Vorliebe für diese Geister. Bismarck hat bekanntlich stets ein großes Vorurteil gegenüber solchen unverantwortlichen Ratgebern gehabt, die sich mit ihren Weisheiten an ihn herandrängten.

Ich habe gewiß hier eine herbe Kritik an den wirtschaftlichen Maßnahmen gefällt, die unsere Bürokratie im Bunde mit kathedersozialistischen Hochschulprofessoren durchgeführt hat. Leider dürfte aber meine Kritik zutreffend sein.

Nur einiges aus der Fülle der Verfehlungen, die auf das so gedeihliche Zusammenarbeiten von Bürokratie und Kathedersozialismus zurückgehen, sei hier angeführt: Die Kartoffelpolitik und Massenabschlachtung von Vieh. Die Kathedersozialisten haben zuerst die ganzen Maßnahmen „wissenschaftlich" begründet. Aus ihren Darlegungen mußte der Bürokrat entnehmen, daß die Kartoffeln allein der menschlichen Ernährung dienen sollen, wenn auch in Wirklichkeit nur etwa 20% der gesamten Kartoffelernte für die menschliche Ernäherung in Betracht kommt. Man stellt nun das so hin, als wenn die Schweine sich auf die Kartoffeln stürzten, da wir ja nicht genügend anderweitige Futtermittel für sie hätten. Auch das Rindvieh natürlich entzog nach der Ansicht der Kathedersozialisten dem Menschen Lebensmittel. Zum Beweise für seine Anschauungen entwickelten diese Kathedersozialisten eine höchst wissenschaftlich scheinende Kalorien-Berechnung. Man behauptete in wissenschaftlicher Weise, daß von 100% Kalorien das Schwein nur 44,3% der menschlichen Ernährung wieder zurückerstattet. Demnach war also das Schwein, wie einer der Herren sich ausdrückte, der 7. Feind des deutschen Volkes. Das Schwein verwandelt aber gerade eine Menge Nahrungsmittel, die für die Menschen nicht genießbar sind, in menschliche Nahrung dadurch um, daß wir von ihm Fleisch und Fett erhalten. Gerade die kleinen Leute, die Schweine ziehen und sich aus den Städten die sogenannte „Sauf" holen, begnügen sich für

ihre Schweinezucht lediglich mit Abfällen, die kein Mensch genießt. Wie kann man nun den Kalorienwert aller dieser für die menschliche Nahrung nicht geeigneten Stoffe in einen Topf werfen mit denen für die menschliche Ernährung geeigneten. Das sind aber nur die gröbsten Fehler, die in der Kalorientheorie ruhen. Auf einige andere werden wir noch zurückkommen.

Auf diese wissenschaftlichen Gutachten hin erließ dann die Bürokratie ihre Verordnungen. Einmal wurden die Kartoffeln beschlagnahmt und mußten von dem Erzeuger an die großen Städte geliefert werden, denn in den Städten war angeblich Kartoffelmangel. Nun nahmen die Städte den Kartoffelhandel selbst in die Hand. Da zeigte sich aber auch schon, wie das kathedersozialistische Experiment, an Stelle der einzelnen Händler die Gemeinwirtschaft einzuschalten, gar nicht so einfach ist, wie man sich's gedacht hatte. Jede Gemüse-Höckerfrau hätte die Sache natürlich besser gemacht, als mancher Oberbürgermeister, denn die Kartoffeln richteten sich nicht nach den Verordnungen, sondern verfaulten. Man hatte der Landwirtschaft die wertvollen Futtermittel dadurch entzogen, aber auch den Konsumenten garnicht befriedigt. Man hatte alle gewohnten Bande zwischen Handel und Konsument zerschnitten. Der Kartoffelhändler hätte zur rechten Zeit seine Kunden versorgt mit Kartoffeln, ohne daß irgend welche Mengen dabei verdarben.

Mit ein paar Paragraphen wurde ganz einfach geregelt, wie diese abgeschlachteten Schweine in Dauerware umgewandelt werden sollten. Aber auch das mißglückte. Die Dauerware verfaulte ebenfalls oder mußte schleunigst verkauft werden, sodaß für einen Augenblick ein großer Überfluß an Fleisch entstand. Aber nicht genug damit hatte man doch gerade durch diese Abschlachtung nicht nur der Landwirtschaft Rindvieh und Schweine genommen und den Viehbestand, der für unsere spätere Volksernährung so überaus wichtig gewesen wäre, vernichtet, sondern man hat auch Eingriffe in den landwirtschaftlichen Betrieb gemacht, die man garnicht beabsichtigte. Man kann eben nicht einen Zweig in dem landwirtschaftlichen Betrieb herausgreifen, ohne die andern zu schädigen. Die einzelnen Betriebszweige greifen viel zu stark in einander über. Man hat auch nicht nur das Vieh abgeschlachtet, sondern auch damit den im Dünger von ihm gelieferten Stickstoff der Landwirtschaft entzogen, der uns ganz besonders nötig gewesen wäre infolge des Mangels an künstlichem Stickstoffdünger.

Der Grund für diese Mißerfolge ruht darin, daß unsere Bürokratie garnicht gelernt hat wirtschaftlich zu denken. Der Bürokrat tritt mit einem eigenartigen Gesichtskreis an unsern volkswirtschaftlichen Betrieb heran. Mit einigen Verordnungen will er den ganzen wirtschaftlichen Betrieb meistern. In kindlicher Unschuld meint er, die Volkswirtschaft müßte

sich nach seinen Paragraphen richten. Die Schuld an dem Aufkommen derartiger Ansichten trägt vor allem unsere einseitige juristische Vorbildung. Alle großen preußischen Könige und deutschen Staatsmänner waren vor allem auch hervorragende Volkswirte. Von Friedrich Wilhelm I. an bis zu Bismarck haben diese Führer des deutschen Volkes als das A und O für unsere Beherrschung der wirtschaftlichen Verhältnisse die Erkenntnisse in der politischen Ökonomie für unumgänglich notwendig bezeichnet. Man betrachte nur die bedeutenden Männer im deutschen Zollverein. Wie haben sie die deutsche Volkswirtschaft von Grund auf gekannt. Sie hatten hierzu durch die kameralistische Vorbildung auf den deutschen Hochschulen auch das nötige Handwerkszeug bekommen. Die meisten Verwaltungsbeamten hingegen haben lediglich juristische Normen gelernt, aber von der Volkswirtschaft keinen blassen Dunst. So wollen sie denn auch das blühende wirtschaftliche Leben in einige Paragraphen einzwängen. Ihre Wirksamkeit wurde dann ganz besonders im Kriege verhängnisvoll, ja mußte verhängnisvoll werden. Ich habe in den verschiedensten Zeitschriften und Zeitungen längst vor dem Kriege immer wieder betont, daß das Fehlen jeglicher wirtschaftlichen Vorbildung und die geringen volkswirtschaftlichen Kenntnisse unserer Verwaltung einmal unsäglichen Schaden bringen müßten, wenn wir wirklich vor große Aufgaben in der Volkswirtschaft gestellt würden. Der Krieg sollte nur zu sehr zeigen, wie Recht ich mit meiner Behauptung hatte, trotz aller Angriffe, die sich namentlich von Seite der Juristen gegen mich s. Zt. erhoben hatten, weil sie sich in ihrer Monopolstellung bedroht sahen.

Diese verfehlte Ernährungspolitik ist sicher aber die Urheberin zweier höchst unliebsamer Erscheinungen in unserm Volksleben, deren Bedeutung man nicht hoch genug veranschlagen kann. Einmal wurde die Gott sei Dank seit Kriegsausbruch eingeschlafene Hetze gegen die Landwirtschaft mit allem Nachdruck wieder erhoben. Wir können hier nicht im einzelnen die wohl ausgearbeiteten Anklagen aller Feinde der Landwirtschaft betrachten, die den Landwirten in ihrer Gesamtheit hohe Gewinne und Wucher vorwerfen. Es seien nur einige Worte des sozialdemokratischen Schriftstellers Kaliski angeführt, die sich gegen einen Aufsatz des fortschrittlichen Reichstagsabgeordneten Dr. Wendorff im „Berliner Tageblatt" richten, der es sich zur Aufgabe stellte, den Landwirten hohe Gewinne nachzuweisen: „Es ist eine Ungerechtigkeit gegen ganze Produzentenschichten die Bezichtigung des Wuchers zu erheben, mögen immerhin zahlreiche Fälle gewissenloser Machenschaften erwiesen sein. Ebenso bedenklich ist es, die Selbstkosten und Gewinne der Landwirtschaft auf Grund der Ausweise eines einzelnen Betriebes oder einiger Wirtschaften, die hohe Erträgnisse zeigen, beurteilen zu wollen. Die Rentabilität der Landwirtschaft hängt von

der örtlichen Lage, dem Umfang, dem Boden, der Betriebsart einer Wirtschaft und so vielen anderen Umständen ab, daß schon unter normalen Verhältnissen eine Verallgemeinerung unstatthaft ist."

Artur Schulz hat dann noch im Einzelnen in den Sozialistischen Monatsheften gezeigt, wie ungemein hoch die Produktionskosten der Landwirtschaft in der Kriegszeit sind, wie die Landwirte durch wucherische Preise für künstlichen Dünger und Futtermittel durch gewissenlose Händler ausgebeutet wurden.

Aber nicht genug mit einer derartigen Verhetzung zwischen Stadt und Land, hat denn auch unsere ganze Kriegsernährungspolitik es mit sich gebracht, *daß weite Volkskreise mit geradezu kindlichen Formeln an die volkswirtschaftlichen Vorgänge herantreten.* Auch hier hat z. B. Lujo Brentano eine überaus große Verantwortung auf sich geladen, wenn er die ganz unrichtige Einstellung vieler hervorragender Männer gegenüber dem volkswirtschaftlichen Organismus auch noch unterstützt. So schrieb er im „Berliner Tageblatt": „Unser Sozialismus ist ein Sozialismus statt zugunsten der Armen, zugunsten gewisser Klassen der Besitzenden; er führt statt zum Vorteile, zur weiteren Bereicherung einzelner Monopolisten, besonders der ländlichen Grundeigentümer auf Kosten der Gesamtheit. Was dagegen nötig ist, wäre, daß dem neuen Wirtschaftsdirektor, oder wie man den Leiter der neugeschaffenen Zentralstelle nennen will, die Befugnis erteilt werde, die Gesamtproduktion zu leiten, daß einer jeden einzelnen Wirtschaft und insbesondere einem jeden Landwirt das vorgeschrieben wird, was er produzieren muß. Heute produziert ein jeder das, wovon er hofft, den größten Vorteil zu ziehen; ob dies gerade das ist, was für den Augenblick das Wichtigste ist, steht ihm hinter seinem Rentabilitätsgesichtspunkt zurück." —

Das von Brentano gepriesene *Allheilmittel für die Gesundung* unserer *Ernährungspolitik* bedeutet also *zwangsweise Erfassung* aller Lebensmittel am *Erzeugerort*, mit der gleichzeitig Vorschriften verbunden werden über die Art der Produktion. Wie aber die Überwachung von 6 Millionen landwirtschaftlicher Betriebe durchgeführt werden soll, hat Brentono wohlweislich verschwiegen.

Kaliski hat sehr richtig das Verhältnis von Konsum und Produktion untersucht und hierbei folgendes gefunden: „Der Konsum reiht sich dem gesamten Produktionsprozeß ein, obgleich in dem äußeren Zusammenhang die Produktion nur als Dienerin des Konsums erscheint, weil sie für ihn schafft. Doch die Produktion ist mehr als Konsumbefriedigung, sie ist schlechthin die Volkskraft; ohne Produktion hört alles Leben der Gesellschaft auf. Die Produktion stören, bedeutet daher die Nation selbst gefährden. Die Förderung und Sicherung des Schaffens muß die erste und letzte Sorge der Gesellschaft

sein. Wir dürfen uns darum auch nicht durch die Tatsache beirren lassen, daß die Produzenten aus der Fürsorge für die Produktion Gewinne ziehen. Wir fassen die Gesellschaft als Organismus, dessen einzelne Glieder, soweit sie die Fähigkeit haben, notwendige Arbeit zu leisten, zu kräftigen sind, damit sie ihre Funktion erfüllen. Wir dürfen also nicht in populärer Verärgerung über den Produzentenegoismus übersehen, daß das Produzenteninteresse meist mit dem Produktionsinteresse zusammenfällt, und daß wir das erste nur dann bekämpfen dürfen, wenn es das zweite verhindert. Das scheinbar egoistische Interesse der einzelnen Teile, soweit Arbeit verrichtet und nicht Ausbeutung getrieben wird, dient in Wahrheit dem übergeordneten Ganzen."

Diese Erkenntnisse müssen aber auch nutzbar gemacht werden. Wir stehen an einem Scheidewege. Es muß eine Änderung erfolgen, sonst werden die Grundlagen für unsern Sieg erschüttert. Die landwirtschaftlichen Vertretungen haben, wie bereits durch die Presse ging, der Regierung eine Denkschrift über die Neuordnung des Ernährungswesens unterbreitet. Den ganzen Charakter dieser Neuordnung kann man als einen genossenschaftlichen bezeichnen. Die ländlichen Genossenschaften, in denen fast alle Landwirte organisiert sind, sollen die Erfassung der Vorräte in die Hand nehmen. Fast in jeder Gemeinde findet sich eine Genossenschaft, die als Geschäftsstelle anzusehen ist. In jedem Kreis würde dann eine Kreisstelle errichtet werden, die an den Kreiskommunalverband anzulehnen wäre, in die aber die Männer der Genossenschaften hineinzuziehen sind. Auf diesen Grundlagen bauen sich dann die Provinzialstellen auf, in denen ebenfalls die Genossenschaften und andere landwirtschaftliche Organisationen vertreten sind. Die Reichsstelle wird dann aus den landwirtschaftlichen Organisationen und landwirtschaftlichen Genossenschaften zusammengesetzt.

Wie diese Vorschläge zur Lebensmittelversorgung im einzelnen ausgebaut werden und auch eine Abänderung erfahren können, dürfte an sich von geringerer Wichtigkeit sein. Die Hauptsache bleibt doch, daß der Grundgedanke durchaus gesund ist. Julius Kaliski hat denn auch sehr mit Recht gesagt, daß dieses Programm für die Neugestaltung der Lebensmittelversorgung mit dem System bricht, unsere Volkswirtschaft als einen Mechanismus anzusehen. Dafür würde dann aber organisch aufgebaut werden. Kaliski stellt auch fest, daß sich diese Neuordnung mit den Vorschlägen deckt, die stets in den Sozialistischen Monatsheften vertreten worden sind. In diesem Zusammenhange sei auf Worte des sozialdemokratischen Reichstagsabgeordneten Peus verwiesen: „Die Aufhebung des unser Volksleben so schwer schädigenden Gegensatzes zwischen Stadt und Land ist so recht eine Aufgabe des modernen Genossenschaftswesens."

Dieses Programm berührt sich eng mit den Richtlinien, die der freie Aus-

schuß der Genossenschaften schon vor Monaten erlassen hat, in dem sich landwirtschaftliche Genossenschaften und Konsumvereine, auch alle sozialdemokratischen Konsumvereine, seit einer Reihe von Jahren zusammengefunden haben. Es dürfte von Interesse sein zu wissen, daß die deutsche Konsumgenossenschaftsbewegung bereits etwa 3 Millionen Familien des deutschen Reiches organisiert hat. Wenn man berücksichtigt, daß die Landwirte und ihre Familien durch die landwirtschaftlichen Genossenschaften organisiert sind, so wird man zu der Feststellung kommen, daß bereits ein Drittel des gesamten deutschen Volkes bei einer Verbindung von landwirtschaftlichen und Konsumgenossenschaften organisiert ist. Nur wird sicherlich kein Mensch auf den Gedanken verfallen dürfen, aus dieser Verbindung den gesunden und leistungsfähigen Handel auszuschalten. *Gerade das bisherige System unserer Ernährungspolitik hat uns doch die volkswirtschaftlichen Funktionen des Handels recht erkennen gelehrt.*

Aber mit einer derartigen Neuordnung haben wir doch erst die Verhältnisse für die Zeit während des Krieges geschaffen. Dr. Michaelis hat auch mit Recht als Staatskommissar für die Volksernährung darauf hingewiesen, daß die Getreideknappheit noch lange nicht geschwunden ist, wenn der Zugang zu den Weltgetreidemärkten neu eröffnet wird. Wir dürfen die Worte auch dahin erweitern, daß die gesamte Lebensmittelknappheit und Lebensmittelteuerung auch beim Aufschluß der Weltmärkte für uns noch keineswegs aufhören wird, ganz besonders aber garnicht aufhören kann, wenn wir einen Frieden schließen würden, der uns das nicht gibt, was wir zum Leben nötig haben.

Wie auch der Frieden geschlossen werden wird, das eine ist sicher, daß wir auch *danach noch alles daran setzen müssen, um die Produktion im Inlande zu heben.* Man hat auch das Kriegsernährungsamt bereits in ein Reichsernährungsamt umgewandelt und damit zum Ausdruck gebracht, daß auch nach dem Krieg noch der Regierung eine ganz bedeutende Aufgabe in der Sicherstellung der Ernährung unseres Volkes erwächst. Systeme sind doch nur die Anpassung an augenblickliche Konstellationen; Systeme kommen und verschwinden. So wird auch mancher uns mit Recht darauf aufmerksam machen, daß diese genossenschaftlichen Systeme nicht das A und O jeder Ernährungspolitik sein können. Das ist gewißlich richtig. Es ist nur ein Notbehelf, da wir keine Volkswirte in unserer Regierung sitzen haben, die wirklich fördernd in das Räderwerk unserer Volkswirtschaft eingreifen können. *Die erste und vornehmste Forderung für eine Gesundung der Ernährungspolitik liegt in der Heranziehung einer Reihe von Volkswirten.* Ob unsere Universitätseinrichtungen bereits heute schon ausreichend sind, um tüchtige Volkswirte zu erziehen, mag

ununtersucht bleiben. Es wird jedenfalls mit allen Mitteln daran zu arbeiten sein, die vorhandenen Lücken in unserm Hochschulunterricht auszufüllen. Die ganze Vorbildung unserer Beamten muß die einseitig juristische Grundlage verlassen. Unsere Beamten müssen volkswirtschaftlich denken lernen, das ist die Aufgabe des Unterrichts an unseren Hochschulen. Allein die Wissenschaft vermag dem Volkswirt die Maßstäbe, die kritischen Gesichtspunkte und Erfahrungstatsachen in der Volkswirtschaft zu vermitteln. Sie allein gibt auch ein Ganzes in die Hand, ordnet die einzelnen Bruchstücke und würdigt auch jede wirtschaftliche Tatsache entsprechend. So ist die Wirtschaftswissenschaft die Kläranlage für den volkswirtschaftlichen Praktiker.

Aber auf die Vorbildung allein darf nicht das Schwergewicht gelegt werden. Was ist denn schließlich auch der Ruf nach Parlamentarismus im Grunde genommen anderes als der Glaube, daß auf diese Weise aus der Masse die schöpferischen Geister in die Regierungsstellen kommen, die bisher davon ausgeschlossen waren. Wenn man die Zeichen der Zeit recht versteht, dann wird man vor allem auch in unsere Verwaltung in weitestem Maße Volkswirte heranziehen, die bereits gezeigt haben, daß sie wirtschaftliches Verständnis haben. Wir haben in unsern wirtschaftlichen Organisationen eine Reihe hervorragend tüchtiger Kräfte, die an die Stelle der zünftigen Bürokraten von rechtswegen gehörten. Möge die verfehlte Ernährungspolitik der Anlaß dazu sein, in diesem Sinne eine Reform der Verwaltung vorzunehmen.

G. Buetz, Dessau: Die wirtschaftliche Zukunft Rumäniens.

Die wirtschaftliche Zukunft Rumäniens ist ein Faktor, mit dem wir zu rechnen haben. Dem Empfinden nach erscheint die Milde, mit welcher Rumänien für seine verbrecherische Tat zur Rechenschaft gezogen wird, vielfach unangebracht. Mit Empfindungen aber sind einem Staate Vorteile nicht zuzuführen. Wir haben mit Rumänien zu rechnen, weil sein Rohöl- und Weizenreichtum wie seine Lage Faktoren sind, welche in der kommenden Friedenswirtschaft nicht ausgeschaltet, sondern mit einbegriffen werden müssen. Die Schwarzmeer-Verbindung suchen, heißt einem wirtschaftlich geöffneten Rumänien gegenüberstehen, die Rohöleinfuhr der Vereinigten Staaten mindern, gebietet die rumänischen Petroleumquellen dem deutschen Markt zuzuführen.

In dem Streben einen Zollbund zu schaffen, welcher von der Nord- und Ostsee bis zum Schwarzmeer laufend, dem britischen Zollbund mit seinen Kolonien entgegentritt, der Maßnahmen, welche haßverblendete Staatsmänner auf der Pariser Wirtschafts-Konferenz faßten, im Keime erstickt, ist Rumänien unentbehrlich. Wir haben im Frieden das heutige Kompensationssystem in der Form von langfristigen Wirtschaftsverträgen aufrechtzuerhalten, und auch hierbei können wir um das Wirtschaftszentrum Rumänien nicht einen Sonderbogen ziehen, im Gegenteil muß dies Gebiet den Zentralstaaten garantiert werden.

Diese Garantien werden von uns in den Verträgen, die jetzt mit Rumänien verhandelt werden, verlangt. Die Neutralen, von den uns feindlichen Staaten mit Nachrichten, welche in ihrer Richtung liegen, versorgt, beginnen auf Rumänien als ein warnendes Beispiel hinzuweisen. So, wie man Rumänien wirtschaftlich „vergewaltige", würde jeder, in diesem Kriege zu einer überragenden Machtstellung gelangter Staat mit den kleinen Randstaaten verfahren. Hiergegen nutzen auch Beispiele nicht, wie sie England von einer Brutalität bringt, die nahezu unwirklich ist. Die Macht, welche, überdauert sie ungebrochen den Kriegssturm, die schwarze Gefahr für die Kleinstaaten ist, bleibt trotz Griechenland und Holland immer noch Deutschland. Deutschland, das jetzt wieder seine unnatürlichen Forderungen Rumänien gegenüber stellt!

Abgesehen davon, daß jeder ökonomisch denkfähige Kopf in der deutschen Rechnung erkennen muß, daß sie nur stimmig sein kann, wenn Rumänien sich wirtschaftlich entwickelt, nicht aber wirtschaftlich unterdrückt wird, ist die wirtschaftliche Bindung, welche Deutschland verlangt, nur die Beschleunigung eines bereits seit Jahren eingeleiteten Prozesses. Wer dies zu bestreiten wünscht, dürfte sich umsonst nach Beweisen umtun, seine Behauptungen zu decken. Man verfolge das Wirtschaftsleben Rumäniens in dem letzten Jahrzehnt, um zu erkennen, daß Rumänien unabweisbar dahin geleitet wurde, die Zentralstaaten als einen gegebenen Markt für Rumänien anzuerkennen.

Es ist naturgemäß, daß Rumänien im Beginne seiner händlerischen Entwickelung dem Meere zugeführt wurde. Alle wirtschaftlich durch den Schienenweg noch nicht aufgeschlossenen Länder wenden sich zunächst den vorhandenen natürlichen Handelswegen zu. Für Rumänien war der natürliche Handelsweg die Donau abwärts. War doch die Verbindung nach Österreich und darüber hinaus von dem Hemmnis des Donautores und der vorgelagerten Alpenketten und den Karpathen noch mehr als durch die mangelhaften Eisenbahnverbindungen behindert. Da Rumänien zunächst auch nur Massengüter dem Verkaufe an das Ausland zuzuführen hatte, war die billige Schiffsfracht das naturgemäße Exportmittel. So hat sich denn ein Handel mit den Zentralstaaten außer mit der Türkei nur langsam angebahnt, während

man zu einem beträchtlichen Überseehandel gelangte. Die Entwickelung nach dieser Richtung hin wurde auch dann noch begünstigt, als Rumänien sich aus dem ersten Wirtschaftsstadium gelöst hatte und fähig wurde, sich einen genügenden Schienenweg zu schaffen. Zwei Umstände waren es, die den Schwarzmeerverkehr auch weiterhin begünstigten. Die Zollkriege mit Österreich, das seinen Markt gegen die Weizenmengen Rumäniens zu schützen suchte, und die Verkehrshemmung an dem Donautore. Diese Verkehrshemmung, welche nicht nur den Abtransport erschwerte, hatte auch zum Gefolge, daß die ohnehin stets teuere Bahnfracht sich noch infolge langer Lager- und Speicherspesen unnötig verteuerte. Als indessen Rumänien in sein drittes Wirtschaftsstadium eintrat, das heißt, als man eine mit Maschinen und Kunstdünger in intensiver Weise arbeitende Agrarkultur anstrebte, als man vor allen Dingen eine eigene Industrie zu entwickeln strebte, wurde man naturgemäß auch zum Einkäufer. Die industriellen Rohprodukte, die Halbstoffe und die Fertigfabrikate aber mußte man zu einem großen Teile von Österreich und zu einem noch stärkeren Anteile von Deutschland beziehen. Hier kam man nun zu dem ungünstigen Ergebnis einer sehr schlechten Handelsbilanz den beiden genannten Ländern gegenüber. Statt seine Agrarprodukte als Zahlungsmittel für die einzukaufenden Industriewaren verwenden zu können, sandte man seine Verkaufsgüter an die heutigen Vierverbandsmächte und seinen Einkauf besorgte man bei den heutigen Zentralstaaten.

Abgesehen von diesem Mißverhältniß konnte die rumänische Wirtschaft in den Jahren der Balkanwirren deutlichst erkennen, daß ein Handel, welcher von einem Verkehrswege abhängt, der dem Willen einer fremden Staatsmacht unterliegt, unmöglich der gegebene Handelsweg sein kann!

Unter der Erkenntnis dieser beiden Tatsachen hat denn Rumänien auch versucht, einen engen Anschluß an den Festlandsmarkt zu erlangen. Ein ständiges Wachsen des Handels mit dem Festlandsmarkte bei einem allgemeinen Rückgange der Handelsbeziehungen mit den Überseestaaten ist der untrügliche Beweis für diese Richtung. Von 1911 zu 1913 ist die Einfuhr von England beispielsweise um 5,57%, jene von Belgien um 2,12%, von Italien um 1,31%, von Rußland um 0,44% und von Frankreich um 0,41% zurückgegangen. Gerade in einer Zeit also, als man eine Steigerung seiner Einfuhr auf das dringendste benötigte. Während die Ententestaaten in ihrer Lieferungsfähigkeit Rumänien gegenüber zusammen um nicht weniger als 9,85% zurückgingen, hob sich die Einfuhr Deutschlands nach Rumänien in der Art, daß Deutschland 1912 bereits 40,31% und Österreich-Ungarn bereits 23,42% der rumänischen Gesamteinfuhr deckte. Durch das Anwachsen der Einfuhr beider Staaten stieg naturgemäß das Mißverhältniß der Zahlungsbilanz noch mehr. Während Deutschland mit 40,31% für die Gesamteinfuhr zu Buche stand, hatte Deutschland nur 10,89% der Gesamtausfuhr Rumäniens aufgenommen.

Kein rumänischer Volkswirt hat sich damals diesen Lehren verschlossen. In Wort und Tat hat man darauf hingewiesen, daß der natürliche Absatzmarkt des Landes der Festlandsmarkt sei. Nur hinsichtlich Ägyptens glaubte man damals noch eine Ausnahme machen zu können. Ägypten stand als Weizenmarkt an zweiter Stelle. Diese Illusion dürfte den Rumänen im Weltkriege wohl vergangen sein. Daß Ägypten eine Lebensmittelkammer zwischen Indien und England werden sollte, haben kühle Köpfe an der Art, wie die ägyptische Agrarwirtschaft von England aus reformiert wurde, lange erkannt, die Kriegsereignisse werden dem Gutgläubigen heute seine Illusion genommen haben. 16,33 % der Gesamtanbaufläche waren 1913 in Ägypten schon mit Weizen bebaut, ein Anbauquantum, das sich sehr schnell steigern wird. In absehbaren Zeiten wird also auch der Weizenmarkt in Ägypten für die rumänische Mühlenindustrie ein ungünstiger sein. Seine Petroleumprodukte, die man vorwiegend nach England sandte, konnte man zuvor in Deutschland nicht genügend unterbringen, weil die Konkurrenz des amerikanischen Petroleumtrustes eine viel zu starke war, als daß die schwachen rumänischen Verbände hiergegen anzukämpfen vermocht hätten. Heute, da das deutsche Wirtschaftsleben sich liebend gerne von dem amerikanischen Petroleummarkte befreien würde, hat das rumänische Petroleum die beste Aussicht, seinen festen Markt in Deutschland zu finden. Wenn hier Verträge, die Lieferung von Petroleum und dessen Nebenprodukten betreffend, geschlossen werden, dann erwächst hieraus gerade der rumänischen Petroleumindustrie ein breiter Nutzen. Mit den Lieferungsverträgen gewinnt der deutsche Markt ein großes Interesse an der Hebung der Verkehrshindernisse. Die Donauregulierungen, die im Kriege schon in so weitem Maßstabe vorgenommen wurden, werden mit der Unterstützung der Kapitalien von Seiten Deutschlands und Österreich-Ungarns so erweitert werden, daß die hier bestehenden Hemmungen beseitigt werden. Durch die feste Quote des Absatzes wird ein weiteres Schmerzenskind der rumänischen Petroleumindustrie, der teure Kredit, sich mindern. Die Mühlenindustrie, welche schwer gelitten hat, wird dankbar sein, einen regelmäßigen Absatzmarkt schnell zu erlangen. Auf den Vierverbandsmarkt zu warten, dürfte der Mühlenindustrie schwer werden! Durch die Politik Rumäniens haben die Mühlen den Kriegszustand bereits seit dem Beginne der europäischen Kriegsverwickelungen gelitten. Es ist bekannt, daß die Ausfuhr von Getreide an die Zentralstaaten unterbunden wurde, hierdurch sah sich die rumänische Mühlenindustrie schwer getroffen, weil die Ausfuhr nach den Ententestaaten durch die Sperrung der Dardanellen unmöglich wurde. Der Handel im Lande selber aber wurde fast zu einer Unmöglichkeit, weil die Regierung bekannt gab, Höchstpreise anzusetzen, welche die Ausfuhr nach den Zentralstaaten sichern sollten. Diese Höchstpreise aber wurden nicht herausgegeben, weil man sich im Geheimen längst mit der Entente geeinigt

hatte, Deutschland keinen Weizen mehr zu liefern. Um einen Gegendruck auf die Haltung der Regierung auszuüben, haben sich die rumänischen Großmühlen damals zu einem Syndikat zusammengeschlossen, dem 83 Mühlen angehörten, die eine Mahlfähigkeit besaßen, welche 347 Waggons Mehl am Tage ausmachte. Dies Syndikat hat den Krieg nicht überdauert. Heute ist die Mühlenindustrie schwer durch die Abtrennung der Dobrudscha getroffen. Ein Teil der besten rumänischen Handelsmühlen liegt bei Konstanza, Rasova und Cernavoda. Rumänien muß hierfür erst Ersatz schaffen. An einem Überfluß an Mühlen hat man nie gelitten, so sind die in dem heutigen rumänischen Wirtschaftsbereich liegenden Großmühlen nicht in der Lage, den Bedarf zu decken, und man wird dazu übergehen müssen, die sogenannten Bauernmühlen auszubauen. Die rumänischen Bauernmühlen haben bisher nur den Markt des Landes versorgt. Da Rumänien im Inlande zu 3/4 % Maismehl verkonsumiert, haben die Bauernmühlen fast ausschließlich Mais gemahlen. Ihre Anlage ist primitiv. Kapital, das diese Industrie stützt, ist nicht vorhanden. Die wenigen besser entwickelten Bauernmühlen Rumäniens haben vor dem Kriege versucht, sich zusammenzuschließen, um ebenfalls für den Export arbeiten zu können. Der Kapitalmangel, das Unvermögen, das Getreide zu lagern und das Mehl dem Versand zuzuführen, hat diesen Plan vereitelt. Da heute die Bauernmühlen in erster Linie dazu berufen sein werden, sich zu entwickeln, um die Mahlfähigkeit für Weizen zu erhöhen, braucht man einen festen, sich sofort bietenden Abnahmeplatz, nicht aber gänzlich untarierbare und zeitlich unbestimmbar gesperrte Handelsplätze, wie jene der Entente sie heute für Rumänien darstellen. Nur wenn, gestützt auf Lieferungsverträge, den Bauernmühlen der Kredit zugänglich wird, damit man sich erweitern, damit man zunächst Lagerräume anlegen kann, wird der gescheiterte Plan, ein Syndikat der entwickelteren Bauernmühlen herbeizuführen, erreicht werden können. Rumänien hat alle Ursache, sich des festen Weizenmarktes zu freuen, nachdem man nur politischen Plänen zu liebe seine Mühlenindustrie schon vor dem Eintritt in den Kriegszustand auf das empfindsamste schwächte.

Verbunden mit jeder Mühlenindustrie ist ein Export an Nebenprodukten der Kornfrucht, in erster Linie an Kleie. Rumänien weiß genau, daß seine Abnehmer für Kleie seit Jahren die Zentralstaaten sind. Im Jahre 1913 erhielt der gesamte Vierverband nur 832 278 kg. Kleie, das deutsche Reich aber erhielt 8 Millionen kg. und Österreich-Ungarn 6 Millionen kg. Kleie. In gleicher Weise verhält es sich mit dem Gries. — So sehen bei näherer Beleuchtung die „Zwangsmaßregeln" aus, welche Deutschland gebraucht, um das arme Rumänien wirtschaftlich zu knechten, um es in „unnatürliche" Wirtschaftsverhältnisse hinein zu zwingen. Daß es den schwärmenden Anhängern der Ententepolitik, daß es den Träumern eines den Balkan beherrschenden Rumänien unbequem sein mag, mit den Zentralstaaten zu verhandeln, von den Zen-

tralstaaten abhängig zu sein, ist eine Tatsache, welche mit den wirtschaftlichen Lebensinteressen dieses Landes in keinerlei Verbindung steht. Wie diametral die Politik, welche dieses Land durch seine politischen Parteigruppen trieb, dem Lebensinteresse Rumäniens entgegenlief, haben die Ereignisse gezeigt. Die Unnatur der Haltung dieses Landes, mit seinem deutschen Fürsten an der Spitze, hat sich an sich selbst gerächt. Wer geneigt ist, den heutigen Geschehnissen eine rein militärische Grundlage zu geben, sie also in die alte Formel von dem Machtgesetz des Stärkeren kleiden will, prüfe einmal, nachdem die Exportgüter Rumäniens auf dem Markte der Zentralstaaten als recht natürliche befunden wurden, die Lage der Handelsplätze, welche Rumänien für seinen Einkauf in Anspruch nehmen muß. Um einen Einblick in die Abhängigkeit Rumäniens von den deutschen und österreichischen Einfuhrgütern zu erlangen, möge man die folgende, von der rumänischen Regierung 1913 herausgegebene Statistik betrachten. Danach ergibt sich das folgende Abhängigkeitsverhältnis Rumäniens von der deutsch-österreichischen Einfuhr.

Es gestaltete sich die Einfuhr in Waren 1913 in Milionen Lei

	Engl.	Frank.	Ital.	Rußl.	Deutschl.	Österr.	Gesamteinfuhr
Metalle und Metallwaren	19,15	1,93	1,47	0,36	89,63	29,78	157,07
Wolle, Haare	4,31	1,68	2,02	—	14,06	9,48	33,07
Konfektion	2,12	2,86	0,86	0,11	5,20	8,42	21,71
Textilpflanzen und Waren	18,56	1,53	9,83	0,16	13,09	17,17	64,90
Maschinen	7,15	2,84	1,32	—	35,22	7,57	59,05

Nach dieser Statistik erkennt man, daß Deutschland und Österreich-Ungarn von 157 Millionen Lei Einfuhrwaren nicht weniger als für 119,41 Millionen Lei Ware lieferten! Man ersieht, daß an Haaren und Wolle Deutschland und Österreich-Ungarn von einer Gesamteinfuhr von 33 Millionen Lei für 23,54 Millionen Lei Ware liefern, daß bei der Einfuhr von Konfektionswaren die beiden Staaten für 13,62 Millionen Lei lieferten, während die Gesamteinfuhr nur 21,71 Millionen Lei ausmachte. Stets über die Hälfte, ja bis zu Dreiviertel der Einfuhr dieser wichtigen Güter wurde von den zwei Ländern an Rumänien abgegeben. An Maschinen hatte Rumänien die Gesamteinfuhr von 59,05 Millionen Lei und 42,79 Millionen Lei der Ware kamen aus Österreich-Ungarn und dem deutschen Reiche. An Textilwaren, vornehmlich an Garnen, ist England wohl hinsichtlich der Einfuhr gut beteiligt, trotzdem sandten Deutschland und Österreich-Ungarn an textilen Rohstoffen und Textilwaren bei einer Gesamteinfuhr von 64,90 Millionen Lei Waren in einem Werte von 30,26 Millionen Lei, also nahezu doch noch die

Hälfte der Waren. An weiteren nennenswerten Einfuhrgütern kann man für Bulgarien noch das Holz und die Holzwaren, ebenso die Einfuhr von Wagen rechnen. Von einer Gesamteinfuhr von 64,30 Millionen Lei an Hölzern und Holzwaren erhielt Rumänien für 16,48 Millionen Lei aus Österreich-Ungarn und Deutschland. Die übrige Holzware kam zumeist aus Rußland. Die Einfuhr von Fuhrwerken betrug 27,26 Millionen Lei, hiervon lieferten die beiden genannten Staaten für 16,99 Millionen Lei und zwar Deutschland für 14,34 Millionen Lei Fuhrwerke und Österreich für 2,65 Millionen Lei. Also auch weit über die Hälfte dieses Einfuhrgutes wurde von den beiden Staaten geliefert.

An dieser kurzen Statistik kann man in schönster Deutlichkeit erkennen, ein wie fremder und ein wie unnatürlicher Markt die Zentralstaaten für das Handelsleben Rumäniens sind! — Man erinnere sich auch weiter der Tatsache, daß diese ansteigende wirtschaftliche Entwickelung nach den Zentralstaaten in eine Zeit fällt, da man beständig mit der Warenverteuerung durch den Landweg und mit dem Hindernis des Donauverkehres aufwärts zu kämpfen hatte! Mit dem Fortfalle der Hindernisse auf dem Donauwege würde sich ohne alle Verträge die Ausfuhr und die Einfuhr mehren. Außerdem ist zu berücksichtigen, daß die Verteuerung der Landfracht heute ein ganz anderes Bild angenommen hat. Der entstandene Mangel an Schiffsraum, der weit in eine kommende Friedenszeit hineinreichen wird und muß, wird die Sätze für die Schiffsfrachten auf eine ebenso lange Zeitdauer auf einer abnormen Basis halten. Somit ist man auch dieses Vorteiles verlustig gegangen. Da andererseits Rumänien von einer eigenen Handelsflotte überhaupt noch nicht reden kann, die Entente für die Friedenswirtschaft zunächst allen Frachtraum für sich beanspruchen wird — und auch muß, würde der Handel über See sich automatisch, frei von jedem Willen des rumänischen Staates einschränken. Rumänien steht vor dem Ergebnis, daß sich ihm im Norden die Landwege öffnen, die Wasserwege im Süden aber einengen. So sieht die Lage des von Deutschland zu vernichtenden Rumänien aus! —

Rechtsanwalt Dr. Ludwig Bendix, Berlin: Beamtentum und Demokratie.

> We need an appreciation of mecanism; they of liberty. The opposition is not so absolute as it seems. Patten, im The Forum 1915, p. 26.

Als wir jetzt Vierzigjährigen vor rund 20 Jahren zu den Füßen berühmter Universitätslehrer das hohe Lied vom deutschen Beamtentum vernahmen,

> „Wir haben heute, in Deutschland besonders, ein hohes Maß von Beamtentüchtigkeit und Integrität durch einen Erziehungs- und Einschulungsprozeß von Jahrhunderten, durch ein richtiges Besoldungs- und Carrieresystem erreicht. Auf der Sachkenntnis, dem Patriotismus, dem offenen Sinne des höheren und besseren Teils dieses Beamtentums für die staatlichen und Gesamtinteressen, auf der Abwesenheit der egoistisch-wirtschaftlichen Klasseninteressen bei ihnen beruht psychologisch ein sehr großer Teil aller neueren Fortschritte im Staatsleben, in der wirtschaftlichen und sozialen Gesetzgebung". Gustav Schmoller, Grundriß der allgemeinen Volkswirtschaftslehre, Leipzig 1904 I, S. 312.

sind wir von Stolz erfüllt gewesen und voller Zuversicht und Vertrauen zu unserem von tüchtigen und zuverlässigen Beamten gewissenhaft verwalteten Obrigkeitsstaate in das Leben getreten. Wir waren der hohen Ueberzeugung, daß ein unparteiisches Beamten-Regiment, wie uns gelehrt worden war, über unserem Schicksal waltete, und ein jeder in deutschen Landen sich diesem Regiment in sicherer Erwartung gerechter Erledigung seiner Sache anvertrauen könne. Es gab für uns nach den Lehren der Universitätsautoritäten kein besser regiertes, verwaltetes und gerichtetes Land als Preußen-Deutschland.

Wir, die wir von jenen Lehren voll hinauszogen, haben ihre Idealität erkennen müssen und machen zu den Worten des großen Volkswirtschaftlehrers:

> „Jedenfalls werden wir in der Annäherung des Arbeitsverhältnisses an das Beamtenverhältnis einen Fortschritt sehen, der sich heute vollzieht, der das jetzt Erreichbare darstellt, der das Schlimmste, über was der Arbeiter heute klagt, beseitigt". Schmoller, Grundriß II, S. 239.

heute ein großes Fragezeichen. Das Beamtentum erscheint uns heute nicht mehr als das Ei des Kolumbus, als das große Heilmittel für die Lösung gesellschaftlicher Konflikte. Die Unparteilichkeit und Objektivität des Beamten, in denen mit Recht die Rechtfertigung des Obrigkeitsstaats erblickt wurde, erscheint als eine Konstruktion, ja petitio principii. Der Obrigkeitsstaat steht und fällt mit der Unparteilichkeit und Objektivität des Beamten und dem völligen Vertrauen des einzelnen Bürgers hierzu. Obrigkeitsstaat und vertrauenswürdiges Beamtentum sind eigentlich nur verschiedene Ausdrücke für

dieselbe Sache einer grundsätzlichen Scheidung zwischen Regierung und Regierten, einer Bevölkerungsschicht, welche die im Staate verkörperte Macht besitzt und ausübt, und einer, welche Gegenstand der Ausübung ist, sie zu dulden hat. Die Auffassung von der Richtigkeit, ja Idealität eines solchen politischen Zustandes konnte und mußte sich zu einer Zeit bilden, in der ihm die politische Wirklichkeit entsprach, wenn von einer solchen überhaupt gesprochen werden kann, und mußte zu besonderer Stärke bei einem Gelehrten gelangen, der mit Vorliebe sich in die ältere preußische Verwaltungsgeschichte vertiefte. Der Gegensatz und der unterscheidende Punkt, auf den es ankommt, wird klar, wenn ich aus der amerikanischen Zeitschrift The Forum vol. LIV (1915) p. 22 einem Aufsatz von Patten: The German way of Thinking die folgende Stelle entnehme:

„To us freedom means downfall of internal tyrants, and the upbuilding of restraints against exploitation. Liberty is thus a political concept that has no content but freedom from control. We are true to our history when we denounce arbitrary power and build up restraint against national aggression. To these ends we proclaim bills of rigths, create constitutional limitations and put the freedom of persons above group welfare. All this is absent from German thougt .... These has been no issue on which a fierce antagonism of ruler and subject could arise. Such an issue can only come when Germans no longer fearing external aggression can go forwards in their internal development as freely and as safely as England and America have done.
The struggle for freedom in Germany has been waged in other than political fields, and has meant the overthrow of religious dogmatism, of ancient superstition, of social arrogance, of effete traditions and of conventional morality."

Die Tüchtigkeit des preußisch-deutschen Beamtentums konnte so lange nicht in Zweifel gezogen werden, als die Unangefochtenheit des von ihm getragenen Obrigkeitsstaates eben seine Existenzberechtigung erwies. In demselben Augenblick, wo dieser Staat Anfechtungen grundsätzlicher Art erfuhr, d. h. da, wo er an anderen politischen Idealen gemessen wurde, als sie ihm entsprechen, und seine Ziele und Mittel gegenüber den anderen Forderungen unzulänglich erschienen, konnte und mußte auch das auf ihn eingearbeitete und für ihn passende Beamtentum mit anderen Augen angesehen werden, konnte und mußte es insoweit ungeeignet erscheinen, als es dem neu erwachenden politischen Leben sich nicht anpaßte. Insoweit es dies nicht tat, sondern mehr oder weniger bewußt Widerstand leistete und den neuen Geist in die lieb und geläufig gewordenen alten Schläuche hineinpreßte, mußte es Unzufriedenheit und Kritik bei denen wecken, die bei diesem Versuche der Aufrechterhaltung des alten Systems zu kurz kamen. Die Unzufriedenheit mit dem überlieferten Beamtentum mußte umso mehr um sich greifen, je mehr Personen während des Krieges unmittelbar zum Dienst für den Staat herangezogen wurden und sich von der Macht ausgeschlossen sahen, für die sie bis zur Selbstaufgabe und Selbstvernichtung in Anspruch genommen wurden, und

je stärker die Kriegswirtschaftsgesetze und ihre Strafdrohungen in das Leben jedes Einzelnen eingriffen und die schwersten Opfer von ihm verlangten.

Je größer diese Opfer in der Heimat und in der Front empfunden wurden, desto tiefer wurde auch der Gegensatz des Einzelinteresses zum Allgemeininteresse erlebt, und umso lebendiger mußte schließlich die Besinnung des Einzelnen auf die uneinschränkbaren Rechte des Individuums gegen den Staat werden. Je weiter dessen Eingriffe gingen, umso gewaltiger mußte die Reaktion werden. Die staatliche Vernichtung und Geringschätzung des Individuums mußte dieses zur Selbstbesinnung, inneren Auflehnung und endlich zur Forderung der Teilnahme an der Machtausübung führen. Dem preußischen Beamtentum entstand eine weltgeschichtliche Aufgabe: die Mitwirkung an der unabänderlichen und unaufschiebbaren Auseinandersetzung zwischen Staat und Staatsbürger. Für die Lösung dieser weltgeschichtlichen Aufgabe bieten sich mehrere Möglichkeiten. Die Mitwirkung kann erfolgen durch Förderung der allgemeinen und Bekämpfung der individuellen Interessen, oder durch Einschränkung der allgemeinen und Förderung der individuellen Interessen, oder schließlich durch ein ständiges Vermitteln zwischen den beiden Interessengegensätzen.

Diese Möglichkeiten finden in der Wirklichkeit ihre Vertreter. Es gibt Beamte, welche den einen oder anderen oder nach ihrer Persönlichkeit den dritten Lösungsversuch zur Durchführung bringen und bringen müssen. Man wird aber wohl, ohne auf erheblichen Widerspruch zu stoßen, sagen dürfen, daß die Gruppe von Beamten bei uns die herrschende und vorherrschende ist, welche die Autorität der Staatsgewalt gegen und auf Kosten des Einzelinteresses mit allen zu Gebote stehenden Machtmitteln durchsetzt. Daß die Kriegszeit mit ihren den Einzelinteressen ungünstigen, tief einschneidenden Gesetzen dieser herrschenden Gruppe von Beamten besondere Gelegenheiten zur Machtausübung bietet, liegt auf der Hand, und daß hierbei auch Uebergriffe häufiger vorkommen, als in Friedenszeiten, in denen der Einzelne mehr gilt und eher sein Recht zu verteidigen den Mut findet, lehrt die Erfahrung.

Die Uebergriffe schließen aber eine große Gefahr für das herrschende Verwaltungssystem in sich. Seine äußere Machtausübung wird so lange bei allem inneren Widerstreben oder selbst Auflehnen ertragen und von den geltenden Verfassungsgrundlagen aus bekämpft, als keine Uebergriffe stattfinden, d. h. als wirklich nach den geltenden Gesetzen verwaltet und Recht gesprochen wird. Wenn aber die Gesetzesanwendung in der Verwaltung und dem Gerichtsverfahren als Gesetzesverletzung empfunden wird, wenn die, welche Hüter des Gesetzes sein sollen und als solche, mag dieses noch so schlecht und bekämpfenswert sein, anerkannt werden, zu Gesetzesbrechern werden, wenn sie die ihnen anvertraute Staatsmacht im vermeintlich allgemeinen Interesse

unter Nichtachtung, ja Verletzung gesetzlicher Vorschriften und durch sie gestützter Einzelinteressen unbedenklich und rücksichtslos durchsetzen und in dem glücklichen Wahn handeln und leben, auf diese Weise das wahre Wohl des Staats zu fördern, so kann es nicht Wunder nehmen, daß die erneute gesetzliche Grenzziehung und -berichtigung zwischen Individuum und Staat zu Gunsten des ersten, der ewige Gegenstand demokratischer Forderungen, wieder als dringendes Bedürfnis zu neuem Leben erwacht. Es wird hier nicht im entferntesten an Rechtsbeugung oder Amtsmißbrauch gedacht, sondern gerade an die Fälle, in denen der eifrige und schneidige Beamte, wie der weitschauende sorgfältig prüfende willensstarke Staatsdiener in den Konfliktsfällen, die dem Leser aus eigenen Erfahrungen geläufig sein dürften, von vornherein und grundsätzlich das Interesse des Staates, das er auch immer für das der Allgemeinheit hält, dem des ihm widersprechenden Einzelnen überordnet; ein solcher Beamter, in dem dieses Ueberordnungsverhältnis lebendig oder gar eigener Lebensinhalt ist, der die Aufrechterhaltung und Durchsetzung der Staatsautorität in ihrer überkommenen Gestalt als seinen Lebensberuf betrachtet, prüft nicht die beabsichtigten Maßnahmen an den geltenden Gesetzen, sondern hält bestimmte Maßnahmen im vermeintlichen, ihm anvertrauten Interesse des Staats für erforderlich und fordert von den Gesetzen, daß sie eine Grundlage für jene Maßnahmen bieten. Und wenn es an einer ausdrücklichen Vorschrift fehlt, so muß der von ihnen verstandene Geist und Zusammenhang der Gesetze die fehlende Rechtfertigung geben, und wo auch das nicht gut möglich ist, belehrt die erlassene Entscheidung den Betreffenden, daß er vor ihrer Autorität Halt zu machen hat, wenn er sie auch nicht versteht, und wenn selbst ihre Gesetzwidrigkeit ihm außer Zweifel erscheint. Die Stimmung dieses Beamtentypus (sic volo, sic jubeo) wird solange keinen ernstlichen Widerspruch erfahren, als seine Befehle den allgemein herrschenden Anschauungen entsprechen. Wenn sich hier aber eine Kluft auftut, dann werden und müssen Anordnungen, die für ungerechtfertigt oder gar gesetzwidrig gehalten werden, und nun gar, wenn es sich um richterliche Maßnahmen handelt, aufreizend wirken, können die Staatsfreudigkeit in ihr Gegenteil verkehren und schließlich eine Gährung hervorrufen, die den Bestand des überlieferten Systems gefährdet. **Caveant consules.**

Die Zeiten des alten Nettenmair, von dem Otto Ludwig die prachtvollen Worte prägte:

> „Der alte Herr im blauen Rock gab seine Befehle, wie der Gott der Hebräer aus Wolken und mit der Stimme des Donners, er hätte seinem Ansehen etwas zu vergeben geglaubt durch Aussprechen seiner Gründe, er gab kein Warum, und seine Söhne wagten nicht, nach Warum zu fragen".

sind endgültig vorbei, wenn auch von seinem Geiste noch viel in der herrschenden älteren Generation des Beamtentums zu spüren ist.

R. Hübner: Vermögensbesteuerung.

Von allen Seiten tauchen jetzt Steuervorschläge auf, die das große Finanzproblem lösen wollen: wie sind unsere deutschen Kriegsschulden künftig zu decken? Viele Kreise fordern dafür eine mehr oder minder hohe Vermögensabgabe, wogegen sich aber die Betroffenen zur Wehr setzen. Auf welche Seite soll sich nun der Staat stellen? wo liegt sein größeres Interesse? Um diese Frage richtig zu beantworten, gilt es zunächst den Gegenstand gründlich zu untersuchen und festzustellen, wie denn unser Vermögen eigentlich beschaffen ist? Die Antwort lautet:

Was einer hat und kann — also, was ein Mensch körperlich besitzt und geistig vermag, das ist, im weiten Sinne, sein gesamtes Vermögen. Und ebenso verhält es sich mit dem Vermögen eines Volkes, das sich aus dem Landbesitze, als toter Materie, und dessen Bewohnern, als lebendiger Energie, zusammensetzt. Denn beide Werte, als Stoff und Kraft vereint, ergeben erst den ganzen Besitzstand eines Staates oder Reiches — wie man eben diese feste Verbundenheit von Land und Leuten nennt. Und beide sind auch, wie Körper und Geist, garnicht von einander zu trennen, da durch ihre Vereinung erst das Lebewesen: Mensch, oder das größere Wesen: Staat, hervorgehen.

Daß ein Volksstaat nichts anderes ist, als ein Mensch im Großen, hat bekanntlich schon Platon behauptet, doch geriet diese Erkenntnis langezeit in Vergessenheit. Wir heutigen erst sind wieder zu derselben Auffassung vorgedrungen und begreifen nun, dank der Entwicklungslehre, wohl noch besser den tiefen Sinn jenes weisen Wortes, wie sein einstiger Urheber. In der Tat lehrt uns die moderne biologische Staatstheorie, daß die Menschen ihre Gesellschaftsformen (wie schon die Tiere) aus sich selbst herausgebildet haben: indem sie nämlich den menschlichen Zellenstaat unbewußt nach außen getragen (objektiviert) und ihn so im politischen Staate nachgeahmt haben. Finden wir hier nicht — freilich im Großen — sowohl unsere passiv-aktiven Lebenskräfte: Wille, Empfindung, Gemüt und Verstand, wie auch deren körperlichen Organe in vielerlei Gestaltungen überall wieder! Und je weiter wir uns darein vertiefen, umso klarer wird uns das übermenschliche Wesen des Staates, ebensowohl seiner äußeren Form wie auch seinem Inhalte nach. Aus solcher Überzeugung erwächst uns aber auch die frohe Zuversicht, daß wir Menschen — da ein jeder nicht nur als Individuum, sondern auch als Teil seiner Gattung existiert — uns nicht bloß als Einzelne aufzubilden haben, sondern ebenso, ja erst recht, unsere Volksgemeinschaft, den Staat, zu ver-

vollkommnen trachten sollen: denn also will es das aufsteigende Leben! Doch wie erreichen wir diesen Fortschritt? Indem wir den Edelmenschen als Vorbild unserm Staate voranstellen, dessen ganzes Wesen erweitert auf jenen übertragen und seinen lebendigen Zusammenhalt in unserer Staatsverfassung nachzubilden suchen!

Es ist eine wundersame Erscheinung, wie sich mitten in diesem Weltkriege bei fast allen Kulturvölkern ein starkes Verlangen nach Verbesserung ihrer Staatsformen kundgibt. Dieser Drang beruht wohl auf der Hoffnung der Nationen, durch bessere Organisationen ein Ende dieser furchtbaren Kämpfe herbeizuführen, ja vielleicht dadurch zu einem allgemeinen Völkerfrieden zu kommen. Ob sich freilich das Ideal eines Weltfriedens künftig verwirklichen wird, bezweifeln ja viele; doch wäre es wohl möglich, einem solchen Zustande langsam näher zu kommen, wenn wir unsere Staatsordnungen, dem Menschenideale entsprechend, mit voller Bewußtheit weiter ausbilden würden. Auf welche Weise dies geschehen kann, und daß wir solches auch vermögen, soll in einem anderen Aufsatze dargelegt werden. Nachfolgende Ausführungen wollen zunächst die Art und Bedeutung des Volksvermögens feststellen, wobei der Wert des Staates als Inbegriff unseres Gesamtvermögens zunächst erklärt werden mußte.

Wie unsere berufenen Nationalökonomen, seien sie nun Theoretiker oder Praktiker, über das Wesen des Staates noch der verschiedensten Meinung sind, so sind sie sich auch über den Begriff Volksvermögen durchaus nicht einig. Viele verstehen unter dem Vermögen nur das angesammelte Kapital; andere rechnen dazu alle wirschaftlichen Güter, auch die Pflanzen und Tiere als lebendes Inventar eines Landes; und etliche stellen, neben gewissen Naturkräften, noch die menschliche Kulturmacht als ein Kapital auf, das sich aller toten wie lebendigen Kräfte bedient, um das Einzelleben wie das der Volksgemeinschaft möglichst zu vermehren. Dieses soziale Ziel erreichen wir bekanntlich nur, wenn wir einen Teil unserer individuellen Freiheit dem generellen Wohle opfern, und ebenso Teile von unserem Eigenbesitze abgeben, um das Ganze zu erhalten und zu fördern. Erstere, unsere ideellen Bußen, heißen auch Staatsbürgerpflichten; die letzteren materiellen dagegen nennen wir Steuern.

Sowohl unsere geistigen wie auch die körperlichen Abgaben an die Allgemeinheit werden von der Staatsregierung (dem verstandesgemäßen Willen einer Nation) und von der Volksvertretung (dem gemüthaften Lebenswillen) gemeinsam beraten. Und was beide Staatsfaktoren bei gleicher Machtvollkommenheit vereint bestimmen, das entspricht der natürlichen Vernunft und bedeutet daher Weisheit und Gerechtigkeit. Diese kann aber nur erblühen, wenn der Lebenswille eines Volkes von seinen Verstandes-

und Gemütskräften gleichmäßig geleitet wird. Daß nun die geistigen wie die körperlichen Abgaben so oft gar ungerecht erhoben werden, erklärt sich aus unserem Menschenwesen, das ursprünglich mehr subjektiv-egoistisch wie objektiv-sozial gerichtet ist, und sich nur dem Staate willig unterordnen mag, von dessen gerechter Regierung es völlig überzeugt ist. So geschieht es ja im gesunden menschlichen Zellenstaate; so geht es in einer liebesverbundenen Familie zu; und so könnte es auch in einem Idealstaate zugehen, wenn alle Volksklassen sich gegenseitig die Hände reichen und das allgemeine Wohl über das eigene stellen wollten.

Da wir nun dieser hohen Aufgabe bewußt geworden sind und das Ziel unseres gemeinsamen Strebens erkannt haben, so hieße es an unserem geistigen Vermögen zweifeln, wenn wir nicht glauben würden, jenes Ziel auch künftig erreichen zu können. Und sind wir nicht gegen früher schon ein gutes Stück vorwärts gekommen auf den Kulturwegen der Menschenseele: haben gerade wir Deutsche nicht ein gleiches Gesetz für alle Staatsbürger geschaffen, ein allgemeines Wahlrecht und die Wehrpflicht aller Männer, eine Alters- und Krankenversicherung wie noch manche Wohlfahrtseinrichtungen herausgebildet, und sind damit gar vielen anderen Völkern vorangeschritten! Auch haben wir ihnen so ein Beispiel gegeben, wie man das Kapital der Volkskraft innerlich mehrt und sicherstellt. Und das alles — mit der guten Absicht, einen friedlichen Wettbewerb unter den Nationen hervorzurufen!

Wie sehr aber sind wir darin, und zwar zumeist absichtlich, mißverstanden worden! Und so hat uns dieser furchtbare Völkerkrieg gezwungen, unsere staatlichen Bindungen nur noch fester anzuziehen wie ehedem; ja es ist kein Zweifel, daß wir bei einer längeren Kriegsdauer den heutigen Staatssozialismus immer weiter ausdehnen müssen. Denn dieser ist imgrunde die angemessene Wirtschaftsform für den Kriegszustand eines Volkes, da es sich dabei um die Existenz des Ganzen, nämlich um das Leben des Staates selbst handelt. Darum gilt auch jetzt die Losung: alle für einen — nämlich alle Bürger heran für den Staat!

Aber wann erst der Friedenszustand wieder eintritt, dann müssen die jetzigen sozialen Bande auch wieder gelockert und später fallen gelassen werden, damit die einzelnen Bürger und Gemeinden Gelegenheit finden, sich von neuem möglichst nach ihrer Eigenart zu entfalten. Solches kann aber nur beim freien Spiele aller Unternehmerkräfte geschehen; wobei die Regierung bloß darauf zu achten hat, daß die Staatsgesetze nicht übertreten werden: denn die Behörden sind die Verwalter des Volksvermögens, während alle erwerbenden Bürger als Vermehrer desselben zu achten sind!

Wir Deutsche rechnen auf einen für uns günstigen Ausgang dieses

Völkerringens. Doch selbst im Falle großer Kriegsentschädigungen wird uns der kommende Friede so gewaltige Lasten auferlegen, daß unsere Staatsabgaben jeder Art viel höhere wie ehedem sein müssen. Die verschiedensten Berechnungen sind schon darüber aufgestellt worden, aber wirklich genaue Angaben liegen noch außer dem Bereiche der Möglichkeit. Gewiß ist nur, daß die aufgenommene Kriegsschuld des Reiches in Höhe von 124 Milliarden (bis Sommer 1918) zu verzinsen sein wird, wozu für Invalidenrenten und Pensionen, für Erneuerung des Kriegsmaterials, für Wiederherstellung zerstörter Güter aller Art u. s. f. noch gewaltige Summen treten werden — der Schulden aller Bundesstaaten und Gemeinden zunächst nicht zu gedenken! Sind wir nun imstande, diese ungeheure Zinsenlast aufzubringen, und weiter, an eine Abzahlung der gemachten Kriegsschulden zu denken? . .

Vor dem Kriege wurde Deutschlands Vermögen öfters auf etwa 350 Milliarden berechnet (von Trietsch 1914 auf 375 Milliarden), welchen Betrag der Staatssekretär Helfferich noch 1916 erwähnte. Dessen Nachfolger im Reichsschatzamte, Graf Rödern, sprach im März 1914 von 300—330 Milliarden Mark Nationalvermögen, wovon etwa 200 Milliarden steuerbar seien. Während der erstere daneben unsere jährliche Kapitalszunahme im Frieden auf ungefähr 10 Milliarden berechnete, schätzt der letztere sie sehr vorsichtig nur auf etwa 5 Milliarden ein. Man merkt daraus, was im allgemeinen bloß als Vermögen gilt, wie unsicher aber auch dessen ganze Annahme ist, und man begreift wohl, wie notwendig eine Feststellung unseres wirklichen Volksvermögens wäre. Denn daß der kommende Friede zur Deckung unserer Kriegsschulden dem Kapitalbesitze besondere Abgaben auferlegen muß, daran wird wohl niemand zweifeln; dazu ist aber vor allem nötig zu wissen, wie hoch das deutsche Volksvermögen eigentlich ist. Und dabei erhebt sich nun sofort die Frage: was bedeutet Vermögen imgrunde, und woraus besteht es?

Gehen wir der Sache auf den Grund, so merken wir, daß als erster und letzter Kapitalswert immer nur der deutsche Grund und Boden anzusehen ist, da dieser allein unvergänglich und der Träger unseres ganzen Daseins bleibt. Denn auf diesem Stücke deutscher Erde beruht ja unser Staatsleben, wie die Existenz jedes Einzelnen: weil es mit seinen 540000 qkm Grundfläche den 68 Millionen Deutschen zum mindesten Wohnung, auch zum großen Teile Nahrung sowie Kleidung gewährt; und nicht uns Menschen allein, sondern auch jenen ungezählten Tieren und Pflanzen deutscher Art, die wir als unser Eigentum betrachten. Eigentlich gehören wir alle nur unserem Lande, da wir imgrunde bloß Gewächse dieses Mutterbodens sind. Aber wir Menschen haben ihn eben in Besitz und Kultur genommen; und seine Ausdehnung scheint uns ja gegeben, wenn auch seine Tiefe ebensowenig feststeht, wie die Lufthöhe über ihm zu ermessen ist. Doch vermö-

gen wir seine Grundfläche — wenn schon die Landesgrenzen bestimmt sind — einigermaßen zu vergrößern, und tun es auch: indem wir Mauern und mehrstöckige Gebäude auf ihm errichten, Flüsse überbrücken, Schiffe darauf bauen, Seeboden trocken legen u. a. m., wodurch wir unser Land immer besser auszunützen suchen.

Je mehr Menschen sich auf einem Stück Erdboden ansiedeln, um so höher steigt es in ihrer Wertschätzung (man stelle neben den Preis von Heideland den in der Großstadt!); und so ist es kein Wunder, daß wir 68 Millionen Deutsche unser Reichsland viel höher einstellen, als z. B. die 39 Millionen Franzosen das fast gleichgroße Frankreich. (Trietsch gibt das französische Nationalvermögen mit nur 245 Milliarden an.)

Das bloße Land ist also unser Grundvermögen und bedeutet das allein feststehende Kapital unseres Volkes; wie hoch wir es einschätzen, hängt von unserem Gutdünken ab; wie es die anderen Völker bewerten, das bestimmt unsere Arbeitsleistung auf ihm. Denn wenn wir unseren Boden bearbeiten (also bewegen), so ernten wir Nahrung, Kleidung u. a. aus ihm und erzeugen so allen beweglichen Besitz, den wir zum Leben brauchen; den wir aber auch aufsparen können, wodurch er zu jenem Vermögen wird, das wir Gut und Geld oder Mobilien zu nennen pflegen; diesen gegenüber stehen die Immobilien Haus und Feld, auch Grundbesitz genannt. Schon immer wurde der Landesboden zerteilt, da er so besser zu kultivieren war und die Erfahrung lehrte, daß bei Allgemeinbesitz die Bodenpflege stets geringer wird. Diese kleineren oder größeren Ackerstücke, nebst Wiese und Wald, sind demnach das hauptsächlichste Volksvermögen nach wie vor, und alles Übrige ist im letzten Grunde daraus gezogener mobilisierter Boden.

Nun geben wir im Tauschhandel viel solchen ab und bringen dafür auch fremde Bodenstückchen (Metalle, Tier- und Pflanzenprodukte) mit in unser Land. Ja blicken wir uns daheim nur um, so können wir wohl Fremdlinge aus allen Erdteilen bemerken. Diese zumeist nicht lebensnotwendigen Dinge heißen wir Luxus oder auch Reichtum, denn sie haben, zumal als Schmucksachen, oft einen sehr hohen Wert — in unserer Einbildung! Aber beruht nicht alle Wertschätzung zuletzt auf Einbildung unserer Phantasie? Ja was wäre unser ganzes Leben ohne diese Geistesmacht!

Hier berühren sich wieder die Begriffe geistiges und körperliches Vermögen, oder seelische und leibliche Güter, die, wie anfangs gesagt, gleich Kraft und Stoff in uns, untrennbar von einander bestehen. Denn unsere Bodenarbeit ist eben halb geistiges, halb körperliches Tun, und trotz aller Arbeitsteilung mischt sich beides unaufhörlich miteinander. Da unser Kulturzustand verlangt, daß wir uns alle in die Hände arbeiten müssen, und wir zu der leichteren Entlohnung dieses Tuns das Geld erfunden haben, so ver-

wechseln viele diesen bloßen Wertmesser mit dem Vermögen selbst; natürlich kann Geld nur mit seinem Metallwerte als Kapital gelten. So besaß Deutschland 1914 zirka 5 Milliarden an gemünztem Golde, wovon bis 1917 die Reichsbank die Hälfte an sich gezogen hatte. Wieviel ungemünztes Gold bei uns vorhanden, ist ganz unbestimmt. Und wie wichtig wäre es doch, diesen Betrag festzustellen; ebenso den Wert aller anderen vorhandenen Metallwaren, auch Schmuckschätze u. s. w.!

Auch was unser Erdboden unterirdisch birgt, sollte genauer wie bisher untersucht werden, damit unser Grundvermögen z. B. an Eisen, Zinn, Kohle u. a. besser bekannt würde. Was oberirdisch an Wald und Feld zutage liegt, ist als Privat- oder Staatsvermögen ja festgestellt, und das Einkommen daraus wird versteuert. Aller Besitz aber, der keine Zinsen trägt, war bis vor kurzem abgabenfrei; eine wirkliche Vermögensabgabe ist erst mit dem Wehrbeitrage 1914 in Deutschland aufgetreten.

Dieser wurde bekanntlich von allem Kapitalbesitze über 10 bez. 50 Tausend Mark und von jedem Einkommen über 5000 Mk. erhoben, wodurch — allerdings entgegen der Regierungsvorlage — vom Reichstage ein wichtiges Steuerprinzip eingeführt worden ist: die Gleichsetzung nämlich von flüssigem Arbeitsvermögen und festem Kapitalvermögen als Hauptgegenständen der staatlichen Besteuerung. Wir nennen beide Arten auch direkte Steuern; und diese sind seit Einführung der staatlichen Geldwährung als die einfachsten Staatsabgaben schon lange betrachtet worden.

Daneben besteht aber noch von alters her jene indirekte Besteuerung von Gütern aller Art, die der Staat in Form von Zöllen, Verbrauchsabgaben, Stempelgebühren u. s. w. erhebt, und welche darum nicht fallen gelassen werden, weil sie unmerklich alle Staatsbürger belasten und große Erträgnisse bringen. Eine dritte Einnahmequelle des Staates ist sein eigener Grund- und Kapitalbesitz, sowie der Ertrag aus Staatsmonopolen der verschiedensten Art.

Da nun unser Deutsches Reich aus 26 selbständigen Bundesstaaten besteht und letztere, wie auch deren Stadt- und Dorfgemeinden, ihre eigenen Finanzverwaltungen haben, so besitzen wir natürlich auch eine bunte Musterkarte von Steuern aller Art, die aber das emsig erwerbende deutsche Volk bis zu Beginn des großen Krieges leicht aufgebracht hat. Da brach das schwere Verhängnis über uns herein; ungeheure Kriegskosten entstanden; unsere Ersparnisse an wertvollen Auslandgütern (Metallen, Leder, Wolle ꝛc) wurden aufgezehrt; unser Kapital im Auslande von ca. 18 Milliarden, nebst Schiffen, ging verloren — daneben die Kolonien; und unser wertvollstes Kapital: die arbeitende Menschenkraft, wurde nicht allein dem Erwerbe entzogen, sondern zu Hunderttausenden vernichtet. Und das ergibt seit nunmehr

drei Jahren einen so riesigen Verlust am deutschen Volksvermögen, daß wir heute gar nicht mehr imstande sind, dasselbe irgend genau zu beziffern. Sicher steht nur die Reichskriegsschuld von 124 Milliarden, wozu die alten Reichsschulden mit 5 Milliarden kommen und daneben die Staatsschulden der Bundesstaaten in Höhe von etwa 16 Milliarden treten. (Abgesehen von den Schulden der Gemeinden). Nun ist diese Reichsschuld von 130 Milliarden ja bloß einer Hypothek gleich zu achten, die ein Besitzer auf sein eigenes Gut aufgenommen und in Anteilscheinen ausgegeben hat; aber es entsteht die Frage nach dem heutigen Werte dieses Gutes, das nicht nur im Inlande, sondern auch im Auslande als Pfandobjekt für die deutschen Kriegsanleihen gelten muß. Zugleich wird auch die mögliche Tilgung dieser Schuld gefordert — falls sie nicht als ewige Grundschuld auf dem Reiche bestehen bleiben sollte? Ihre Verzinsung erfordert $6^1/_2$ Milliarden jährlich, deren Aufbringung durch neue Steuern die nächste Sorge sein muß.

Wenn wir nun für den Bedarf des Reiches früher ungefähr $2^1/_2$ Milliarden aufbringen mußten, so würden wir bei vierjähriger Kriegsdauer nach Friedenschluß gewiß den fünffachen Steuerbetrag erheben müssen, um nur die laufenden Ausgaben an Zinsen, Kriegslasten aller Art, und Staatsunkosten zu decken. Woher sind diese zu nehmen, in Anbetracht der gleichzeitig anwachsenden Einzelstaats- und Gemeindesteuern, sowie des sehr verteuerten Lebensunterhaltes aller Staatsbürger? . .

Es kann kein Zweifel aufkommen, daß bei möglichster Sparsamkeit auf allen Gebieten der Verwaltung die alten Steuerschrauben noch fester angezogen und daneben neue Steuerquellen erbohrt werden müssen; ob diese aber in Staatsmonopolen bestehen, oder durch Verteuerung der Verkehrsmittel (Post, Eisenbahn) oder mit Hilfe von neuen Verbrauchsabgaben entstehen sollen, muß weise erwogen werden. Denn, obschon viele Regierungskreise für einen durchgeführten Staatssozialismus sehr eingenommen sind, so hat dieser selbst im jetzigen Kriegszustande, wofür er angemessen scheint, doch vielfach versagt. Für den Friedenszustand aber ist der freie Wettbewerb aller unternehmenden Kräfte des arbeitenden Volkes wohl die bessere Form des Wirtschaftslebens, da der verwaltende Beamte niemals ein gleich guter erwerbender Unternehmer sein kann; doch schließen beide Arten von Staatsbürger einander natürlich nicht aus, sondern sind vielmehr gleich notwendig und sollten sich stets fördernd in die Hände arbeiten.

Wenn wir jetzt unser gesamtes Einkommen mit 35—40 Milliarden, wie vor dem Kriege, einstellen, so ließe sich eine Verdoppelung der Einkommensteuer von ca. 5 % auf 10 % wohl durchführen. Auch könnten hohe Verbrauchsteuern auf Tabak und Alkohol — wofür unser Volk jährlich etwa 7 Milliarden leider ausgibt — große Einnahmen bringen. Ebenso müßten

die Staatsgrundsteuern ganz erheblich erhöht werden. Ob aber die vielseitig vorgeschlagene große Vermögensabgabe, oder gar Teilbeschlagnahme desselben, ratsam, ja überhaupt durchzuführen wäre, scheint sehr fraglich. Dagegen ist jedoch eine allgemeine Reichserbsteuer sehr vielversprechend und wohl möglich; um so mehr, als eine solche bei entfernteren Erben ja schon vom Reiche erhoben wird.

In der Zukunft aber sollte nunmehr eine Abgabe von jedem Erbe dem Reiche zufallen (und zwar bei 1000 Mk. Wert mit 1 % beginnend, bis 100 000 Mk. auf 10 % aufsteigend, bis zu 1 Million auf 25 % wachsend u. s. f.), wozu eine hohe Schenkungssteuer kommen und in besonderen Fällen das ganze Erbrecht des Staates eintreten müßte. Daß die Allgemeinheit ein moralisches Anrecht auf einen Teil am Einzelvermögen ihrer Bürger besitzt, kann nicht bezweifelt werden: denn jedes Besitztum wird ja dank der Mitarbeit aller erworben! Wenn also von großen Vermögen im Erbgange bis zur Hälfte ans Reich abgegeben werden soll (nach Tilgung der Kriegsschuld entsprechend weniger), so ist das keine ungerechte Forderung. Natürlich müßte diese Kapitalsabgabe durch amortisierbare Staatshypotheken und ähnliche Gestundungen erleichtert werden, damit den tüchtigen Erben die Möglichkeit bleibt, das väterliche Gut oder industrielle Unternehmen weiterzuführen. Daß das jetzige Erbrecht untüchtigen faulen Menschen nur zum Schaden gereicht, ist ja bekannt.

Damit nun diese allgemeine Erbschaftssteuer richtig erhoben werden kann, ist es notwendig, daß ein jeder schon bei Lebzeiten eine genaue Aufnahme aller seiner Vermögenswerte macht und nebst seiner Einkommensdeklaration dem Staate bekannt gibt. Beide Erklärungen sind von Einschätzern nachzuprüfen; und zwar müßte jährlich eine gewisse Zahl solcher Prüfungen nach Auslosung stattfinden, damit keinerlei Hinterziehung eintreten kann. Wissentlich falsche Deklarationen wären hoch zu bestrafen.

Durch beiderlei Einschätzungen würden wir nicht allein das ideelle Vermögen unseres Volkes erfahren (nämlich seine Arbeitsleistung als Einkommen ausgedrückt — wobei auch die wirtschaftliche Tätigkeit der Frauen genau zu bewerten ist), sondern wir würden auch die Höhe seiner Ersparnisse an materiellen Werten (Kapitalien, Kleidung, Hausrat, Schmuck, Kunstwerke rc.) kennen lernen und endlich wissen, wie hoch sich der Kapitalswert aller privaten Grundstücke nebst Gebäuden beläuft, nach Ertrag und Zeitwert genau berechnet. Danach sollte im Erbgange eine abgestufte Erbsteuer von allen körperlichen Gütern erhoben und die bisherige Einkommensteuer von den geistigen Werten noch besser durchgeführt werden (Familien wären zu entlasten, Unverheiratete zu belasten, Nichterwerbende zum Staatsdienste heranzuziehen).

Jedenfalls zwingt uns das Verhängnis dieses Krieges dazu, eine genaue Inventur unseres gesamten Volksvermögens vorzunehmen, damit wir durch eine gerechtere Besteuerung desselben wie bisher die entstandenen Lasten gemeinsam besser tragen lernen. Wir müssen und können das auch, und werden unsern neidischen Feinden zeigen, was wir Deutsche in der Not vermögen: nicht unterkriegen sollen sie uns, trotz aller ihrer Schliche, sondern wir werden dennoch vorwärts und hochkommen vermöge redlicher deutscher Arbeit. Denn diese unsere lebendige Kraft wird aus den Erdenstoffen nach wie vor große Kapitalswerte erzeugen, und unser gesamtes Volksvermögen soll weiter anwachsen, der Menschheit zum Heile!

Wilhelm Schremmer:
Taras Schewtschenko, der Dichter der Ukraine.

Unter allen ukrainischen Dichtern hat Taras Schewtschenko die größte Volkstümlichkeit erreicht. Er ist Lyriker. Sein Dichten ist durch die alten Volkslieder beeinflußt worden, die voll geschichtlichen Erlebens sind, die jene großen Kämpfe der Ukraine gegen die Polen, Türken und die Großrussen, die eigentlichen Moskowiter, verklären. Ohne Schewtschenko ist eigentlich ein Erwachen der Ukraine undenkbar. So groß sind die politischen Wirkungen seiner Dichtungen gewesen. Sie sind nichts als flammende Aufrufe, die Selbständigkeit zu erkämpfen, Verherrlichungen des Vaterlandes, die eine glückliche Zukunft künden. Der Dichter wendet sich immer an die Masse der Armen. Ein ukrainischer Adel ist nicht vorhanden. Er ist in das großrussische Lager übergegangen, von Katharina, der „Hundetochter", gekauft worden. Sie übergab dem Adel die Ländereien, machte die ukrainischen Bauern leibeigen. Was von dem Adel nicht großrussisch gesinnt ist, hält zu den Polen, die einst Herren der Ukraine waren. Der Dichter haßt den Adel, er nennt ihn Moskaus Straßenschmutz, Warschaus Plunder. Dieser Haß sitzt bis heute im ukrainischen Volke. Er ist verständlich. Aber vor dem Haß hat er den armen Bauern die Zukunft ins Herz gestellt. Keine Unterdrückung konnte sie vernichten. Was Schewtschenko 1845 in seinem „Vermächtnis" gesungen hat, sind heute die teuersten Worte eines jeden Ukrainers:

In ein Hügelgrab der Steppe,
Wenn ich sterben werde,
Senkt mich, Brüder, daß mich decke
Ukrainererde!

Daß ich kann des Dnjepr Schnellen,
Seine Ufer schauen,
Daß ich höre, wie er rauschend
Strömt durch weite Auen! — —

Senkt ins Grab mich und erhebt euch!
Werft die Ketten nieder!
Tränkt mit bösem Feindesblute
Eure Freiheit wieder!

Dann in freiem Bruderkreise
Mögt ihr meiner denken,
Mögt ein liebes, stilles Wörtlein
Mir, o Freunde, schenken!

Hinter seinen Dichtungen steht ein tiefes Naturempfinden. Wir haben noch zu wenig gute Übersetzungen, die dieses Empfinden unverfälscht wiedergeben. Man schaut in diesen Versen das weite Land des Dnjepr, die unermeßliche Ebene mit ihren Strömen, Dörfern, Büschen und vorzeitlichen Grabhügeln. Wo er aber auch einsetzen mag, immer haben seine lyrischen Gesänge einen politischen Einschlag, immer sind sie durchtränkt von der Vergangenheit und reißen vorwärts in die Zukunft. Schewtschenko hat auch Romane und ein Epos geschrieben, die ihm nicht gelungen sind. Er war durch und durch Lyriker. Er starb zu früh; wir können über seine dichterische Größe kaum ein allseitiges Bild gewinnen. Die Zeit der Reife fehlte ihm. Der russische Zar zerschlug dem Dichter Leib und Seele in Sibirien.

Im Jahre 1846 war in Kiew eine Bruderschaft gegründet worden zur Erlangung der staatlichen Unabhängigkeit der Ukraine. Ihr gehörte Schewtschenko an. Der Dichter wurde verhaftet und auf „unbestimmte Zeit" als Soldat nach Sibirien geschickt. Dieser Soldatendienst bedeutete unter Nikolaus I. die Hölle, er war schlimmer als der Tod. Körperlich und geistig gebrochen kam er durch einen Gnadenerlaß Alexanders II. 1857 zurück in die Heimat und starb kurze Zeit darauf. Die Aufhebung der Leibeigenschaft, die er so sehnsüchtig erwartet hatte, erlebte er nicht mehr. Er hatte ihr Elend selbst durchkostet. Wegen seiner großen Begabung war er in jungen Jahren Leibdiener seines Gutsherrn geworden. Mit 24 Jahren kam er zu dem berühmten Maler Brüllow nach St. Petersburg und wurde durch den Ertrag einer Lotterie mit 2500 Rubeln frei gekauft; sein Gutsherr hatte ihn „wie ein gutes Reitpferd" bewertet. Schewtschenko war wie Reuter Dichter und Maler, wie dieser suchte er in der Lust der Betäubung Linderung eines harten Schicksals. Die Jahre 1838—1847 stellen Schewtschenkos glücklichste Schaffenszeit dar.

Seine Gedichte sind ganz sozial gestimmt, kleinrussisch sozial. Nur selten bleibt der Dichter bei rein lyrischen Stellen ohne politische Hinweisung halten:

Beim Hüttlein steht ein Weichselgarten,
Durchsummt von Käfern ohne Zahl.
Die Pflüger ziehen heim durchs Tal,
Und Mägdlein singen, Mütter warten
Daheim schon mit dem Abendmahl.

Als kleinrussischer Schriftsteller, der die Masse aufwiegele durch „gefährliche" Gedichte, hebt ihn der Untersuchungsbericht des Gendarmerieobersten hervor. „Die Idee könnte allmählich Wurzel fassen, daß für die Ukraine die Möglichkeit bestehe, als selbständiges Reich sich zu erheben", heißt es da wörtlich.

Der russische Kaiser schreibt unter den Bericht, der die Verbannung nach Sibirien als bestes Mittel vorschlägt, eigenhändig: Unter strengster Aufsicht und Verbot zu schreiben, zu zeichnen! Selbst die Fürstin Repnin konnte dem in Sibirien langsam dahinsiechenden Dichter keinerlei Linderung erbitten. Man schrieb ihr in schroffem Tone zurück, sie möge nicht an diesen Dingen rühren, wenn sie selbst unbehelligt bleiben wolle. Man wollte keine ukrainischen Gedichte; die Sprache, das gesamte Schrifttum sollte ausgerottet werden, durfte doch in den Schulen nur in russischer Sprache unterrichtet werden und keine ukrainische Zeitung erscheinen. Man haßte die Aufschrift „Ukraine" als eine zukünftige Gefahr. Darum hatte Peter der Große die Bezeichnung Kleinrußland mit aller Strenge eines Despoten eingeführt. Das erste Aufblühen einer ukrainischen Dichtung war durch das unsinnige Druckverbot aller Werke ukrainischer Sprache im Jahre 1720 unterdrückt worden. Mit dem zaristischen Ukas von 1876 sollte das Leben dieser Sprache vollständig ausgetilgt werden. Dieses Verbot wurde erst nach dem unglücklichen Kriege gegen Japan, im Revolutionsjahr 1905 gemildert.

Das Grab des Dichters wird als Nationalheiligtum verwahrt. Sein Vermächtnis erklingt vom heiligen Kiew bis zu den Ufern des Schwarzen Meeres. Es hat für den Ukrainer noch helleren Klang als „Deutschland, Deutschland über alles" für uns. Denn das Lied hat die moskowitischen Ketten zerrissen. Es hat wie ein Licht in das Dunkel geleuchtet und gezeigt, daß die urkrainische Sprache nicht ein russischer Dialekt ist, wie die Moskowiter vorgeben, daß die Ukraine ein selbständiger Staat werden kann, wie sie es Jahrhunderte hindurch gewesen ist. Wer Schewtschenkos Gedichte liest, gewinnt den Eindruck, daß das Dnjeprland ein Paradies gewesen ist, ehe es unter die russische Knute kam. So gewaltig ist diese Lyrik. Der Dichter hatte sein Volk über alles lieb und sieht seine Leiden, er begreift, was größere Künstler so selten verstehen wollen, daß die Masse des Volkes, obwohl sie nicht klug, nicht schön ist, doch besser bleibt als die Herren. Sein eigener Vater trägt die Last des leibeigenen Häuslers, seine Geschwister sieht er geknechtet und verdorben in Elend. Aber was in seinen Versen glüht, ist alles andere als persönlicher Groll. Seine Worte lebten dann nicht mehr. Er war ein nationaler Prophet, der die Zukunft aus der Gegenwart und Vergangenheit heraushebt.

Die Dichtung von Taras Schewtschenko ist heute Wirklichkeit geworden, so herrliche Wirklichkeit, wie sie die ukrainische Nationalhymne besingt:

Noch nicht starbst du, Ukraina,
Sieh, dein Ruhm lebt weiter,
Und der Himmel, junge Brüder,
Wird uns wieder heiter!

Schwinden werden unsre Feinde,
Tau vor Sonnenstrahlen,
Herren werden wir daheim sein
Mit den Brüdern allen! . . .

C. Loog: Was ein Franzose „im Jahre 1558" über den Weltkrieg sagte.

Voraussagen gibt es nicht, sagt die Neuzeit. Die Astrologen des Mittelalters sind vergessen. Nur ein Name des XVI. Jahrhunderts, Nostradamus, hat noch eine gewisse Berühmtheit behalten. In seinen 10 Centurien (etwa 1000 Vierzeiler) fanden sich nämlich von Zeit zu Zeit bis auf die Gegenwart eine Reihe Verse, die auf ganz bestimmte historische Ereignisse, die Frankreich angingen, gedeutet werden konnten. Dabei sind, auch für die Zweifler, die Zusammenhänge der Verse mit den Ereignissen sehr häufig verblüffend.

Was weiß nun Nostradamus vom Weltkrieg? Es ist nicht ohne Reiz, ganz abgesehen vom Zweifel oder Glauben an die Voraussage, zu hören, was er von Mars — dem Weltkrieg — erzählt und was mit einigem guten Willen aus seinen Vierzeilern herausgelesen werden kann:

„Die Herrschaft über Marokko wird auf die Europäer übergehen," beginnt VI, 80. Das ist das Vorspiel dafür, daß der Große Asiens (England) zu Lande und zu Wasser mit vielen Truppen auftreten und sie zu Tode jagen wird. Auch vom türkisch-italienischen Krieg, der Umwälzung in der Türkei, (VI, 78, I, 54) weiß er einiges zu sagen, auch davon, daß man den Halbmond ein „gebrechliches Wesen" (bekanntlich der kranke Mann am Bosporus) nenne und daß der treulose und schwankende Augenblick für den König von Italien komme (I, 12). Dann hat „Mars" die Weltherrschaft. Ein unglücklicher Krieg (für Frankreich) entsteht. Kurz nachher wird ein neuer König gesalbt werden, der lange das Land in Frieden regieren wird (VI, 24). Mars wird unzählige Male (70 Mal) das Blut verspritzen lassen. Die Folge wird sein, daß die Kirche an Ansehen gewinnt und verliert und Untergang denen droht, die auf nichts hören wollen (I, 15). Besonders wird Frankreich ermahnt, sich auf das Unternehmen nicht einzulassen, weil unendlicher Menschen- und Geldverlust unausbleiblich sei (III, 24). Denn die Cimbern (die Deutschen) mit ihren Nachbarn werden das Land fast bis zur spanischen Grenze verwüsten und Volksmassen in Reih und Glied werden in Guyenne und Limoges auftreten (III, 8). Zwar gelangt das Slavenvolk in einer Marsstunde zu hoher Macht, aber es wird den Fürsten wechseln und ein Mann aus der Provinz wird hochkommen (V, 26). Auch Neptun (England) wird nach der Seeschlacht auf den Gipfel seiner Macht gelangen und den Ozean in Schrecken setzen (III, 1). Inzwischen wird das „negerschwarze" Dacien (Rumänien), der Verbündete Englands, von den vereinigten Brüdern gequält und seine Truppen in den „Wäldern" (Transsylvanien?) zurückgedrängt werden (I, 7). Die auf den Inseln, lange belagert, gewinnen neue Kräfte gegen ihre Feinde. Die, welche von außen her vom Hunger zu Tode

gestreckt werden sollen, werden größeren Hunger als jemals erdulden (III, 71). Lange wird dann die Friedenstaube in der Schweiz und Italien (Papst) gesehen werden. Der Friedensvogel wird ganz groß werden, dann aber sterben. Erst dann wird der Krieg zu Ende gehen (I, 100). Auf den Streik, der am 28. Januar 1918 in Deutschland begann, kann V, 83 gedeutet werden. Weil Mars zuwider ist, wird Polen verderblichen Unruhen entgegengehen. Ein junger, roter (demokratischer) König wird dort die Herrschaft ergreifen (VI, 25). Die Römermacht wird ganz zu Grunde gerichtet werden, wenn sie den Spuren ihres großen Nachbarn (Frankreich) folgt. Bürgerhaß und innere Kämpfe werden Schrecken verbreiten (III, 63). Nachdem nämlich der Große von Ungarn (Kaiser Franz Joseph) in das Todesschiff gegangen ist, wird sein Nachfolger den Krieg gegen seinen Nachbarn fortsetzen, den er belagert halten wird. Das „Königlein" mit seiner „Hoheit" wird nicht dulden, daß man ihn zu sehr bedrängt. Drei Jahre wird er seine Truppen in Reih und Glied halten. (Bemerkung: Im Mai 1915 begannen die Italiener den Krieg, werden sie auch noch nach drei Jahren, Mai 1918, in Reih und Glied bleiben?) Dann spricht IV, 90 von einer Hungersnot in Oberitalien und II, 72 davon, daß ein französisches Heer in Italien, am Ticin, arg bedrängt werde, daß die Römer dort fliehen werden und der Ticin der Rubikon Frankreichs sei. Das große Grab des französischen Volkes naht mit Italien heran, wenn Mars am österreichischen Festungsviereck und im Gebiet von Mantua stehen wird (III, 32). Durch den Bergstrom, der von Verona kommt, entsteht dann, wenn er seine Gewässer in den Po ergießt, ein großer Zusammenbruch. Nicht geringer wird der Zusammenbruch an der Garonne sein (II, 33). An die Niederlage am Ticin wird sich Feuer und Blut in Florenz und der Hilferuf des Königs von Italien anschließen (VIII, 7). Rom erzittert dann vor Furcht. Der Aufstand plündert den Quirinal, den Vatikan (Sonne, Mond) und die Kirchen (VI, 98). Der König von Italien wird nach der Niederlage durch zwei Leute aus Brescia abgesetzt werden (I, 6). Von dem zahllosen Volk, das fern von seiner Heimat in fremdes Land geführt ist, werden 5000 in Kreta und Thessalien enden. Der Führer flieht und rettet sich auf einem Kornschiff. (Bemerkung: Sollte das wirklich das Ende des Saloniki-Unternehmens sein?) (I, 98). In Frankreich wollen viele Leute mit ihren Kriegsgegnern unterhandeln, aber man hört nicht auf sie (VIII, 4). Vielmehr werden zwei, die unterhandeln wollen, den Dolch ins Herz erhalten durch einen, der auf das Streitroß gestiegen ist. (Clemenceau?) Ohne viel Aufsehen wird man den Großen (Caillaux?) begraben. Das alles ist kurz vor dem Keltenuntergang (V, 1). Vom Himmel fällt Feuer auf das Königshaus (Tuilerien?). Wenn das Licht des Mars erbleicht, wird der Krieg noch sieben Monate heftig weitergehen (VI 100). (Bemerkung: Hat das Marslicht im Januar-Februar 1918 abgenommen, als die ersten Friedensverträge eingeleitet wurden?) Weil der Friede ersehnt wird, wird der Krieg neu erweckt werden. In Frankreich stürzen zu Ostern Abgründe ein (IX, 31). Die große Stadt wird durch schnellen und plötzlichen

Ansturm, der zur Nacht erfolgt, überrascht werden. Die Wachtlinie wird unterbrochen, und zwar die Vorposten und Wachen bei St. Quentin (IV, 8). Dann werden die Städte Tours, Orleans, Blois, Angers, Reims und Nantes (sämtliche Städte mit Ausnahme von Reims liegen an der Loire) durch plötzlichen Wechsel heimgesucht werden. Fremdes Volk wird seine Zelte aufspannen (I, 20). Für Tours naht der Untergang, obwohl es vorzüglich verteidigt wird. Die Verteidigung von London und Nantes durch Reims wird die Zeit des Staubregens nicht überdauern (IV, 46). Dann werden von allen Seiten, von fernen Völkern, Hilfstruppen kommen, die Widerstand leisten wollen. Aber, obwohl sie sich beeilen, sie kommen zu spät (VIII, 5). In Tonnen, die außen mit Öl und Fett geschmiert werden, kommen 21 vor einen verschlossenen Hafen. Sie werden die Tore gewinnen, aber von der Wache erschlagen (VII, 40). (Bemerkung: Ein Tank?) Lange wird das Gebiet unbewohnt bleiben, das Seine und Marne bespülen. Denn dort werden die Engländer und Marsleute kämpfen. Zerhackt werden die Wachen, die Angriffe zurückzustoßen glauben (VI, 43). Von wo man dachte, die Hungersnot kommen zu lassen, von dort kommt die Sättigung (IV, 15).

Im 45. Grad wird der Himmel brennen, Feuer nähert sich der neuen großen Stadt (Paris). Plötzlich wird die Flamme sich weit ausdehnen, wenn man einen Versuch zu Gunsten der Fürsten aus dem Hause Orleans macht (VI, 97). Nach Aquitanien kommen von den britischen Inseln große Heereszüge. Die Türkei macht dann große Einfälle (wohin?, ist nicht gesagt), Guyenne, Bordeaux werden von den Engländern besetzt sein (II, 1. IX, 6). Aus der Tiefe des Ozeans, wo der Führer der britischen Insel ist, bringt wegen Blois eine Flotte in die Gironde. Feuer hat sie wie Wein und Salz in Stückfässern (V, 34). Ganz nahe den Pyrenäen wird einer viele Truppen gegen den Adler heranführen. Die Kräfte werden vernichtet. Bis nach Pau wird sie der Führer jagen (IV, 70). Zwischen Bayonne und St. Jean de Luz wird das Vorgebirge des Mars aufgerichtet werden. Den Anstrengungen des Nordens wird ein Käuflicher das Ende bereiten. Er (der Norden oder Mars oder der Käufliche?) wird im Bett erstickt, ohne daß ihm Hilfe wird (VIII, 85). (Bemerkung: Am 17. Dezember 1917 ging die Meldung durch die Zeitungen, daß die Amerikaner bei Bayonne, St. Jean de Luz und Umgegend Truppenlager errichteten. Die Spanier seien deswegen besorgt.) Die beiden „Zufriedenen" werden zusammenbleiben, wenn die Mehrzahl sich dem Mars (Weltkrieg) anschließt. Der Große Afrikas (Frankreich?) zittert, wenn der Zweibund durch die Niederlage auseinandergeht (V, 23).

Das große Reich wird England, dem allmächtigen, mehr als drei Jahrhunderte gehören. Große Truppenmengen werden Meer und Land überschreiten. Die Portugiesen werden nicht damit zufrieden sein (X, 100). (Bemerkung: Man rechnet den Beginn der Seeherrschaft Englands fast allgemein von 1588 ab, in dem die spanische Armada vernichtet wurde. Wird Portugal mit seinen Kolonien für England

die Zeche bezahlen?) Ein großes Reich (Frankreich?) wird vernichtet werden. Am Ebro (also in Spanien) erfolgen die (Friedens-)Versammlungen. Die Pyrenäen werden es trösten, wenn im Mai die Länder gezittert haben (VI, 88). Tiefste Orte des Lothringerlandes (Longwy und Briey) werden mit Nieder-Deutschland vereinigt werden. Zum besetzten Gebiet gehören die Pikardie, die Normandie und Maine. In Kantone (Flandern, Wallonien?) werden sie sich zusammenschließen (X, 51). Österreich wird Beute teilen. Schrecken wird den Italienern eingejagt und den Griechen, die vorwitzig waren mitzuschlagen (I, 83). Aber: Die geheuchelte Einigung wird nicht lange dauern. Die einen ändern sich, die Mehrzahl bildet sich um. In den Schiffen (England?) sitzt ein hartnäckiges Volk. Dann hat Rom einen neuen König (VI, 20). Rumänien, England, Polen und Böhmen werden einen neuen Bund bilden. Um über die Säulen des Herkules (Gibraltar) hinwegzukommen, werden die Spanier und Italiener sich grausam bewerben (V, 51). Mars, auf seinem höchsten Gipfel, wird die Allobroger (Savoyen) von Frankreich lostrennen. Die Lombarden werden dann die Leute des Adlers, die sich in Italien befinden, sehr erschrecken (V, 42). Wenn der Waffenstillstand geschlossen ist, wird der Großherzog von Armenien (Türkei?) Wien und Köln bestürmen. (Friedliche Invasion? Wer ist Subjekt, wer Objekt?) Er (Mars?) wird mit Groß-Deutschland vereinigen Brabant und Flandern, Gent, Brügge und Boulogne (V, 94).

So redete Nostradamus von Groß-Deutschland, als sei er ein Alldeutscher, und hatte doch ein Keltenherz (Gallocor).

Was von ihm zu halten ist, muß die Zeit lehren.

(Zusammengestellt Ende Februar 1918).

Dr. Franz Mockrauer:

Arthur Schopenhauers Sendung.

Zum Jubiläumsjahre der 1818 erschienenen „Welt als Wille und Vorstellung".

Schluß.*)

Die Denker aller Zeiten stellten sich zwar dieselbe Aufgabe, aber sie mußten ihre Lösung sämtlich verfehlen, da sie, um von den eklektischen, literarischen und praktischen Philosophen hier ganz abzusehen, im mythischen Zeitalter den intuitiven Kräften der in ihnen wirkenden Philosophie nur in poetischer Gestaltung, also nur zur Bildung von Symbolen, nicht von eigentlichen Erkenntnissen Spielraum ließen, im Zeitalter nach Entdeckung

*) Vgl. Maiheft S. 191—196. Infolge Raummangels mußte der Aufsatz geteilt werden.

der Vernunftgesetze aber die reine Klarheit ihrer Bilder mit dem trüben Grau der Spinngewebe ihrer Deduktionen überzogen oder, wie oft in Indien, es nur zu philosophisch wahren, aber zusammenhangslosen Urteilen brachten und endlich in der Neuzeit, dem Zeitalter der Erfahrungsreife in peinliche Konflikte zwischen Erfahrungswissen (Naturwissenschaften bezw. Mathematik), Vernunftwissen (Rationalismus, Dialektik, Scholastik) und intuitivem Erleben gerieten, so daß in dieser Zeit der bohrende Tiefsinn sich teils empirischer, teils mathematischer, teils rationalistischer Einkleidung bediente, teils aber auch sich mit einer allem Verstande hohnsprechenden Schwärmerei von diesem losmachte und sich an Zuständen einer durchaus unintellektuellen „Erbauung" oder „Versenkung" genügen ließ. Nur die großen Geister dieser Zeit, von Meister Eckhart angefangen bis zu Kant, finden teilweise die Form, die erst Schopenhauer durch die Tat zum Prinzip alles Philosophierens erhob. Der von einem weit über allen Verstand hinausreichenden Innesein erfüllte Mystiker, der sich von innen her mit dem Verstande auseinanderzusetzen bemühte, war dabei immer noch im Vorteil gegenüber dem mühsam konstruierenden Rationalisten, der aus leeren Begriffen metaphysische Lehrsätze zu entwickeln sucht und sich doch unversehens, gegen alle seine rationalistischen Grundsätze, von seinem guten Genius zu wahren Philosophemen führen läßt. Denn jener konnte sich zwar der Unzulänglichkeit seiner Verstandesdemonstrationen schuldig machen, jedoch in der Richtung seiner Gedankenentwicklung nicht irre gehen: auch seine gestammelten Worte mußten Offenbarungen sein. Indessen der Rationalist zwar ein logisch unendlich fein geklügeltes, widerspruchsloses Gebäude der Beweis- und Gedankenführung zusammenfügt, das lückenlos den ganzen Weltinhalt verständlich zu machen scheint, während es leere Formalismen sind, die nur durch den Zufall einiger unbemerkter und illegitim eingedrungener Intuitionen zum Ausdruck philosophischer Wahrheiten werden, im übrigen aber das Bewußtsein nur allzu leicht auf das dürre Gebiet inhaltsloser Fiktionen abirren lassen, wofür in der logisch geschlossenen Konstruktion als einer Spielerei der Vernunftphantasie keine wirkliche Kompensation gefunden werden kann.

Schopenhauer, fähig, mit Goethes Augen in die Welt zu schauen und mit Kants Gedanken zu denken, war der erste Philosoph, der diejenige Art des Denkens zum Prinzip aller Philosophie gemacht hat, in welcher ein Jahrhunderte altes Bestreben endlich seinen adäquaten Ausdruck finden konnte, welche dabei die Philosophie ein für allemal von jeder bloßen „Wissenschaft" absonderte, ohne ihren Anspruch auf Wahrheit, Begründung und Allgemeingültigkeit aufzugeben, und in welcher die Teilnahme einer überempirischen Erkenntnisquelle sowie die Harmonie zwischen ihr und einer logisch präzisierten Wirklichkeitserfassung und der Zusammenschluß beider Erkenntnisgattungen zu einem einzigen Universalbewußtsein als charakteristische Eigenschaft hervortreten. Und

er war auch der erste, der sich dieses neuen Denkprinzips bewußt wurde, so sehr, daß er, Philosophie zunächst für Kunst statt für Wissenschaft erklärend, im Jahre 1817 niederschrieb, sie sei ein Mittleres zwischen Wissenschaft und Kunst, oder vielmehr etwas, das beides vereinige, wenngleich er im Alter, dem Problem der Erkenntnisform der Philosophie mehr kritisch zugewendet, sich allzu ängstlich bemühte, im Sinne einer Kantischen Kritik alle Spuren des Einflusses einer „genialen Anschauung der Ideen" auf die Metaphysik wieder möglichst zu verwischen und in vagen Ausdrücken diese als eine Zusammenfassung und „Deutung" bloßer Erfahrung darzustellen.

Ist aber das so beschriebene philosophische Verfahren unmethodisch? In gewissem Sinne zweifellos. Doch es bedarf keiner „Methode", um das zu leisten, was Philosophie als „exakte Wissenschaft" mit aller Methode nicht leisten kann, wenn sie sich nicht bewußt oder unbewußt der Führung des überempirischen Prinzips anvertraut. Wer kennt nicht die unendlichen kritischen Begriffsuntersuchungen, die heute in den meisten systematisch-philosophischen Büchern den größten Raum einnehmen und uns vor lauter Kritik gar nicht zum Denken kommen lassen, dabei leider nicht vor horrenden Irrtümern und Plattheiten schützen und nicht vor Resultaten, die lediglich empirisch erdacht und von geringem philosophischen Interesse sind. Dicke Bücher sind es, an die viel kostbare Zeit und Kraft verschwendet worden. Oder aber der Autor merkt gar nicht, wie er seiner eigenen Kritik zum Trotze, mit der er sich fürchterlich herumschlägt, das Beste seiner Gedanken höchst unmethodisch zum Vorschein bringt und mit Beweisen stützt, deren Scheinbarkeit ebenso evident ist wie die Wahrheit des Bewiesen-werden-sollenden. Sogar Kant, der große Kant, ist von einer derartigen, auf philosophischem Gebiet nur pseudo-wissenschaftlich zu nennenden „Methode" nicht frei, ja sie ist die charakteristische Schattenseite seiner so verdienstvollen „Kritik". So unterliegt er den scharfen Angriffen seines Schülers Schopenhauer (vgl. Anhang zu „Welt" I), und der Grundgedanke der Kantischen Philosophie in der dem Autor eigentümlichen Zuspitzung ist aufgelöst und nur noch in Einzelheiten und mit erheblichen Einschränkungen gültig. Wer läßt sich heute noch davon überzeugen, daß Kants Ableitung der Kategorieen aus den willkürlich zusammengestellten 12 Arten der Urteile gültig sei? Aber „methodisch" war sie. Und gerade hieran läßt sich deutlich zeigen, warum „Methode" in der Philosophie doch wohl nicht das entscheidende Moment ist. Methode ist immer eine bewußte Anwendung von Erkenntnismaximen auf das Erkennen; sie setzt aber, um richtig zu sein, voraus: 1. daß diese Maximen selbst bereits richtig erkannt seien, 2. daß sie — mit Hilfe einer guten Urteilskraft — auch in richtiger Weise auf den besonderen Fall des Erkennens, der gerade vorliegt, angewendet werden, 3. daß dieser besondere Fall überhaupt ein solcher ist, in dem bewußt geleitete Erkenntnis etwas leisten kann, und nicht ein solcher, der dadurch, daß er dem begrifflichen Erkennen einen ganz neuen Inhalt gibt, der in den bisherigen Urteilen des Intellekts, also auch in seinen Erkenntnismaximen nicht anzutreffen war, sich der Anwendung aller bereits gebildeten Maximen auf ihn entzieht. Weil Kant von dem vorgefaßten

Urteil seiner Zeit beherrscht wird, daß den Begriffen ein die Anschauung übersteigender Wert und innere Selbständigkeit zukomme, muß er gerade an dem Punkt, wo ihm das Gegenteil hätte evident werden können, in die Irre gehen, und unter der Leitung seiner rationalistischen Maxime, daß reine Verstandesbegriffe **a priori** da seien, gerät er in die heute ganz unverständlichen Konstruktionen und Deduktionen, Einteilungen und Schematismen, die eine wahre Epidemie im philosophischen Geistesleben hervorgerufen haben. Hätte er sich nur ein einziges Mal gefragt, ob wirklich der „Begriff" dazu erforderlich sei, um aus zeitlichen und räumlichen Bestimmungen ein Ding der „Erfahrung" zu bilden, und ob, wenn es doch der Fall ist, die Mitwirkung der abstrakten Erkenntnis nicht eben lediglich auf ihrer die Wahrnehmungen verbindenden Abstraktions- und Fixationsfähigkeit beruht, während die eigentümliche Bedingung, welche eine gewisse Konfiguration zeiträumlicher Anschauungen zu einem „erkannten Dinge" macht, der Erfahrung mit der Wahrnehmung völlig gemeinsam und gar nicht Sache der Begriffe ist. Es wäre uns viel erspart geblieben. Schopenhauer ist solche Methode fremd. Da aber, wo ihm die nicht in Gestalt begrifflich bewußter Maximen auftretenden Gesetze seines philosophischen Erkennens die Bildung bewußter Maximen zur Teilnahme einer kritischen Erkennens-Erkenntnis an der Gestaltung seiner Metaphysik erlaubten, bezw. von ihm forderten, ist er durchaus methodisch vorgegangen. An der klaren Disposition aller Gedanken, der sorgfältigen Wahl der Begriffe und Ausdrücke, der vorbildlichen Konsequenz und Präzision und dem Aufbau der Demonstrationen, durch die sich Schopenhauers Werke auszeichnen, — an diesen Vorzügen hat bewußte „Methode" ihren verdienstlichen Anteil, ohne daß sie sich zu einem unendlichen Progressus aufeinander angewendeter Methodologieen übersteigert und ohne daß sie irgendwo mit den ganz andersartigen Methoden empirischer oder apriorischer Wissenschaften verwechselt wird.

Damit erledigt sich auch der Vorwurf, die Schopenhauersche Philosophie sei m y s t i s c h - p o p u l ä r. Sie ist weder mystisch noch populär. Oder wollt ihr sie mystisch nennen im Sinne des „Meister Eckhart" und der „Deutschen Theologie"? Deren Gedanken allerdings hat sie in sich aufgenommen, aber sie hat ihn doch in einen größeren Zusammenhang hineingearbeitet, so daß die „Welt als Wille und Vorstellung" und ihre Appendices viel mehr enthalten als bloße Mystik. Auch wüßte ich nichts Vorzuwerfendes in dieser Mystik zu finden. Meint ihr aber Mystik im Sinne unserer „T h e o s o p h i e", so ist von diesem Aberwitz schlechterdings nichts in Schopenhauers Werken zu finden, und selbst sein „Versuch über das Geistersehen" darf nicht theosophisch mißdeutet werden. Wie wenig populär aber Schopenhauers Philosophie trotz ihrer schlichten, klaren Sprache ist, erhellt zur Genüge daraus, daß nur wenigen das oben angegebene Wesentliche des Schopenhauerschen Denkens klar wird und auch von diesen hier niedergeschriebenen Darlegungen viele sich nicht überzeugen lassen werden. Also scheint es doch mit Schopenhauer nicht so leicht zu sein! Und doch ist er wirklich in einem gewissen und sehr sympathischen

Sinne populärer als viele andere große Denker. Seine Gedankenfülle gestattet ihm, auf die äußere Dekoration seiner Werke mit **terminis technicis** und Methodologismen zu verzichten. So bedarf es, um ihn leidlich zu verstehen, geringerer Vorkenntnisse als für andere Philosophen; um so dringender freilich wird philosophisches Talent vorausgesetzt, — aber auch dies ist bis zu einem gewissen Grade immerhin verbreiteter, als zünftiger Eigendünkel zugeben möchte. Darum lest Schopenhauer, er ist im guten Sinne populär, aber lest ihn so, daß er nur Gedanken und Worte und die rechte Erkenntnisform findet für ein objektives Weltgefühl, das euch selbst schon auf der Seele brennt! Sonst versteht ihr ihn nicht. Er mag so populär sein, wie er will, zu euch heruntersteigen wird er nicht, ihr müßt zu ihm hinauf. Seine Popularität geht nicht auf Kosten seines Wertes, und in diesem Sinne ist auch sie kein Vorwurf, sondern ein Vorzug.

Wie oft hört man aber die Einseitigkeit bedauern, mit der Schopenhauer allen Dingen nur die Schattenseite abgewonnen und sich gegen die Gedankenfortschritte seiner Zeitgenossen ablehnend verschlossen habe! Ja, Kuno Fischer findet den Gedanken der Schopenhauerschen Philosophie so mager, daß er sich nicht darüber wunderte, wie Schopenhauer bei seiner ersten und einzigen Vorlesung im Sommer 1820 in Berlin habe vorzeitig der Stoff ausgehen können. Indessen Kuno Fischer irrte sich, es war genau umgekehrt. Das Semester reichte nicht aus, um in sechs Wochenstunden die Schopenhauersche Gedankenfülle zu fassen, und die Vorlesung brach Mitte August ab, ehe das Pensum bewältigt war. Aber dennoch ist es, wie Schopenhauer selbst sagt, nur ein einziger Gedanke, den auseinanderzusetzen all seine Schriften dienen. Das heißt nicht, daß der Inhalt seiner Mitteilungen so dürftig ist, in einem einzigen Urteil Platz zu finden, sondern beweist nur Schopenhauers Meisterschaft auch in der Bildung allgemeinster Begriffe, indem es ihm gelang, für den ganzen Reichtum seiner Weltgedanken die obersten Begriffe, den zusammenfassenden und charakteristischen Ausdruck zu finden: „Die Welt ist Selbsterkenntnis des Willens." Solche Schlagwortformulierung ist bei jedem Philosophen möglich, auch dem anerkannt vielseitigsten, wofern er nur überhaupt ein einheitliches System zustande gebracht hat und nicht, um mit Goethe zu reden, „im Detail stecken geblieben" ist, sich an Aperçus und Aphorismen genügen läßt oder Widersprüche seines Denkens übersieht. Schopenhauers Einseitigkeit war also Einheitlichkeit, diese aber schließt keinen Gesichtspunkt aus, der etwa auch noch nachträglich dem Gedankenorganismus eingegliedert werden soll. Seine Philosophie läßt bei dem reichen Schatz eigener Intuitionen und Erfahrungsansichten immer noch Platz für alles Neue, was Forschung und Genie hinzuzugewinnen vermag. Sie braucht vor keinen Erweiterungen und Berichtigungen der Realwissenschaften, vor keinen neuen Philosophemen zu zittern. Modifikationen an der Erfahrung und ihren Bedingungen, auf die sie sich stützte, Angliederung und Einordnung von metaphysischen Gedanken, die ihr fremd waren, können das Ganze und Prinzipielle der Schopenhauerschen Philosophie nicht schädigen, noch brauchen

sie ausgeschlossen zu werden, um das „System“ zu „retten“. Wir werden sogleich weiter unten einen Punkt besprechen, an dem dies eklatant zu Tage tritt, nämlich das Entwicklungsproblem. Eine Philosophie aber, die, ungeachtet ihrer individuellen historisch gegebenen Begrenzung, imstande ist, den Stoff einer unendlich fortschreitenden und sich korrigierenden Erfahrung und die Bereicherung neuer Metaphysiken in sich aufzunehmen und zu assimilieren, eine solche Philosophie ist nicht einseitig, mag ihr Autor dies oder jenes Berechtigte eigensinnig und ohne philosophische Nötigung von sich abgewiesen haben oder ihre Fortsetzer auch heute noch so manch geheiligte Scheinwahrheiten als leere Fiktionen keiner Annahme würdigen. Und sie ist nicht eng, sie, die den Reichtum der gesamten Produktion des Erfahrungswissens und der Geschichte der Philosophie bis zur Zeit ihres Urhebers in sich trägt und fähig ist, in unendlicher Entwicklung dem Philosophieren eine feste, lebendige Gestaltung zu geben und zu bewahren und den Zustrom immer neuer Erkenntnisse in eigenes Wachstum zu verwandeln. Darin freilich ist sie unerweichlich: mag sie auch den Inhalten des Erkennens ohne Unterschied Aufnahme gewähren, von ihrem Charakter, ihrer Form, von der Gestaltung, die sie jenen Inhalten gibt, und ihren Gesetzen läßt sie nichts nach. Das spielerische Phantasieren, das agitatorische Übertreiben, die Symbolik an Stelle des Gedankens, die bloß empirische Aufreihung der Dinge und Zusammenhänge, die bloß logische Deduktion aus leeren Begriffen, die fälschliche Übertragung der Methoden anderer Wissenschaften oder der Kunst weist sie von sich, wiewohl sie von manchen dieser Momente etwas als Ingredienz ihres Wesens am rechten Platze und in gewissem Grade, teils als Darstellungsmittel, teils als Elemente ihrer aus Intuition, Wirklichkeitserfassen, Begriffsbildung und Sprachausdruck organisch geformten Natur zu verwerten versteht. Die Schopenhauersche Philosophie enthält doch wohl genug, wenn wir sie auch nur als in den fünf Bänden der Schopenhauerschen Werke beschlossen betrachten, allenfalls unter Hinzunahme des Nachlasses und der überlieferten Gespräche. Aber sie ist mehr als dieser bloße Abdruck einer lebendigen Persönlichkeit und mehr als die lebendigste Erkenntnis dieser einen individuellen und endlichen Person. Wir müssen von der Erforschung und Abgrenzung ihres empirischen Charakters aufsteigen zur Erfassung ihres intelligiblen, und da werden wir gewahr, daß ihr Charakter mit dem der Philosophie überhaupt einer und derselbe ist und Schopenhauers Lehre nur das vortrefflichste, bezw. entwickeltste Exemplar einer Gattung ist, die in diesem zum Bewußtsein ihrer Gesetze gelangt. Und in solchem Sinne verstanden, ist Schopenhauers Philosophie *die* Philosophie — nichts Philosophisches kann außerhalb ihrer liegen, Einseitigkeit und Enge sind ihrem Wesen fremd. Man mag mir hundert Hypothesen, Theorien und Tatsachen entgegenhalten, die in Schopenhauers Lehre nicht zu finden sind oder denen diese Lehre entschieden widerspricht, — es muß in jedem Falle gelingen, eine Vereinigung herzustellen (ohne dabei kleinlich am Buchstaben der Schopenhauerschen Philosophie festzuhalten, und ohne Scheu vor Umbildungen und Neubildungen in ihrem Rahmen),

oder die vermeintlichen Erfahrungssätze und metaphysischen Wahrheiten Lügen zu strafen und als irrig zu erweisen. So stehe ich nicht an, die Vorstellungen von einem endlichen, mehr-als-drei-dimensionalen, nicht ebenen Raume, von der Beseeltheit d. h. dem Bewußtsein der gesamten Materie (auch der Planeten und sonstigen Gestirne) oder aber auch nur der gesamten lebenden Materie, von der „Persönlichkeit" des Universums für derlei phantastische Verirrungen zu halten, in denen ein durch Empirie oder Erkenntniskritik unterdrücktes metaphysisches Bedürfnis sich illegitime Übergriffe erlaubt und die Wirklichkeitsauffassung verderblich beeinflußt. Dagegen z. B. halte ich eine besonnene Entwicklungslehre mit der Schopenhauerschen Philosophie, der scheinbar anti-evolutionistischen, durchaus für vereinbar, genau so, wie die Ergebnisse der modernen Biologie, Psychologie, Psychiatrie, Geschichtstheorie, Ästhetik usw., unter der fruchtbarsten Vertiefung ihrer eigenen Bedeutung, die Schopenhauerschen Einzelthesen sinngemäß fortzuentwickeln imstande sind.

Damit gelange ich zu einem Punkte, in dem auch geschulte Lehrer der Philosophie die entscheidenden Mängel der Schopenhauerschen Weltbetrachtung erblicken: ihrem Antievolutionismus und Antihistorismus. In dem Maße, als heute immer noch die Unproduktivität des Geisteslebens der Gegenwart (trotz der ins Unendliche anschwellenden Quantität der Spezialarbeiten) in der übertriebenen Abhängigkeit vom Entwicklungsgedanken und damit dem geschichtlich Gewesenen auf allen Gebieten, auch dem der Ethik, zu Tage tritt, indem „Entwicklung" nicht nur zu einem Gegenstande, sondern zum bevorzugten Hauptproblem der Betrachtung und diese Betrachtung selbst von der Entwicklungslage ihres Gedankengebietes, mit scheinbarer historisch-kritischer Objektivität, in Wahrheit aus Mangel an spontaner Erkenntniskraft, abhängig gemacht wird, in demselben Maße muß ein derartig in der eigenen Entwicklung des Zeitgeistes Befangener der Schopenhauerschen Philosophie als verständnisloser Historiker gegenüberstehen. Indessen könnte hier vielleicht die Bemerkung eine Brücke schlagen und taktisch die Hervorhebung von Nutzen sein, daß ja Schopenhauer im Rahmen einer zeitlich unendlichen Wirklichkeit das Entstehen und Vergehen von Dingen und Komplexen, so auch die „Entwicklung" von Organismen und Idee-Verkörperungen, ja sogar stillschweigend die Entwicklung eines menschlichen Bewußtseins- oder Geisteslebens gar nicht leugnet. Nur hat er es — hier liegen historisch und individuell begründete Hemmungen vor — versäumt, den Entwicklungsgedanken systematisch und konsequent auf allen Gebieten der physischen und psychischen Welt, z. B. in den biologischen Gattungen, den Stammes-, Volks-, Rasseeinheiten, dem Bewußtseinsleben in der Menschheit, den vom menschlichen Bewußtsein abhängigen Geschehnissen und der Ethik der Handlungen sich entwickelnder Wesen, im Rahmen seiner Metaphysik weiter durchzuführen. Das aber läßt sich nachholen und wird, gerade im Verfolg der eigenen Entwicklung der Schopenhauerschen Schule, geschehen. Dagegen setzt Schopenhauers Philosophie dem Entwicklungsgedanken auch wieder ein für allemal

gewisse Grenzen, teils schon innerhalb der Wirklichkeit, teils, sofern es sich darum handelt, den Entwicklungsgedanken nicht nur metaphysisch zu vertiefen, sondern umgekehrt die Metaphysik in Evolutionismus zu verwandeln. In der Erfahrungswelt oder Wirklichkeit kann nicht jede beliebige Veränderung als Ausdruck einer Entwicklung betrachtet werden, es gibt unendlich viele Vorgänge, die nichts als Transformationen sind, bei denen der folgende Zustand zu dem vorhergehenden in gar keiner inneren Beziehung steht, der ein gemeinsames durch diesen Vorgang sich Entwickelndes zu Grunde gelegt werden könnte, ja sogar gibt es der Entwicklung entsprechend auch wieder Rückbildungen, oder einen Zerfall der Teile eines Entwicklungsganzen durch Verschwinden der bindenden Einheit, oder Zerstörungen von Entwicklungen durch andre oder durch entwicklungslose Vorgänge, und es ist eine tendenziöse Bevorzugung, in der Welt mehr Entwicklungsvorgänge als ihr Gegenteil sich vollziehen zu sehen. Dem Entstehen entspricht allüberall das Vergehen, der Entwicklung insbesondere die Rückbildung oder Auflösung oder Zerstörung. Eine weitere Schranke ist dem Evolutionismus damit gesetzt, daß Schopenhauer mit aller Energie jede Übertragung des Entwicklungsgedankens auf das Universum oder gar auf dessen metaphysisches Ansich bekämpft. Alle Entwicklung findet in der Welt statt, als Ausdruck für das Verhältnis, welches die höheren platonischen Ideen zur Zeit gewinnen, indem sie ihr Wesen nicht nur durch die Raumordnung der Teile ihrer jeweiligen Erscheinung, sondern auch durch die Einheit n der Mannigfaltigkeit und der Entfaltung eines Wechsels von Vorgängen ausdrücken. Sie haben im Raum allein nicht Platz, sie bedürfen der Zeit, wiewohl die Schlußfolgerung eben falsch ist, daß deshalb die Zeit nichts anderes als Entwicklungen zum Inhalt haben könne. Räumliche und zeitliche Konfiguration geben der Erscheinung das Gepräge ihrer Idee, „begrenzen" sie. Darum selbst wenn man das in Raum und Zeit unendliche Universum als durch eine Einheit im Ablauf der unendlichen Zeit zusammengehalten betrachtet, derart, daß für die Bedeutung jeder Weltsituation alle unendlich vielen vergangenen und künftigen Weltsituationen in Betracht zu ziehen und ein Fortschritt von jeder beliebigen zur nächstfolgenden statt einer bloßen Veränderung anzunehmen wäre, kann das Unendliche nicht als ein sich Entwickelndes, d. h. in Raum und Zeit sich differenziert-einheitlich Abgrenzendes, sondern nur als ein durch Aufnahme immer höherer Entwicklungsphänomene Fortschreitendes angesehen werden. Aber uns fehlt angesichts der Unendlichkeit jeder Maßstab, um festzustellen, ob ein derartiger unendlicher Weltfortschritt vorhanden ist oder ob es sich doch bloß um abgegrenzte Vorgänge handelt, die, mögen die Grenzen in einer unser Denken vielfach überschreitenden Weite abgesteckt sein, gegenüber der unendlichen Dauer des ewigen Wechselspiels der Evolutionen zu Nichts verschwinden. Und wäre der Weltfortschritt selbst da, wie manche ihn willkürlich aus dem Wesen der reinen Zeit folgern, so müßte er eben unabgegrenzt, also unendlich sein, und es fragt sich, ob mit einem derart trostlosen Hinausschieben

des Ziels auf den „St. Nimmerleinstag", wie es mit der Unendlichkeit schlechterdings gegeben ist, den Evolutionisten, deren Motive zum Teil in der Begründung einer Weltbejahungslehre oder „Wert"-Lehre zu suchen sind, viel geholfen wird. Noch entschiedener ist aber jede Entwicklungsphantasterei dort abzulehnen, wo die Metaphysik sich nicht nur um die Herstellung des Begriffs der „Wirklichkeit", sondern um ein Verständnis des Ansich der Erscheinungswelt bemüht. Es ist gerade das Verdienst Schopenhauers, allen Träumen von einem irgendwie zeitlich bestimmten Ansicht der Dinge oder Absolutum mit größter Schärfe entgegengetreten zu sein und die Kantische Scheinbarkeit der Zeitform zur Darstellung der tie'sten Welterkenntnisse benutzt, wie umgekehrt aus der Tiefe seiner Intuition diesen Gedanken von der Maya, der Weltillusion, neu gestaltet zu haben. Die Entwicklungslehre in dem Umfange, als sie überhaupt erweislich und fruchtbar ist, hat in der Schopenhauerschen Philosophie durchaus Platz und wird durch Willens- und Ideenlehre und das Ganze ihres Gedankengewebes befruchtet und vertieft. Aber umgekehrt ist es eine Anmaßung, wenn absolute Evolutionisten und Neu-Aristoteliker die Schopenhauerschen Gedanken bewältigt zu haben glauben — das Beste und Letzte bleibt außerhalb ihres Gesichtskreises, es sei denn, sie werden wie die Kindlein so unbefangen und geben sich den für sie ganz unerhörten Gedanken einmal willig hin.

Da würden sie an sich ein Wunder erleben, nämlich eine von ihnen nicht geahnte „Entwicklung" ihrer Philosophie, und dieses Anregen von geistiger Entwicklung, das von der Schopenhauerschen Lehre nach allen Richtungen des Denkens ausgeht, sei es in Physik oder Metaphysik, d. h. in Wissenschaft und Weisheit, das ist es doch wohl, was man befruchten und fruchtbar sein nennt. Bedarf es noch weiterer Worte? Mir ist kein Fall bekannt, wo durch Schopenhauers Philosophie eine Stagnation des geistigen Lebens eingetreten ist. Daß es unproduktive Dogmatiker gibt, die sich an Schopenhauers Wort genügen lassen, ist kein Gegenbeweis; was wären diese platten Wichte erst gar, wenn sie nicht auf Schopenhauers, sondern auf die Worte irgendeines faden Gesellen schwüren! Jener Stimmungspessimismus aber, der zum Selbstmord führt aus Verzweiflung über die Trostlosigkeit der Welt, — dieser wahre Nihilismus ist kein Erzeugnis Schopenhauerscher Gedanken, sondern die Ausgeburt kranker Naturen, die Schopenhauer zur Formulierung ihrer psychopathischen Gefühle mißbrauchen und verdrehen. Auch der Schopenhauersche Heilige erkennt die Trostlosigkeit der Welt, aber er erkennt sie, weil er des Trostvollen inne wird, des „Friedens, der höher ist als alle Vernunft"; er tötet sich nicht aus Verzweiflung über die unerfüllbaren Wünsche seiner Willensbejahung, sondern er erwartet heiter sein Ende, nachdem er den Gipfel menschlicher Entwicklung, die Abwendung seines Willens vom Verlangen nach der Welt und die Durchdringung seines Bewußtseins mit dem Schauen des Ewigen, erklommen hat; heiter, — denn was ist ihm noch die Welt und ihre Trostlosigkeit? — Er hat hinter die Kulissen des Welttheaters gesehen. —

Wer aber nicht so weit gekommen ist, wer noch vom Leben die Erreichung dieses oder anderer Ziele erhofft, ihn drückt die Schopenhauersche Lehre nicht nieder; lehrt sie ihn doch gerade die Unabhängigkeit des erkennenden Subjekts von seinem persönlichen Willen in der Kontemplation und Meditation und vice versa die unbeeinflußbare Kraft und Entwicklungsmacht des persönlichen Willens, der durch seinem Wesen widersprechende Vorstellungen noch lange nicht gelähmt ist und aus der Lehre vom Willen in der Natur wie aus einer wohlverstandenen, dem Schopenhauerschen Gedankenganzen leicht einzugliedernden Entwicklungsethik mit ihrer Forderung zu werden, was man ist, d. h. seine Idee zu realisieren, genügend Kraft und Gesundheit schöpft. Liegt es in der Idee eines Individuums, sich Vorstellungen von der Welt zu bilden, die objektiv, d. h. unabhängig von egozentrischen Willenstendenzen und ohne Rücksicht auf eigne Wünsche als wahr erfaßt werden, so wird dieses Individuum mit seinem Selbstwiderspruch fertig zu werden wissen, wofern es nur eben Irrtümer meidet und durch die Wahrheit, die ihm bitter schmeckt, sich selbst erhöht und entfaltet sieht. Eine Vertiefung in die Beziehungen der Gebote einer Ethik der Entwicklung zu den Geboten einer Ethik der Weltüberwindung wird zu Tage bringen, daß zwar im „jenseits der Welt" die unendliche Erfüllung liegt, daß aber schon „diesseits" alles Fruchtbare, alles Positive, alles Ganze, Einheitliche, sich Entwickelnde dies nur ist in dem Maße, als in ihm das „Jenseitige" unzerstört geblieben ist. Wer die Wahrheit in dem gefunden, was nicht von dieser Welt ist, der wird fruchtbar sein in der Erleuchtung dieser Welt.

Das zu beweisen war Arthur Schopenhauers Sendung.

Dr. med. Manfred Fraenkel: Über den Ursprung des Todes.

Das merkwürdigste Lebensphänomen ist der Tod. Daß jedes Werden, jedes Entstehen in der lebenden Natur, daß das kleinste Klümpchen protoplasmatischer Materie ebenso wie der komplizierteste Organismus den Keim des Unterganges in sich trägt, erscheint dem oberflächlichen Blick vielleicht selbstverständlich, der tiefer eindringenden Forschung ein geheimnisvolles Rätsel. Seit jeher ein Tummelplatz der metaphysischen Spekulation, ist die Frage nach dem Ursprung des Todes, nach seiner biologischen Bedeutung, nach seiner physiologischen Erklärung erst in neuerer Zeit Gegenstand einer streng wissenschaftlichen Diskussion geworden.

Wir wollen die psychologische Seite der Frage, die Geschichte der Todesidee in der Entwickelung des Menschengeschlechtes hier nur kurz berühren. Die Zeit ist längst vorbei, da man den Wilden für ein Wesen hielt, das

mit mächtig überschäumender Phantasie begabt, spielend gleichsam in bewußter Selbstäuschung, die Wälder und Schluchten mit Geschöpfen seiner Einbildungskraft bevölkerte, die Ahnen aus ihren Gräbern erwachsen und in die Kämpfe des Lebens eingreifen hieß, um sie willkürlich, nachdem die Komödie ausgespielt, wieder hinter dem Vorhang verschwinden zu lassen. Herbert Spencer's und anderer Forschungen haben diesen Wahn für immer beseitigt. Wir wissen nunmehr, daß die Auffassung des Todes als eine Art Schattenleben, der wir bei fast allen Naturvölkern begegnen, nicht der Ausfluß einer visionären Phantasie, sondern das natürliche, logische Produkt einer mangelhaften Interpretation der Traumerscheinungen war, und ein furchtbarer, verhängnisvoller Moment mag es gewesen sein, als zum ersten Male der Geist eines Menschen die Entdeckung des Todes gemacht hatte, als zum ersten Male der Mensch in dem brechenden Auge des Verwundeten den Abschied auf Nimmerwiedersehen erkannte.

Der Standpunkt der Naturwissenschaft in der Frage nach den Ursachen des Todes ist nicht leicht zu präzisieren. Noch immer klafft ein unüberbrückbarer Abgrund zwischen den Wissenschaften von der toten und der lebenden Materie, und je weiter die naturwissenschaftliche Erkenntnis fortschreitet, desto mehr Schwierigkeiten türmen sich auf dem Weg der physikalisch-chemischen Erklärungsmethode vom Lebensphänomen. Sie ist im Prinzip unanfechtbar, praktisch fast nur in den gröbsten Umrissen durchführbar. Man hat die Bewegung des Protoplasmas mit Seifenemulsionen verglichen, zur Veranschaulichung seiner Konstitution einen neuen Aggregatzustand — den „festflüssigen" — herangezogen und ist auf diesem Wege nirgends zu weiteren Ausblicken gelangt und nur selten über eine mehr oder weniger versteckte Tautologie hinausgekommen. Die chemische Untersuchungsmethode hat zu fruchtbaren Gesichtspunkten geführt. Die gewaltige räumliche Konzentration der chemischen Energie, die Eigenschaft mancher chemischer Körper, der „Fermente", unter gewissen Umständen große Vorräte von potentieller Energie in lebendige Kraft übergehen zu lassen, weisen schon bei oberflächlicher Betrachtung darauf hin, in den chemischen Kräften das Wesen des Lebensprozesses zu suchen. Es wäre jedoch Selbstäuschung, zu glauben, daß wir auf diesem schwierigen Gebiete mehr als die ersten schwankenden Versuche zu verzeichnen haben. Die chemische Natur der Eiweißkörper, dieser für den Lebensprozeß wichtigsten Substanz, ist zwar nicht mehr in tiefes Dunkel gehüllt, und doch ist die Route: durch die exakten Naturwissenschaften zu den tieferen Lebensproblemen gleichsam durch einen Felsblock verlegt.

Aber ein anderer Weg steht uns offen, wie besonders Robert Franceschini in seiner trefflichen Abhandlung*): „Die Abgrenzung der Biologie als Wissenschaft" hervorgehoben: der Weg, den Darwin durch seine

*) Virchowsche Sammlung populärer wissenschaftlicher Vorträge 157. Heft.

Zuchtwahltheorie als einer der ersten mit ungeahntem Erfolge betreten: die biologische Forschungsmethode. Diese geht nicht darauf aus, das Leben direkt aus dem Spiele der Atome zu erklären, sie operiert mit Größen zweiter Ordnung, mit den empirisch gegebenen Tatsachen der Erblichkeit, der Gewohnheit usw. und sucht durch deren sinnreiche Verknüpfung eine unabhängige selbständige Wissenschaft des Lebens auszugestalten.

Von ihren Gesichtspunkten ausgehend hat auch August Weismann in neuerer Zeit die Frage nach den Ursachen des Todes behandelt.

Untersuchungen über die „Dauer des Lebens" — wohl die ersten, die systematisch über diesen Gegenstand angestellt wurden — bilden das Anfangsglied in der festgefügten Kette der Weismann'schen Ausführungen. „Die organischen Körper sind vergänglich; indem sich das Leben mit einem Schein von Unsterblichkeit von einem zum andern Individuum erhält, vergehen die Individuen selbst." Dieser naturphilosophisch angehauchte Ausspruch von Johannes Müller, welchen Weismann als inhaltsschwer bezeichnete, bildete bis dahin den Inbegriff alles dessen, was man in dieser Frage zu sagen wußte.

Lassen wir die allgemeine Richtigkeit dieses Satzes einstweilen dahingestellt, so ist doch soviel außer Zweifel, daß das Leben des Individuums seine natürlichen Grenzen hat, wenigstens bei all den Tieren und Pflanzen, welche der nicht naturforschende Mensch zu beobachten gewohnt ist. Es ist auch weiter außer allem Zweifel, daß diese Grenzen je nach der Tier- oder Pflanzenart sehr verschieden weit gesteckt sind.

Man wird zunächst geneigt sein, den Grund für dieses verschiedene Verhalten in der körperlichen Verschiedenheit der Arten, in der Verschiedenheit von Bau und Mischung bei den einzelnen Organismen zu suchen. In der Tat laufen alle Erklärungsversuche, die bis Weismann aufgestellt worden sind, auf diese Vorstellung hinaus.

Dennoch genügt diese Erklärung nicht. Allerdings muß in letzter Instanz die Ursache der Lebensdauer im Organismus selbst liegen, da sie sich nicht außerhalb des Organismus befinden kann, allein Bau und Mischung, kurz die physiologische Konstitution des Körpers, sind nicht die einzigen Momente, welche die Dauer des Lebens bestimmen. Das erkennt man sofort, wenn man versucht, die vorliegenden Tatsachen aus diesen Momenten allein abzuleiten.

Zunächst kommt hier in Betracht: die Körpergröße. Die längste Lebensdauer von allen Organismen der Erde besitzen die großen Bäume. Die Adansonien der Kap Verdischen Inseln sollen 6000 Jahre alt werden. Unter den Tieren sind es wiederum die größten, welche das höchste Alter erreichen, der Walfisch lebt sicher einige Jahrhunderte, der Elefant wird 200 Jahre alt, und es hält nicht schwer, nach abwärts eine Reihe von Tieren

aufzuführen, bei welcher die Lebensdauer ungefähr parallel der Körpergröße abzunehmen scheint.

Sieht man sich aber etwas genauer um, so findet man, daß dasselbe Alter von 200 Jahren, welches der Elefant erreicht, auch von viel kleineren Tieren, wie Hecht und Karpfen, erreicht wird; vierzig Jahre alt wird außer dem Pferd auch die Kröte und die Katze, und die etwa faustgroße See-Anemone besitzt eine Lebensdauer von mehr als fünfzig Jahren. Wenn also auch im allgemeinen gesagt werden kann, daß Wachstum und Lebensdauer bei großen Tieren größer sind als bei kleinen, so besteht doch kein festes Verhältnis zwischen beiden und Flourens war im Irrtum, wenn er glaubte, die Lebensdauer betrage stets das fünffache der Wachstumsdauer.

Das zweite, rein physiologische Moment, welches die Lebensdauer beeinflußt, ist die Raschheit oder Langsamkeit, mit welcher das Leben dahinfließt, kurz ausgedrückt: das Tempo des Stoffwechsels und der Lebensprozesse.

In diesem Sinne sagt Lotze in seinem „Mikrokosmos": „Große und rastlose Beweglichkeit reibt die organische Masse auf, und die schnellfüßigen Geschlechter der jagdbaren Tiere, der Hunde, selbst die Affen stehen an Lebensdauer sowohl dem Menschen als auch den größeren Raubtieren nach, die durch einzelne kraftvolle Anstrengungen ihre Bedürfnisse befriedigen" — „die Trägheit der Amphibien gestatte dagegen auch den kleineren unter ihnen eine größere Lebenszähigkeit."

Ganz gewiß ist etwas Richtiges an dieser Bemerkung. Dennoch wäre es ein großer Irrtum, wollte man glauben, daß Schnelligkeit notwendig auch kürzeres Leben bedinge. Die schnelllebenden Vögel haben trotzdem eine sehr lange Lebensdauer; sie erreichen, ja übertreffen darin die trägen Amphibien gleicher Körpergröße. Man darf sich den Organismus nicht als einen Haufen Brennstoff vorstellen, der um so früher zu Asche zusammensinkt, je kleiner er ist und je rascher er brennt, sondern als ein Feuer, in das immer neue Scheite hineingeworfen werden können, und das so lange unterhalten wird, als es eben nötig ist, mag es nun schnell oder langsam brennen.

Wie wollten wir es von jenem Standpunkte aus erklären, daß die Weibchen und Arbeiterinnen der Ameisen mehrere Jahre leben, während die Männchen kaum ein paar Wochen ausdauern? Beide Geschlechter unterscheiden sich weder durch Körpergröße irgend erheblich, noch durch Komplikation des Baues, noch durch das Tempo des Stoffwechsels, sie sind nach allen diesen drei Richtungen nahezu als identisch anzusehen, und dennoch solch ein Unterschied in der normalen Dauer des Lebens!

Durch all dies scheint jedenfalls so viel bewiesen zu sein, daß die physiologischen Verhältnisse sicherlich nicht die einzigen Regulatoren der Lebensdauer sind, daß sie allein es nicht sind, welche die Stärke der Feder

der Lebensuhr bestimmen, daß vielmehr in Uhren von nahezu gleicher Beschaffenheit Federn verschiedener Stärke eingesetzt werden können!

Hiermit sind wir aber zu einem Grundgedanken der Weismann'schen Theorie gelangt. Die äußeren Lebensbedingungen sind es, welche (nach Weismann) durch den Selektionsprozeß die Lebensdauer der Organismen in erster Linie normieren. Für jeden, der überhaupt einmal den Selektionsprozeß durchgedacht hat, ist es ohne weiteres klar, daß bei einer solchen Regulierung der Lebensdauer lediglich das Interesse der Art, nicht etwa das des Individuums in Betracht kommen kann. Es ist für die Art an und für sich gleichgültig, ob das Individuum länger oder kürzer lebt, für sie kommt es nur darauf an, daß die Leistungen des Individuums für die Art ihr gesichert werden. Diese Leistungen bestehen in der Fortpflanzung, in der Hervorbringung eines für den Bestand der Art genügenden Ersatzes der durch den Tod abgehenden Individuen und eventuell noch in der Brutpflege, wenn die Eltern ihre Sprößlinge beschützen und ernähren. Wir werden also erwarten müssen, daß im allgemeinen das Leben die Fortpflanzungszeit nicht erheblich überdauere, es sei denn, daß die betreffende Art Brutpflege ausübe.

So finden wir es in der Tat. Alle Säugetiere, alle Vögel überleben ihre Fortpflanzungszeit, auf der anderen Seite hört z. B. bei allen Insekten — mit einziger Ausnahme der Arten mit Brutpflege — das Leben mit der Fortpflanzung auf.

Es kann nicht unsere Absicht sein, hier die Ausführungen Weismanns bis ins Spezielle zu verfolgen, wir müssen darauf verzichten, die zahllosen Belege, seine scharfsinnigen Erklärungsversuche der scheinbaren Ausnahmen usw. hier des näheren zu beleuchten. Aber sein Gedankengang führt auch geradeswegs auf eines der schwierigsten Probleme der ganzen Physiologie, auf die Frage nach dem Ursprung des Todes.

„Der Tod ist in letzter Instanz eine Anpassungserscheinung"; so paradox dieser Satz auch klingen mag, ebenso einfach und konsequent ergibt er sich aus dem vorhergegangenen.

Weismann sagt: „Ich glaube nicht, daß das Leben deshalb auf ein bestimmtes Maß der Dauer gesetzt ist, weil es seiner Natur nach nicht unbegrenzt sein könnte, sondern weil eine unbegrenzte Dauer des (nicht mehr reproduzierenden) Individuums für die Art ein ganz unzweckmäßiger Luxus wäre."

„Es kann selbstverständlich nicht im geringsten bezweifelt werden, daß die höheren Organismen, so wie sie nun einmal sind, den Keim des Todes in sich tragen, es fragt sich nur, warum und aus welchen Motiven sie so geworden sind, und da glaube ich, muß der Tod nur als eine Zweckmäßigkeitseinrichtung, als eine Konzession an die äußeren Lebensbedingungen, nicht

als eine absolute im Wesen des Lebens begründete Notwendigkeit angefaßt werden."

Der Tod, d. h. die Begrenztheit der Lebensdauer, ist nämlich garnicht ein allen Organismen zukommendes Attribut. Es gibt eine große Zahl von niederen Organismen (Amöben, einzellige Algen, Infusorien usw.), die nicht sterben müssen. Wohl sind auch sie zerstörbar; Siedehitze, Kalilauge, Gifte töten sie, aber solange die für ihr Leben nötigen äußeren Bedingungen vorhanden sind, so lange leben sie; sie tragen also die Fähigkeit ewiger Dauer in sich.

Man hat öfters den Teilungsprozeß der Amöben so aufgefaßt, als sei das Leben des Individuums mit seiner Teilung beschlossen, als entstünden aus ihm nun zwei neue Individuen, als falle hier Tod und Fortpflanzung zusammen. In Wahrheit kann man doch aber hier nicht von Tod reden! Wo ist denn die Leiche? Was stirbt denn ab? Nichts; der Körper des Tieres zerteilt sich in zwei nahezu gleiche Stücke, von denen jedes dem Muttertier vollkommen ähnlich ist; ja, denken wir uns eine Amöbe mit Selbstbewußsein begabt, so ist nicht daran zu zweifeln, daß, nach der Teilung, jede Hälfte die andere für die Tochter und sich selbst für das ursprüngliche Individuum ansehen würde!

Aber gehen wir weiter! — Da die vielzelligen Tiere und Pflanzen nach der Darwinschen Theorie aus den einzelligen hervorgegangen sind, so fragt es sich nun, wie denn diesen die Anlagen zu ewiger Dauer abhanden gekommen sind?

Dies hängt nun wohl mit der Arbeitsteilung zusammen, die zwischen den Zellen der vielzelligen Organismen eintrat und diese von Stufe zu Stufe zu immer komplizierterer Gestaltung hinleitete.

Mögen auch vielleicht die ersten vielzelligen Organismen Klümpchen gleichartiger Zellen gewesen sein, so muß sich doch bald eine Ungleichartigkeit unter ihnen ausgebildet haben. Schon allein durch ihre Lage werden einige Zellen geeigneter gewesen sein, die Ernährung der Kolonie zu besorgen, andere die Fortpflanzung zu übernehmen. Es mußte sich so ein Gegensatz zweier Zellgruppen bilden, die man als somatische und propagatorische, als Körperzellen und Fortpflanzungszellen bezeichnen könnte. Den Propagationszellen konnte die Fähigkeit unbegrenzter Vermehrung nicht verloren gehen, — andernfalls würde ein Erlöschen der betreffenden Art eingetreten sein — daß sie aber den somatischen Zellen mehr und mehr entzogen wurde, daß sie schließlich auf eine bestimmte, wenn auch eine sehr große Zahl von Zellgenerationen beschränkt wurde, erklärt sich aus der Unmöglichkeit, das Individuum vor Unfällen absolut zu schützen, und der daraus resultierenden Hinfälligkeit des Individuums, die es für die Art überflüssig macht. — Bei einzelligen Tieren war es nicht möglich, den normalen Tod

einzuführen, weil Individuum und Fortpflanzungszelle noch ein und dasselbe waren; bei den höheren Organismen trennten sich somatische und Propagationszellen, der Tod wurde möglich, die unbegrenzte Lebensdauer überflüssig, und der unerbittliche Zuchtwahlprozeß ließ sie wie alles Überflüssige verschwinden.

Aber der Tod ist nur scheinbar, denn er ist nicht vollständig. In dem ewigen Wechsel der lebenden Organismen bleibt außer dem Schein der Unsterblichkeit auch etwas anderes erhalten. Jene ursprünglichen Zellengenerationen, deren Existenz wir nach dem Satze „Omne vivum e vivo" einfach als gegeben annehmen müssen; diese Stammeltern der ganzen lebenden Welt, aus welchen durch Teilung und Differenzierung allmählich die kompliziertesten Organismen hervorgegangen sind, sie sind auch in den zusammengesetztesten Lebewesen als Eizellen und Samenkörper enthalten. Die Geschlechtszellen sind unsterblich; sie haben sich neben der starken amöboiden Beweglichkeit auch die unbegrenzte Vermehrungsfähigkeit, also die beiden wesentlichsten Eigenschaften der einzelligen Organismen erhalten. Und so erscheinen uns im Lichte dieser Theorie alle Organismen des Weltalls nach dem Ausdrucke von Pflüger als „Stamm- und Blutsverwandte"; die Erblichkeit selbst ist nichts mehr als der einfache Ausdruck dieser Kontinuität des Keimplasmas, — der normale Tod eine Anpassungserscheinung, eine Aufopferung des Individuums im Interesse der Gattung.

Dr. Assaf Ciffrin: Von jüngsten Dramatikern.

I.

Die Jungen hatten an das Tor gerüttelt, daß es klirrte. Nun treten sie ein.

Klare Umrisse lösen sich aus dem Stimmengewirr. Wir stehen nun jenseits der Dornenhecke, hinten der der Bettler stand und um Erhörung bat, jenseits der Barrikade, hinter der die Jugend mit ihrem Recht auf Jungsein stand und forderte. — Nun darf die Jugend geben von dem, dessen sie übervoll ist. Geht es aufwärts zu Gipfeln — oder Maulwurfshügeln?

Es liegt in der Luft. Die Jugend atmet sie ein und wandelt sie in Schreie aus dem Tiefsten, die lange zuvor nicht die Schaubühne erfüllten. Sie hat gepocht. Nun tritt sie ein.

II.

Nur eine geschlossene Aufführung — die zweite des „jungen Deutschland" — konnte der Tragödie Reinhard Goerings „Seeschlacht"*) die Freiheit und die Rampe geben. Lichteste Kunst strahlte aus ihr und ward jedem tiefstes Erlebnis.

Sieben Matrosen in einem Panzerturm. Darüber lachender Himmel, darunter lächelnde See — Gott lächelt tausendfältig aus seiner Schöpfung ... Die Fahrt geht in den Tod. In den Tod, den der Mensch erfand, den er mit aller Raffiniertheit verhundertfachte. Da wird das Haupt nicht abgeschlagen, dort wird es abgesägt ... in Stationen. Mit Martern bestialischer Genialität.

Aus Ahnungsnebel lösen sich Gedankenflocken. Sie entfliegen, gleich den weißen Tauben der Arche, in die Sintflutwelt hinaus, um zu schauen, ob die Welle noch steigt oder fällt. Noch ist's nicht Zeit. Noch flutet es gewaltig aufwärts. Menschenleiber zerfallen in Fetzen, den Menschengeist umfängt noch Wahn — und in diesem Strudel, gespeist vom Aberwitz dynamischer Entfaltung, erlischt der letzte Funke, der an Menschheit gemahnt. Zermalmt durch den Riesenaufwand. Die Tragödie vom Menschensterben durch Menschenaberwitz endet:

„Die Schlacht geht weiter, hörst Du?
Mach Deine Augen noch nicht zu.
Ich habe gut geschossen, wie?
Ich hätte auch gut gemeutert! Wie?
Aber schießen lag uns wohl näher? Wie?
Muß uns wohl näher gelegen haben?

Dies ist der Kern der Tragödie. Goering spricht es in klarster Helle aus. Die kühne Gestaltungskraft ist ihm eigen. Die Wahrheit über alles — und kennt in der Technik des Dramas keinen Hinterhalt. Geht gerade auf das Ziel von vielen Seiten heran. Mit vielen Parallelmotiven, ohne Naturabklatsch, nur der Idee untertan, daß wir auch der Hülse dieses so überreichen Dichterkerns Schleuderdramatik**) zuerkennen müssen.

Aus der Zeitlosigkeit zu namenlosem, ewig unter Menschen geltendem Glanz emporgehoben. Die Idee steht wie ein Obelisk inmitten des Meeres, an die die Welle von allen Seiten schlägt und brandet. Auch die Bastille ward einmal gestürmt, und doch, was heute begrifflich blieb, ist vom winzigen Geschlecht der Mächtigen an die eiserne Kette gelegt. Das Schiff geht in den Tod. Im Hexenkessel, am jüngsten Tag der Lebenshungrigen, gilt es Gericht zu halten. Ein jeder über sich! Die Masken ab, die Kleider ab.

*) Verlag S. Fischer, Berlin.
**) Vgl. Nord und Süd, März 1918, S. 299.

Die Brust frei, die Lungen frei — da steht nacktes Menschentum in seiner Wehmutspracht! . . Lallet im Krampf ein Ja! zum Leben. . .

Die „Seeschlacht" ist kein Drama — im alten Sinne. (Ohne Akteinteilung, ein Block!) Der erkannten Idee höchste Schlag- und Wirkungskraft zu geben ist erstes Erfordernis. Die Zielscheibe ist vom Anfang an jedem sichtbar, klar erkenntlich — hoch aufgerichtet. Will offenbaren, wie die Idee im Menschen wird — oder, was dem gleich gilt: um das Werden des Menschen in einer Idee ist es zu tun. Fanatisch greift Goering zu. Durch einen Reigen von Motiven, die tief erschüttern. Mit shakespearescher Gewalt packt er an die dramatische Auswertung des Traumes und bleibt in Naivität erschütternd. — Dieweil unter zwei Matrosen das Gespräch um die letzten Dinge des Daseins geht, auf- und niederwogt, sprechen die anderen im Schlaf. Einer unter ihnen: „Hilf einer schlafen mir!" und später: „Hilf einer mir erwachen!"

Wissen spricht, singt Lebensbejahung durch Tränen, macht sie kostbar daß sie schöner denn Diamanten könnten sein. — Klingt's darum vielleicht tiefer, daß uns noch Pestilenz des Menschheitirrtums umfängt? Daß über Dir und mir die Wellen des Kriegsaberwitzes zusammenschlagen, die Welt in ihren Fugen kracht? — Oder, weil Meister Reinhardt seine Kunst mit Glorie krönte? — — —

— Weil Wahrheit aus jedem Worte quillt. Weil innerstes Bekennen einer ganzen Menschheit diesen Ausdruck des Absoluten fand, darum war keiner da, den es nicht in das stumme, ringende Gebet des Menschenwurms zu höheren Sphären umschloß. Goering hat es vollbracht. Weil er ein Confessor der Menschheitsreligion ist, ein Sendbote lichtester Kunst.

Aus ersten Nebelgestalten löste sich Goering zur ätherischen Klarheit des Menschentumdichters. Das Riesenmaß des Weges vom Versuch zum Ergebnis ist getan. Goering hat uns über die trennende Seichtheit des Tastens zum Tempel der Jugend getragen.

III.

Will man von Hasenclever sprechen — dessen „Sohn"*) als drittes Werk des „jungen Deutschland" im „Deutschen Theater" zur Aufführung gelangte — so darf man sich nicht in die Kritik dieses Dramas allein schnüren. Man täte dem Dichter Unrecht; und uns selbst, da man unsere Zeit mißverstände, die zu bleibenden Zeichen der dramatischen Literatur drängt.

Nach der Vorstellung mochten gar viele sich sagen: ich glaube an den „Sohn" nicht; aber alle empfanden: ich glaube an Hasenclever. Dies ist festzustellen, weil es das Urteil klärt. — Hasenclever hat nach diesem

*) Verlag Kurt Wolff, Leipzig.

„Sohn", den er als Zwanzigjähriger niederschrieb, noch eine „Antigone" neu gestaltet. Da wird Ahnung zur Gewißheit. Mit Hasenclever ist als einem der Besten, Kühnsten unserer Jugend zu rechnen. Schon die nächste Zukunft, ist der „Antigone" erst die Arena eröffnet, wird zeigen, daß Hasenclever ein Dramatiker reinsten Geblüts ist. Wir wissen schon in dieser Stunde, daß er, in seiner blutjungen Jugend, ein grundehrlicher Mensch, ein Teil Natur ist, den heißeste Kämpfe durchtosen, der leidet, weil er die Menschen leiden sieht, der die Herrschsüchtigen haßt um der Geknechteten willen, der liebt, weil sein Ethos ausstrahlt in Schiller-Beethovens Glaubensbekenntnis: „Seid umschlungen, Millionen . . ." Einen Beethoven widerten Erblich-Gekrönte an, deren Goldreif Menschentum mit Nebel und Reif bedeckte, und Schillers Malteser Roderich kann nicht Fürstendiener, will Menschheitserlöser sein. Mich dünkt, Fleisch des Posa mit Beethovenschem Singvogelblut schüfen die Urzelle Hasenclevers. Mit dem Irrtum des ganz nur der Ideegestaltung Hingegebenen behaftet. Der lichterloh beglückte Menschheit im Geiste sieht und erkennt, daß sie nur in erdgebundenen, von anderen, Mächtigeren in Ketten geschlagenen Menschen sich kundgibt.

Hasenclevers „Sohn" ist ein Schrei gegen die Entrechtung der Söhne durch die Väter — durch die schlechten Väter, fügt er einmal hinzu, und da sieht man ihn, durch das Gefühl beängstigt, die Allgemeingeltung des revolutionären Satzes in seiner Wurzel zu schwächen. Weil der Schrei aus tiefster Tiefe kommt, muß man Hasenclever lieben. Der Schrei ist echt und kommt aus innerer Gedrängtheit.

Unzweifelhaft war das Gefühl der Expansion, der innere Drang nach Freiheit, das Primäre im Dichter, das der Geist dann in seine Formen und Perzeptionen umbog — bis zu seiner völligen Beherrschung. Und ist dies nicht die Grundschwäche des Dramas? Ward da nicht alles, allein um des Dogmas willen, willkürlich umgebogen, als täte es Ignaz von Loyola? Der „Sohn" ist ganz Produkt des Geistes. Geist hat das Gefühl anders zu schauen gezwungen; alles ist auf dieses Grenzurteil gestellt, nach ihm gewendet, gestaltet, gesehen, daß jene, die am nahesten stehen — Freund und Vater — am meisten verzerrt erscheinen. Daher ist der Eindruck, der aus den Zeilen des Buches sich bildet, schärfer umrissen, als ihn die Bühne zu geben vermochte. Man heißt das Drama expressionistisch; weil alles durch die Pupille des zwanzigjährigen Sohnes gesehen und gemessen ist, relativ und ungerecht, bewußt relativ! Und nennt es einen Vorzug. Der ist es nicht!

Dieser Art darzustellen — die eine Sackgasse bedeutet — wohnt aber noch die Gestaltungs- und Ausdrucksweise der Jungen inne, die entwickelungsfähig ist, die ich im Gegensatz zur psychologischen Dramatik dynamisch als Schleuderdramatik bezeichnete. Eine Eigenart, die sich bei allen Jüngsten, gerade durch die Bühne beeinflußt, wiederfindet: Szenen, die keine

Kontinuität bisher aufwiesen, sind aneinandergereiht, Pfeile im Fluge auf ein Ziel, Pfeile, geschleuderte Wirkungsatome, um die Auslösung tiefster Wirkung herbeizuführen. — Mehr als im „Sohn“ wird diese Gestaltungsart in „Antigone“*) offenbar. Die lese ein jeder, der junge Jugend — und Reife erkennen möchte. Der erkennt Hasenclevers inneres Wachstum im Augenblick! Schnellt er in „Antigone“ die Pfeile nach einem Ziel, das die breiteste Menschheit angeht, weil tiefstes Menschen- und Duldertum im Spiele ist, darum bis ins Tiefste aufrüttelt, — so ist im „Sohn“, bei ähnlicher, weniger betonter Darstellungsweise, das Ziel zu relativ und schwankend. Schwankend, weil der Boden, auf dem er sitzt, ins Rutschen kommt, sobald er eine Welt mit anderen Söhnen, anderen Vätern und ohne Haß findet. Daher bleibt vieles im Kern Disputation. Dies ist expressionistischer Ausdrucksweise eigen.

Die Stöße, Schläge, die der Dichter gegen die alte Zeit führt, sind kraftvoll, fest — selten männlich. Und der Stoß schnellt stets zurück, weil er zu relativ ist zur Welt. Ist in die Relativität des Jungseins eingeengt. „In tyrannos“ muß man den Dramen Hasenclevers voransetzen. Der Schrei im „Sohn“ bleibt indes zu ideell, der den Staub der Erde nicht mit sich reißt. Bei Schiller führen viele Wege, Pfade, Gassen aus der Jugendenge einer Menschheit in den Freiheitswald der „Räuber“; hier bleibt die Gasse in engem Bezirk angekreidet für eine Zahl von Jungen, denen der Vater die Sonne nahm.

Und doch ist der Waffengang zwischen Vater und Sohn aus der Enge des Einmaligen zum Symbol erhoben, bleibt auch vieles allzusehr der Idee untertan. So spricht der Sohn: „Der Vater — ist das Schicksal für den Sohn. Das Märchen vom Kampf des Lebens gilt nicht mehr. Im Elternhaus beginnt die erste Liebe und der erste Haß“.

Der Hauslehrer: „Aber sind Sie nicht der Sohn?“

Der Sohn: „Ja, deshalb bin ich im Recht!“

Und er hätte hinzufügen dürfen: . . . weil ich jung bin, will ich geehrt sein. Nur weil ich jung bin, hören Sie? Ehre den Sohn, auf daß Du als Vater lange lebest! Warum mehr Achtung vor dem keimenden Leben, als vor dem halb dem Keim Entsprossenen? Platz gemacht der Jugend! . . . .

Man könnte sagen: Ehre den Jungen, vielleicht keimt in ihm das Genie. Hasenclever sagt: Ehre den Sohn, er ist das Genie. So etwa spricht der geistige, junge Hasenclever.

Tiefer, innerer Klarheit und höchster Flugkraft bewußter Sehnsucht ent-

*) Paul Cassirer, Verlag, Berlin.

quellen die Worte des Sohnes zum Freund: „Hilf mir die kommende Erde empfangen!“

Seine Sprache ist schön. Licht und sternenklar. In Einfachheit gemeißelt.

Die Form des Fünfakters gab er dem Drama und zeigt völlige Beherrschung dramatischen Könnens. Fehlte bei anderen Werken der Jugend die Kontinuität, die aus starker parallellaufender Betonung des Zieles sich ergab, so weist der „Sohn“ die innere Geschlossenheit auf.

Die Aufführung, die Felix Holländer leitete, empfand ich als zu kalt und zu gemessen. Die Unermeßlichkeit, die man hätte geben können, mangelte. Das Mitschwingen von Luft, Licht und Tönen fehlte; gleich zu Beginn. Lese ich die Zeilen neu, so schwingt, ehe ich an die Worte des Sohnes selbst gelange, etwas mit, das in der Luft liegt . . . . Eine Abendsonne, die in die Dämmerung des Raumes scheint. Wenn der Sohn in die Kniee sinkt und die Arme ausbreitet, vergrößert sich alles zur Riesensilhouette. Die Sonne geht unter — und damit ist die Verknüpfung gegeben zu dem Auftritt des Freundes aus dem Grenzbezirk des Diesseits.

Deutsch und Wegener verkörperten, an der Wegscheide ewiger Prinzipien, Jung und Alt. Bessere, menschlichere Leistung ist nicht denkbar. Darum gerade — sprachen M e n s c h e n zueinander — erschien der Gegensatz nicht unüberbrückbar.

*

Eine Aufführung der „Antigone“, die nur Krieg hemmen kann, wird die Ahnung Aller morgen zur Klarheit reifen lassen. Hasenclever i s t.

Der Zug ins Große wird dem ersten Blick offenbar. Bleibendes richtet sich auf. Das Schicksal einer Menschheit ist mit sicherer Hand, von einem glühenden, übervollen Herzen geleitet, erfaßt. Kämpferjugend richtet über den greisen, greisenhaften Völkerkampf. Fürchtet sich nicht vor Bajonett und Gewehr, kann sich nicht scheuen, bis an den Kern der letzten Dinge zu gehen. Das Lebendige, das denkt, darf a l l e i n über sich bestimmen!! — Antigone ist Sinnbild der Gerechtigkeit und bleibt dennoch so erdenhaft. Mutter aller Menschen. In Qualen Erlöserin ihrer Kinder. Der Mächtige zerschellt an Ewigem.

„Ich kralle mich in die Erde ein.
Sie ist so starr nicht wie das Herz der Mächtigen!“

Der so spricht, hat erkannt und i s t. Eine Weltfrage, die in der Luft hängt, ein Menschentumsbangen, ein Klingen, das ahnend aus dem Schmerzensschrei, aus Notwehen eines entgötterten Menschengewimmels zu lichtem Menschentumshimmel dringt, treibt ihre Blüte . . . Und damit ist das Bindeglied gegeben zwischen Hasenclever und Goering. Donner, Blitz, Tau, Lerchensang erfüllen die Luft, durch die dieses Werk schreitet.

„Antigone" zeigt mehr denn irgend ein Werk den Einfluß der Bühne auf moderne Dramatik. Enggezogene Grenzen gestriger Wirkungsmöglichkeiten sind gesprengt. Ungeahnte Möglichkeiten fluten von allen Seiten herbei — um die Wirkung zu höchster Extase, zum Gebet zu erheben, in tiefsten, erzenen Widerklang zu schwingen. Was gilt Unnatur, was schert Dich das physikalische Ungesetz, da es gilt, das Gefühlsregister in stürmischsten Sturm zu reißen?! . . .

Ein Beispiel: Die Arena liegt im Dunkel. Der Palast ist erleuchtet. Kreon, der Volksaufruhr wittert, tritt vor, starrt ins Dunkel und spricht: „Ich herrsche. Ich bin im Recht!" Aus dem Dunkel ist Vortrab des Sturmes hörbar; der wächst zum Orkan. Kreon verabredet mit seiner Wache das letzte Zeichen: Hebt er den Arm, dann in die Stadt die Brandfackel geschleudert! Und denkt: Ich bin im Recht, da ich herrsche . . . . Da ertönt der Warnerruf. Der blinde Seher Teiresias steht lichtübergossen im Publikum(!), am anderen Ende der Arena. Zwischen beiden das Dunkel, der Mißklang von Macht und Recht . . . „So wahr mir Gott helfe! Ich bin der Herr!" ruft Kreon und hat die Faust emporgehoben! War's zum Schwur, war's dem Häscher zum Zeichen, daß die Stadt in Rauch aufgehe —? . . . „Die Arena wird plötzlich hell. Haufen von Toten. Blutende mit offenen Wunden. Frauen, Männer mit Messern in der Brust. Wahnsinnige blöken. Zerfetzte Gliedmaßen. Kinder stolpern zwischen Leichen.

Ruf: Kreon!!

Kreon (schreit): Ah . . .

Tierisches Heulen. Bewegung nach ihm hin.

Kreon (lallt zwischen den Zähnen): Ich kenne Euch nicht —
Ein Wahnsinniger: Kennst uns nicht? Kennst uns nicht?
Feiner Herr! Rabenkönig! Hoho! . . ."

. . . .

Dies ist der Zeichen stärkstes — und tiefstes. Im dritten Akt. Der Idee den Weg zum Herzen zu bahnen ist höchstes Gebot — ganz gleich, ob ihr Orkan, Trommel, Volksrufe, schwefelgelbes Licht und Gesichte der Hölle voranziehen. Eine Schleuder zur Wirkung, in ihrem reinsten Kult, das enge Gesetz fällend, um ins Herz mit festesten Klammern zu greifen. Der nur konnte es schreiben, fühlen, gestalten, der an die Form gedacht, die Reinhardt dem sophokleischen Ödipus in der Arena gab.

Hasenclever ist.

IV.

Die jüngste Generation hat ihr Daseinsrecht erwiesen. Nicht allein, weil ihr Gefäß Jugend bedeutet, die eine Spanne Zeit in der Vergänglichkeit zu ihrer Gegenwart zu machen das Recht hat — sondern, weil sie Inhalt

offenbart vom besten Stoff: Menschentum, Gerechtigkeit, Bekennen! Ein Akkord, allzusehr auf das sonnenlose Moll einer Irrwahnszeit gestimmt. Die Urenkelkinder werden nur allzubewußt, berechtigt, das Menschheitsglied dieser Zeit mit Schweigen begraben.

Mutter Erde frißt ihre eigenen Kinder. . .

Staaten zerfallen, Völker vergehen, Könige verkümmern in ihrem Zwergtum. Allein die Kunst ist ewig. L'art est éternel.

In dieser Jugend keimt ein Gran zu dem Gebild für die Ewigkeit . . .

Dr. Carl Vogl: Sir Oliver Lodge's „Raymond oder Leben und Tod".

Referat und Kritik.

Je und je hat die Tatsache des Todes dem Menschen zu denken gegeben. Eine Mannigfaltigkeit von Gefühlen, Stimmungen und Erlebnissen: bange Furcht vor einem Unheimlichen, Schmerz und Kummer über dahingeschwundenes Glück, beseligendes Hoffen und vorwegnehmendes Schauen einer Überwelt, knüpfen an an die immer neu erfahrbare Tatsache, daß der Einzelne hinweg muß aus dieser gewohnten Welt des Alltags, nach einer kurzen, oft nur allzu kurzen Spanne Zeit. Die siebenzig und achtzig Jahre des Psalmisten sind sprichwörtlich.

Niemals hat der Mensch Tatsachen so einfach als solche hingenommen. Er darf es gar nicht ohne sein Menschtum aufzugeben. Er blickt vielmehr hinaus über sie und deutet nach vorwärts und rückwärts, nach allen Seiten hin. Das gehört zu seinem Menschsein. Liegt doch in den sogenannten Tatsachen selbst schon eine ganze Summe von Mehr, eine ganze schaffende Arbeit geistigen, seelischen Lebens. So auch beim Tode: er wird zu einer gewichtigen Angelegenheit des Einzelnen nicht nur, sondern auch der Gemeinschaft, letzteres zumal in gewissen frühen Zeiten, da die Gemeinschaft alles, der Einzelne nichts war.

Viel mehr als die Frage nach dem Warum und Woher des Todes hat die nach dem Nachher die Gemüter beschäftigt. Was für ein Dasein, nach dem Abschluß des gegenwärtigen, er einleiten, möglich machen, erzwingen mag, das ist das bewegende, das vor allem wissenswerte. Große Religionen, wie das Christentum, haben eben diese Frage zu ihrem zentralen Anliegen. Das ganze Mittelalter ist in seinem religiösen Gehalt eingestellt auf dieses über den Tod Hinausweisen in eine sinngebende Anderwelt beseligenden Erlebens, sei es auf Grundlage christlich-kirchlicher Lehrüberlieferung und Sakramentsspende, sei es in oft weitgehend selbständiger Weise im ekstatischen Erfahren und mystischen Schauen.

Dann kam eine Zeitepoche, wo das Interesse am Diesseitsleben alles darüber

Hinauswollen, jedes jenseitige Anliegen zurücktreten läßt, es fast ganz persönlichem Sichbesinnen anheimgebend. Soweit es dennoch die Öffentlichkeit berührt, ist es mehr oder weniger amtliche Veranstaltung und deswegen des eigentlichen tief-innern Erlebens ermangelnd.

Indessen mitten in dieser Stimmungslage beginnt es anders zu werden. Nicht nach der offiziellen, kirchlichen, Seite hin, wenn diese freilich aus dem sich ändernden Verlangen heraus immerhin Gewinn ziehen mag. Immer angelegentlicher sucht man der Lösung der Fragen beizukommen: „Wohin gehen unsere Toten?" „Welches Geheimnis ist verborgen hinter dem schweren Vorhang des Todes?" Nicht erst durch den Krieg hat sich dieses Verlangen fühlbar gemacht, obschon selbstredend dieser mit seinen unerhörten, grausamen Opfern an Menschenleben, meist oft gerade den wertvollsten, an teueren Weggenossen, unersetzlichem Lebensgut jene Fragen in ungewöhnlichem Maße verstärken und dringend machen mußte.

Auf zwei Wegen versucht man sich Gewißheit zu verschaffen. Der eine ist abhold dem, was man im engeren Sinne Wissenschaft nennt; die Methode des rein gedankenmäßigen Überlegens und Schließens erscheint ihm völlig unzulänglich; er beruft sich auf ein Erkunden und Erfahren ganz eigener Art: ein unmittelbares Erfassen und Erschauen, das zwar in die Formen des Gedankens und des sprachlichen Ausdrucks gekleidet werden muß, um mitteilbar zu sein, das jedoch in seiner eigentlichen Sonderart gar nicht mitgeteilt werden kann, sondern jeder muß es selbst erleben, um dessen sicher zu sein. Die Weltanschauung und Lebensführung, die sich darauf aufbaut, steht dann außerhalb desjenigen, was man als wissenschaftliche Forschung und wissenschaftliches Erbgut bislang anzusehen pflegte. Ich erinnere an die fast über die ganze Erde verzweigte und einer nicht unbeachtenswerten Anhängerschaft sich erfreuenden Theosophie. Und wenn die vielen um Dr. Rudolf Steiner wissenschaftliches Denken und Forschen zwar keineswegs verachten, so reden sie doch von ihrer Geheimwissenschaft, einer geheimwissenschaftlichen Schulung, die den also Geschulten in den Besitz von Kenntnissen und Überzeugungen setzt, die der gemeinhin so genannten Wissenschaft mit ihren Methoden gänzlich unzugänglich sind.

Ein anderer Weg, zu den Rätseln des Todes vorzudringen, will streng wissenschaftlich verfahren. Seine Methode ist das Experiment: Beobachtung unter Ausschaltung aller nur erdenklichen Fehlerquellen, unter zweckmäßiger Anordnung und Änderung der Versuchsbedingungen.

Im Jahre 1848 sollen, nach übereinstimmenden Berichten, im Blockhaus des Farmers Fox im Dorfe Hydesville (Staat New-York) laute Klopftöne, deren Herkunft nicht zu ermitteln war, die Familie beunruhigt haben. In guter Laune klopfte einmal das zwölfjährige Töchterchen an ein Möbel und forderte den unsichtbaren Ruhestörer auf, es ihm in gleicher Zahl und Weise nachzumachen. Dies geschah tatsächlich, zum größten Erstaunen der anwesenden Mutter. Diese fragte

nun: „Wer klopft denn da?" Keine Antwort. „Bist du eine lebende Person?" Keine Antwort. „Bist du ein Verstorbener?" Ein heftiger Schlag in der Mauer. „Wie viele Kinder habe ich?" frägt die Frau weiter. Sieben Schläge waren die Antwort. Die Frau: „Sieben? Besinne dich!" Abermals klopft es siebenmal. Die Frau: „Sage mir, wie viele noch am Leben sind." Sechs Klopftöne lassen sich hören. So war's richtig. Die Frau frägt nach dem Alter der beiden jüngsten, daheim befindlichen Kinder; die Antworten sind richtig.

Dieses Ereignis — wie weit die Berichte streng zuverlässig sind, ist hier nicht zu untersuchen —, war der Beginn der sogenannten spiritistischen*) Bewegung, die seither trotz, oder vielleicht auch gerade wegen, der anfänglichen Anfeindungen in der ganzen Welt eine ungeheure Verbreitung gefunden hat. Allenthalben, zunächst in Amerika, bildeten sich spiritistische Zirkel, welche mit den angeblichen Geistern in Verbindung traten und mit ihnen sprachen vermittelst der Klopflaute, die beim Hersagen des Alphabets den richtigen Buchstaben anzeigten, oder auch durch automatisches Schreiben seitens des Mediums**), d. h. einer Person, die infolge gewisser uns noch so gut wie unbekannter psychischer Einstellungen und physischer Bedingungen dazu in der Lage ist.

Diese Dinge sind in ihrem Wesen uralt, aber man hatte sie vergessen. Daß das geschilderte Vorkommnis eine solche Wirkung haben konnte, läßt schließen, daß die zivilisierte Welt bereits eingestellt war auf ein Suchen nach einem Weltbild und Lebensinhalt, dem die bisherigen Gegebenheiten und das Genießen ihrer Werte nicht mehr genügte. Das, was zunächst herauskam und den sogenannten Offenbarungsspiritismus kennzeichnet, war zumeist so zweifelhafter Art und trug so sehr den Stempel kleinbürgerlicher Gebärde, daß man nicht erwarten konnte, daß Leute von Geist und Wissenschaft der Sache nähertreten würden. Als es dennoch geschah, als Skeptiker und Kritiker dem Unfug ein Ende zu machen suchten, als sie ernsthaft untersuchten, beobachteten, prüften, da bekannten schließlich nicht wenige von ihnen, daß hinter den besagten Erscheinungen gewisse rätselhafte Wirklichkeiten verborgen liegen müßten, ja etliche kamen zur Überzeugung, es meldeten sich hier selbständige unsichtbare Intelligenzen, um die Mitteilung zu machen, daß sie existierten und mit uns in Verkehr zu treten wünschten, und bisweilen war der Eindruck vorhanden, es seien verstorbene Freunde und Verwandte, die in dieser Weise sich offenbarten.

---

*) Das Wort Spiritismus ist sprachlich durchaus anfechtbar, aber manches andere Wort, z. B. Sozialismus oder Altruismus, ist es auch. Begrifflich enthält es die Annahme, daß die fraglichen Phänomene von Geistern herrühren. Die englische Sprache hat dafür „Spiritualism" eingeführt. Eine zu weite Bezeichnung, weshalb bisweilen ein New vorgesetzt wird (New Spiritualism).

**) Das Wort ist unmittelbar aus dem Englischen genommen (Mitte, Mittel, Vermittlung); das Neutrum will besagen, daß die betreffende Person, oder vielmehr ihr Körper, ein passives Werkzeug ist für die Kundgebungen der fremden Wesenheiten.

Es sind erstklassige Namen hauptsächlich englischer und romanischer Herkunft, die sich auf diesem Gebiete der Erforschung verborgenen psychischen Lebens betätigen: der Physiker Crookes, der Naturforscher Wallace, der Physiologe Richet, der Psychiater Lombroso, der Psychologe James, der Physiker Lodge, der Holländer van Eeden, die Astronomen Flammarion und Schiaparelli; von deutschen Gelehrten der Astrophysiker Zöllner, der Philosoph Fechner.

Sir Oliver Lodge, der Verfasser des in der Überschrift dieser Abhandlung genannten Buches, hat einen in der wissenschaftlichen Welt wohlbekannten Namen. Seine Arbeiten über Elektrizität stellen ihn in die vorderste Reihe der modernen Forschung. Um ein weniges und er wäre in der Entdeckung der elektromagnetischen Wellen Heinrich Hertz zuvorgekommen — wie dieser selbst bekennt. Lodge ist der Erfinder höchst sinnreicher Apparate. Mittelst eines derselben war er imstande, bereits auf mehrere hundert Meter hin Zeichen zu geben; auf dieser Grundlage hat dann Marconi weitergearbeitet und wurde der Erfinder der drahtlosen Telegraphie. Sir Oliver Lodge ist seit 1900 first principal der Universität Birmingham und Inhaber der Rumford Medaille der königlichen Gesellschaft, die den hervorragendsten Entdeckern und Erfindern in der Elektrizitäts-, Wärme- und Lichtforschung verliehen wird.

Die Gesellschaft für psychologische Forschung (Society for Psychical Research), die seit 1882 es sich zur Aufgabe macht, in streng wissenschaftlicher Arbeit eben jene Phänomene rätselhafter Art zu ermitteln und zu untersuchen, die man mit den Namen Gedankenübertragung, Hellsehen, Doppelgängertum, Mediumität usw. zu bezeichnen pflegt, zählt Sir Oliver Lodge zu einem ihrer tätigsten Mitglieder. Besonders ein höchst merkwürdiges Medium, Frau Piper (aus Boston) ist jahrelang von den Gelehrten der Gesellschaft zum Gegenstande der Beobachtung gemacht worden, und eben dieses Medium hat Männer wie Hyslop, Hodgson, James, Richet, F. W. H. Myers, Lodge u. a. zur Überzeugung gebracht, wirklich mit ihren verstorbenen Angehörigen und Freunden in Verkehr getreten zu sein. Dr. Hodgson ist bekannt durch seine rücksichtslose Verfolgung und Entlarvung betrügerischer Manipulationen seitens verschiedener Medien. Er hat die berühmte Begründerin der theosophischen Gesellschaft, Frau Blavatsky in Indien aufgesucht und die bei ihr sich ereignenden wunderbaren Phänomene für Taschenspielerkunststücke erklärt. Frau Piper jedoch spricht er von jedem Betrug frei. Frau Piper gerät in „trance", d. i. in einen Zustand kurzer Betäubung, aus dem sie scheinbar wieder erwacht, um nun als ganz andere Persönlichkeit sich zu gebärden, als solche zu reden oder zu schreiben, bisweilen beides zugleich im Namen zweier verschiedener unsichtbarer Persönlichkeiten. Eine Kontroll-Person*), wie der technische Ausdruck lautet, soll sich ihres Leibes bemächtigt haben, während ihr eigenes Seelen-

*) Control heißt bekanntlich im Englischen Aufsicht, Gewalt, Herrschaft über etwas.

leben anscheinend ausgelöscht oder in tiefem Schlaf befangen ist. Nach Rückkehr in den normalen Zustand fehlt jede Erinnerung. Man hat den Trance-Zustand als eine Hypnose, Selbsthypnose, angesprochen, ob mit Recht muß dahingestellt bleiben.

Entscheidend ist nun: sind die Kontroll-Personen sekundäre Persönlichkeiten des Mediums, also ein in Tätigkeit tretendes zweites oder mehrfaches Ich, selbständig gewordene Abspaltungen gleichsam des Bewußtseins, wie sie tatsächlich vorkommen und auch in den Dramatisierungen des gewöhnlichen Traumes ihr Analogon haben, und die dann in verblüffender Meisterschaft verstorbene Personen schauspielerisch wiederzugeben wissen —, oder aber sind die sich meldenden Intelligenzen wirklich diejenigen, die sie zu sein vorgeben, also vom Medium unabhängige, mit allen seelischen Eigenschaften eines lebenden Menschen begabte Wesen, bisweilen also vielleicht die „Seelen“ Abgeschiedener?

Ein wichtiges Kriterium wäre gegeben, wenn die sich Meldenden über Dinge Auskunft geben könnten, von denen die einst Lebenden allein Kenntnis hatten. Aber schon hier gäb's ein Bedenken: wann wird man je mit unbedingter Sicherheit behaupten können, daß jemand etwas ganz allein gewußt hat, daß er niemals auch nur Andeutung, beabsichtigt oder unbeabsichtigt, andern gegenüber habe fallen lassen? Hat aber außer dem Verstorbenen noch jemand von dem Mitgeteilten gewußt, dann liegt der Einwand nahe, das Medium — dessen strenge Ehrlichkeit vorausgesetzt — verfüge über weitgehende Fähigkeiten telepathischer (fernwirkender) Erkundung, d. h. einer Kenntnisnahme, ohne an die gewohnten, uns allein bekannten Vermittlungen unserer Sinnesorgane gebunden zu sein — eine Fähigkeit, die tatsächlich vorhanden zu sein scheint und der bei unserer so gut wie völligen Unkenntnis ihrer Art und ihrer Bedingungen selbst die weitestgehenden und unglaublichsten Möglichkeiten nicht von vornherein abgesprochen werden können. Ist nun das Mitgeteilte einem oder gar mehreren der Sitzungsteilnehmer bekannt, so erscheint die Schwierigkeit nicht allzu groß. Zu den unglaublichsten Möglichkeiten aber würde es gehören, anzunehmen, das Medium vermöge auf telepathischem Wege Dinge in Erfahrung zu bringen, die den Zirkelteilnehmern gänzlich unbekannt bloß von irgend einer dem Medium gänzlich unbekannten, vielleicht in sehr weiter Ferne weilenden Person herzuholen wären. Das Medium müßte dann eine Unzahl solcher Daten von überallher zu sammeln, ohne sonderliche Verwechslung zu sichten und die Art des betreffenden Verstorbenen bis in alle Einzelheiten, Gebärden, Lieblingsworte und -phrasen usw. so täuschend nachzuahmen imstande sein, daß höchstgebildete und erfahrene Leute von scharfem kritischen Verstand trotz aller nur erdenklichen Vorsichtsmaßregeln — anonyme oder pseudonyme Einführung beim Medium, Beobachtung desselben durch Detektivs — nach fünfzehnjährigen Versuchen zur Hypothese sich gezwungen sehen, die Dahingeschiedenen seien in eigener Person zugegen gewesen, um sich den Sitzungsteilnehmern kund zu tun. Dies wäre der Fall bei Frau Piper.

In aller Kürze möchte ich hier ein Beispiel anführen, das noch gar nicht einmal zu den kompliziertesten gehört. Ich entnehme es dem XVII. Bd. der Protokolle der Society for Psychical Research. Der um die Hypnose-Forschung verdiente holländische Arzt und tiefangelegte Romanschriftsteller Frederik van Eeden legte (nach seinem eigenen Bericht) einem Medium Mrs. Thompson in England ein Stückchen Tuch von der Kleidung eines ihm bekannten jungen Selbstmörders vor, das er aus Holland mitgebracht hatte. Niemand wußte davon. Das Medium, oder dessen angeblicher Kontrollgeist, der sich Nelly nannte, gab sofort eine genaue Beschreibung des ihr völlig unbekannten jungen Mannes, nannte seinen Rufnamen und beschrieb die Art seiner Selbsttötung. Schon früher einmal hatte dieser einen Selbstmordversuch gemacht und infolge einer Kehlkopfverwundung eine heisere Stimme und ein eigenartiges Hüsteln zurückbehalten. Sobald nun van Eeden mit dem Stückchen Tuch dem Medium nahte, wurde dessen Stimme heiser und auch das charakteristische Hüsteln stellte sich allmählich ein. Als in späteren Sitzungen der Dahingeschiedene selbst die Kontrolle übernommen zu haben behauptete, da hatte van Eeden durchaus das Gefühl, als ob er mit dem toten jungen Manne redete, Gesichtsausdruck und Gebärden des Mediums wurden die des einst Lebenden, Einzelheiten wurden angegeben, die van Eeden unbekannt waren und von ihm erst nachher bewahrheitet werden konnten, unerwartete holländische Worte wurden vom Medium gesprochen.

Eine besondere Art des kritischen Beweises bildet die sog. Kreuz-Korrespondenz (cross-correspondence). Es sind dies Kundgebungen*) seitens zweier oder mehrerer von einander unabhängiger Medien zu ungefähr derselben Zeit, die von ein und demselben sich Kundgebenden herrühren sollen und in einem bisweilen recht komplizierten, deutlich gewollten Zusammenhange stehen. Die einfachste Form der Kreuzkorrespondenz ist gegeben, wenn zwei oder mehrere Medien dasselbe ungewöhnliche Wort gebrauchen oder auf das nämliche, nicht öffentliche, Ereignis anspielen, ohne daß diese mehrfache Anspielung auf normale Weise zu erklären wäre. Eine andere Form ist vorhanden, wenn mehrere Medien in verschiedenen Ausdrücken, auch verschiedenen Sprachen, denselben Gedanken bringen. Die wirksamste Art dieser Korrespondenz liegt vor, wenn der betreffende Gedanke hinter Aussprüchen verborgen, maskiert ist, die für sich allein keinerlei Sinn haben und daher unverständlich sein müssen, sobald sie jedoch von jemand geschickt zusammengebracht und mit einander verglichen werden, einander ergänzend einen offenbaren Zusammenhang und guten Sinn ergeben. Bisweilen ist anzunehmen, der einzelne Ausspruch sei absichtlich entstellt worden, um ihn eben für sich allein unverständlich zu machen. Es soll damit die Möglichkeit unbeabsichtigter und unbewußter Telepathie unter den Medien ausgeschaltet und somit der Beweis er-

*) Ich berufe mich hier auf Lodge's „Raymond" S. 172 f.

bracht werden, daß wirklich jenseitige Intelligenzen ihre Botschaften durch die Medien übermitteln.

Auch hier muß allerdings der Einwurf gestattet sein, wie man denn sicher wissen könne, daß die Medien von einander ganz unabhängig wären. Von betrügerischen Verabredungen abgesehen — sollten die geheimnisvollen Kräfte des Unterbewußten dieser sonderlich begabten Menschenkinder nicht vielleicht über Mittel verfügen, miteinander selbst auf noch so weite Entfernungen hin in telepathische Verbindung zu treten und die den Normalmenschen so verwunderlichen und unkontrollierbaren Anordnungen zu treffen? Die Möglichkeit ist nicht ohne weiteres abzulehnen.

Ein nicht geringer Grad von Überzeugungskraft käme dem Gelingen folgender Übereinkunft zu: eine vertrauenswürdige Person nimmt sich vor, nach ihrem Tode den Beweis ihres Weiterlebens zu liefern. Sie wählt einen womöglich sonst niemand bekannten charakteristischen Ausspruch, schreibt ihn nieder, verschließt und versiegelt das Blatt, übergibt es einem Freunde mit der Weisung, nach ihrem Tode eine spiritistische Sitzung zu veranstalten, in der sie sich melden und den ihr allein bekannten Ausspruch mitteilen wolle; die nachherige Eröffnung des Schriftstücks soll die Richtigkeit bestätigen. Solche Versuche sind vereinzelt angestellt worden, aber sie blieben ohne Erfolg. So hat im Jahre 1886 Miß Wild ein etliche Tage vor ihrem Tode verfaßtes und versiegeltes Schreiben durch ihre Schwester Professor James überreichen lassen. Frau Piper sollte über den Inhalt Auskunft geben. Obwohl nun der Kontroll-Geist versicherte, er habe mit der abgeschiedenen Miß Wild darüber gesprochen, so waren dennoch die Angaben der Frau Piper falsch. Auch spätere Versuche mißlangen. Aber selbst im Falle des Gelingens könnte vom hartnäckigen Skeptiker wiederum eingewendet werden: wer bürgt dafür, daß niemand außer dem Dahingeschiedenen vom Inhalt des Schriftstücks gewußt hat? Auch unwillkürliche Gedankenübertragung und Unterbewußtsein des noch Lebenden könnten verantwortlich gemacht werden.

Die führenden Gelehrten der Society for Psychical Research hatten die Überzeugung, durch Vermittlung der Frau Piper und auch anderer Medien mit den Dahingeschiedenen zu verkehren. Sir Oliver Lodge teilt diese Überzeugung. Sie gründet sich nicht ausschließlich auf die Schlußfolgerungen rein verstandesmäßiger Art. Ein persönliches Moment kommt hinzu, ein unmittelbarer Eindruck, der schriftmäßig nicht wiederzugeben ist. Abgesehen davon, daß in manchen Fällen Dinge intimer Art Gegenstand der Kundgebungen bilden, die eine Veröffentlichung nicht zulassen, ist ein unmittelbares Etwas vorhanden, dessen sich jene Gelehrten wohl bewußt sind. Ein solches dürfte in besonderem Maße sich geltend gemacht haben in der Reihe von Erfahrungen und Erlebnissen, mit denen Sir Oliver Lodge in seinem Buche Raymond uns bekannt machen will. Gleichwohl dürfte selbst in einer rein sachlich nüchternen Wiedergabe, wie sie das Buch darstellt, mancherlei

zu finden sein, das zu denken gibt und aufmerksam macht auf Seelengebiete, die bei allen Wunderlichkeiten den besinnlichen Menschen angehen, ob man nun diese Art Forschung als eine vorübergehende Laune werten mag, oder ihr eine künftige Entwicklung und Vervollkommnung verheißen zu sollen glaubt.

Sir Oliver Lodge's jüngster Sohn, Raymond, ist am 14. September 1915 in Flandern gefallen. Er war Leutnant im zweiten South Lancashire Regiment, 26 Jahre alt, hatte sich zu Beginn des Krieges freiwillig gemeldet, im Zivilberuf war er ein geschickter Ingenieur, ausgebildet an der Universität Birmingham. Der Vater schreibt ein Buch, das er nach seinem Sohn benennt, und dessen Zweck am treffendsten wiedergegeben ist in den Schlußsätzen (S. 395 f): „Laßt uns nicht glauben, das Dasein nach diesem gegenwärtigen, getrennt von den materiellen Atomen, die es jetzt zugleich verwirren und offenbaren, werde etwas unserem Vorstellen gänzlich fremdes und von ihm verschiedenes sein; laßt uns vielmehr aus dem Zeugnis der Erfahrung — sei es der eigenen, sei es einer fremden — lernen, daß diejenigen, welche gewesen sind, noch sind; daß sie für uns sorgen und uns helfen; daß sie selbst fortschreiten und lernen und arbeiten und hoffen; daß es Stufen des Daseins gibt, die aufwärts und immer aufwärts führen in alle Ewigkeit; und daß auch Gott selbst durch seine Mittler und Boten immerwährend ringt und schafft und plant, um diese seine Schöpfung hindurchzubringen durch die vorbereitende Arbeit und Mühe, und sie hinzuführen zu einem höheren Sein als irgendeines, das wir je kennen gelernt haben." — Das Buch „Raymond" gibt einen umfassenden Bericht über die seltsamen Erfahrungen, die Sir Oliver Lodge kurz vor und dann etwa 8 Monate hindurch nach dem Tode seines Sohnes gemacht hat, und die seine Überzeugung von dem Fortleben des Menschen nach dem leiblichen Tode gefestigt haben. Er behauptet, mit seinem Sohne durch die Hilfe verschiedener Medien in persönlichen Verkehr getreten zu sein, daß dieser also lebt, wenn auch in andern Daseinsformen und Bedingungen, daß er seiner Angehörigen gedenkt und sich gern in ihrer Nähe aufhält.

August 1915 bekommt Lodge von Frau Piper aus Amerika die briefliche Mitteilung, F. W. H. Myers, der verstorbene Freund Lodge's, ein gelehrter Schriftsteller und Dichter und eifriger Forscher auf psychischem Gebiete, habe in einer Sitzung am 8. August ohne jeglichen Zusammenhang mit den übrigen Kundgebungen eine für Lodge bestimmte Botschaft gegeben, darin er diesen mit dem „Dichter" vergleicht, dem er der „Faunus" sein wolle. Lodge werde schon verstehen. Niemand jedoch konnte den Sinn erraten, bis Mrs. Verrall, eine philologisch gelehrte Freundin in London, auf die übrigens in jener Sitzung auch hingewiesen wurde, an eine Ode des Horaz (Carm. II. 17, 27—30) erinnert, worin der Dichter erzählt, ein fallender Baum hätte ihn bald erschlagen, wenn nicht Faunus den Schlag abgewehrt oder erleichtert (levasset) hätte. Lodge vermutet,

daß irgend ein Unheil ihm bevorstehe. Am 14. September fällt der Sohn. Lodge deutet nun die Worte des verstorbenen Freundes so, daß dieser ihn vor Glaubens- und Hoffnungslosigkeit habe bewahren wollen.

Hier ist zu bemerken: Frau Piper ist mit Professor Lodge seit Jahren gut bekannt; sie dürfte davon gehört haben, daß der jüngste Sohn im Kriege ist. Auch mit Myers war sie gut bekannt, der sich mit der altklassischen Literatur viel befaßt hat. Daß mitten in eine Sitzung ganz anderer Art auf eine Frau Piper ganz fremde Horazische Ode angespielt wird, ist allerdings auffallend, man begegnet jedoch der betreffenden Stelle wegen ihrer seltsamen grammatikalischen Konstruktion leicht in größeren lateinischen Grammatiken. Das Zitat auf Raymonds Tod zu beziehen, erscheint mir nicht zwingend.

Zum 24. September 1915 war Frau Lodge von einer befreundeten Dame, Mrs. Kennedy eingeladen, mit ihr ein Londoner Medium, Frau Leonard, zu besuchen, bei welcher Frau Kennedy, die früher durchaus skeptisch sich verhielt, mit ihrem verstorbenen Sohne gesprochen haben will. Frau Lodge wird anonym eingeführt, lediglich als eine Freundin von Frau Kennedy. Das Medium, oder angeblich dessen Kontrollgeist „Feda", beschreibt im Trance-Zustand die Anwesenheit eines jungen Mannes aus der Geisterwelt, von 24 oder 25 Jahren, der noch nicht imstande sei sich aufrecht zu halten und daher liegend erscheine; die Gesichtszüge werden angegeben und Frau Lodge findet die Angaben als auf ihren Sohn Raymond passend. „Feda" sagt, sie sähe ein R neben dem jungen Manne, dann ein A, ferner einen Buchstaben mit einem Schweif, dann ein M usw. den ganzen Namen.

(Fortsetzung folgt.)

Richard Paasch:
Weltkrieg.

Wer du auch seist, wie du auch heißen mögest,
Verfluchter Dämon, den die letzte Schuld
An dieser Tage blut'gem Wahnsinn trifft,
Wer deiner denkt — und sei's nach tausend Jahren! —
Wird schaudern. Du ermordetest die Lust,
Die Freude würgtest du. Ach! Du begrubst
Die Hoffnungen der Völker. Attila
Und Dschengiskhan und Timur und der Korse,
Was sind sie gegen dich! Weit sperrtest du
Der Hölle Pforten, und gespenstisch fuhren
Sie übers Land, die grausen Reiter Tod

Und Pest und Hunger und der schlimmste: Krieg,
Krieg ohne End' und Aussicht! Aufgewühlt
Durch blindes Wüten berstender Geschosse,
Ward aus dem Eden goldner Saatgefilde
Die Wüstenei. Der Menschheit schöner Traum
Vom Siegeszuge holder Friedenskünste —
Ein eitler Wahn! Verkehrt ward Gut in Böse.
Wohl glückt' es ihr, dem Vogel gleich, dem oft
Beneideten, sich stolzen Flugs zu heben
Und über Wolken durch die reine Luft,
Dem Erdenqualm entrückt, dahinzuzieh'n —
Wohl lernte sie vom schmeidigen Delphin,
Sich in des Weltmeers Tiefe zu versenken
Und, unbekümmert um Geklipp und Woge,
Vor wildem Sturm geborgen, bei den Wundern
Des Abgrunds sicherfroh zuhaus zu sein —
Du aber lehrtest sie, aus blauen Höh'n
Auf ihrer Brüder Haupt Verderben spei'n;
Du aber gabst dem arglos Tauchenden
Den grimmen Hai zum Vorbild, mörderisch
Nach seines Feindes Blößen auszuspähen
Und reiche Ladung, Schätze ferner Zonen,
Von Darbenden in heißer Not ersehnt,
Mit Blitz und Stoß gefühllos zu vernichten!
Der ungepflügte Acker dampft vom Blut
Erschlagener, und durch die Nächte heult
Das Weh von Frauen, Müttern, Bräuten, Kindern,
Das um der Besten frühen Hingang klagt.
Nur einer grinst gelassen in die Welt
Des rings gehäuften namenlosen Jammers:
Mammon, der Götze, dessen Diener sich
Nach fettem Fraß die gier'gen Mäuler wischen.

Verfluchter Dämon, den die letzte Schuld
An dieser Tage blut'gem Wahnsinn trifft,
Wer deiner denkt — und sei's nach tausend Jahren —
Wird schaudern!

Marie von Bunsen: Eine Pariser Schreckensnacht.

Sittenskizze aus dem achtzehnten Jahrhundert.

Vorwort.

Diese kleine Begebenheit wird in den Memoiren jener Zeit eingehend berichtet. Die Heldin war, 15 jährig, an den 40 jährigen Oberst verheiratet worden. Sie ist im Kloster zu Nancy gestorben, obgleich es ihr später freigestanden hätte, wieder nach Paris heimzukehren. Ihre jüngste Tochter, als deren Vater allgemein Clairval angesehen wurde, vermählte sich mit dem Prinzen Grimaldi Monaco und wurde 1793 guillotiniert. Nie vergab man dem Grafen Stainville; wegen dieser „Schandtat" hat die Beaumesnil ihre Beziehungen zu ihm gelöst.

Eine Pariser Schreckensnacht.

I.

Das weiße, goldberankte Zimmer der Gräfin Stainville (Faubourg St. Honoré, Nr. 4) zeigt erlesenes Mobiliar aus Amarantholz und ziselierter Bronze. Riesener, der junge Gladbacher, hat es in der neuen gradlinigen Note geschaffen; schnäbelnde Tauben schmücken ein Tischchen, auf der Kommode führt die Göttin des Geheimnisses den Finger an die Lippen. Nur ein großer Schrank zeigt noch die ausladenden Formen, die schwere Pracht der vergangenen Periode.

Eine erotisch aufgeputzte Zigeunerin unterhält sich mit der Kammerfrau Anne und dem Haushofmeister Claude. Beide haben die Würde und gutmütig-höfliche Gesetztheit von Dienstboten hochherrschaftlicher Häuser.

Claude: . . . „Kurz, unsern Grafen würde ich nicht einen wirklichen großen Herrn nennen. Er ist eben zu lange da draußen in Spanien und Ungarn gewesen."

Anne: „Aber ich wiederhole es, unsere Gräfin ist ein Engel. Zu gut für diese Welt. Sie dürfen sie nicht aufregen. Damals als ihr junger Herzog von Lauzun in (hinweisend) jenem großen Schranke versteckt war und die Liebeserklärung, die ihr Schwager, der Herzog von Choiseul, ihr hier vorm Kamin machte, überhörte, hat das arme Kind drei Nächte nicht geschlafen. Ich habe mich ernstlich um sie gebangt."

Die Zigeunerin: Betrachtet sie überrascht: „Haben wir uns nicht früher gekannt, wohnten Sie nicht an der Porte St. Antoine?"

Anne: „Aber natürlich . . . . die Babette der Mutter Lapin!"

Die Zigeunerin: „Sst! . . . Jetzt Donna Dolores Ayala Sangremonte aus Andalusien . . . . . Ihre Winke waren mir sehr erwünscht." Sie drückt

geschickt beiden eine Münze in die Hand; beide lassen diese kaltblütig ohne den geringsten Dank verschwinden.

Claude horcht nach links: „Da kommt sie aus der Messe. Gott sei Dank, ist unsere Gräfin noch fromm, ist nicht eine dieser neumodischen Atheistinnen, die Chemie treiben und Englisch lernen."

Die Tür wird von außen geöffnet, alle drei stellen sich ehrerbietig auf. Eine apfelgrüne Vernis-Martin-Sänfte wird von zwei in der silber- und rehfarbenen gräflichen Livree gekleideten Lakaien hereingetragen und herabgelassen. Die Gräfin Stainville steigt heraus; eine bildhübsche Erscheinung mit großen unschuldigen Augen. Sie begrüßt alle mit freundlichem Blick. Zu Claude: „Also bitte, den Kaffeesatz." Zu Anne, die ihr den schwarzen Taftmantel abnimmt: „Denk dir, eben traf ich die gute Dumont am Tor. Es geht den Kindern vorzüglich. Gestern haben sie sich Kastanien geröstet."

Anne, gerührt: „Die goldenen kleinen Herzchen haben sich Kastanien geröstet!!"

Claude bringt eine Tasse herein und entfernt sich. Gräfin Stainville setzt sich und wärmt sich am Kamin. Anne steht hinter ihr, die Zigeunerin versenkt sich in den Anblick des Kaffeesatzes.

Gräfin Stainville: „Nun, Donna Dolores Ayala?"

Die Zigeunerin, sinnend, geheimnisvoll: „Euere gräfliche Gnaden werden noch viele Kinder haben."

Gräfin, erschrocken: „Aber ich habe doch schon zwei!"

Anne winkt energisch ab.

Zigeunerin, schwenkt um: „Eine große Versailler Dame wird aus Eifersucht auf Euere gräfliche Gnaden schier vergehen, denn bei der nächsten Hochzeit im königlichen Hause wird die begehrenswerteste Hofstelle Euerer gräflichen Gnaden angeboten werden."

Die Gräfin hört gleichgiltig zu, und Anne schüttelt leicht den Kopf.

Die Zigeunerin: „Ich sehe einen schönen Mann in seinem Zimmer sitzen. Er starrt vor sich hin, verzehrt sich in hoffnungsloser Liebe zu Eurer gräflichen Gnaden."

Gräfin Stainville, an allen Gliedern zitternd: „Wie sieht er aus. Schildern Sie ihn genauer .... Wie kann ich sonst wissen, welchen Sie meinen."

Die Zigeunerin sieht zu Anne empor, als versuchte sie, sich der Beschreibung genau zu entsinnen. Anne gibt ihr mit den Augen erläuternde Zeichen. „Er ist schlank, hat feurige Augen, einen leidenschaftlichen Mund, am Hals eine Schmarre vom Degen eines erzürnten Gatten. Er trägt einen taubengrauen, kirschrot gestickten Rock. Auf der linken Hand erglänzt der ihm von einer Prinzessin geschenkte Rubin."

Gräfin Stainville hat während der Schilderung überglücklich bei-

stimmend vor sich hingemurmelt; erregt: „Und warum muß er in hoffnungsloser Liebe seufzen?"

Die Zigeunerin macht eine Pause, betrachtet die Tasse, aber auch Anne, welche ihr ernst und abweisend zuwinkt. „Der Kaffeesatz kann das „Warum" nicht enthüllen. Der Taubengraue murmelt vor sich hin: Nie, niemals werde ich sie in meine Arme schließen!"

Gräfin Stainville vergräbt ihr Gesichtchen in die Hände, schluchzt herzerschütternd. Dann rafft sie sich auf, nimmt ein paar Goldstücke aus ihrem Seidentäschchen: „Gehen Sie, gute Frau."

Die Zigeunerin küßt den Saum des Kleides, geht dankend und sich verbeugend rückwärts hinaus. Gräfin Stainville winkt der Anne, sie allein zu lassen. Nachdem sie sich seufzend die Augen getrocknet hat, nimmt sie ein kleines, goldgepreßtes Büchelchen und einen goldenen Bleistift; sinnt vor sich hin, schreibt dann, sich öfters verbessernd, einige Gedanken nieder. Die Spieluhr spielt eine fröhliche Chaconne und schlägt Zehn. Die Gräfin blickt auf, zählt Zehn, lächelt wehmütig, schreibt eine neue Sentenz, preßt dann, durch die Zähne atmend, ihr Herz: „Mein Dasein besteht nur noch aus der Möglichkeit, Todesqualen zu erleiden." Sie weint still vor sich hin.

Claude meldet an: „Der Herr Herzog von Lauzun wünscht Eurer gräflichen Gnaden seine Aufwartung zu machen."

Die Gräfin ordnet sich am Handspiegel rasch die Haare, pudert sich, weint dann wieder vor sich hin.

Lauzun, achtzehnjährig, bildhübsch, sehr elegant, verbeugt sich tief; ihre Tränen bemerkend, erschrocken: „Aber Gräfin!"

Gräfin, wehmütig: „Lieber Freund." . . . . .

Lauzun, besorgt: „Darf ich nicht helfen, darf ich nicht wenigstens wissen . . . ."

Gräfin, still und verzweifelt: „Nur der Tod endet mein Leid."

Lauzun, rückt den Sessel zu ihr an den Kamin. „Also erzählen Sie mir alles."

Gräfin: „Natürlich nahm mich bereits am ersten Tag Clairvals Zauber gefangen." Lauzun zuckt erschrocken beim Namen zusammen, wiegt bedenklich, aber nachsichtig den Kopf. „Wann war es doch? Ja, gleich nach Ihrer Hochzeit mit der guten Amélie. Aber damals waren Sie und ich . . . noch . . ." Lauzun lächelt dankbar und wehmütig; unwillkürlich blicken sie beide nach dem Schrank und nach der Schlafzimmertür. . . . . „Und er hatte die Marquise Bécholles. Dann, als die Marquise nach Kanada mußte, und Sie und ich auseinandergerieten . . . ." Lauzun bekräftigt höflich und gefühlvoll. „Darauf Sie mit Frau von . . . ." Lauzun verhindert durch eine vorbeugende Handbewegung eine indiskrete Namensnennung. „Da war es doch keine Sünde mehr, da stand nichts im Weg. So zog ich mein Silber und Weißes an — jenes, das bei den Contis

Ihnen so gut gefiel — und saß ganz vorn in der Loge und lächelte ihn an und schickte ihm eine rote Rose. (Exaltiert.) Von dem Tag an spielte er den Don Rodrigo, den Hippolyt, den Jason nur für mich! Was ich diese Zeit über empfunden habe! Lieber Freund, Sie können sich das nicht vorstellen!"

Lauzun, selbstbewußt: „Doch, doch."

Gräfin: „Nein, nein, denn es war nicht wie sonst. Es war das, worauf man im Leben nicht rechnen darf. Es war der Blütenrausch, es war das Märchenwunder."

Lauzun, besorgt: „Liebe Gräfin, das ist eine bedenkliche Sache." (Zartfühlend.) „Und .... wie weit .... bis wohin ...."

Gräfin, schluchzend: „Nur Blicke, Gesten, Worte, hohle Worte! Nicht ein einziges Mal — mehr!"

Lauzun steht auf, stellt sich in Positur: „Liebe Gräfin. Als Kavalier, als Mensch, als Freund habe ich die schwere Pflicht, Ihren reinsten, edelsten Gefühlen Einhalt zu gebieten. Glauben Sie es mir nur, aus dieser Herzensneigung kann nichts werden, nun und nimmermehr. Warum mußte es auch gerade Clairval sein! In ganz Paris wird keiner so beachtet oder gefeiert. Ihn zu beglücken, wäre so indiskret, als sich am Karussellplatz umarmen zu lassen. Der Vetter meines Vaters, ein ebenso weltkundiger als geistvoller Mann, sagte am Hochzeitstag seiner jungen Gemahlin: „Betrügen Sie mich, wenn es sein muß; aber, schwören Sie es mir — nie mit Prinzen und nie mit Lakaien. Wäre heute seine Heirat gewesen, hätte er hinzugefügt — noch mit Clairval. Und er war nicht beschränkt, er war taktsicher und fein."

Gräfin, seufzend: „Sie sind durch Ihre Verwandten so verwöhnt. Auch Ihre Gattin hat die entzückendsten Formen. Dagegen Graf Stainville! Sie kennen ihn ja!"

Lauzun: „Es handelt sich doch nicht um Ihren Gemahl, es handelt sich um Sie und um Clairval. Sie müssen von ihm lassen."

Gräfin: „Wollen Sie meinen Tod!?"

Lauzun, mit Brustton: „Nein, aber ein edles, reiches, harmonisches Leben. Wer wollte Ihnen Liebhaber verwehren; aber innerhalb der Gesellschaft. Sie dürfen sich nichts vergeben, Ihr Ruf steht so makellos da, Ihre Stellung ist so beneidenswert sicher, zertrümmern Sie sich nicht ruchlos Ihr Glück." (Gerührt:) „Sie sind so schön, Sie sind so jung. Hat man, wie die Marquise Béchollès, eine orkanhafte Vergangenheit und einen Enkel in der Garde, kann man sich ja auch mit Clairval einlassen; nicht Sie. Sie sind eine weiße Lilie, Sie sind ein Tautropfen unserer Welt." Er kniet vor ihr nieder und küßt ihre Hand.

Gräfin, gerührt: „Sie meinen es mit mir gut."

Lauzun, läßt den Augenblick nicht vorübergehen: „Schwören Sie,

schwören Sie, ihm zu entsagen. Schwören Sie bei allem, was uns heilig ist .... bei der ewigen Tugend."

Gräfin, hebt ihre schmalen, blassen Finger; schwach, aber bestimmt: „Ich schwöre es."

Claude, meldet an: „Der Herr Graf und Herr Clairval."

Die Gräfin und Lauzun fassen sich sofort und begrüßen die Eintretenden mit verbindlichem Lächeln.

Graf Stainville, grauhaarig, stämmig und rauh. Er und seine Gemahlin begrüßen sich höflich: „Ich habe lange nicht das Vergnügen gehabt, Sie zu sehen ... heute bereite ich Ihnen eine Überraschung. Sie wissen, meiner Fuchsstute werde ich zu schwer. Herr Clairval kam, sich nach ihr zu erkundigen. Joubert und er sind einig geworden, und da ich weiß, wie Sie sich für diesen berühmten Herrn begeistern, brachte ich ihn herauf. — Guten Tag, lieber Lauzun; Herr Clairval, Sie und die Gräfin können jetzt nach Herzenslust im Geistreichen grasen. Ich empfehle mich Ihnen."

Clairval, ein eleganter, schöner junger Mann, in taubengrauem, kirschrot besticktem Rock, hat sich mit vollendetem Anstand vor der Gräfin und dem Herzog verneigt. Der Graf verläßt das Zimmer. Lauzun fixiert beschwörend die Gräfin, läßt sie nicht aus den Augen. Sie drückt in tiefinnerlicher Gemütsbewegung ihre Hände, richtet sich dann auf, neigt den Kopf gelassen und ergeben vor dem Gast und geht auf ihr Schlafzimmer zu.

Lauzun begleitet sie, öffnet ihr mit einer Verbeugung die Tür; leise: „Großartigstes Weib der Erde! Heldin!" Dann wendet er sich zu Clairval, der leise belustigt dasteht, und geht ihm mit ausgestreckter, vorher rasch behandschuhter Hand entgegen: „Werter Herr!"

Clairval, neigt sich tief über die Hand, murmelt, von der Huld erschüttert: „Fürstliche Gnaden!"

Lauzun: „Setzen wir uns." Er reicht dem Fremden die diamantfunkelnde Tabakdose. „Sprechen wir offen miteinander, als zwei Männer von Ehre und Gemüt." Clairval verneigt sich tief. Lauzun sieht auf dem kleinen Tischchen der Gräfin ihr goldgepreßtes Büchelchen aufgeschlagen liegen; blickt neugierig hinein. „Verzeihen Sie", er blättert lächelnd, „die liebe kleine Frau!" Der Versuchung nicht widerstehend, liest er mit falschem Pathos: „In die dunkle Nacht meines Lebens leuchtet ein Sonnenstrahl, er nennt sich unerschütterliche Wallung des Herzens." (Leise verspottend:) „Wie präzis hat unsere gute Gräfin dies empfunden, wie sorgfältig zu Worte gebracht!" (Liest weiter:) „Dies jedoch ist abgrundtief: Liebestreue ist der Selbstentäußerung Apotheose."

Clairval, lächelt höflich: „Vielleicht ist La Rochefoucaulds Wort überzeugender: „In keiner Leidenschaft herrscht die Selbstsucht schrankenloser als in der Liebe."

Lauzun: „Oder das von Vauvenargues: „Das Wahngebild der Liebe ist die Treue." (Weiterlesend:) „Sie versteigt sich wieder ein klein wenig: „Der Untergrund unseres Herzens ist der Stolz der Scham."

Clairval: „Montesquieu meint: „Scham steht einem jeden, man muß sie niemals verlieren — aber gelegentlich überwinden."

Lauzun, findet, daß dies genügt; er schlägt das Buch zu, erhebt sich, stellt sich in Positur: „Also! Geschätzter Herr!"

Clairval, ist ebenfalls aufgestanden und verbeugt sich tief.

Lauzun: „Ich habe Ernstes mit Ihnen zu reden" . . . (zaudert) „Sie sind so klug, Sie wissen gewiß, worum es sich handelt." Clairval sieht fragend nach der Schlafzimmertür.

Lauzun: „Natürlich." Er steht vor Clairval an derselben Stelle wie vorhin vor der Gräfin und in derselben Haltung. „Was uns, wie jedem rechtlich Empfindenden, das Höchste und Edelste ist, steht in Frage — der Ruf einer Frau. Einer Frau, die durch ihre Reinheit und Anmut die Welt wertvoller gestaltet. Gewiß urteile ich nicht kleinlich, auch ich beuge mich vor den Geboten der edlen Empfindung. Doch hier brechen sich Wellen der Leidenschaft an ehernen Felsen." Clairval sieht etwas mißtrauisch auf. Lauzun bemerkt es, fährt vorsichtig fort. „Fern sei es von mir, auch nur von weitem an oberflächliche Unterschiede der äußeren Stellung denken zu wollen." (Stolz:) „Ich empfinde modern, ich bin ein fortschrittlich denkender Mann." Clairval ist ganz beruhigt. „Sie stehen jedoch in der großen Öffentlichkeit, vom hellsten Lichte umflossen. Eine Frau wie unsere entzückende kleine Gräfin soll gewiß nicht vom Liebesglück ausgeschlossen werden. Wer wollte das verlangen? Aber — sie darf nur im Schutze des Zwielichts ihren schönsten, ja, ich sage es ruhig, ihren heiligsten Gefühlen Ausdruck verleihen. — Herr Clairval, ich rufe Ihr Zartgefühl, Ihr Mitleid, Ihre Ehre an! Sie sind gefährlich. Lassen Sie ab, treten Sie freiwillig zurück."

Clairval, geschmeichelt: „Fürstliche Gnaden, Herr Herzog! Sie haben nicht vergeblich an die tiefsten und reinsten Quellen meines Wesens gerührt. Was Sie von mir verlangen, — und sollte ich auch daran verbluten — werde ich halten." (In bester Haltung, mit Pathos:) „Bei meinem Eid!"

Lauzun nähert sich ihm mit warmer Empfindung, reicht ihm die vorher wieder mit dem Handschuh bekleidete rechte Hand. Ergriffen drückt sie Clairval, zieht sich dann mit tiefer Verbeugung zurück und verläßt den Raum. Lauzun fächelt sich müde mit einem ausgezogenen Handschuh, öffnet das Fenster, atmet die frische Luft. „Huh . . . . das wäre erreicht, aber es ist doch recht angreifend, mit solchen Leuten zu verkehren."

(Schluß folgt.)

Rundschau

Politische Rundschau.

Von Dr. Wilhelm Herse.

Ein Wegweiser zu weltpolitischer Erkenntnis.

Es gibt wohl kein Volk, bei dem im Vergleich zu dem hohen Stand der Allgemeinbildung das Verständnis für Fragen der auswärtigen Politik so gering war wie in Deutschland vor dem Weltkrieg. Erst dieser Krieg öffnete Allen die Augen für die ungeheure Bedeutung der außenpolitischen Probleme; aber die Flut von Broschüren, die die plötzlich empfundene Bildungslücke ausfüllen sollten, bot doch nur oberflächliche und sehr einseitige Belehrung. Wer tiefer dringen wollte, sagte sich, daß er die große Politik der letzten Jahrhunderte studieren müsse, um die gegenwärtige zu verstehen. Dabei entbehrte man schmerzlich eines Führers, der aus der verwirrenden Menge von Erbfolgestreitigkeiten, Reichsteilungen, Koalitionskriegen und Diplomatenkongressen die großen fortwirkenden Tendenzen heraushob.

Als ein solcher Führer bietet sich das Buch des Straßburger Historikers Martin Spahn über „Die Großmächte" dar. (Spahn: Die Großmächte, Richtlinien ihrer Geschichte, Maßstäbe ihres Wesens. Berlin, Ullstein & Co. 1918). Die Geschichte der Großmächte als ein in sich geschlossener Vorgang ist sein Thema.

Die erste Hälfte des Buches umreißt in gedrängter Darstellung das Emporkommen der alten europäischen Mächte, vom Beginn des 16. Jahrhunderts an, bis etwa zum Berliner Kongreß von 1878. Der Schauplatz ihres Ringens ist „Inner-Europa", das Gebiet von den Pyrenäen und den Alpen bis zur Nord- und Ostsee, zum Njemen und zum Bug. Auf diesem Boden entstehen Frankreich, Österreich, Preußen; in dies Gebiet hinein drängen Dänemark, Schweden, die Türkei in ihrem vorübergehenden Aufstreben zur Großmacht; hier hinein schiebt von Osten Rußland seine Ländermasse, hier sucht der Inselstaat England durch Hannover, die Niederlande, Belgien Fuß zu fassen. Die Großmächte treiben zunächst extensive Raumwirtschaft; sie vergrößern ihr Staatsgebiet, wie und wo sie können; der Boden bedeutet für sie zunächst alles, das darauf lebende Stück Menschheit nichts. Ungemein reizvoll und lebendig zeigt der Verfasser, wie sich in dieser Hinsicht allmählich der Schwerpunkt der großen Politik verschiebt. Die Mächte stoßen im beschränkten Raum hart aufeinander, sie müssen ihren Ausdehnungstrieb in Zucht nehmen. Anstelle einer Räume fressenden tritt eine Räume wertende Staatskunst. Man erwirbt gut zu ver-

teidigende Grenzen, stößt die Verteidigung erschwerende Außenstellungen ab. Die Raumwirtschaft wird intensiv und die Verwaltung verbessert. Die Mächte treiben Bevölkerungspolitik und fordern bei Friedensschlüssen nicht mehr eine bestimmte Zahl Geviertmeilen, sondern „Seelen". Sie treiben Wirtschaftspolitik, um den Reichtum der Bevölkerung für die Machtzwecke des Staates ergiebiger auszunutzen. Endlich erkennen die Staatsmänner im Nationalbewußtsein der Völker neue Kraftwellen ihrer Politik. Noch Bismarks Reichsgründung, „der letzte und höchste Triumph der Großmacht-Politik innereuropäischen Stils", gehört in diesen Rahmen: Dafür daß das deutsche Volk zum Ausbau der preußischen Großmacht mitwirkte, bot ihm Bismark die Befriedigung seiner Einheitssehnsucht.

Der zweite Teil des Buches schildert den Übergang aus dieser Epoche festländisch-innereuropäischer Großmachtbildung zum Zeitalter der Weltmachtbildung, in dessen Anfängen wir seit etwa 1878 stehen. Allmählich waren alle Erdteile durch die abendländische Kultur befruchtet worden. Nun ging die Saat auf, Staaten nach europäischem Vorbild erwuchsen überall. Einige erwiesen sich zu echter Großmachtbildung ebenso fähig, wie die Großstaaten Inner-Europas. Die Maßstäbe änderten sich, und der ganze Erdball wurde zum Schauplatz großmächtlicher Kämpfe. Die Kennzeichnung dieser Kämpfe in Krieg und Diplomatie und die der neuen Weltmächte, einer jeden in ihrer Eigenart, möge man bei Spahn selbst nachlesen. Besonders aufschlußreich ist das Kapitel über den um 1880 beginnenden Umbau Englands, der einzigen Weltmacht der älteren Zeit, mit ihrem buntscheckigen Anhang von Kolonien zu einer modernen, weite, möglichst zusammenhängende Räume beherrschenden Weltmacht. So sind wir bereits beim Weltkrieg angelangt. Denn in dem gewaltigen Bogen, den England über Südwesteuropa und Afrika hinweg bis nach Indien schlägt, spannt sich als Sehne die Axe des deutschen Einflußgebietes Hamburg — Triest — Bagdad; an ihren Endpunkten, der Nordsee und dem persischen Golf, stoßen beide zusammen. Die englische Staatskunst erkennt mit sicherem Instinkt die deutsche Gefahr, hofft sie aber durch Einordnung des pazifistischen, nur wirschaftlichen Imperialismus treibenden Deutschland in das englische System zu beseitigen. Da greift Rußland bärenhaft in die feingesponnenen Fäden mitten hinein und führt den Krieg herbei.

Was Spahn über die gegenwärtige Weltlage, über die Schuld der deutschen Staatsmänner seit 1890 an Deutschlands Isolierung, über die lebensgefährliche Unerfahrenheit der Demokratie in der Einschätzuug außenpolitischer Notwendigkeiten sagt, darauf kann hier nicht eingegangen werden. Es hieße über den Hinweis auf ein wertvolles Buch hinaus alle die Fragen aufrollen, um die der leidenschaftliche Streit des Tages geht.

Nur noch ein kurzes Wort sei dem Kartenanhang des Werkes gewidmet. Die Karten veranschaulichen durchweg wichtige und symptomatische Erscheinungen der modernen Staatengeschichte. So die Entstehung der drei innereuropäischen Großmächte, Frankreich, Österreich, Preußen, von kleinen Kerngebieten am Rande des heiligen römischen Reiches aus. Oder am Beispiel Schwedens die Großmachtbildung um ein Meer, die Ostsee, herum. Das meiste Interesse wird die Karte der modernen Weltmächte finden. Sie versucht, mittels einer großen Zahl von Farben und Schattierungen, das Umsichgreifen der Mächte, das Sichkreuzen ihres Einflusses und den Ab-

hängigkeitsgrad der schwächeren Staaten, Schutzgebiete und Kolonien von ihnen darzustellen.

So verstärken die Karten den Eindruck des Textes. Wir haben es mit einem Werke zu tun, das mit selten anregender Kraft zwischen Vergangenheit und Gegenwart, wissenschaftlicher Erkenntnis und praktischer Politik die Verbindung herstellt. Man lernt von ihm überall, auch wenn man ihm nicht immer zustimmt.

Philosophische Rundschau.

Von Hans Brecht.

Platon und Aristoteles.

Gemeinsam ist beiden Männern das Gebiet der Philosophie, unterschiedlich aber der Geist, in dem jeder sie pflegt. Aristoteles war vornehmlich ein Analytiker der Wissenschaft — ἀναλύειν bedeutet Zergliederung des (wissenschaftlichen) Denkens —, er löste, dem Stande der Wissenschaft seiner Zeit entsprechend restlos, die Aufgabe, die psychologische Entwicklung und das Wesen der Denkgesetze zu ergründen. Abgesehen von Demokrit, dessen theoretisch entwickelter Rationalismus das erste in sich abgerundete System der griechischen Philosophie ist, das heißt, der Philosophie überhaupt, und dessen Lehre, im Gegensatz zu Aristoteles, teils ethisches, teils phantastisches Gepräge trägt, bildet das System dieses Philosophen gewissermaßen den Grundstock der gesamten positiven Philosophie. Positiv hat hier den Sinn der aus dem Wahrnehmbaren und durch eine einleuchtende und allgemein verständliche Logik gewonnenen Erkenntnis, im Gegensatz zu metaphysisch und transzendental. In psychisch-genetischem Sinne besteht allerdings ein (relatives) Korrelat beider Begriffe: als Schöpfer neuer Kategorien berührt Aristoteles unvermeidlich das Gebiet der Metaphysik, während die neugeschaffene Philosophie infolge ihrer physischen Richtung positives Gepräge trägt.

Die nüchterne, jeder Poesie bare Schilderung dieses Denkers bildet den Gegenpol zur platonischen Schilderung. Weder in den im „Organon" zusammengefaßten Schriften, noch in der „Psychologie", noch in der „Poetik" finden sich Ansätze dazu. Der Vergleich mit Comte ist einleuchtend, wenn wir, ungeachtet der sozialen Momente, die nüchterne Darlegungsweise und strenge Beweisführung des Positivisten berücksichtigen. Dem wissenschaftlichen und kulturellen Fortschritt entsprechend, mußte Comte's Philosophie eine zeitgemäßere und reifere auf Grund tausendjähriger historischer Erfahrungen sein, während Aristoteles im Zeitalter des sogenannten ersten Stadiums der Philosophie lebte und wirkte. Der Geist beider Denker ist aber relativ verwandt.

„Wenn unter Dialektik," sagt Windelband über die aristotelische Logik, „wesentlich die Ideenlehre in ihrer metaphysischen Ausbildung zu verstehen ist, so hat Aristoteles den großen Fortschritt gemacht, daß er der sachlichen Untersuchung auf allen drei Gebieten eine Unterweisung über das Wesen der Wissenschaft, eine Lehre von den Formen und Gesetzen des wissenschaftlichen Denkens vorausschickte." Dieses Wesen der Wissenschaft hat Aristoteles insofern richtig bestimmt, als es noch heute, entsprechend dem Fortschritte, im großen und ganzen in derselben Weise aufgefaßt wird. Der Geist, in dem sie jedoch gegenwärtig gepflegt wird, ist europäischer, das heißt nüchterner, sachlicher und strenger; er ist spezieller, das heißt, er berücksichtigt die Einzelwissenschaften unter dem Gesichtspunkte der exakten Forschung. Außerdem hat sich, seit dem Ausklange der Gegenwarts-

philosophie, eine Trennung zwischen letzterer und der exakten Wissenschaft vollzogen — wohl zurückzuführen auf die Indifferenz der exakten Wissenschaftler den Problemen der Philosophie gegenüber — während eine so absolute Trennung der beiden Gattungen bei den Alten nicht möglich gewesen wäre.

Der Gegensatz zwischen Platon und Aristoteles wird offenbar, wenn beide einen verwandten Stoff behandeln. In der „Verfassung von Athen" gibt Aristoteles kaum mehr als einen historischen Überblick, eine Beschreibung der athenischen Verfassung, begnügt sich also mit dem historisch Gegebenen, während Platon im „Staat" ein Ideal aufstellt, das noch bis heute nichts von seinem ethischen Werte verloren hat und dessen teilweise Verwirklichung durch das Christentum zu einer vollen werden wird, wenn eine bessere Zeit als die gegenwärtige angebrochen ist.

Was Platons Philosophie so reizvoll macht, ihr ein so vornehmes und edles Gepräge gibt, ist die Verschönerung des wissenschaftlichen Gedankens durch eine reine, künstlerisch vollendete Sprache. Die Seele des Künstlers rang in ihm mit dem Verstande des Gelehrten, und aus diesem Ringen ging seine Philosophie hervor.

Der Künstler Platon offenbart sich ganz rein im „Phaidros": hier symbolisiert er die griechische Seele, setzt der antiken Welt ein unvergleichliches Denkmal der inneren Schönheit. „Das Göttliche aber," läßt Platon den Sokrates im Gespräch mit Phaidros sagen, „ist das Schöne, Weise, Gute und was dem ähnlich ist. Hiervon also nährt sich und wächst vornehmlich das Gefieder der Seele, durch das Mißgestaltete aber, das Böse und was sonst jenem entgegengesetzt ist, schwindet es dahin und vergeht." Und über die Götter: „Viel Herrliches nun gibt es zu schauen und viele Bahnen zu begehen innerhalb des Himmels, die der seligen Götter Geschlecht durchwandert, in dem jeder das Seine verrichtet. Es folgt aber, wer jedesmal will und kann; denn Mißgunst ist verbannt aus dem göttlichen Chor." Im Geist der Antike ist das Gemälde Feuerbachs „Das Gastmahl des Platon" geschaffen, und es wird die Aufgabe eines kommenden Meisters sein, die Ideen Platons in Bildern sichtbarer Schönheit zu verewigen.

Platons Staat setzt sich aus einer Fülle nützlicher, ethischer Gedanken und vieler trefflicher Vorschläge zusammen. Selbst die (im sechsten Buche aufgestellte) Behauptung, nur ein Philosoph sei befähigt, den Staat wahrhaft vorbildlich zu regieren, sollte nicht als des Beweises entbehrend und lächerlich hingestellt werden. Im Buche der Weltgeschichte steht der Name eines Mark Aurel, und im Kaiser Julian hat Ibsen, wenn auch nur dramatisch und unvollkommen, das Bild eines gekrönten Philosophen angedeutet. Fügte es ein glücklicher Zufall der Natur, daß sich in einem Manne der Herrscherwille eines Cäsar mit der Weisheit eines Platon paarten, dann wäre die Möglichkeit der Realisierung der platonischen Staatsidee gegeben. Da aber ein solches Genie nicht herangezüchtet werden kann, so muß, wie gesagt, sein Erscheinen dem Zufall überlassen bleiben, und diejenigen gelten einstweilen als die Berufenen in den Geschäften des Staates, so die Gerechtigkeit, oder Ungerechtigkeit, dazu ausersehen hat, und von denen die Besten bisweilen ganz gute Dilettanten der Philosophie sind.

Beim Studium der „Gesetze" fällt bei den einleitenden Gesprächen ein Lehrsatz besonders auf, zumal seine Tendenz als Analogon auf die Gegenwart erscheint: „Man kann nie und nimmermehr ein tüchtiger Politiker werden, wenn man ausschließlich und zu allererst nur auf die Kriegsverhältnisse nach außen sieht, — und ebensowenig ein wackerer Gesetzgeber, wenn

man nicht bei den gesetzlichen Bestimmungen für den Krieg sich den Frieden zum Zwecke macht, — viel eher, als daß bei den Bestimmungen für den Frieden der Zweck im Kriege liegt." —

Die Lektüre der Schriften Platons bietet für uns in reichem Maße geistige Anregung. Der hohe Gehalt an sittlichen Gedanken wirkt erzieherisch für den werdenden Mann, und wer empfänglich für gute (moralische) Lehren ist, wird, dem Wunsche des Meisters gemäß, sich rein vor den Versuchungen der Sinne zu halten wissen. Alsdann sind die Vorbedingungen für einen idealen Menschen und Bürger gegeben. Der Egoismus unterliegt, von der Gerechtigkeit in den Staub getreten, und gleichermaßen das Böse durch das Gute.

Summarisch betrachtet, liegt der Unterschied zwischen Platon und Aristoteles ganz klar zutage: Aristoteles ein Philosoph der Tatsachen und des Gegebenen, ein Baumeister nutzbarer Werte; Platon ein Künstler-Philosoph und Idealist, begabt mit jenem Seherblick, der den Schleier der Zukunft durchdringt und irgendwo ein glückliches Land erspäht.

Rundschau der Kriegsliteratur XXXIV.

Von Dr. jur. Kurt Ed. Imberg.

Das Märzheft der „Süddeutschen Monatshefte" hat einen sehr interessanten Aufsatz von Freiherr von Bodenhausen-Degener über „Gemeinwirtschaft" gebracht, auf den wir unsere Leser besonders aufmerksam machen wollen, obgleich wir sonst auf die in anderen Zeitschriften veröffentlichten Aufsätze nicht eingehen können. Der Verfasser wendet sich in dieser Arbeit insbesondere gegen die unter dem Titel „Deutsche Gemeinwirtschaft" erschienene Schrift von Moellendorf. Unter „Gemeinwirtschaft" versteht Bodenhausen „eine im Interesse der Gesamtheit erfolgende Beaufsichtigung und gegebenenfalls Regelung der wirtschaftlichen Vorgänge innerhalb eines geschlossenen Wirtschaftsgebietes". Er warnt vor allem vor einer „staatlichen Verbeamtung" unserer Industrie und unseres Handels; nichts sei hier mehr zu vermeiden als eine „Mestizenpolitik". Der Verfasser betont mit Recht, daß gewisse Neuerungen in unserer Wirtschaft, die sich während des Krieges als erforderlich erwiesen haben, auch nach der Rückkehr zu friedlichen Verhältnissen werden beibehalten werden müssen. „Wollten wir aber darin soweit gehen, den Individualismus aus der wirtschaftlichen Betätigungsform des nationalen Lebens zu vertreiben und ihn durch ein System von Beamtungen zu ersetzen, so werden wir aus Deutschland einen geistigen Totenacker schaffen, in dem es schlechterdings nichts mehr gibt als Mechanik, Disziplin und Organisation". Dies müsse jedoch unter allen Umständen vermieden werden; denn das neue Deutschland brauche nach dem Kriege mehr als je zuvor „das unabhängige, repräsentative und konsequente Individuum", und darum bezeichnet Bodenhausen „jede Verbeamtung unseres Wirtschaftslebens" — wenn auch vielleicht mit etwas krassen Worten, so doch dem Sinne nach mit vollkommenem Recht — als „eine, wenn auch von höchster Ideologie getragene, so doch vollkommen unsittliche Forderuug". —

Erst vor wenigen Wochen nahmen wir Gelegenheit, unseren Lesern einen neuen Band der Sammlung „der Wirtschaftskrieg" anzuzeigen, die vom kgl. Institut für Seeverkehr und Weltwirtschaft an der Universität Kiel im Verlage von Gustav Fischer (Jena) herausgegeben wird. Um so erfreulicher

ist es, daß wir bereits heute wieder in der Lage sind, auf einen weiteren, soeben erschienenen Band aufmerksam machen zu können. Dieser „Rußland" behandelnde Band, den Adolf von Vogel bearbeitet hat, ist um so wichtiger und willkommener, als es bei unseren großen wirtschaftlichen Interessen zu unserem östlichen Nachbarn dringend geboten ist, über das Geschehene und während der Kriegszeit jenseits der russischen Grenze Gewordene, soweit es wirtschaftlich von Bedeutung ist, verläßlich unterrichtet zu werden. Dieser Forderung kommt die Vogel'sche Arbeit in zusammenfassender Darstellung entgegen, die sich vornehmlich auf das russische Quellenmaterial des Instituts für Seeverkehr und Weltwirtschaft stützt und sich in erster Linie auf amtlichen Veröffentlichungen des russischen Handels-, Finanz- und Justizministeriums aufbaut. Der erste Teil des Buches behandelt die Maßnahmen und Bestrebungen in Rußland zur Bekämpfung des deutschen Handels und zur Schädigung deutscher Vermögensinteressen. Der bisher nur zum geringen Teile bekannt gewordene, recht umfangreiche Stoff wird in systematischer, abgerundeter Darstellung der Öffentlichkeit übermittelt, und — in dankenswerter Weise — wird auch die Vorgeschichte der einzelnen Maßnahmen kurz beleuchtet und auf die Verhältnisse in Rußland vor dem Kriege zurückgegriffen, wodurch die Darstellung an Klarheit und leichterem Verständnis sehr gewinnt. Neben der getreuen Wiedergabe aller russischen Verordnungen und Maßnahmen wird auf die Schilderung ihrer praktischen Handhabung und Ausführung besonderer Wert gelegt. — Der zweite Teil widmet sich der Beschreibung der wirtschaftlichen Entwicklung Rußlands während des Krieges und insbesondere der Darstellung aller jener Erscheinungen im russischen Wirtschaftsleben, die als Förderung des letzteren in Anspruch genommen werden können. —

Von den Einzelheiten der großen Ereignisse in Rußland im letzten Jahre erzählen die Tagebuchblätter des Rigaer Arztes Dr. Wilhelm Lieven, die unter dem Titel „Das rote Rußland" im Verlag von August Scherl in Berlin erschienen sind. Die Aufzeichnungen Lievens reichen von der Absetzung des Zaren an bis zu dem glorreichen Tage, da die Revolutionäre in die alte deutsche Stadt Riga einzogen. Das Buch ist fesselnd geschrieben und mit 16 zum Teil recht netten Abbildungen geschmückt. —

Ein außerordentlich interessantes und lesenswertes Buch ist bei der Manz'schen k. u. k. Hof-, Verlags- und Universitätsbuchhandlung in Wien erschienen, das unsere Leser sicherlich besonders interessieren dürfte: „Die südslawische Frage und der Weltkrieg" von L. v. Südland. Auf Grund genauer Kenntnis von Land und Leuten, Literatur und politischen Bestrebungen gibt der Verfasser in diesem Buche eine klare, übersichtliche Darstellung des gesamten Problems, das für unsere österreichisch-ungarischen Bundesbrüder sowohl als auch für uns größte Bedeutung hat, da es allmählich zu einer der schwerwiegendsten Fragen der Weltpolitik geworden ist. Um so erstaunlicher ist es, daß bisher eine gründliche und ausführliche Behandlung dieses Problems in der deutschsprachlichen Literatur fehlte, und daß derjenige, der sich mit diesen Fragen beschäftigen wollte, in den meisten Fällen lediglich auf das von gewissen Tendenzen keineswegs freie Buch des Engländers Seton Watson angewiesen war. Diese bedauerliche Lücke auszufüllen, ist der Zweck und die Absicht des Südland'schen Buches. Der Verfasser hat sich sichtlich bemüht, alle diese schwierigen Fragen, die sich zu dem südslawischen Problem zusammenfassen lassen, **sine ira et studio** zu behandeln, zu loben, was

ihm richtig erschien, und zu tadeln, was tadelnswert war, und wenn wir auch nicht in allen Einzelheiten den Ausführungen des Verfassers beizupflichten vermögen, so können wir doch mit gutem Gewissen das Buch von Südland aufs Wärmste empfehlen.

„Die Verteidigung Wiens im Jahre 1683" behandelt das 15. Heft der im Schulwissenschaftlichen Verlage A. Haase (Leipzig-Wien) erscheinenden Sammlung „Aus Österreichs Vergangenheit". Das von Prof. Dr. Benno Imendörffer herausgegebene Bändchen gibt, abgesehen von einer kurzen belehrenden geschichtlichen Einleitung, eine Auswahl interessanter Zeugnisse aus jenen Tagen, die die kriegerischen Ereignisse schildern und mannigfache Bilder aus dem Leben in Wien während der bangen Wochen der Belagerung wiedergeben.

Im Anschluß hieran sei kurz erwähnt, daß von der Sammlung „Ruhmestage der österreichisch-ungarischen Wehrmacht 1914/17", die vom k. u. k. Kriegsarchiv im Manz'schen Verlag (Wien) herausgegeben und von Oberst Alois Veltzé redigiert wird, das 3. Heft erschienen ist, das die Kämpfe der österreichisch-ungarischen Truppen in Rußland, Serbien und Italien schildert. —

„Irland und die irische Frage" behandelt eine neue Arbeit des Münchener Universitätsprofessors und Direktors der dortigen Handelshochschule Dr. M. J. Bonn, die im Verlage von Duncker & Humblot in München erschienen ist. Der Verfasser beschäftigt sich nach drei einleitenden Kapiteln über das Land, seine Besiedlung und seine beiden Völker hauptsächlich mit den wirtschaftlichen Verhältnissen Irlands, wobei er nebenbei gleichzeitig einen kurzen geschichtlichen Überblick über die irische Frage gibt, da diese ja in engstem Zusammenhange steht mit der Entwicklung der wirtschaftlichen Verhältnisse. In äußerst interessanter Weise schildert Bonn das Wirtschaftsleben auf der grünen Insel, die irische Gutswirtschaft, Agrarrevolution in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, die in vielen Beziehungen ungerechte, unwirksame und unvollständige Rentengesetzgebung und die 1903 und 1909 erlassenen Gesetze, die die Schaffung eines Bauernstandes herbeiführen sollten. Diese Agrareform ist — wie Bonn ausführt — geglückt, wenn sie heute auch noch keineswegs abgeschlossen ist; die Zahl der Agrarverbrechen ist im Rückgang begriffen, die Sparkasseneinlagen und Bankeinlagen der Bauern steigen, die Bevölkerung ist konsumkräftiger geworden, und die Besserung in den vorher recht dürftigen Wohnungsverhältnissen „beweist deutlicher als alles andere den sozialen Aufschwung des irischen Volkes." Dieser Aufschwung in der Lebenshaltung des irischen Farmers ist nicht das Ergebnis seiner eigenen Anstrengungen, sondern eine Folge der vermehrten staatlichen Zuwendungen, der gestiegenen Preise für landwirtschaftliche Produkte aller Art und der Rentenkürzungen infolge der Gerichtsrenten und der Zinskürzungen infolge der Kaufgesetze. Ein Erfolg, der von der Agrareform erwartet worden war, ist allerdings nicht eingetroffen: die Abnahme der Auswanderung; denn „die Auswanderung schwankt, aber sie sinkt nicht." — In den letzten drei Kapiteln wendet sich der Verfasser den politischen Fragen zu, dem Home Rule, der Ulster-Frage und der Möglichkeit einer Wiedergeburt Irlands. Die irische Frage taucht immer wieder auf, immer akuter wird das Problem, das zu lösen den englischen Staatsmännern bisher nicht gelungen ist und das zu lösen ihnen vielleicht niemals gelingen wird, und immer schwieriger und ernster wird für die englische Regierung die Lage in Irland. Die Zukunft wird ent-

scheiden, ob die englische Mißwirtschaft auf der grünen Insel weiterbestehen soll, oder ob auch Irland durch diesen Weltkrieg von dem Joche seines Zwingherrn befreit werden wird.

*

Zur belgischen Frage sind neuerdings zwei ausgezeichnete Bücher aus der Feder des Heidelberger Historikers Prof. Dr. Karl Hampe erschienen, die beide wertvolle Beiträge zur belgischen Geschichte liefern und keineswegs unter die Rubrik der gewöhnlichen, alltäglichen Kriegsliteratur fallen, sondern einen wissenschaftlichen Wert besitzen, der weit den der meisten in der letzten Zeit erschienenen Bücher über Belgien übersteigt. In der ersten Arbeit, die bei Friedrich Andreas Perthes in Gotha verlegt ist und den Titel „Belgien und Holland vor dem Weltkriege" führt, gibt Hampe eine Darstellung der politischen, militärischen und wirtschaftlichen Beziehungen und Annäherungsbestrebungen zwischen den beiden Nachbarländern in den letzten Jahrzehnten. In klarer Weise werden hier u. a. die Fragen einer Zollunion zwischen Holland und Belgien, der Scheldedurchfahrt, der Vlissingenbefestigung behandelt, sowie die großniederländischen Kulturideale dargelegt, alles Fragen, die weit über den Rahmen der belgischen, bezw. holländischen Politik hinausgehen und von größtem Interesse und nicht zu unterschätzender Bedeutung auch für Deutschland und seine Politik sind.

Das zweite Buch Hampe's ist bei der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart erschienen. Es betitelt sich „das belgische Bollwerk". Dieses Werk des Verfassers ist unserer Ansicht nach noch wertvoller als das erstgenannte. Es bietet eine aktenmäßige Darlegung über die Barrierestellung, über die Neutralität und Festungspolitik Belgiens. Hampe kommt in vielen Punkten auf Grund seiner eingehenden Archivstudien zu ganz anderen Ergebnissen als die Schriftsteller, die früher über dieses wichtige Thema geschrieben haben, wie z. B. Ehlers, dessen Schrift wir vor etwa 2 Jahren an dieser Stelle besprochen haben. Eine besonders wertvolle Fundgrube für Hampe waren die Berichte des preußischen Gesandten v. Bülow, die ihm im Preußischen Staatsarchiv zugänglich waren, und die besser als alle sonstigen Quellen den Gang der Verhandlungen über die belgische Frage in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts und die in ihnen zu Tage tretenden Meinungen und Absichten der Mächte widerspiegeln. Der Verfasser gibt als Zweck seiner Arbeit an, „die allgemeinen Vorbedingungen für wahrhafte Neutralisierung eines Kleinstaates von der besonderen Lage Belgiens zu ermitteln", und zu zeigen, „daß diese nur in ganz bestimmt gearteten Weltverhältnissen erfüllt werden". Er weist nach „daß die Neutralisierung von 1831 nach dem Willen der maßgebenden vier Großmächte eine „moralische Barriere" gegen französische Ausdehnungs- und Eroberungsgelüste darstellen sollte, daß aber diese „moralische Barriere" allein keineswegs als genügend erachtet wurde", sondern daß die Mächte sich als eine notwendige Ergänzung dieser „moralischen Barriere" einen Einfluß auf das belgische Verteidigungssystem bewahren zu müssen glaubten, einen Einfluß, der in den dreißiger Jahren — wie das Hampe im Gegensatz zu anderen Forschern nachweist — auch weiterhin wenigstens von den drei Ostmächten, Preußen, Österreich-Ungarn und Rußland behauptet wurde, die eine selbständige Abänderung des in den Verträgen festgelegten Verteidigungssystems durch den belgischen Staat als unstatthaft erklärten.

Seinen gründlichen Darlegungen über das Barrieresystem hat Hampe

einen interessanten und lehrreichen Exkurs über die Garantie der Unverletzlichkeit des belgischen Gebietes sowie einen Anhang beigefügt, der in 26 Nummern zahlreiche wertvolle, zum Teil noch unveröffentlichte oder schwer zugängliche Aktenstücke enthält. Nicht unerwähnt soll schließlich bleiben, daß der Verlag, der dieses Werk Hampe's in seine „Politische Bücherei" aufgenommen hat, dem Buche eine tadellose Ausstattung hat angedeihen lassen, aus der nur der einfache, aber geschmackvolle Einband hervorgehoben werden soll. —

Literarische Rundschau.

Von Prof. Dr Heinrich Brömse.

Mit Arno Holz fing es an. Die Verse gingen oder tänzelten nicht mehr im gleichen Schritt nebeneinander. Sie machten sich vom gewohnten Zügel frei und trabten in eigener Gangart einher; der eine machte weite Sprünge, der andere begnügte sich mit einem kurzen Ruck, und jeder hatte seinen eigenwilligen Rhythmus. Auch diese Neuerung wie so vieles in der heutigen Dichtung war nur eine Erneuerung alter Kunst mit neuen Mitteln. Klopstocks Odenstil, Goethes freie Rhythmen, Jean Pauls Streckverse, Heines Nordseebilder hätten Vorbilder sein können. Aber die Entwicklungslinie der freirhythmischen deutschen Verskunst war unterbrochen; theoretische Überlegungen und ausländische Muster, besonders der Amerikaner Walt Whitman, waren in erster Linie wirksam. Eine Weiterentwicklung zeigt sich vor allem in folgenden Punkten. Mit dem freien Rhythmus verbindet sich der Reim, nicht in geregelter Anordnung, sondern wie jener frei und mehr als gelegentlicher Schmuck des Versschlusses oder auch des Versinnern. Vor allem Max Dauthendey ist hier als Führer zu nennen, als Muster- und Meisterwerk in seiner Art „Die geflügelte Erde. Ein Lied der Liebe und der Wunder um sieben Meere". Andrerseits greift die Auflösung des Rhythmus von der Strophe auf den einzelnen Vers über. Die Stellung der Hebungen und Senkungen wird fast gleichgültig; hart und scharfkantig erscheint der Vers; Wucht gilt mehr als Leichtigkeit. Schon bei Dehmel deutet sich dieser Zug an, bei Lissauer wird er Brauch und Kennzeichen. Endlich tritt ergänzend zu der Schwere des Rhythmus die Schwere des sprachlichen Stils. Wer etwas auf seinen guten Ruf als Lyriker hält, meidet den süßen Wohllaut, der einst aus der Saiten Gold geweckt wurde; oder wenn er ihn nicht ganz meiden kann, so unterbricht er ihn durch harte Geräusche, durch ganz prosaische Wendungen, wie sie schon gelegentlich bei Whitman auftauchen. Wie Victor Hugo im Drama das Erhabene und das Derb-Komische vereinigen wollte, so sehen wir in der neuen Lyrik Verzückung und Nüchternheit in wunderlichem Bunde. Als ein Hauptvertreter ist hier Franz Werfel zu nennen.

Auch der neue Stil ist in den Händen guter Meister ein brauchbares Werkzeug zu künstlerischer Gestaltung, in den Händen der vielen Unberufenen ein bequemes Mittel zur Bemäntelung ihrer Unfähigkeit geworden. Die Kriegsdichtung, soweit sie nicht volkstümlich liedhaft sein will, wird durchweg von diesem Stil beherrscht. Als Reinzüchtung zeigt er sich bei Josef Winckler, der in einer Richtung sogar noch einen Schritt weiter geht: er streut gelegentlich zwischen die Verse ausgesprochene Prosa, zwischen Ausbrüche heiligen Wahnsinns zeitungsmäßige Schlachtberichte mit Zahlen, Zeitangaben, technischen Einzelheiten. Er hat in jedem Jahr des Weltkrieges einen Gedichtband veröffentlicht, als neuesten „Ozean. Des

deutschen Volkes Meergesang" *). Traumkühne Taten und schicksalschwere Ereignisse ziehen wieder an unsern Augen vorbei von der verwegenen Ausfahrt der Schiffe „Goeben" und „Breslau" aus Messinas Hafen über Kreuzer- und U-Bootstaten zur Schlacht am Skagerrak. Eine mit höchster Spannkraft erfüllte Sprache sucht der Größe des Geschehens und der Erhabenheit des Schauplatzes nahezukommen. Wie brandende Wogen an zerklüfteten Felsen rollt und schäumt und tobt die Flut dieser Verse. Hin und wieder beruhigt sie sich zu feierlichem Rauschen, aber überwiegend herrscht Sturm, Leidenschaft, Wildheit, aller Regeln und Formen spottend. Wer diese Gesänge einsam für sich liest, wird sie nicht immer als Musik empfinden, auch wenn er die selbstverständliche Forderung erfüllt, Verse laut zu lesen. Ein Rhapsode müßte sie vor versammeltem Volk vortragen und durch die Kunst des Vortrags über manche holperige Stelle hinweghelfen. Als Übelstand kommt namentlich bei den längeren, zum Teil sehr ausgedehnten Gedichten hinzu, daß der Inhalt wesentlich Beschreibung, Ausmalung von Zuständen ist. Eindrucksvoller wirkt Winckler da, wo er sich knapper zu fassen, ein Bild, eine Stimmung fester zu umgrenzen versteht. Wo dies gelungen ist, sind Dichtungen von einer Wucht und Anschaulichkeit entstanden, wie man sie in der heutigen Kriegslyrik sonst selten findet.

Auch Max Barthel **) gehört zum Orden des neuen Versstils, auch er erscheint oft kraftgenialisch. Aber zugleich zeigt sich eine Unterströmung andrer Art; durch wilde Strudel schimmert es rein und ruhevoll. Nicht nur in der Form überrascht gelegentlich Ebenmaß und Wohllaut, auch im Gehalt offenbart sich inmitten des Schlachtenlärms eine bis zur Mystik gesteigerte Versonnenheit. Die Lieder, in denen sich brüderliches Empfinden für Freund und Feind ausspricht, in denen von Heimkehr und Liebe und vom kommenden Reich des Friedens gesungen wird, sind die schönsten der Sammlung. Dieser Dichter des Krieges erscheint wie einer, der vom Schicksal an einen seinem innersten Wesen nicht gemäßen Platz gestellt worden ist, der sich zwar mannhaft mit seinem Los abfindet, aber mit seinem tiefsten Gefühl in einer anderen Welt lebt. Seine Gedichte sind ergreifend im Persönlichen, oft wenig klar in der Auffassung und Aussprache des Allgemeinen. Etwas Unausgeglichenes spricht aus ihnen auch in der sprachlichen Form, aber doch sei dies Werk einer aus dem Volk aufsteigenden Kunst mit seiner ursprünglichen, gefühlsechten Art herzlich willkommen geheißen.

Wie sehr sich diese beiden Dichter durch Kraft und Eigenart aus der Menge emporheben, gewahrt man recht, wenn man sich dann landläufiger Kriegslyrik zuwendet, etwa der im fünften Tausend vorliegenden Sammlung „Der Deutschnationalen Kriegslieder", herausgegeben von Ernst Krauß *). Außer den Beiträgen von Gorch Fock muß man Gesinnung für Kunst in Kauf nehmen. Der Herausgeber selbst erscheint bedeutender in eigenen, durchweg aufs Friedliche gestimmten Gedichten, „Schatten und Licht" **). Einige Liebeslieder in diesem Buche haben guten Klang, man spürt Kunstverstand und Naturgefühl, doch überwiegt auch hier der Eindruck des Matten und Gemachten.

Die Bedeutung eines Sammelwerkes von Heinrich Brühl, der zahlreiche Proben flämischer Lieder-

*) Jena, 1917, Eugen Diederichs.
**) Freiheit! Neue Gedichte aus dem Kriege. Jena, Eugen Diederichs.

*) Hamburg, Deutschnationale Buchhandlung.
**) Weimar, Wolf von Kornatzki.

dichtung*) alter und neuer Zeit in deutschen Nachbildungen bietet, geht über das Literarische hinaus: es ist geeignet, uns eine lebendige Anschauung von dem stammverwandten flämischen Volkstum zu geben, wie es sich in seinen Liedern ausprägt. Nicht nur an der Art des Übersetzers, der so vielen Verfassern gerecht zu werden sucht, liegt es, sondern auch an dem Inhalt der Werke selbst, daß die Unterschiede weit zurücktreten hinter ihrer Gemeinsamkeit. Gemeinsam ist den meisten ein doppelter Zusammenhang mit dem Volksempfinden. Einerseits sind sie volkstümlich im Gedanken und im Ausdruck des Gedankens; ein Gegensatz der Persönlichkeit zur Menge, wie ihn die moderne Lyrik anderer Kulturvölker in der Weltanschauung und im Stil so mannigfach aufweist, ist kaum zu spüren. Andrerseits bildet auch den besonderen Inhalt des Denkens und Fühlens immer wieder das eigene Volk mit seinem Wohl und Wehe, seiner Art und Sitte, seiner Religion, seinem Kampf um Freiheit und Selbständigkeit. Auffallend groß ist die Zahl der Geistlichen unter den flämischen Dichtern; obenan steht Guido Gezelle. Ein tragisches Verhängnis für das Flamentum ist es, daß sich mehrere besonders hervorragende Dichter flämischer Abkunft, wie Maeterlinck und Verhaeren, von der heimischen Art abwandten und „um Galliens Pindus irrten". Der Herausgeber hat seinen Nachdichtungen, die durchweg geschmackvoll sind, ohne die Höhe der Kunst zu erklimmen, eine lesenswerte Einführung in die flämische Dichtung vorausgeschickt, auch bei den einzelnen Verfassern lebensgeschichtliche Angaben gemacht. Das Werk, eine Kundgebung der Deutsch-Flämischen Gesellschaft, trägt in würdiger Weise dazu bei, Teilnahme für die Ziele dieser Gesellschaft zu wecken und das geistige Band zwischen Deutschtum und Flamentum fester zu knüpfen.

*) Flämische Liederdichtung alter und neuer Zeit. Eine Auswahl in deutschen Nachbildungen von Heinrich Brühl. Herausgegeben von der Deutsch-Flämischen Gesellschaft. M. Gladbach, Volksvereins-Verlag.

*

Die Goetheforschung ist so ins Unermessene gewachsen, daß eine übersichtliche Zusammenfassung schon lange erwünscht ist. Als einen sehr glücklichen Griff darf man daher das Unternehmen von Julius Zeitler begrüßen, der in Verbindung mit einer großen Zahl von Kennern und Kennerinnen ein „Goethe-Handbuch" *) veröffentlicht. Zwei starke Bände liegen bisher vor, die in alphabetischer Anordnung 1530 Stichworte (von Aachen bis Mythologie) umfassen. In den Beiträgen dieses Werkes, bald kurzen Auskünften, bald eingehenden Abhandlungen, spiegelt sich auf Grund der gesamten Forschung der ganze Reichtum von Goethes Leben, Denken und Schaffen wider. Seine Werke werden erläutert, alle lebensgeschichtlichen Beziehungen können leicht überblickt werden, seine eigenen sowohl wie diejenigen der Persönlichkeiten, zu denen er „in hervorragendem Maße" in Beziehung gestanden hat, Ereignisse und Zeitverhältnisse, die ihn berührten, Gegenstände der Wissenschaft und Kunst, der Natur und Kultur, die zu seinem Lebenskreise gehörten. Zu allen „Goethestätten", in weitem Sinne genommen, werden wir geführt; seine Weltanschauung wird beleuchtet, sein Charakterbild von verschiedenen, sich ergänzenden Gesichtspunkten dargestellt. Einem solchen Werk drohte die Gefahr, sich zu einem allgemeinen Konversationslexikon auszuwachsen; sie ist glücklich vermieden worden; überall ist die Beziehung zum Mittelpunkt gewahrt, so weit sich auch die Ausstrahlungen erstrecken mögen.

*) Stuttgart, J. B. Metzlersche Buchhandlung.

Die Organisationskunst des Herausgebers ist hoch zu rühmen. Der Anteil der Mitarbeiter, die alle Anerkennenswertes geleistet haben, kann hier nur in einigen Beispielen berührt werden. Jahrelanges Bemühen, das schon geraume Zeit vor dem Kriege an der Arbeit war, hat das Werk geschaffen. Auch noch durch den verstorbenen vielseitigen Forscher Richard M. Meyer ist es gefördert worden. Knapp und gut schildert Frau Mentzel den Frankfurter Familien- und Freundeskreis, Frau Merker den von Weimar. Als ein ausgezeichneter Führer zu allen Goethestätten erweist sich von Grävenitz. Moog, der Merckforscher Bräuning-Oktavio und andere unterrichten zuverlässig über Dichter und Schriftsteller, die eine Rolle in Goethes Leben spielen. Besonders umfassend, wenn auch mit ungleichmäßiger Raumverteilung, sind Goethes Werke behandelt worden. Der Herausgeber Zeitler, der auch über viele lebensgeschichtliche Einzelheiten klare Auskunft gibt, behandelt u. a. die Jugendwerke und Goethes Schriften über sein eigenes Leben, Eugen Wolff reichlich breit fast jedes Gedicht von einiger Wichtigkeit, Robert Riemann feinsinnig, zum Teil etwas knapp mehrere der Hauptwerke aus der Reifezeit, Pniower, aus dem Vollen schöpfend und reiche Belehrung spendend, die Faustdichtung im ganzen sowie alle erklärungsbedürftigen Stellen des Werkes, Bieber bespricht allgemeine ästhetische Fragen und Goethes Verhältnis zum klassischen Altertum, von der Leyen kenntnisreich, aber kaum eingehend genug das wichtige Gebiet der Sprache, Doebber und Kroeber bearbeiten mit Sachverständnis das kunstgeschichtliche Feld, Leitmeier und Wilhelm Schmidt die Naturwissenschaften, Sachs spricht über Fragen der Musik. Am schwierigsten war in solchem lexikalischen Werk die Weltanschauung Goethes darzustellen: Schrempf behandelt das religiöse, Elisabeth Rotten (mit anderen) das philosophische Gebiet. Die Fragen der Philosophie sind im ganzen zu kurz weggekommen, weisen auch manche Lücken auf. Ausführlicher wird von religiösen Dingen gesprochen, aber die Ausführlichkeit schießt hier manchmal über das Ziel, das sonst mit Recht dem Unternehmen gesteckt ist: nicht nur tatsächliche Angaben werden gemacht, sondern auch, ausgesprochen oder durch den Ton der Darstellung angedeutet, Beurteilungen eingemischt, die mir nicht frei von Einseitigkeit zu sein scheinen. Nur einige der Mitarbeiter wurden hier genannt, noch viel Verdienst ist übrig. Aus jeder Seite kann man Belehrung und Anregung schöpfen. Daß nicht alles gleich gut gelungen, nicht alles gleichmäßig bearbeitet ist, liegt auf der Hand. Spätere Auflagen mögen ausgleichend eingreifen. Ungleichmäßig sind zum Beispiel die Literaturangaben; teilweise sind sie gar zu spärlich. Der eine mag im Text noch dies, der andere jenes vermissen; in größerer Vollständigkeit könnten etwa die in „Dichtung und Wahrheit" vorkommenden Namen berücksichtigt werden; im ganzen ist das Unternehmen ein wohlgelungener Wurf, ein Werk, ohne das die Goetheforscher und die Goetheliebhaber künftig einfach nicht mehr auskommen können, das noch ergänzungs- und besserungsfähig ist, aber auch in der vorliegenden Gestalt weiteste Verbreitung verdient. Fraglos würde es durch ein Generalregister (mit zweckmäßigen Verweisungen), das vielleicht dem dritten Bande beigegeben werden soll, an Brauchbarkeit sehr gewinnen.

Mehr nur gelegentlich und beispielsweise ist hier ein Gebiet behandelt worden: Goethes Wortgebrauch. Ein paar Ausdrücke, die besondere Bedeutung für ihn haben, werden wohl erörtert, so Aperçu, Behagen, Begriff und Idee, Bildung, Epoche, gegenständlich, heiter, Klassiker und Roman-

tiker. Den ganzen Wortschatz Goethes übersichtlich auszubreiten, auch nur mit einiger Vollständigkeit die für sein Denken und Dichten besonders kennzeichnenden Ausdrücke, dazu gehörte freilich ein Werk für sich, das lang ersehnte Goethe-Wörterbuch. Möchten doch die Vorarbeiten, die dazu in Einzelwerken vorliegen, bald ausgebaut und zusammengefaßt, möchte das von der Berliner Akademie auf Tausenden von Zetteln gesammelte Material zur Sprache des jungen Goethe bearbeitet und aus dem Verborgenen ans Licht geführt werden!

Emil Pirchan hat ein Faust-Brevier*) zusammengestellt und selbst geschmackvoll ausgestattet. Er gliedert das Werk in zwei Abteilungen: die allgemein bedeutungsvollen „Wahrheiten und Weisheiten" und die „Geflügelten Worte". Auch der Urfaust und die Paralipomena sind für diese Auswahl herangezogen worden. Bei manchen Worten kann es zweifelhaft sein, in welcher Abteilung sie zu suchen sind. Das sorgfältige Inhaltsverzeichnis ist daher doppelt willkommen. Im ganzen sind 614 Aussprüche mit genauer Stellenangabe aufgeführt. Trotz dieser Fülle ließe sich die Sammlung in beiden Abteilungen noch leicht vermehren, so etwa um folgende Stellen: Teil I, Vers 512: Du gleichst dem Geist, den du begreifst. I, 2923: Freud' muß Leid, Leid muß Freude haben. I, 2949: Das ist des Landes nicht der Brauch. I, 3534: Du übersinnlicher, sinnlicher Freier. II, 8754—57: Alt ist das Wort, doch bleibet hoch und wahr der Sinn, Daß Scham und Schönheit nie zusammen, Hand in Hand, Den Weg verfolgen über der Erde grünen Pfad. Tief eingewurzelt wohnt in beiden alter Haß. II, 11300—03: Ihr glücklichen Augen, Was je ihr gesehn, Es sei, wie es wolle, Es war doch so schön! II, 11 595: Vorbei! ein dummes Wort. — Im ganzen ist die mittlere Linie zwischen dem Zuwenig und Zuviel glücklich innegehalten. Oskar Walzel hat gehaltvolle Begleitworte beigegeben, die in den beherzigenswerten Wunsch ausklingen, es möge der Arbeit schönstes Ergebnis sein, daß Goethes ganzer Faust künftig von Laien und Forschern mehr gelesen werde, als es jetzt gemeinhin geschehe.

*) Berlin — Leipzig — Wien — Stuttgart, Deutsches Verlagshaus, Bong & Co.

Mehr in entgegengesetzte Richtung führt eine Schrift von Otto Gehler, „Die Rätsel in Goethes Faust" *). Er entwickelt als Grundgedanken der Dichtung, was Goethe selbst in einem Gespräch mit Eckermann als „erklärenden, guten Gedanken" ausgesprochen hat: „daß ein aus schweren Verirrungen immerfort zum Besseren aufstrebender Mensch zu erlösen sei." Um das ganze Werk an einem Abend als einheitliche Aufführung zu bieten, streicht Gehler alles, was nicht unbedingt zur Verkörperung dieses Gedankens gehört, darunter viel Herrliches und Vertrautes. Als bühnentechnischen Vorschlag mag man die Ausführungen gelten lassen; neben solchen zusammengezogenen Vorstellungen wird es hoffentlich immer andre geben, in denen der sonstige Reichtum der Dichtung bewahrt bleibt. Die Lehre Zoroasters, auf die der Verfasser zurückgreift, hätte nicht so nachdrücklich herangezogen zu werden brauchen; „daß Goethe die gesamte Philosophie des Zoroaster im Faust vorführen wollte", ist unbewiesen und unglaubhaft. Vor allem ist aber auch nicht zu vergessen, daß die Dichtung noch viel mehr enthält, daß sie nicht nur die Versöhnung des Endlichen mit dem Unendlichen, sondern auch in der Welt des Endlichen eine große Zahl reichster und vielverschlungener Motive darstellt,

*) Mit einer Einführung von Dr Victor Eckert. Dresden, Richard A. Giesecke.

die sich nicht restlos auf eine einfache Formel bringen lassen.

Zwei Lebenswerke in engerem Sinne, Werke, die von des ganzen Daseins Fülle Zeugnis ablegen, hat uns Goethe in seinen Dichtungen als weihevolles Erbe hinterlassen, Faust und Wilhelm Meister. So sehr jener in dieser Stellung anerkannt und ins Bewußtsein der Gebildeten übergegangen ist, so kühl ist doch, wenn wir's ehrlich gestehen, im allgemeinen unser Verhältnis zu dem andern Werk geworden. Es gehört schon mehr zu den gelobten als zu den gelesenen Büchern und müßte doch als ein Werk, das nicht nur Goethes Geist vielleicht am umfassendsten widerspiegelt, sondern auch ein hochwichtiges Denkmal in der Entwicklungsgeschichte unserer Kultur ist, zu den meistgelesenen Büchern gehören. Um so lieber möchte ich auf ein älteres, noch nicht genügend beachtetes Buch hinweisen, das aus dem Kern des Werkes heraus dies in seinem ganzen Reichtum würdigt, das Buch von Max Wundt, „Goethes Wilhelm Meister und die Entwicklung des modernen Lebensideals" *). Es ist nicht literaturgeschichtlich bestimmt, wenn es auch die literaturgeschichtliche Forschung benutzt und zu ihr Stellung nimmt, sondern sucht den Inhalt des Romans von philosophischer Seite zu erfassen. Es ordnet seine Hauptteile in tief angelegte kulturphilosophische Betrachtungen allgemeiner Art ein, untersucht auf breiter Grundlage und zugleich lichtvoll und feinsinnig die theatralische Sendung, die Lehrjahre und die Wanderjahre und zeigt, wie sich der Geniegedanke des ersten Werkes zum Ideal der Humanität im zweiten erhebt, wie sich im dritten der Bildungsroman zum Kulturroman erweitert. Mag der Verfasser den Meister, besonders den letzten Teil, in künstlerischer Beziehung ein wenig überschätzen, so kommt dies doch seiner Darstellung im ganzen nur zugute: die wissenschaftliche Sachlichkeit wird durch Wärme und Begeisterung wohltuend ergänzt, und so möge das treffliche Buch nicht nur belehren, sondern auch vielen ein Ansporn sein, sich aufs neue in Goethes Meisterroman zu versenken.

*) Berlin und Leipzig, G. J. Göschen.

*

Die neuen Hefte des Reclamverlages stehen der Mehrzahl nach im Zeichen des Krieges, auch die literarischen Gaben im engeren Sinne, so das Volksstück „Tante Tüschen" von Martin Frehsee *) und die Erzählung „Ein deutscher Barbar" von Luise Westkirch *). Wertvoll sind einige Neuausgaben. H. Stümcke hat eine Auswahl aus Blüchers Briefen *) zusammengestellt und erläutert. Wie lebendig erhebt sich vor uns aus diesen Briefen das Bild des Menschen und Feldherrn! Wie klar erkennen wir die Berechtigung seiner Kennzeichnung durch Goethe: „Bewußt und groß"! Wie überraschend wirkt die Ähnlichkeit der Verhältnisse jener Zeit mit denen der Gegenwart! Noch ein Urwüchsiger kommt zu Wort, der nun auch schon frei gewordene bewundernswerte Ästhetiker und wunderliche Dichter Friedrich Theodor Vischer mit seinem köstlichen Werk „Auch Einer" *), zu dem Th. Kappstein eine treffende Einführung beigesteuert hat. R. Schulze gibt die wieder sehr zeitgemäße herrliche Abhandlung Rankes „Die großen Mächte" *) mit einer einleitenden Würdigung des genialen Geschichtsschreibers heraus.

*) Leipzig, Philipp Reclam jun.

Unverlangte Manuskripte senden wir nicht zurück, wenn ihnen nicht Rückporto beiliegt.

Herausgeber und Chefredakteur: Prof. Dr. Ludwig Stein in Berlin W 10, Lützowufer 5a. (Telefon Amt Kurfürst Nr. 6806.) — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Sylvius Bruck in Breslau. — Allein-Vertretung für Ungarn: Grill'sche k. k. Hofbuchhandlung (J. Benkö), Budapest V, Dorottya-ucza 2. — Verlag und Druck der Schlesischen Buchdruckerei v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau III.

42.^2llsß2MZ
prsis 2 lvl l
Ul^lN
^in» 6«ut8Qlis ^/lonQteßc^M, lissauszvzvosl» von
/^n» <«» ln»l»l» 6l««, Nette«,
WlÄni« »ns «ixennLnÄi«« IInt«r»elirilt
se» nnz»ri»vu«n ^nstiNninister» vr.
Vilbeu» Viisonvi.
kroleOgor Dr. I^s^M stein: »t«,t«tun»
<?. NnlOllNUUM: vl» I^iqu«!l»rung 6«r gtellunz
Nus!»ll«l» im lsrnon Ust«n
L»u Anlmermnnn: Wl?t«eb»lt!ien« x»rt«
Xnrt ?nlm: Vn»«« Lt«pp«lll«Nuil8«ll
Dr. onil. et inx. Luxen lleller: im
Ol«Nl««di«t lv««er Kultu5»n. 2«its«m»ll»
ziitt«!lunls«n un6 Nüelldlieli» iu V»tz»li2i«n»
L»rl von Her lle^ät: o«t?olu^
vi», Julius Hendüuer: v«r 2u^unn«w»t.
^uel» «iu» W«Ql?eebt«d«tf«<:btunss
Vr-jur. ^nsren« v. Vertckn, zlinisterialrnt,
IteioU8tHs3»bss«or<Inet«r (Luänvest):
^u»tiemjm«t«l' Dr. ^Viln«lm V2«onvi
Ix»tunr von llntten: Nu»t«sb«tn«b« in
«doltlied« Lue2k«n«l«l v«»l«obl»n«j» »»!>«,
vr. W. Stein wnrx 8«»lee«): »n«>?«
<?. ^. vrntter: v»v»r6 'lsvior. ^»»»^i
?. V. ^Vlmtoon NeKovr»Ki, Oenein»
I^»tion«r»t, ttenernlkonml «. I
IUlli»n un«l 6i« It»li«n«r. Xull«ied»unß
»u» s««n ^llni« 1904, mit »in«« K»«d'U0»t 19
Li« L«tts«8 lur lienntni» 6«r it»!l«m«ol>
Ului» Lreebt: 2ur ?«vvnolom« «j« ««^
Lon8t»ntinooeler Lrinnerunxon «u» H
KülÄlivn verstorbene» 8ult«n ^bH
Ilunüä. Von Lrnu A. v. ll.
Dr. weä. Luxen Outtmunn: «««««»unz
llioNHel lONV»: koelon vom 1'«»^. v«,itl
vo» ^»miu L«r«t, zlini»t»i«l'8«Kti<>u»
Iiien»«I 8ex»n: Lngitt». Nrinblunz. (?oii
liunä'sonnn«i!
f»r«i« pw !-!«ft 2 Klli.. pw Ouar«»! (3 !-<«ft«) 6 KIK.. pw '1»Ns8»n8 (12 l-««f»«) 24 f
VsslNL clor ZcnlosiLCNon ZuclicirucKeroi v. 3. 3cliottlasn6s5 a.-<3.. Nroslnu
l»8«s»t«n«nn«nm» 6u«:n un»»i-« L«8cnüft«8t«ü«, L«»in W. IQ, liu^cn un»«l-n V«i-I»L ^">
«owl« 6ul-en Rudolf Klo»««. S«i-Iin un6 6i» bekanliten ^nnoncvnsxp«eji^Ionsn.
vi.
»
^

April 1918.

Inhalt.

Inhalt des ,65, Bandes:
April / Mai / Juni ,918
L«it<

'5 »1 ^.' « '» >-i

Schleüime Buchdruckern 0. S. Schottlaender. Breslau.

EmeeeuOcMmMjHch
Begründet von Paul Lindau
Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein
Schlesische Buchdruckerei,<^W/Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau.
Leipzig München Berlin W.in Budapest Kopenhagen
« F, Lteinack«, »«th»ld Euttel, «rM'Ich« !>, K, hüfduchhandl, E«!e» H j,al!«U«u<^
Stockholm Christmnia Konssantiiiorel
C. I Fr<tze, I^lb,üiri« ll»7»I<' Jae»b Dydwa» Vuchhdl,, Interna!, Vuchhanol, 0ü» ««!!.
iü1 die 'vl»»inzen in Schweden und w Dlnem»l»: »e«g «ld«. U»Nn< «»ch!»!««. ,<f»»e»ni,«»n.
wr die Lchweizi «lüden,, «lnii»«. u. Vuch!i»n»lun« Henn. P»ul, Iürich l.
General»eltlemn» fül H»lland: W. <!. »«n «»»<lu» »n» ««>,«, <i>»n«, Vuttenh»f M.
42. Jahrgang. Band 165. Heft 52z. April 1918.

Professor Dr. Ludwig Stein:
Staatstum oder Herrschastslosigkeit.

Die führenden Denker aller Zeiten, obenan Platon und Aristoteles, bekennen sich zum Staatstum, und nur philosophische Außenseiter wie die Cyniker im Altertum, Proudhon und Stirner in der Neuzeit zur Herrschaftslosigkeit (Anarchismus). Unter Staatstum versteht man die Überordnung der Allgemein» interessen der Nation über die des Individuums, unter Herrschaftslosigkeit die llberordnung des Individuums über die Interessen der Gattung. Nur darf man dabei Persönlichfeit nicht mit Individuum verwechseln. Die Persönlichkeit, nach Goethe das höchste Gut der Erdenkinder, steht geradezu im Gegensatz zum Indi» viduum im Sinne Proudhons oder Stirners. „Individuum" nämlich ist ein Wesens lich Begrenztes und Vergängliches, unzulänglich und schwach, gleichgültig und irrelevant, Persönlichkeit hingegen ist eine zeitlose, überindividuelle Kraft, eine Kraft, die alle Grenzen leugnet.

Die weiße Rasse, die einst zur Weltherrschaft berufen war und nunmehr durch ihre Selbstzerfleischung verschleierten Selbstmord begeht, um die Gelben als lachende Erben zu hinterlassen, taumelt direktionslos zwischen Staatstum und Herrschaftslosigkeit, zwischen Rechtsstaat und Willkürherrschaft, zwischen Bolschewikismus, der neuesten Ausprägung des Anarchismus, und geordnetem Staatsgefüge. Gelingt es uns im letzten Augenblicke nicht, das Weltgewissen wachzurütteln und die weiße Rasse vor diesem politischen Sodom und Gomorra zu bewahren, dann waren Hellas, Iudaea und Rom, Iudentum, Christentum und Muhammedanismus, Humanismus, Renaissanee und Reformation, kurz unser ganzes Kultursystem ein großes Umsonst! Der weltgeschichtliche 3. März, der den Frieden von Brest-Litowsk den Mittelmächten und ihren Verbündeten beschieden hat, war der Auftakt zu neuem Staatstum innerhalb des inzwischen artischockierten Rußland. Wir haben es mit lauter werdenden Staaten zu tun.

Wir wollen daher Staatstum und Herrschaftslosigkeit in ihren soziolo- gischen Wurzeln bloßzulegen suchen. Kant hat bereits in seiner Kritik der teleologischen Urteilskraft die Menschheitsgeschichte, wie ich ander- wärts dargetan habe, nicht bloß als Naturgeschichte, sondern wesentlich als Freiheitsgeschichte begriffen. Diese Entwicklung der Menschheit (nicht des Menschen) zur Freiheit ist der Grundton, der in den gewal-

^,., , ,- ,
tigen spirul^tsven-System?n der-Uichte, Schelling und Hegel wiederkehrt. Wie im Individualismus Herderscher,Prägung individuelle Vollkommenheit und indi» viduelle Glückseligkeit Sinn und Zweck der Geschichte sind, das Ganze also nur seines Teiles, die Gattung nur ihrer Spezies wegen da ist, so in der klassischen Philosophie umgekehrt der Teil des Ganzen wegen, das Individuum nur um der Gattung willen. Dort ist der Sinn der sozialen Evolution der Mensch, hier der Mensch. Der sichtbare soziologische Repräsentant der Gattungsinteressen des Menschengeschlechts, der Staat, hat dem Siebenmeilenstiefeltempo des Indivi» duums Halt zu gebieten. Die Gesellschaft ist und bleibt nämlich der Tummelplatz der Individualität, also der sozialen Variabilität, der Staat hingegen Hort und Hüter der menschlichen Gattmigeinterrssen, also der sozialen Konstanz. Die Gesellschaft züchtet, der Staat schablonisiert die Persönlichkeit.

Der soziale Konflikt spielt sich heute, soziologisch verstanden, zwischen dem organisierten Staat und der amorphen Gesellschaft ab. Wird die Gesellschaft Meister, wie der Anarchismus will, dann ist's mit der Stetigkeit der sozialen Entwicklung zu Ende, dann tritt die individuelle Willkür, die soziale Variabilität, an die Stelle der festen staatlichen Gliederung, der Konstanz, der Zufall an die Stelle des Gesetzes, das Chaos an die Stelle des Kosmos. Die politische Ultima ratio einer ungehemmten Entfaltung der Individualität, einer ins Ungemessene und Zügellose gehenden Abweichung vom Gattungsmäßigen und Lostrennung vom staatlich geregelten Zusammenwirken der Menschheit heißt Anarchismus.

Ieder radikale Individualismus mündet in seiner letzten, richtig gezogenen Konsequenz in seine Karikatur, den Anarchismus, ein. Denn heißt Individualismus Ab» heben vom Gattungsmäßigen, gewaltsames Herauftreiben von möglichst vielen „Einzigen" im Sinne Stirners oder „Übermenschen" im Sinne Nietzsches, wie wollen dann diese erlesenen Einzeleremplare sozial miteinander auskommen?

Wir wissen ja, daß der geschichtlich bekannte Mensch niemals als „Einzelner", als soziales Atom vorkommt! Wie wir in unserem physiologisch-anatomischen Vau die Geschichte unserer Gattung verkürzt darstellen (Phylogenese), so in unserer seelischen Beschaffenheit die geistige Entwieklungsgeschichte der vorangegangenen Geschlechter. Es ist ein ewiger Irrtum des ertremen Individualismus, daß irgend ein Mensch ein „Einzelner" sei. Das Ideal der vollendeten „Einzigkeit" wäre ja, daß jeder Mensch ausnahmslos ein noius» »ui Aeneri» würde — eine mythische Fiktion, eine soziologische Robinsonade. Das Kriterium der Richtigkeit eines Prinzips ist und bleibt doch immer seine logische Zuendedenkbarkeit. Vermag nun Iemand, es sei denn im Fieberwahn, den Anarchismus zu Ende zu denken, in seine letzten dialektischen Schlupfwinkel zu verfolgen? Geht die Variabilität der Spezies linmo ünsiien» so weit, wie ihr zu Ende gedachtes Prinzip fordert, daß jeder Mensch sich selbst sein Ein und Alles, sein Erstes und Letztes sei, daß er seine persönlichen Merkmale einzig und für sich allein habe, so daß er garnicht — von einer Zweibändigkeit natürlich abgesehen — unter den

Gattungsbegriff „Mensch" subsummiert werden könne: warum hatte Stirner, der Verteter des „Mir geht nichts über Mich", das possierlich« Bedürfnis, einen „Verein von Egoisten" zu stiften — ein pikantes Analogon zum Verein der prinzipiellen Vereinsgegner — und warum sucht Nietzsches selbstherrlicher Zarathustra unablässig nach mehr „Übermenschen"?

So unentbehrlich im Haushalt des menschlichen Zusammenlebens die In» dividualitäten auch sein mögen, und so ungern wir selbst diese verschrobensten Eremplare von philosophisch-anarchistischen Individualitäten — Stirner und Nietzsche — aus literarischer Feinschmeckerei vermissen möchten: generalisiert wären sie, ästhetisch gesprochen, ein Unding, sozial gesprochen, ein Unglück. Individualitäten können immer nur Ausnahmen, nie die Regel, immer nur reizvolle Spielarten, niemals generelle Typen darstellen. Mag es tausendmal wahr sein, was wir ja selbst vertreten, daß der Sinn der Geschichte im Herausarbeiten von Persönlichkeiten zu suchen ist, daß aller Kulturfortschritt im Herauswachsen aus dem Herdentiermäßigen, im Überwinden der absoluten sozialen Konstanz, wie sie früheren Generationen eigen war, zu suchen ist, so ist es ebenso wahr, daß eln Übermaß von sozial unverdauten Individualitäten für das Leben der Gesellschaft nicht zu unterschätzende Gefahren in sich birgt. Soziale Plethora ist nicht minder gefahrvoll als Anämie. Gerade weil wir die Freiheit über alles schätzen, verabscheuen wir die Zügellosigkeit. Das soziologische Problem der Gesellschaft, und zwar unserer modernen Gesellschaft mit ihren ganz anders gearteten Voraussetzungen und ihren von der Antike völlig abweichenden soziologischen Vorbedingungen, spitzt sich also dahin zu: Wie läßt sich zwischen Individualität und Gattung, zwischen Persönlichkeit nnd Masse, zwischen der vom Standpunkte des Individuums aus berechtigten Forderung der Abweichung von der sozialen Konstanz und der vom Standpunkte der Menschheit aus ebenso berechtigten Forde» rung der im Gattungsinteresse der Menschheit liegenden Aufrechterhaltung der sozialen Konstanz ein fester Rhythmus, ein vergleichweise ruhiges Gleichgewicht herstellen? Ist ein solches Gleichgewicht überhaupt erreichbar? Werden wir den tragischen Konflikt zwischen Gesellschaft und Staat, zwischen Individualität und Gattungsmäßigkeit zu überwinden vermögen? Wird das Ziel der Geschichte — die Marimisation der sozialen Gleichheit — durch ihr bisher angewandtes Mittel — Herausarbeitung von Individualitäten — der menschlichen Gesellschaft nicht zum Fluche gereichen? Sollen wir etwa an dieser soziologischen Biegung des scholastischen Universalproblems — was ist das Primäre: Individuum oder Gattung? — schmählich zu Grunde gehen, zwischen diesen beiden Mühlsteinen zerrieben werden? Richtig verstanden dreht sich Alles um das Universalienproblem. In Logik und Erkenntnistheorie, in Metaphysik und Ethik ist und bleibt das Uni> Versalproblem die Kardinalfrage der Philosophie. In der Logik lautet die Frage: Was ist Wahrheit? Der einzelne konkrete Begriff oder der abstrakte Allgemeinbe» griff —die Idee? Methodologisch gefaßt: Induktion oder Deduktion? In der Er-

kenntnistheorie heißt sie: was ist wirklich? Die einzelne Empfindung des Individuums (subjektivistischer Phänomenalismus oder Solipsismus), oder der in die Außenwelt hinausprojizierte verdinglichte Empfindungskompler? Das soziologische Universalproblem lautet: Was ist früher: Das Ganze oder die Teile? Die Gattung oder das Eremplar? Die Menschheit oder der Mensch, — der Staat oder der Bürger? Nach der antiken Staatsauffassung (Platon, Aristoteles) geht der Staat als Ganzes dem Bürger als Teil logisch voran, nach der individualistischen ist der Staat umgekehrt nur aus seinen Teilen (Bürgern) zusammengesetzt. Iene nennen wir die organische, diese die mechanische Staatstheorie. Soll es nun unser geschichtliches Schicksal sein, an diesem brudermörderischen Konflikt, diesem gleichsam ins Soziologische hinüberprojizierten Kain- und Abel Problem, elend zu Grunde zu gehen?

Die weiße Rasse ist heute vor die tragisch« Alternative gestellt: Staatstum oder Herrschaftslosigkeit, Nation oder Individuum, Kosmos oder Chaos. Was bisher die Überlegenheit der weißen Rasse über die gelben und schwarzen ausmachte, war unsere Organisationsfähigkeit, die auf einer Unterordnung des Ein» zelnen unter ein Ganzes — Nation oder Staat — beruht. Das Staatstum allein verbürgt jenes Marimum von staatlich gesicherter, weil rechtlich ge» schützter Freiheit, das neben einem Minimum von Ungleichheit bestehen kann. Auf unserem Staatstum beruhte bisher die Weltherrschaft der weisen Rasse. Verbluten wir uns an der Herrschaftslosigkeit, dann haben wir das Schicksal verdient, das uns die gelbe Gefahr bereiten wird.

C. Brackmanni

Die Liquidierung der Stellung Rußlands im semen Osten.

Die Novemberrevolution hat die Möglichkeiten endgültig vernichtet, die der Stellung Rußlands in Ostasien auch nach der März-Revolution noch geblieben waren. Diese schloß die Erweiterung und Festigung der von der zaristischen Regierung in der Zusammenfassung und Vereinheitlichung des ungeheuren Länderkompleres zwischen Riga und Wladiwostok geschaffenen Werte nicht aus. Im Gegenteil war es ihren vornehmlichsten Vertretern, insbesondere dem um Miljukow geschürten liberalen Bürgertum, gerade um die nachdrücklichste Machtentfaltung Rußlands in die Weite zu tun. Hätten der Fürst Lwow und Kerenski und eine der von ihnen geführten Regierungen nur die Fähigkeit und

Tatkraft besessen, alle auf ihre Vereinigung wartenden Volkskräfte als starken
Rückhalt hinter ein zielklares, entschlossenes Neubilden des überlebten alten
Rußlands zu stellen, so wäre eine Behauptung der jenseits des Baikalsees und
der Iablonoiketten liegenden Errungenschaften sehr wohl möglich gewesen. Das
Kriegsbündnis mit dem japanischen Rivalen, wie die sich gegenseitig ausschaltende
argwöhnische Eifersucht Amerikas und Iapans hätten die Zeit zur Überleitung
auch der fernen Gebiete in die neuen Verhältnisse gegeben und das durch die
zahlreichen Kosakensiedlungen am Amur und Ussuri wie durch die Schutztruppe
der die Mandschurei durchquerenden Bahnstrecke geschlungene Band vor einem
Zerrissenwerden bewahrt. Die den Zusammenschluß der zahlreichen, im Zaren-
reiche vereinigt gewesenen Völkerstämme und Gebiete bewußt verneinende, dabei
das Land bis in seine tiefsten Tiefen aufwühlende und über Kopf stürzende mari-
malistische Revolution des 7. November hat den gelockerten Halt des Riesen-
reiches von innen heraus so nachdrücklich gesprengt, daß dieses heute einem
Trümmerfelde gleicht. Zwar sehen wir unter dem Schwergewicht der Tradition
Bestrebungen am Werk, die die Scherben in einer Bundesrepublik wieder sammeln
und aneinander fügen möchten. Doch haben diese ersichtlich an der Ostgrenze
Sibiriens ihre Wirkungskraft verloren. Ienseits dieser Linie üben die zentri-
fugalen Kräfte ungehemmt ihre Wirkung aus, die die LÄnder und Völker von
Petersburg fort zur eigentlichen Basis ihres Wirtsohaftslebens, zum Stillen
Ozean, hinziehen. Um so mehr, als die hier erst in der Hauptsache halbhundert-
jährige, noch dazu in ihrer Einwirkung auf die Volksseele durch das unmittelbare
Erleben der russischen Niederlage gegenüber Iapan geschwächte Russenherrschaft
nicht eine so lebendige Macht der Überlieferung ausüben kann, wie in dem sch"y
über 250 Iahre mit dem Zarenreiche verwachsen gewesenen Sibirien. Hier, in
der Küsten- (Ussuri-) und Amur-Provinz, in der Mandschurei und auch in Trans-
baikalien, muß der Zerfall des Reiches ein Vakuum herstellen, das den dort
rivalisierenden Mächten Anlaß zu größter Kraftanspannung im Streit um das
Erbe sein wird.

Die Regierung der Volkskommissare zog deshalb nur die richtige Folgerung
aus der von ihr selbst geschaffenen Lage, wenn sie die Mandschurei unter dem
Vorgeben, dort sei der Sitz der Gegenrevolutionäre, räumte und die Liquidation
der über die chinesische Ostbahn bestehenden Abkommen der chinesischen Regierung
vorschlagen ließ. Das Aufgeben dieser wichtigen Vorpostenstellung, die dem
übrigen Rußland des fernen Ostens erst den Zusammenhalt sicherte, bedeutet die
Erklärung des Desinteressements an Ostasien und den Beginn der Preisgabe des
ganzen dortigen Besitzes. Die chinesische Regierung aber leitete durch die sofort
auffolgende Besetzung Charbins und der Bahnanlagen die Erbesannabme ein,
während die im Hafen von Wladiwostok sich argwöhnisch beobachtenden japa»
nischen und amerikanischen Kriegsschiffe das kommende Ringen um die Macht
ahnen lassen, und die beiden Anspruch erhebenden Mächte durch Absperrung der

Munitionszufuhr dem abtretenden Machthaber auch den letzten Widerstand unmöglich machen.

Seit mehr denn zweihundert Iahren, seit den Tagen, in denen der Kosakenführer Vasili Poyarkow (1643—1646) von Iakutsk aus im Vorstoßen gegen Tüden als erster Europäer den Amur von der Seja ans erreichte und bis zn seiner Mündung befuhr, hat das Land vor den Augen der Russen gelegen, das sie jetzt in die Weite entschwinden sehen. Bald nach seiner ersten Entdeckung sucht ein anderer Kosakenführer, Chaborow, es für den Wojwoden von Iakutsk durch Anlage einer Anzabl Forts längs des neugefundenen Flusses zu sichern. Unter ihnen entsteht das hernach heißumstrittene Albasin. Im Iahre 1654 fährt der Kosake Stepanow, ebenfalls von Ialutsk vorgehend, den Tungari hinauf, bis ihn der Widerstand der Mandschu zur Umkehr zwingt. Das Iahr 1658 bringt einen Vorstoß auch von Ienisseisk ans, indem der dortige Wojwode Äthan asius Patsch kow, von Norden über den Witim zur Nertscha kommend, die Stadt Nertschinsk gründet. Doch setzt der kampfentschlossene Widerstand der Chinesen ein, über die seit 1661 der tat» kräftige Kaiser KangHi, der zweite der seit 1644 die Herrschaft behauptenden Mandschu-Dnnastie, das Regiment führt. Es kommt zur Belagerung Albasins und zu der widerwilligen, nur durch Bestechung das noch größere Un> heil des Verlustes auch Transbaikaliens abwendenden Annahme des Friedens von Nertschinsk (1. November 1689), in dem die Schleifung Albasins, die Räumung des Amurgebietes und die Rückverlegung der Grenze auf die Linie Argun-Kamm» böhe des Iablonoi»Gebirges zugestanden werden muß. Hieran vermag auch der nächste, mit dem Nachfolger Kang-Hi's, dem Kaiser Uöng Tschen, abgeschlossene Friede von Kiachta (21. Oktober 1727), der sich die Grenzfestsetzung vom Argun nach Westen zum Irtysch hin zum Ziel setzt, nichts zu ändern. Länger als einelnbalb Iahrhundert wurde Rußland durch diese Abkommen von dem Amur abge» sperrt. Aber man trug dies unbeschwert, da das russische Reich, in seiner Ausdehnung den Pelztieren folgend, von diesen, dem Zobel und der Seeotter, nach Ochotsk und von da nach den Aleuten und dem amerikanischen Kontinent, nach Alaska, abgelenkt wurde. Auch fehlte der Anreiz, nach Süden vorzustreben, da man darin keine Möglichkeit sah, das, worauf es den Russen allein ankam, zu er» reichen, einen Hafen, der besser, weil weniger durch Eis behindert als Ochotsk, die Schiffahrt zum Fang der Seeottern gestattet hätte. Man kannte die Durchfahrt zwischen dem Kontinent und der Insel Sachalin nicht. Man bielt deshalb, bei der Buchtenlosigkeit der Ostseite dieser Insel jede Hafenanlage bis zu der Straße '.rn La Psrouse hinab für ausgeschlossen. Hier aber hätte man in den japanischen Machtbereich binübergegriffen und sich dessen bösem oder gutem Willen ausgeliefert. Erst als der aus dem Dienste der russischen und amerikanischen Kompanie bervorgegangene Kapitän Nevelskn im Iahre 1849 die Durchfallt zwischen Kap Lasarew und Kap Pogidi entdeckt und damit eine von japanischem Einfluß

freie Verbindung des Ochotskischen Meerbusens mit dem tatarischen Meer fest-
gestellt hatte, als so mit einem Schlage die Aussicht auf Abrundung und Sicher-
stellung eines vom Iablonoi - Gebirge gegen den Ussuri und das Meer vorge-
schobenen Landerwerbs gegen das Meer hin sich zeigte, gewann das Land am
Amur und seinen Nebenflüssen für Rußland besonderes Interesse. In diesem
Zeitpunkt aber stand in dem GrafenMurawiew ein Generalgouverneur
an der Spitze Ostsibiriens, der die neue Machtmöglichkeit schnell erfaßt« und mit
entschlossener Tatkraft auszunutzen wußte.
Auf die Kunde von der Entdeckung Nevelsky's hatte er bereits seit dem
Iahre 1854 unter Nichtbeachtung der entgegenstehenden Bestimmungen des Ver-
trages von Nertschinsk Flottillen den Amur abwärts gesandt und begonnen, die
Strecke bis Chabarowsk mit Kosaken zu besetzen. Die Verwicklungen Chinas im
Süden mit den Engländern und Franzosen erleichterten ihm dies Vorgehen im
Norden. Als dann der von Frankreich und England provoziert« und unter dem
Namen „Lortscha-Krieg" unrühmlich bekannt gewordene Krieg über das Reich
der Mitte hereinbrach (Herbst 1856), erzwang er von der völlig gebundenen
Regierung in Peking in den Tagen ihrer größten Not, gerade als die Feinde sich
anschickten, die Barre des Pei ho bei Taku zu durchbrechen und auf Tientsin vor»
zustoßen, den Abschluß des die Stellung in Ostasien für Rußland begründenden
Vertrages von Aigun. (16. Mai 1858.) In ihm wurde das linke Ufer
des Amur vom Argun bis zur Mündung Rußland überlassen, während die Ge-
biete zwischen dem Ussuri und dem Meer bis zur genaueren Grenzregelung gemein»
sam von China und Rußland besessen, die Schiffahrt auf dem Amur, Sungari und
Ussuri aber unter Ausschluß jeder anderen Nation Rußland und China vorbe-
halten bleiben sollte. Dieser Vertrag wurde am 14. November 1860 in dem
Ergänzungsvertrag von Peking noch insofern zugunsten Rußlands
abgeändert, als die Bestimmung über die gemeinsame Verwaltung des östlich vom
Ussuri gelegenen Landes fallen gelassen, und das ganze Gebiet zwischen diesem
Fluß und dem Meer Rußland zugeschlagen wurde. Ein ungeheurer müheloser
Gewinn, von der Notlage Chinas erpreßt. Die Grenze vom Rücken des
Iablonoi'Gebirges bis zum Amur und Ussuri vorgeschoben; zwei neue Provinzen,
die Amur-Provinz und die Küstenprovinz, erworben; ihr Vorland, die nördliche
und mittlere Mandschurei, durch den Ausschluß jeder fremden Schiffahrt auf den
dasselbe allein erschließenden drei Strömen der russischen Ausbeutung vorbe-
halten; vor allem aber eine feste Stellung am Stillen Ozean
gewonnen, „von der aus", wie der französische Botschafter in Petersburg,
Graf Montebello, seiner Regierung berichtete, „in einer späteren Zukunft die
russische Flagge in den Meeren Chinas und an den amerikanischen Küsten des
Stillen Ozeans mit den Flaggen Frankreichs, Englands und der Vereinigten
Staaten würde rivalisieren können", ein Ziel, dessen Künder der Name des neuen
Kriegshafens Wladiwostok: „Herrscher des Ostens" sein sollte.

Eine weitere Etappe bedeutete das Iahr 1896. Am 17. März 1891 war
durch kaiserliches Reskript der Bau der sibirischen Überlandbahn befohlen. Einen
Monat darauf hatte der Thronfolger Nikolaus in Wladiwostok den ersten Spaten»
stich getan. Aber noch immer stellten die ungeheuren klimatischen und Gelände-
schwierigkeiten, die bei ihrer Führung am Nordufer des Amur durch russisches
Gebiet zu überwinden waren, sich hemmend vor die Vollendung. Da mußte wieder
die Ausnutzung einer Notlage Chinas den russischen Zwecken dienen. Der
chinesisch-japanische Krieg (1894—95) hatte deu militärischen Zusammenbruch
Chinas gebracht. Zwar hatten Rußland, Frankreich und Deutschland sich im
Frieden von Shimonoseki schützend vor China gestellt und wenigstens die Ab-
tretung der Halbinsel Liaotung abgewandt. Aber sein Ruf war dahin. Es be-
gann die Zeit, in der man in Europa das Reich der Mitte nur unter dem Ge»
sichtspunkt ausschweifendster Aufteilungspläne sah. Ietzt präsentiert Rußland für
die Hilfe in Shimonoseki und für die Unterstützung, die es China bei der Abwick-
lung der Iapan zugebilligten Kriegsentschädigung von 200 Millionen Kouping
Taels durch die Gründung der Russisch-japanischen Bank leistete. Es geschah
einmal durch die Forderung der Bewilligung einer Trazierung der sibirischen Bahn
durch das chinesische Hoheitsgebiet der nördlichen Mandschurei, mit der die vor'
geschobene Russisch-japanische Bank die unausführbare Linienführung im unwirt-
lichen Amurgebiet vermeiden wollte. Sodann fordert die russische Regierung
einen eisfreien und das ganze Iahr hindurch offenen Kriegshafen am Gelben
Meer. Beiden Forderungen konnte sich die chinesische Regierung nicht widersetzen.
Sie wurden bewilligt. Die erstere in den mit der Russisch-chinesischen Bank abge-
schlossenen Verträgen vom 27. August / 8. September und 4. /16. Dezember 1896,
von denen der letztere in einigen Punkten eine Modifizierung des ersteren brachte,
insbesondere die mit einem Aktienkapital von 5 Millionen Rubeln gegründete
„Ostchinesische Eisenbahngesellschaft" in alle der Russisch-chinesischen Bank am
27. August / 8. September verliehenen Rechte einsetzte. Daß auch hinter dieser
Gesellschaft die russische Regierung stand, ist selbstverständlich. Zum Beweise
genügt, daß der durch das Aktienkapital nicht gedeckte Geldbedarf durch vom
russischen Staat garantierte Schuldscheine gedeckt werden sollte, daß auch im
Iahre 1908 die russische Regierung unmittelbar die durch die Abtretung der süd-
mandschurischen Bahn notwendig gewordenen Verhandlungen mit Iapan über den
Anschluß der jetzt geteilten Bahnsysteme in Tschang Tschun und Kwang Tschon
Tze führte. Über den eisfreien Hafen kam es bei der großen Europareise
Li Hung Tschangs im Sommer 1896 während seines Aufenthaltes in Petersburg
zu einer Einigung in dem mit dem Fürsten Lobanow abgeschlossenen, und auf Be-
tteiben des sofort nach Peking abgereisten russischen Gesandten, des Grafen
Cassini, noch vor der Rückkehr Lis am 30. September ratifizierten Vertrage. Die
diesen durchkreuzende deutsche Besetzung Kiaotschous am 14. November 1897
machte allerdings eine Abänderung in den Verträgen vom 15. / 27. März und

7. Mai 1898 erforderlich, wurde aber dadurch nur Anlaß zu einer um so nach»
drücklicheren Erweiterung der russischen Macht in der südmandschurischen Provinz
Feng Tien durch die Besetzung von Port Arthur und Ta Lien Wan. Über den
Inhalt der beiden noch geheim gehaltenen Verträge vom 27. August / 8. Sep-
tember und vom 30. September wissen wir zurzeit nur erst aus einer Veröffent»
lichung des „North China Herald" vom Oktober 1896. Nur daß hier beide
Dokumente fälschlich in eins zusammengeworfen sind, das dann von dem Manne,
der durch sein schnelles Zugreifen das zweite Abkommen gegen eine spätere Ab-
änderung sicherte, eben von dem Grafen Cassini, den Namen des Cassini-Vertrages
erhielt. Diese Errungenschaften des Iahres 1896 rückten Rußland ausge-
sprochen in die Vormachtstellung im fernen Osten.
Sowohl wirtschaftlich, wie politisch.
Der ohne Entgelt zugebilligte Bau der Verbindungsbahnstrecke von der Ost-
grenze Transbaikaliens durch die beiden nördlichen mandschurischen Provinzen Hei
Lung Klang und Kinn nach der Westgrenze der südlichen Ussuri-Provinz mußte
um so mehr das Rückgrat für eine „friedliche Durchdringung" der ganzen
Mandschurei bilden, als diese „Ostchinesische Bahn" nach der Besetzung Port
Arthurs im Iahre 1898 ihre Ergänzung in einer nach Süden, nach Ta Lien Wan
und Port Arthur führenden Abzweigung, der „Südmandschurischen Bahn", er»
halten sollte, als für beide Bahnen ausdrücklich die russische Spurweite und der
Betrieb nach den russischen Reglements vorgeschrieben wurde, als ferner für die
von China zu bauende südliche Bahn von Schan Hai Kuan über Niutschwan nach
Port Arthur und Ta Lien Wan und für ihre Abzweigungen die russischen Vor-
schriften verbindlich gemacht und Rußland auch der Bau einer Bahn von Schan
Hai Kuan über Mulden nach Kinn überlassen wurde, „falls China seine Vollen-
dung auf eigene Kosten für zu schwer finden sollte". So war das im Vertrage
von Aigun mit dem Erwerb des Schiffahrtsmonopols auf den mandschurischen
Strömen begonnene Werk vollendet worden. Der gesamte Bahn- und Schiff-
fahrtsverkehr in der Mandschurei und damit auch das Wirtschaftsleben dieser
wichtigen Nordprovinz Chinas war Rußland überantwortet. Allerdings ver-
langten die toten Geschlechter ihren Tribut. Die Bahn durfte nur in einer
solchen Entfernung von den Kirchhöfen und Gräbern der Vorfahren der Chinesen
geführt werden, daß deren Ruhe nicht nur unmittelbar gesichert war, und daß nicht
etwa die Gräberreihen durchschnitten wurden. Nein, man hatte sogar darauf zu
achten, daß beim Vorüberfahren eines Zuges die Erschütterung des Erdbodens nicht
bis hierher dringen und so den Frieden der Ahnen stören konnte. Es waren sogar
besondere Institute eingerichtet worden zur Ermittelung, wieweit das Getöse des
Zuges vernehmbar sei. Städte und Dörfer aber zu berühren, verbot der Volks-
glaube an den Drachen, dessen Windungen sich nicht an den schnurgraden Bahn»
linien reiben durften. So mußte die Bahn durch die ödesten Landstrecken gelegt
werden, und viele Kilometer blieben die Ortschaften von den zugehörigen

Stationen entfernt, zum Beispiel die wichtige Handelsstadt Zizikar nicht weniger
als 30 Kilometer. Doch für diesen Nachteil bildeten das gleichwertige Entgelt
die großen Zollvergünstigungen, die den mit den Bahnen ein»
und ausgeführten Waren zugestanden wurden. Um nicht weniger als ein Drittel
wurden die Zollsätze ermäßigt gegenüber den beim See-Erport und -Import an»
gewandten. Güter aber, die mit der Bahn eingeführt und mit Fuhrwerk weiter
transportiert wurden, waren gegen Zahlung der Hälfte der Transitgebühren von
allen inneren Abgaben, namentlich von den d«n Transport durch ihre immer
wiederholte Erhebung so sehr verteuernden Likin-Abgaben frei, um deren Ab-
schaffung im übrigen China die diplomatischen Vertreter sich eifrigst, aber fruchtlos
bemühten. Dabei ist alles nur mit der Bahn beförderte Transitgut, wie auch das
Passagiergepäck, die Fahrkarten und die mit dem Bahntelegraphen beförderten
Telegramme überhaupt von allen chinesischen Abgaben frei. Wahrlich eine Ver-
günstigung, die zusammen mit der zugestandenen Ausnutzung der im Bahnbereich
liegenden Bergwerke vollauf genügte, um das ganze Wirtschaftsleben des
Landes an sich zu ziehen.
Noch bedeutsamer aber war das ein« unmittelbar politische Wirkung aus»
übende Zugeständnis an die Gesellschaft, „an verschiedenen bedeutsamen Stationen
Spezi albataillone an Kavallerie und Infanterie zu
plazieren, da die Bahn durch öde und wenig bewohnte Gegenden führt, in denen
es den chinesischen Behörden schwer fallen wird, ihren Schut z auszuüben". Es
half der chinesischen Regierung nichts, daß sie diesem Zugeständnis gegenüber
Vogel-Strauß-Politik trieb und sich vortäuschte, sie habe mit der Bewilligung
der „Spezialbataillone" an die „Gesellschaft" dem russischen „Staat" keine
Hoheitsrechte auf ihrem Boden eingeräumt. Tatsächlich hatte sie sich in der
Mandschurei selbst mediatisiert. Allerdings hielt die russische Regierung sich
genau an den Wortlaut des Vertrages. Sie kommandierte keine regulären
Truppen zum Eisenbahnschutz, unterstellte die Bewachungsmannschaft auch nicht
dem Kriegsministerium. „Es wurden aber aus allen Kosakenbezirken berittene
Freiwillige gesammelt und in Sotnien zusammengestellt, neben diesen auch
Kompagnien aus gedienten Soldaten formiert. Bei dem hohen Sold, der gezahlt
wurde — der Gemeine erhielt 40 Rubel monatlich — hatte man die Auswabl
unter den besten Leuten. Da auch die Offiziere sehr gut bezahlt wurden, sie er-
hielten 3—4000 Rubel jährlich, rekrutierten sich auch diese nur aus den besten
der regulären Truppen. So war diese improvisierte Schutzwache eine Elitetruppe
und ihre kriegerischen Eigenschaften waren ganz hervorragend." Daß dies urteil
des russischen Generalmajors N. A. Drloff bis in die letzte Zeit Gültigkeit hatte
lehrte der Weltkrieg, in dem dieser Bahnschutz, das vielgenannte Trans.'
amunsch« Korps, die unzweifelhaft beste Kerntruppe des ganzen russischen
Heeres war. Über die Kopfzahl dieser Streitkräfte ist niemals Authentisches
bekannt geworden. Einen Rückschluß gestattet jedoch der Friede zu Portsmouth

l23. August/5. September 1905), der sich bewußt ist, mit der Festsetzung von
15 Mann auf das Kilometer Bahnstrecke Äs zukünftiges Höchstmaß eine er-
hebliche Beschränkung herbeizuführen, und selbst mit diesem Maßstab für die
frühere Zeit eine Wachmannschaft von mehr als 30 000 Köpfen ergeben würde.
Es hat sich deshalb um die Schaffung eines ganz bedeutenden militärischen Auf»
gebots gehandelt. In der Tat, hätte die so beschützte Ostchinesische Eisenbahngesell"
schaft ungestört ihre Vertragszoit, die bei einem Rückkauf der Bahn durch China
mindestens 36 Iahre, bei einer kostenlosen Übernahme durch die chinesische Regierung
80 Iahre betragen sollte, ungestört ausnutzen können, so wäre die Mandschurei am
Ende der Zeit in die russische Herrschaft völlig hineingewachsen gewesen. Zumal
wenn einer weiteren Vertragsbestimmung zufolge die beabsichtigte Reform der
chinesischen Mandschureitruppen russischen Offizieren übertragen wurde.
Und zwar um so vollkommener, als die Verhandlungen über einen eisfreien
Hafen Rußland letztlich in der Pachtung und Befestigung der ganzen Halbinsel
Liao tung und ihrer Häfen Port Arthur und Ta Lien Wan (Dalny) eine mili<
tärische Basis geschaffen hatten, die dem Schutzsystem Rückhalt nach Innen und
Sicherung nach Außen gab. Als Fürst Lobanow im Sommer 1896 mit Li Hung
Tschang in Verhandlung trat, konnte er diese Halbinsel nicht wohl schon ver-
langen, da sie erst gerade unmittelbar vorher Japan unter dem Vortritt Ruß»
lands und unter Berufung darauf, daß ihr Besitz durch Iapan eine Bedrohung
der Hauptstadt Chinas und ein dauerndes Friedenshindernis sein wurde, mit dem
Erfolg streitig gemacht war, daß sie an China gegen eine Entschädigung von
30 Mill. Kouping Tael durch die Konvention von Peking vom 8. November 1895
zurückgegeben wurde. Sein Absehen richtete sich auf den Hafen von Kiao tschou,
den er auf 15 Iahre pachten wollte, während China die Häfen Port Arthur und Ta
Lien Wan inMr Rußlands Beistand aufs stärkste ausbauen sollte unter der Ver-
pflichtung, sie niemals einem Dritten zu überantworten, im Falle einer kriege-
rischen Verwicklung Rußlands aber, dieses „zu autorisieren, seine Land- und See»
streitkräfte in dem Inneren der Häfen zu konzentrieren, um in den Stand gesetzt
zu sein, den Feind anzugreifen oder die eigene Stellung zu behaupten." Rußland
wollte dafür die beiden Häfen mit seiner Macht gegen jeden fremden Angriff
schützen. Auf dieser Grundlage wurde das sog. Cassini - Abkommen geschlossen,
das somit die beiden Torpfeiler des Gelben Meeres und dadurch auch Tientsin uud
Peking in Rußlands Hand gebracht hätte. Als aber der deutsche Admiral
v. Diederichs diesen Plan, noch ehe er Gestalt gewonnen hatte, am 14. November
1897 durch die Besetzung Kiao tschous vereitelte, wurde die Abrede am 15. / 27.
März und 7. Mai 1898 dahin abgeändert, daß jetzt PortArthur,TaLien
Wan und die Halbinsel Liaotung auf 25 Iahre an Rußland ver-
pachtet wurden, zugleich mit der Genehmigung der Anschlußbahnverbindung nach
Norden, durch die mit den Rechten der Ostchinesischen Eisenbahngesellschaft aus-
gestattete Südmandschurische Bahn.

So hatte Rußland im fernen Osten, namentlich durch die Wirksamkeit des
tatkräftigen Grafen Cassini, gerade fünfzig Iahre nach der bahnbrechenden
Arbeit des Grafen Murawiew eine Vormachtstellung errungen, die an Einfluß
und Gewicht alle anderen Mächte weit hinter sich ließ: Transbaikalien, die Amur-
und Küstenprovinz als Grnndstellung; die Mandschurei unter Botmäßigkeit; Port
Arthur, Ta Lien Wan und Wladiwostok die starken Heer- und Waffenplätze;
die Bahnschutztruppe ein stets schlagfertiges Kampfheer; die Bahnen das Rückgrat
eines über die Mandschurei hinaus in die fruchtbare und reiche östliche Mongolei
reichenden wirtschaftlichen Einflusses; trotz der ausgesprochensten eigennützigen
Machtpolitik im Rufe eines Beschützers Chinas, das in ihm das in Shimonoseki
wohlbewährte Gegengewicht gegen die japanische Erpansionslust sah. Da sollten
die Borerwirren des Iahres 1900 mit ihrem Umsturz im chinesischen
Reiche einen neuen Machtzufluß bringen. Man hoffte, die Mandschnrei endgültig
von China abtrennen und dem russischen Weltteich einverleiben zu können. Die
Nachricht von einer Bedrängung der beim Bau der chinesischen Bahn beschäftigten
Arbeiter durch die Chinesen wurde am 28. Iuli als Grund zur Eröffnung der
Feindseligkeiten benutzt, zu denen die Mobilmachung bereits am 11. Iuli befohlen
war. Von Süden, Osten und Norden rückten die russischen Truppen ein. Im
Süden wurde ein Derachement von Port Arthur auf Mukden in Marsch gesetzt,
um diese wichtige Stadt zum Ausgangspunkt weiterer Operationen zu machen.
Aus dem Gebiete von Wladiwostok bewegten sich zwei Abteilungen unter dem ge»
meinsamen Oberbefehl des Generals Tschitschagow nach Westen vor. Von
Michaile - Semjenowska aus ging auf einer Dampferflotille auf dem Sungari das
Detachement des Generals Sacharow auf Charbin vor. Von Blagoweschtchensk
war General Rennenkampf auf Zizikar in Marsch gesetzt, und schließlich drängte
aus Transbaitalien längs der Eisenbahnlinie die Abteilung des Generalmajors
Orloff auf Chailar vor. Es war ein unrühmlicher Feldzug für das russisch«
Heer, da ihm nur vollständig unausgebildete, mangelhaft bewaffnete chinesische
Verbände ältester Art gegenüber standen. Doch Kriegsruhm zu erlangen, war
nicht die Aufgabe der Truppen. Ihr Ziel war es, im Lande festen Fuß zu fassen,
um es hernach nicht wieder zu räumen. Aber dieser Einbruch be-
deutete die Peripetie in der Entwicklung Rußlands
<m fernen Osten. Der Höhepunkt des Ausstiegs war überschritten, und der
Abstieg begann, der in der jetzigen Auflösung sein Ende findet.
Iapan hatte dem dauernden Machtzuwachs Rußlands schon seit langem
mit Sorgen zugesehen. Das ihm gegenüberliegende Korea war im Norden und
Süden, dort in Wladiwostok, hier in Port Arthur, von der russischen Ländergier
umklammert. In seinem Rücken schuf das System der ostchinesischen und süd-
mandschurischen Eisenbahn ein vorzügliches strategisches Aufmarschgelände.
Man wußte, daß mit seinem Fall die eigene Machtentwicklung für immer
dahin sein würde, da er das japanische Meer zum russischen Meer machen

und das Inselreich, unter der Herrschaft der Geschütze der russischen Flotte ge-
halten, in Abhängigkeit verkümmern lassen mußte. Als daher die russischen
Truppen trotz des Pekinger Protokolls vom 7. September 1901 auch nach völliger
Beendigung der Unruhen nicht von den koreanischen Grenzen wichen; als vielmehr
auch die scharf umrissenen Bestimmungen des russisch-chinesischen Vertrages vom
2. April 1902 nicht erfüllt wurden, die bis zum Oktober des Iahres dir Räumung
des südlichen Teils der Mandschurei bis zum Liao Flusse, bie zum April 1903 die
Zurückziehung der russischen Truppen aus den übrigen, Korea benachbarten, Teilen
der Provinz Frng tien und aus der gleichfalls Korea beherrschenden Provinz Kirin
und bis zum Herbst 1903 die Freigabe auch der Provinz Hei lung kiang forderten,
als infolgedessen im Frühjahr 1903 durch die dauernde Festsetzung der Russen
in Mukden und Kirin dem Kaiserreich Korea das Los der mandschurischen
Nachbarprovinz über kurzem zu drohen schien, sab Japan sich dem Kampf
um sein Leben gegenübergestellt, selbst auf die Gefahr bin, von dem russischen
Koloß erdrückt und zerschmettert zu werden. Man versuchte noch, durch
Verhandlungen den Waffengang zu vermeiden. Am 28. Iuli 1903 beauftragte
Baron Komura seinen Botschafter in Petersburg, Kurino, mit dem russischen
Ministerpräsidenten Graf Lamsdorff über eine genaue Formulierung der beider-
seitigen Interessen in dem umstrittenen Gebiet zu konferieren. Die Erörterungen
wurden vom September ab auf russisches Verlangen uach Tokio verlegt, damit der
in Port Arthur residierende Admiral Alerejew dem russischen Botschafter Baron
Rosen als sachkundiger Berater zur Seite stehen könne. Man kam wohl überein,
die Selbständigkeit und territoriale Unverletzlichkeit Koreas, auch Iapans bevor-
rechtigte Interessen dort und sein Recht, zu deren Schutz Truppen landen zu
dürfen, anzuerkennen. Doch gingen die Wege hoffnungslos auseinander, einmal
bei der Forderung Rußlands, den Norden Koreas vom 39. Breitengrade ab für
neutral zu erklären, um durch das damit verbundene Verbot japanischer Besetzung
die mittlere Mandschurei, die Provinz Kirin. von japanischer Einwirkung freizu-
halten; sodann bei der Forderung Iapans, sein Zugeständnis der Erklärung der
Mandschurei als außerhalb der japanischen Interessen liegend russischerseits mit
der Verpflichtung zu beantworten, „die territoriale Unverletzlichkeit Chinas in der
Mandschurei zu respektieren". Iapan bestand hierauf, um die russische Gefahr,
die nach der damaligen Einschätzung des Riesenreiches im Quadrat ihrer An»
näherung erdrückender wurde, von dem wichtigen Anßenposten seiner Verteidi-
gungslinie, eben Korea, zurückzudrängen, zugleich um das ihm für seine Volks-
wirtschaft wichtige Absatzgebiet der Mandschurei und der östlichen Mongolei vor
einer Sperrung durch Rußland zu bewahren. Rußland dagegen versteifte sich
darauf, daß es die Mandschurei mit dem Reäte der Eroberung in Besitz genommen
habe, und daß die Verhandlungen über eine Räumung ausschließlich russisch-
chinesische Angelegenheit seien. Der Hauptgegner der japanischen Bestrebungen
war der Admiral Alerejew, dessen Berichte die Lage entscheidend beeinflußten. Der

Gegensatz spitzte sich zu; zumal Rußland die Verhandlungen mit einer Lässigkeit führte, die für Iapan beleidigend, zugleich aber schädlich war, da unter ihrem Schutz die russischen Rüstungen stark vorankamen. Im Ianuar bereits wußte man in Tokio von russischen Truppenzusammenziehungen an der koreanischen Grenze. Auch fanden in Petersburg aufsehenerregende Empfänge des Großfürsten Aleris und des Kriegs- und Marineministers beim Zaren statt. Gleichzeitig erzählte man wieder in Petersburg von japanischen Truppenlandungen in Korea, die aber vom Baron Komura entschieden in Abrede gestellt wurden. Als dann der letzte Verständigungsvorschlag Iapans trotz dringendster Vorstellungen Kurinos bis zum 13. Ianuar / 5. Februar 1904 unbeantwortet blieb, erfolgte an diesem Tage der Abbruch der diplomatischen Beziehungen. Der russisch-japanische Krieg begann, und die Geschicklichkeit dee Grafen Witte wußte in dem ihn beendenden Frieden von Portsmoutb (23. August / 5. September 1905) günstigere Bedingungen für das geschlagene Rußland zu erzielen, als die Größe der Niederlage voraussehen ließ. Aber mochte der Frieden Rußland auch mit einer Kriegsentschädigung verschonen, ja ihm sogar noch eine reichliche Vergütung erlittener Schäden eintragen, so warf er es in seinem Siegeszuge zum Stillen Dzean doch so sehr zurück, daß es sich von diesem Schlage nicht wieder erholte, sondern sich auf einer ganz anderen Grundlage einrichten mußte. Das Zugeständnis der freien Hand für Iapan in Korea nahm die Hoffnung, am Stillen Ozean jemals die Vorherrschaft zur Tee behaupten zu können. Wladiwostok und die Küstenprovinz wurden verlorene Außenposten. Die Räumung der Mandschurei, ihre Zurückgabe an die chinesischen Behörden mit dem Anerkenntnis der vollen chinesischen Souveränität, tie Abtretung der Pachtung Liao tung mit Port Arthur und Ta?ien Wan einschließlich der Südmandschurischen Bahn mit allen Privilegien und Kohlenmineu an Iapan machten die ganze Stellung in der Mandschurei und östlichen Mongolei >'on dieser das Tor am Meer besitzenden Macht abhängig. Der russische Ausdehnungs' trieb ivar in den im Iahre 1857 gezogenen Grenzen am Amur stillgelegt. Verstärkt wurde die Absperrung durch die Ausantwortung der Südhälfte Sachalins, die mit der Straße von ?a P^rouse jede Znfahrt zum Iapanischen Meer unter die japanische Kontrolle stellte. An Stelle Rußlands hatte sich Iapan zur Vormacht des fernen Ostens aufgeschwungen. Sein Zittern vor dem russischen Koloß hattt einem überlegenen Selbstbewußtsein Platz gemacht. Nur dem Andringen des neuen amerikanischen Rivalen batte jener es zu verdanken, wenn ibn Iapan in den Friedens- und Freundschaftsverträgen vom 30. Iuli 1907 und 4. Iuli 1910 aufs neue in das politische Ringen Ostasiens einstellte. Doch man mußte sich jetzt begnügen, nur ein Mitspieler unter anderen zu sein, dessen eigentliche Bedeutung mit rücksichtsloser Gewalt nach ihrem Ausgangspunkt, nach Europa, zurückge» schleudert war. Um so selbstverständlicher vollzieht sich jetzt, nachdem auch das europäische Rußland zerfallen ist, die ?oslösung der bereits ferner gerückt gewesenen Gebiete.

Rußlands im fernen Osten C. Brackmann
Mit Rußland scheidet während dieses Krieges nach Deutschland die zweite
Macht aus dem Gegenspiel der politischen Kräfte in Ostasien aus. Nicht zur
Freude Iapans. Deutschlands Einfluß auszutilgen, war namentlich das
Kabinett Terauchi ein eifriger Genosse der Entente. Rußland hätte man gern
zur Seite behalten. Insbesondere die gegenwärtige Regierung, die durch die Be>
fufung des seit der geschickten Abwicklung der nach dem Krieg« vorliegenden
schwierigen Versöhnungsarbeiten in Petersburg wohlgelittenen Botschafters
Itchiro Motono zum Minister des Auswärtigen aufs deutlichste die Wertschätzung
bekundete, die sie für eine weitere Annäherung Rußlands an ihre Bestrebungen
empfand. Ausdrücklich bezeugt zudem der russische Botschafter in Tokio, Kru-
penskn, in seinen jetzt veröffentlichten Geheimberichten, wie besorgt man ,n den
Tagen Kerenskis nach Rußland ausschaute, und wie dringend man ein weiteres
Zusammenstehen wünschte, ein Zusammenstehen, zu dem man sich in den Verträgen
vom Iuli 1916 aufs neue verschworen hatte. Zu sehr bedurfte man dieses Gegen-
spielers, um des kapitalmächtigen, rücksichtslos vordrängenden nordamerikanischen
Rivalen auf dem mittelostasiatischen Kampfplatz Herr zu bleiben. Nun er fort-
gefallen, sieht man sich plötzlich vor einer ganz neuen Situation, vor der Aufgabe,
sich allein mit diesem auseinanderzusetzen. Nicht zufällig fielen deshalb gerade
in die Monate des russischen Auflösungsprozesses die nachdrücklichsten Versuche,
durch besondere Missionen, insbesondere durch die des Barons Ishij, die japanisch-
amerikanischen Streitpunkte zu bereinigen und zu einem Ausgleich zu kommen.
Den am 7. November v. Is. veröffentlichten amerikanisch^japanischen Vertrag
und die Ernennung des durch diesen Abschluß als Pfadfinder der Annäherungs-
möglichkeiten bewährten Baron Ishij zum Botschafter in Washington, wie auch
das Ausschanen nach japanisch-merikanischen Beziehungen, die durch meri-
ranisch« Kriegsmaterialbestellungen angebabnt werden sollten, um Meriko als
Gegenspieler gegen Amerika in das ostasiatische Kräftespiel einzustellen, wollen
deshalb unter dem Gesichtspunkt dieser durch den Ausfall Rußlands geschaffenen
Lage gesehen werden. Eine tiefgreifende politische Umbildung
im fernenOsten mag heraufziehen, die besonders dann in die
Erscheinung treten wird, wenn es sich um die Neuverteilung des russischen Erbes
handelt. Daß für Iapan Grundlage dieser Neubildung das starke Festhalten an
dem in den Tagen des Friedens von Sbimonosefi begründeten und seitdem unbe-
irrt festgebaltenen Bündnis mit England sein soll, ist von Iapan bereits betont,
ist auch einleuchtend, da Englands Interesse auf die jetzt strittig gewordenen Ge-
biete nicht unmittelbar gerichtet ist. Deutschlands Anrecht, bei
ihr mitzuwirken, ist begründet in seinen unver-
fallenen Ansprüchen ans seine Pachtung Kiao tschou.
Die Friedensverhandlungen werden der Ort sein, sie geltend zu machen.

Emil Zimmermann.

Wirtschaftliche Karte gegen Kriegskarte.

Vor einigen Monaten sind Auszüge aus einem Aufsatz des „Temps", des bekannten und viel beachteten französischen Blattes, durch die deutsche Presse ge> gangen, der in seinem Kern auf die Forderung hinausläuft, daß die Alliierten der deutschen Kriegskarte jene wirtschaftliche Karte entgegensetzen sollen, die der Entente die Kontrolle über fast alle Rohstoffe der Welt geben werde.

„Es handelt sich nicht darum", sagt das französische Blatt, „von jetzt ab ein permanentes Monopol zu sä^ffen, das eher den Vorwand zu neuen Kriegen in sich schließt, es gilt vielmehr, zur Beschleunigung und rascheren Ausgestaltung des Friedens die Deutschen, die in territorialer Hinsicht die Besitzer sind, zu zwingen, sich in wirtschaftlicher Hinsicht als die Bittenden zu präsentieren. Bei der wachsenden Wichtigkeit der Politik im Krieg und der wirtschaftlichen Probleme in der Politik begreift man ohne Mühe, daß die Arbeit der französischen Diplomatie eine andere sein wird als bisher."

Damit ist zum ersten Male von feindlicher Seite klar zum Ausdruck gebracht, was denkende und die Weltlage beherrschende Politiker in Deutschland seit Monaten gesagt haben, daß die Gegner den Versuch einer dauerndem Schädigung Deutschlands durch wirtschaftliche Monopole machen werden, wenn wir einen Frieden auf Grund der Kriegskarte begehren.

Dank unserer militärischen Kraft haben wir große Eroberungen im Osten und Westen gemacht. Die feindlichen Landgewinne in den deutschen Kolonien und in Vorderasien können sich mit ihnen nicht im entferntesten messen. Das wissen unsere Gegner sehr wohl, und deshalb haben sie erstens die größten militärischen Anstrengungen gemacht, uns einen Teil unserer Eroberungen wieder zu entreißen, und baben sie zweitens Vorsorge getroffen, bei der Endabrechnung uns noch anderes gegenüberstellen zu können als Mesopotamien und den deutschen Kolonialbesitz.

Unsere nun über drei Iahre währende Absperrung vom Weltmarkt haben die Feinde sehr eifrig benutzt. Das Baumwollenmonopol besaßen die Angelsachsen schon vor dem Kriege; an der Sä>affung eines Kautschukmonopoles arbeitete Eng» land in Südostasien. Monopole besitzen sie auch für die Gold- und Kupfergewinnung. Dagegen beherrschten England und die Vereinigten Staaten die sehr wichtigen Märkte für Wolle und Ölfrüchte nicht. Es standen ihren Monopols sierungsbestrebungen die starken Erzeugungen in China und Mittel- und Südamerika entgegen. China ist einer der bedeutendsten Anbauer von Ölfrüchten. Allein die Mandschurei erzeugt gegen zwei Millionen Tonnen Sojabohnen; ferner werden im Reich der Mitte große Meiwen Sesam und Erdnüsse erzeugt, sicher

ebenso viel wie in Britisch - Indien. Das Deutsche Reich bezog 1913 aus China gegen 10 000 Tonnen Erdnüsse, 79 000 Tonnen Sesam für 30 Millionen Mark und 106 000 Tonnen Sojabohnen für 18'/, Millionen Mark. Alle diese Ausfuhren waren sehr steigerungsfähig, und China hätte uns nach dem Kriege dieienige Menge Ölfrüchte senden können, die England und soiue Verbündeten uns vorenthalten wollten. Desgleichen ist Argentinien mit einer Lieferung von 430 000 Tonnen Leinsaat im Iabre 1913 für uns sehr wichtig. Ohne diese Mächte konnten und können die Angelsachsen uns gegenüber nicht als Monopolinhaber auftreten. Auch für unseren Wollebezug sind Argentinien, Uruguay und Chile von erheblicher Bedeutung. Sie liefern uns zwar nicht so viel wie die Angelsachsen, von denen wir 1913 für rund 230 Millionen Mark (55 Prozent unserer ganzen Wolleeinfuhr) bezogen; aber sie sandten uns zusammen doch für 120 Millionen Mark Schafwolle.

China haben die Angelsachsen zu sich hinübergezogen; jetzt arbeiten sie mit Hochdruck an der Gewinnung Argentiniens, um den Ring zu schließen. Ihr Bemühen geht dahin, eine geschlossene Front aller Rohstoffstaaten zu schaffen, nm unserem militärischen mit wirtschaftlichem Druck zu begegnen. Und England liegt besonders viel an solchen Teilnehmern an diesem Bunde wie die Vereinigten Staaten, Brasilien, Argentinien, China, weil es weiß, daß wir an diese Mächte militärisch nicht herankönnen. Den wirtschaftlichen Zusammenschluß der Rohstoffstaaten können wir militärisch nicht sprengen.

Starke wirtschaftliche Waffen haben die Gegner in unserem Fettmangel und tiem Mangel an Wolle und Baumwolle. Länder mit intensiver Wirtschaft wie Deutschland können 1. keine Schafe halten, 2. dem Groß» und Milchvieh nur geringe Weideflächen bieten, weshalb starke Futtereinfuhr nötig ist, und müssen 3. in der Rindviehzucht starkes Gewicht auf die Milcherzeugung legen und den Fleischbedarf der Bevölkerung durch vermehrte Schweineaufzucht decken. Deutschland hatte Anfang der 60er Iahre des vorigen Iahrhunderts 28 Millionen Stück Schafe, die etwa 350 000 Doppelzentner Wolle gaben. Noch zu Anfang der 40er Iahre führte Deutschland sogar Wolle aus. England erhielt damals die Hälfte seiner Wolleinfuhr aus den Ländern des deutschen Zollvereins. Im Iahre 1913 war der deutsche Schafbestand auf 5'/. Millionen Stück zurückgegangen, die noch nicht 100 000 Doppelzentner Wolle gaben. Die Gesamteinfuhr roher und gewaschener Wolle im Iahre 1913, zuzüglich der Einfuhrmenge von Kammzug, schätzungsweise in Schweißwolle umgerechnet, hat in der Menge ia. 2^ Millionen Doppelzentner erreicht.

Für die Milch- und Buttererzeugung Deutschlands war die Einfuhr von Ölfrüchten, durch deren Preßrückstände, die der Viehnahrung dienten, unser Großvieh Fett zugeführt erhielt, von ausschlaggebender Bedeutung. Im Iahre 1916 ging trotz Vorhandenseins genügender Futtermengen der Milchertrag auf nahezu die Hälfte zurück, weil die Ölkuchen fehlten nnd die Ölkuchenmehle. Unser Groß-

vieh ist während des Krieges fettarm geworden, milchärmer; es wächst weniger schnell, und die Nachzucht ist verlangsamt. Können wir dauernd am ausreichenden Bezuge der Ölfrüchte gehindert werden, dann müssen wir entweder unsere Viehzucht ganz gewaltig einschränken, womit, die Dungerzeugung stark zurückginge, oder es würde eine starke Vergrößerung der Weideflächen und des Futteranbaues nötig werden und eine entsprechende Verringerung des Waldbestandes und der Getreideflächen. Iedenfalls würde eine stark? Verschlechterung unserer ganzen Landwirtschaft eintreten. Das wissen unsere Gegner und wollen sie ausnutzen. Sie wissen ferner so gut wie wir selber, daß unsere Kleidungs» und Wäschebestände auf die Neige gehen. Nackt können wir in unseren Breiten nicht herumlaufen; Eriatzstoffe für Baumwolle und Wolle sind schwer in genügender Menge heranzuschaffen.
Dies sind die Taumschrauben, die man uns anlegen will, um uns zu zwingen, unsere militäriiche Lc.g? ungenützt zu lassen. Es hilft demgegenüber nichts, daß wir entschlossen bleii'in. militärisch zu siegen. Ie länger der Krieg dauert, desto wirksamer wird unsere Absperrung vom Weltmarkt, und die Feinde werden lei Friedensverhandlungen, nie immer auch die militärische Lage sich gestaltet haben möge, mit dem Hinweis auf ihre wirtschaftlichen Monopole kommen. Sie werden verlangen, daß wir unsere Eroberungen aufgeben, wenn sie uns wieder zu ihren Rohstoffrrservoiren zulassen sollen. Darauf deuten ja die eingangs mit» geteilten Ausführungen des „Temps" unverhüllt hin. Lehnen wir die Heraus» gabe der besetzten Gebiete ohne Entschädigungen ab, dann tritt eben die Rohstoffsperre gegen uns in Kraft, die umso wirksamer sein wird, je leerer an wichtigen Rohstoffen die lange Kriegsdauer uns gemacht hat. Wir haben diese gegnerilchen Bestrebungen viel zu wenig beachtet. Wir denken nur an den militärischen Sieg und an seine Organisation, und das ist unsere Schwäche. Unter der Regierung des Herrn von Bethmann Hollweg war ganz richtig erkannt worden, daß es die militärischen Maßnahmen in diesem Kriege gegen eine Welt und gegen Mächte, die uns militärisch unerreichbar sind, allein nicht machen. Wenn es bei uns Militarismus gibt, wie die Gegner immer behaupten, so nur in dem Sinne, daß das ganze Volk, mit wenig Ausnahmen, nur zu leicht geneigt ist — zu seinem Schaden —, der militärischen Kriegführung vor der politischen den Vorrang z» geben, von dieser zn verlangen, daß sie die militärische Kriegführung unter, stütze, während es bei den Feinden umgekehrt ist.
Herr von Bethmann Hollweg hat sich im Bemühen, der politischen Krieg fübriing die gebührende Stellung im Staate zu sichern, aufgerieben, allerdings nicht ohne Schuld, weil er sich viel zu sehr mit der Bekämpfung von Gegenströmungen abgab, also mit negativer Arbeit, anstatt seinerseits die politische nnd diplomatische Kriegführung im großen Stile zu organisieren. Er war kein Organisator des unblutigen Krieges, der nicht minder wichtig ist, und wir haben das nicht ungefährliche Schauspiel militärischen Eingreifens in die politisch«

Wirtschaftliche Karte gegen Kriegskarte E. Zimmermann
Kriegführung durch mahnende Briefe an den Kanzler erlebt und durch Telegramme an Versammlungen und Körperschaften, die der Böswilligkeit Anlaß gegeben haben, einen garnicht vorhandenen Gegensatz zwischen militärischem und zivilem Deutschland zu konstruieren. Aber die richtige Empfindung war da, daß in der politischen Kriegführung etwas fehlte, wie ebenso Herr von Bethmann richtig die Unzulänglichkeit militiürischer Machtmittel empfand. Er sah sie besser wie die große Menge der Volksgenossen, für die alles Militärische mit einem glänzenden Schimmer umkleidet ist, dem besonders häufig, namentlich bei persönlicher Berührung mit glanzvollen militärischen Persönlichkeiten, sogenannte Demokraten erliegen. Gerade weil dem so ist, muß unter allen Umständen das Interesse für die politische Kriegführung geweckt werden; das kann aber nicht durch Kampf um Anerkennung bei militärischen Stellen und bei der Nation geschehen, sondern nur durch große positive Arbeit.

Es wird hohe Zeit für die Reichsregierung, an die Organisation der politischen Kriegführung zu gehen, die dann bestehen muß, die Monopol- und Weltsyndikatsbestrebungen der Gegner zu hemmen und, wenn möglich, zu brechen. Ich habe in den „Preußischen Iahrbüchern" (Angustheft 1914) wiederholt dargelegt, daß die Verkündung einer großen deutschen Kolonialrolitik als Initiative wirken würde.

Die außerhalb des Kreises unserer Verbündeten stehende Welt sieht die Lage im allgemeinen so, wie der „Temps" sie gezeichnet hat. Wir haben die militärischen, die Gegner die wirtschaftlichen Eroberungen. Geben wir jene nicht heraus, so sind wir vom Rohstoffmarkt abgesperrt. Ie stärker wir uns an die kontinentalen Eroberungen klammern, umsomehr rechnen Gegner und Neutrale mit der künftigen Verkümmerung deutscher Weltwirtschaft, und desto eher geben noch die letzten Neutralen — trotz des deutschen Sieges — ins Lager der Angelsachsen über. Oder aber wir müssen unter Herausgabe unserer militärischen Eroberungen einen englischen Frieden schließen, um Rohstoffe zu erhalten. Auch dann ist England Triumphator.

Ein deutscher Friede kann nur erreicht werden, wenn wir das Ausspielen der wirtschaftlichen gegen die Krirgskarte unmöglich machen. Die Feinde dürfen erst garnicht in die Lage krmmen, einen Haufen Monopole gegen uns ins Feld zu führen. China baben wir zwar verloren; aber wir müssen Südamerika für uns gewinnen und Mittelamerika. Wilson und L a n s i n g haben sebr richtig erkannt, worum es geht, daher ihr Vorgehen mit den gemeinsten Mitteln, Argentinien und Meriko gegen uns aufzuhetzen. Und die Telegramme des Grafen Lurburg waren in diesem Zusammenhange schlimmer als ein Verbrechen; sie waren ein Fehler. Argentinien mit seiner Wolle nnd seinen Ölfrüchten, Mittelamerika mit seinen Mineralien und dem großen Reichtum stark ölhaltiger Früchte, die alle noch der Entschließung harren, sind in der Lage, alle angelsächsischen Monopolbestrebungen
2"!

zu durchbrechen, wenn wir uns mit innen zu diesem Zwecke verbinden. Die Verbindung wird nicht durch Flandern hergestellt, sondern durch Mittelafrika, das wir durch unsere festländischen Eroberungen in der Hand halten. Dieses Faustpfand für eine Wirtschafts- und Weltpolitik ausnützen, die von den Angelsachsen unabhängig ist, das ist die richtige politische Kriegführung. Denn sie wird Südamerika an uns binden und neue weltpolitische Verhältnisse schaffen. Dadurch werden die wirtschaftlichen Monopolbestrebungen der Gegner so durchkreuzt, dafi sie damit keinen Zwang auf uns auszuüben vermögen. Mittelafrika gibt nns dazu Monopole in unsere Hand. Eines der wichtigsten Gebiete für Ölfrüchte ist Westafrika und Mittelafrika. Nach Auskunft des Kameruner Gouvernements gehört diese Kolonie mit Nigeria zu den reichsten Slpalmengebieten Westafrikas. Südnigeria führte 1912 aus 175 000 Tonnen Palmkerne und 83 000 Tonnen Palmöl. Wenn Kamerun noch lange nicht so weit war, so lag das daran, daß jene Produkte nur in mühseligem Eingeborenenbetriebe gewonnen wurden, und daß Kamerun weit schwächer bevölkert ist als Nigeria. Erst seit wenigen Iahren ist die maschinelle Verarbeitung der blpalmenfrüchte im Gange, und dank der größeren Leistungsfähigkeit der Maschinen können die vorhandenen Bestände voller erfaßt werden. Was maschinelle Ausbeute zuwege bringt, zeigen die Er» folge der Firma Lever Brothers im Belgischen Kongo. Sie hat dort im Iahre 1912 drei Ölwerke angelegt, am Kwilu, bei Bumba am Kongo und am Aruwimi, die 12 000 und je 10 000 Tonnen Früchte jährlich verarbeiten sollen. Als die Firma mit der Arbeit anfing s1912), führte der Belgische Kongo 5895 Tonnen Palmkerne und 1989 Tonnen Palmöl aus. Im Jahre 1915 w« trotz der Kriegswirren die Ausfuhr auf 11 024 Tonnen Palmkerne und 3407 Tonnen Palmöl gestiegen, und 1916 hatte der Belgische Kongo eine Ausfuhr von 22 330 Tonnen Palmkernen. Wenn Kameruns i7lpalmenreichtum maschinell ausgebeutet wird, stellt das Gebiet sehr bald Ausfuhrmengen wie Nigeria. Dasselbe gilt vom Belgischen Kongo. Dort gibt es IN 000 1<ni schiffbare Wisse und noch ein Vielfaches mehr kleinerer Wasserläufe, die nur mit Kanu zu befahren sind. Überall kommt die Olpalme vor, oft in großen Beständen. Die Ausfuhr des Iahres 1912 stammte fast ganz aus dem einzigen Verwaltungsbezirk Bas Congo, der dem Meere am nächsten liegt. Er führte 5800 Tonnen Palmenkerne nnd 1900 Tonnen Palmöl aus. Nach dem Bericht des belgischen Sachverständigen werden in den Uferwäldern von Bas Eongo nur eine von 150, in den sekundären Wäldern eine von 50 Ölpalmen ausgebeutet. Allein der eine Distrikt Bas Eongo müßte 150 000 Tonnen Palmkerne und 100 000 Tonnen Palmöl geben. Wieviel liegt da im Belgischen Eongo an Reichtum? Wer den Ölpalmenreichtum West- und Mittelafrikas kennt, weiß, daß ich nicht zu viel behaupte, wenn ich sage: Nigeria, Kamerun und die Kongogebiete können mit Leichtigkeit aus den vorhandenen Beständen 1 Million Tonnen Palmkerne für 400 Millionen Mark und 1 Million Tonnen Palmöl für 600 Millionen Mark liefern.

Wirtschaftliche Karte gegen Kriegskarte E.Zimmermann
Alle hochwertigen Pflanzenfette sehen sich in ihrem Werte durch die Er-
findung der Härtung der Fette bedroht. Das Kopraöl, Palmkernöl und Palmol
haben die Eigenschaft, bei normaler Temperatur fest zu sein; sie können also ohne
Zusätze zu Speisefetten, Seifen und Lichten verarbeitet werden. Durch die
Härtung (Znsatz von Nickelstaub und Wasserstoff) werden auch andere Fette,
selbst Tran, fest und fast vollkommen geruchlos. Sie verdrängen also die teuren
Pflanzenfette zum mindestens aus der Seifen- und Kerzenfabrikation. Damit
tritt ein Preissturz der festen Pflanzenfette ein. Dieser Preissturz be-
droht aufs schwerste dasErzeugnis d er K o ko spalm e, die
Kopra und Kokospalmen», Sesam-, Erdnußkulturen, niemals aber
die Ölpalme.
Ein Hektar einigermaßen gepflegter Ölpalmenbestand (selbst Wildbestand)
liefert sechs bis sieben Tonnen Ölfrüchte und wird in dieser Ergiebigkeit von
feiner anderen Ölfrucht-Pflanzung erreicht. Ein Hektar Kokospalmen gibt nur
eine Tonne Kopra für 650 Mark, ein Hektar Erdnuß höchstens zwei Tonnen
Erdnüsse für 600 Mark. Die sechs bis sieben Tonnen Früchte der Ölpalme aber
geben eine Tonne Palmöl für 600—660 Mark und eine Tonne Palmkerne für
400—440 Mark. Der Hektar Ölpalmenland wirft also über 1000 Mark ab.
Ölpalmenkulturen blieben also rentabel, wenn auch die Preise für feste Pflanzen-
fette ganz erheblich sinken. Dazu kommt — und hierin liegt die große Gefahr
für die anderen Pflanzenfette, daß Palmöl das Speisefett der Zukunft werden
kann. Bisher hat die Margarinefabrikation dieses Fett abgelehnt wegen seines
zu hohen Fettsäuregehalts. Aber es ist gelungen, den Prozentsatz stark herunter-
zudrücken. So könnendenn die wilden Ölpalmenbestände
West- und Mittelafrikas ihrem Besitzer das Monopol
in der Speisefettindustrie verschaffen. Dazu kommen die
in gleicher Mächtigkeit nirgends weiter vorhandenen Nutzholzbestände Mittel-
afrikas als Grundlage eines zweiten Monopols.
Diese und andere wirtschaftliche Fragen^ sind für die politische Kriegführung
und die Gestaltung der wirtschaftlichen Kriegskarte zu unseren Gunsten von
höchster Wichtigfeit.
Durchkreuzt sind die Hoffnungen unserer Gegner ganz besonders stark
durch die Friedensschlüsse im Osten.
Die Ukraine ist die Kornkammer Rußlands; von den mehr als
2 700 000 Tonnen Gerste, die wir 1913 von Rußland be-
zogen, kam der weitaus überwiegende Teil aus den Ge-
bieten der Schwarzerde. Liefert die Ukraine uns große Mengen
Gerste, dann können wir wieder mit der Aufzucht von Schweinen beginnen.
Ferner können in den Gebieten des schwarzen Meeres große Mengen
Ölfrüchte angebaut werden. Die Ukraine, Rumänien und Bulgarien könnten

uns wohl einige Hunderttausend Tonnen davon liefern. Und auf solche
Einfuhren gestützt, könn en wir die Angelsachsen verlachen,
wenn sie uns drohen, unsere Viehzucht und damit die
Grundlage unserer Ernährung vernichten zu wollen.
Die Angelsachsen hofften wohl auf die Anarchie in Rußland. Aber
wenn wir die ruhige Friedensarbeit der Ukraine durch Kriegführung gegen
die Banden der Bolschewicki sichern, dann arbeiten wir damit bestens der
großen Auseinandersetzung mit unseren westlichen Gegnern vor. Ia, wir
sollten noch weiter gehen und der Ukraine jetzt schon große Mittel zur
Förderung ihres Gerste» und Olfrüchteanbaues zur Verfügung stellen; man
sollte selbst die Gründung von großen Unternehmungen mit deutscher und
ruthenischer Leitung zur Förderung des Olfrüchteanbaues ins Auge fassen.
Graf Czernin hat von einem „Brotfrieden" gesprochen, der geschlossen
werden solle. Der Friedensvertrag von Brest Litowsk kann in der Tat zu
diesem Brotfrieden ausgebaut, er kann ein wichtiges Kampfmittel im Ringen
um den Siegespreis werden, das wir mit den Angelsachsen noch zu bestehen
haben, ehe sie uns an die Welt-Futterkrippen heranlassen. Für diesen
diplomatischen Endkampf ist es ungeheuer wichtig, daß wir sagen können:
Unsere Viehzucht und Ernährung sind nicht mehr zu untergraben; sie sind
durch unsere Abmachungen mit dem europäischen Osten vor dem Zusammen-
bruch bewahrt! So schlagen wir Herrn Wilson die Waffe aus der Hand,
die er mit aller Sorgfalt für den letzten entscheidenden Strauß geschmiedet hat.

Kurt Palm:

Unsere Etappenzeitungen.

Als auch in Deutschland nach den ersten Anzeichen einer drohenden Papier»
knappheit wirklich die Verleger gezwungen wurden, ihre Zeitungen und Zelt-
schristen zu kürzen, erschien in einigen Blättern ein Protest gegen die Feld»
zeitungen. Durch sie würde den Heimatzeitungen eine beträchtliche Menge Pavier
entzogen, behauptete der Verfasser, und das geschähe nicht einmal für einen not-
wendigen oder nutzbringenden Zweck, sondern einer Spielerei zuliebe. Sind tat-
sächlich die Feldzeitungen eine Spielerei? Man mag den Begriff in zwei
Unterabteilungen trennen. Man mag von Frontblättern, sprechen, also von
Unternehmen, die der kämpfenden Truppe Unterhaltung bieten oder ihr die
neuen Depeschen rascher vermitteln wollen, als die aus Deutschland kommenden
Blätter es vermögen; und man mag von Etappenzeitungen reden, die dem

Etappensoldaten, dem Beamten, dem Bewohner besetzten Gebietes irgendwie
dienen sollen. Dann will ich heute schweigen, wenn einer die erste Art Feld-
zeitungen überflüssig nennt; so sehr es auch lockt, auf dieses Urteil mit wuchtigen
Gegengründen zu antworten. Daß aber die zweite Art ganz gewiß wertvoller ist
und wichtiger für unsere Sache als hundert Lokalbläittchen Deutschlands, die eine
hundertfach größere Menge Betriebsstoff verbrauchen: das mögen die folgenden
Charakteristiken beweisen. Die Auswahl der beschriebenen Etappenzmtungen
geschah nicht nach der Größe der betreffenden Unternehmen. Es gibt kleine, von
denen in Deutschland kaum einer etwas weiß, und die doch in ihrem Rahmen so
Bedeutendes wirken, daß sie heute ein schwer entbehrliches Glied im Verwaltungs-
apparat geworden sind.

Ich denke dabei besonders an den „Landmann". Wer daheim hörte schon
von ihm? Wer weiß, daß seit März 1915 diese Wochenschrift sich müht, der
belgischen und französischen Landwirtschaft im eroberten Gebiet zu helfen, indem
sie Vorschläge ausarbeitet, rät, Neuerungen beurteilt und erklärt und die Ein-
führung des Besten betreibt? Auf Anordnung des General-Gouverneurs von
Belgien, Freiherrn von Bissing, wurde der königlich bayerische Wirkliche Rat l»r.
Friedolin Martin berufen, ein solches Organ zu sämffen. Er ließ nach kurzen
Vorarbeiten am 10. März 1915 die erste Nummer seines „Landmann" erscheinen.
Von Anfang an bestanden drei gleichzeitige Ausgaben. Die erste ist in deutscher
Sprache verfaßt; die zweite, „De Landbouwer", ist flämisch; die dritte, „l^«
s'ultivliteur", französisch geschrieben. Zunächst einige äußerliche Daten: Die Auf»
läge betrug anfangs 8500 Stück, und zwar 2500 deutsch, je 3000 französisch und
flämisch. Heute, nach zweieinhalb Iahren, sind 45 500 Stück wöchentlich erreicht,
davon 6000 deutsch, 22 000 französisch, 17 500 flämisch. Trotzdem ist der Koston-
aufwand so bescheiden wie nur möglich geblieben. Dr. Martin leitet die Redaktion
noch allein, zwei Maschinenschreiberinnen stehen ihm bei, zwei Personen besorgen
den Versand, ein Pfadfinder spielt den Botengängen In der Druckerei ist ein
deutscher Faktor beschäftigt und je ein Übersetzer für die beiden fremden Sprachen.
Das ist alles. Die Herstellung geschieht in der belgischen Staatsdruckerei zu
Brüssel.

Was der „Landmann" will, hat er selbst einmal in einem Aufruf an seine
Leserschaft gesagt. Er „soll dazu dienen, die Verordnungen und Anregungen des
kaiserlichen General-Gouvernements, soweit sie die Landwirtschaft angehen, ins
Land hinauszutragen. Die Landwirte sollen wissen, was man zu ihrem und des
Landeö Bestem anstrebt. So soll ein Band geschaffen werden zwischen jenen,
denen die Sorge für das Land anvertraut ist, und den ländlichen Bewohnern aller
Provinzen, damit ein jeder im Lande und vor allem der Landwirt seine Pflicht tue,
um die schwere Kriegszeit zu überstehen". Ein hohes Ziel und ein wichtiges Ziel.
Denn es leuchtet ein, daß wir am Blühen des vorübergehend uns gehörenden
Bodens nicht nur aus Gründen der Fürsorge für seine Bebauer Anteil nebmen.

Seine Frucht brauchen wir ebenso notwendig wie die in Deutschland gewachsene. Sie durch fachkundige Pflege zu mehren, ihre Güte durch Anlernen der Landwirte womöglich noch zu steigern, ist uus wichtige Pflicht geworden. Ihr zu genügen, ist die vornehmste Aufgabe der Martinschen Zeitschrift.
Die Zivilverwaltung in Belgien hatte folglich zu sorgen, daß der „Landmann" sich überall dort einführe, wo die im Kriege eingegangenen landwirtschaftlichen Blätter unserer Gegner bisher Aufklärungsarbeit geleistet hatten. Sie mußte da- mit rechnen, daß man ihrem Werben um Gehör mit Mißtrauen begegnete. Ganz gewisi hätte kein Bauer auch nur einen ce'ntinie Bestellgeld geopfert. Der „Landmann" wurde daher verschenkt. Ganz gewiß hätte auch kein Bauer das Blatt wirklich fortlaufend gelesen, wenn es von Anfang an mit Vorschlägen ge- kommen wäre, die dem konservativen Landwirt sofort Änderungen nach deutsehem Vorbild zugemutet hätten. Dann hätte er dahinter sofort eine feindliche List der Boches gewittert und den Glauben an den guten Willen der ungerufenen Berater auf alle Zeit verloren. Nein, es mußte allmählich Vertrauen gewonnen werden, indem man zunächst auf das Bekannte sich beschränkte und allenfalls Kleinigkeiten anders zu erklären und neu einzuführen versuchte, ehe man sich an die Veröffent- lichung etwaiger größerer Reformen wagte. I»r. Martin gab zunächst die Er- lasse des General-Gouverneurs bekannt und fügte einen Beitrag an, der die Stellung des Gouverneurs zur belgischen Landwirtscl)aft erläuterte. Antworten auf Fragen der Praris folgten. Gartenbau, Pferdezucht, Viehzucht, Forstwirt- schaft, Hauswirtschaft bildeten die weiteren Themata. Einige Geschäftsanzeigen machten den Schluß. Es mußte sich nun bald zeigen, ob er es verstanden batte, Anregungen zu geben und doch dabei auf das richtige Maß sich zu beschränken. War erst die Grundlage gefunden, hatte der „Landmann" erst seine frühesten Leser überzeugt und sich einen Abonnentenstamm geschaffen, war der schwierigste Teil der Aufgabe gelöst. Dann war das Blatt eingeführt. Dann mußte auch die Verbreitung gelingen.
Alles glückte. Die 45 000 Stück, die heute wöchentlich über alle Provinzen Belgiens und Frankreichs sich verteilen, beweisen es. Der „Landmann" ersetzt den Bauern wirklich ihre eigenen einstigen Fachorgane. Er findet Glauben, wenn er zu seinen Beziehern jetzt von all dem spricht, was an Neuerungen infolge der Zeitumstände auf dem weiten Gebiete der Landwirtschaft erforderlich geworden ist. Noch immer kommt er kostenlos zu jedem, der um seinen Rat bittet. Und eben dadurch, daß der Ärmste im besetzten Lande draußen erfahren kann, was ibm für seine Scholle von Nutzen ist; da jedermann mit den Worten eines Fach- manns einen möglichst knapp gefaßten Ertrakt der bemerkenswerten Nachrichten einer großen Reihe der besten deutschen landwirtschaftlichen Zeitungen erbält: eben dadurch ist jetzt der doppelte Zweck erreicht, das Fortblühen des modern ge» pflegten Bodens und der Zusammenschluß seiner Be-bauer unter der vertrauend anerkannten Mitleitung unserer Verwaltung. Einheimische Bevölkerung und

fremde Machthaber sind verbunden durch eines der leider recht seltenen Bänder,
die sich in den drei Iahren der Besetzung bisher zwischen ihnen gesponnen haben.
Natürlich beschränkt sich der „Landmann" nicht mehr nur auf Franzosen,
Belgier und Vlamen als Leser. Seit unsere Etappensoldaten und Beamten ihren
(Gemüse» und Kartoffelbedarf durch selbstimdigen Anbau mit eigenen Mitteln zu
decken versuchen, ist er auch in ihren Kreisen weit verbreitet. Nicht nur im
Westen wird er verlangt, auch im Osten und am Balkan brauchen ihn die meist
laienhaften feldgrauen Landwirte. Er ist zum Hauptorgan für alle die geworden,
die außerhalb der Heimat Bauern sind oder Bauern spielen. Wirkt seine Arbeit
nicht übergenug Nutzen und Segen im allgemeinen Interesse?
Er ist kein offizielles Verordnungsblatt, mit rein amtlichem Inhalt. - Er ist
eine Feldzeitung wie auf andere Art ungefähr die Armeezeitungen. Ihn ver»
dämmen zu wollen, weil er nutzlos Papier vergeudet, wäre das nicht Torheit?
In bescheidenerem Rahmen als er dienen dem gleichen Zweck noch viele andere
Zeitungen, die allerdings fast sämtlich amtlichen Charakter tragen. Als Beispiel
sei der im Oktober 4916 in Charleville gegründete „>lnniteur äu Itavitaül«.
moitt" genannt, der für die Zivilbevölkerung im Bereiche der dritten Armee und
der östlichen Hälfte der ersten Armee in französischer Sprache erscheint. Ihn hat
Hauptmann zur Strassen, Verpflegungsoffizier für die Bewohner des besetzten
Landes jener Gebiete, ins Leben gerufen. Schriftleiter ist)I<m»ieur I>«miu»)l1<?v
in Charleville, ständige Mitarbeiter ^lonsieur iiaM)' und)Inusi«'ul- I^av,
beide Bürgermeister von Charleville. Er veröffentlicht namentlich die Erlasse
unserer Verwaltung und bringt jeweils eine Anweisung, was in seinem Ver-
breitungsbezirk die einzelnen Lebensmittel kosten dürfen. Sein Bezugspreis ist
5 </«ntiiues für die Nummer, seine Auflage wuchs immerhin auf 16 000 Stück.
Ähnliche Blätter besitzt die Mehrzahl der von uns eingeteilten und verwalteten
Verpflegungsbezirke.
Neben dieser Art von Organen der Fachwissenschaft oder der Verwaltungs-
technik stehen andere, die dem fremden Volke die Tageszeitung ersetzen. Aus ihrer
Schar ist die „Uaxette 6e» ^läeune»" auch in Deutschland bekannt geworden.
Ihre Vorläuferin war die Kriegszeitung der 7. Armee, die schon im Oktober 1914'
die verlassene Druckerei des „<'ourri«i' <t« I'.Visue" und dessen beschäftigungs-
loses Personal für die Herausgabe einer deutsch und französisch geschriebenen
Feldzeitung ausnützte. Achtmal brachte sie den deutschen Soldaten die neuesten
Berichte und zugleich auch dem vom Nachrichtenflusse abgeschnittenen franzö-
sischen Quartierwirt Meldungen von der Außenwelt. Von der neunten Nummer an
konnte sie sich darauf beschränken, nur in deutscher Sprache als reines Truppen-
blatt zu erscheinen; denn mit dem 1. November 1914 war die „ttaaette «1?»
Hi^nne»" in Charleville ins Leben gerufen worden und breitete sich sofort weit-
hin über das besetzte Gebiet aus. Sie kam erst einmal wöchentlich heraus, vom

1. Ianuar 1915 an zweimal, ab 1. Oktober 1915 dreimal, ab 1. April 1916 viermal. Ihre Auflage wuchs in den drei Iabren auf je 160 000 Stück. Auch hier dürfte man darin den Beweis erkennen, daß durch taktvolle Schriftleitung das Vertrauen der Bevölkerung gewonnen worden ist und daß die hunderttausende Franzosen und Belgier auf das hören, was die deutsche Redaktion ihnen mitteilt. Der gewaltige Einfluß, den ein solches Blatt besitzt, wird nicht zu aufdringlicher politischer Werbearbeit mißbraucht; an einem solchen Versuch könnte das Unternehmen wohl heute noch scheitern. Nein, die Gazette gibt sich ganz als Nachrichten- und Unterhaltungsblatt. Sie bietet neutral ihre Meldungen dar, veröffentlicht die militärischen Tagesberichte unserer Gegner ebenso regelmäßig wie die eigenen und gibt nur in Einem mehr, als man auch von der bestgeleiteten Zeitung verlangen darf: sie zählt nach amtlielM Listen namentlich alle in deutsche Gefangenschaft geratenen Angehörigen der feindlichen Völker auf. So ist dem Franzosen im besetzten Gebiet doch wenigstens eine Quelle erschlossen, die ihm vielleicht das Schicksal eiues Familiengliedes kundtut. Ob sein Sohn tot ist, ob gesund oder verwundet oder krank, erfährt er nicht, weil man drüben noch immer die Verluste verschweigt. Wenn aber die Gefangenschaft das Los eines Verwandten wurde, dann erfährt er es durch die deutsche Gazette, da man bei uns die Arbeit und die Kosten nicht scheut, auch einem fremden Vater die Beruhigung einer Nachricht zu schaffen. Gerecht denkende Franzosen werten diesen Liebesdienst Deutschlands als eine Kulturtat. Das ganze Unternehmen verdient so beurteilt zu werden; oder ist es eine Selbstverständlichkeit, daß der Feind dem Feinde eine Zeitung schenkt, obwohl ihm dadurch Arbeitskräfte entzogen und knappe Betriebsstoffe verringert werden, daß diese Zeitung sorgsam jede Verjung des vaterländischen Empfindens vermeidet, daß sie die politische Werbetätigkeit völlig ausschaltet?

Dabei beschränkt sich die Gazette nicht einmal nur darauf, den Leser vom Weltgeschehen zu unterrichten. Sie unterhält und bildet ihn obendrein. Am 1. und 16. jeden Monats erscheint eine illustrierte Auegabe der „l^nx«tw ele» ^rlleun«»". In Kupfertiefdruck wird sie technisch hervorragend schön ausgestattet. Sie zeigt Photographien aus deutschen und französischen Apparaten, künst ' lerische Zeichnungen deutscher und französischer Maler, in fortlaufender Serie stets Ansichten deutscher Landschaften und deutscher Städte, sodaß der fremde Leser durch das Bild einen Begriff unserer vielgelasterten Heimat bekommt. Aufsätze und Dichtungen bilden den Tert; auch hier nicht nur Arbeiten deutscher Schriftsteller, sondern ebenso französischer und belgischer Mitarbeiter, die sich all» mählich zusammenfanden. Man gewinnt nie den Eindruck einer deutschen Zweckmache. Stets schimmert der welsche Charakter abgetönt durch, überall erkennt man die wohl durchdachte Weitherzigkeit der Redakteure. Im besetzten Lande weiß man, was man an der Gazette hat. Ob man freilich auch begreift, daß sittlicher Hochmut dazu geborte, sie zu schaffen und so auszubauen? Man ist jedenfalls

dankbar, und das heißt schon viel. Die Zeitung wird weiter wirken, auch wenn
sie der Frieden längst hat eingehen lassen.
Zu solcher Größe wie sie schwang sich kein Schwesterunternehmen empor. Im
Westen beherrscht sie das ganze Gebiet, und im Dsten fehlt es an so ausgedehnten
Verbreitungobezirken, weil dort die Verschiedenheit der Sprachen und des Kultur-
standes das Land in kleinere Kreise einteilt. Aber auch dort wird im gleichen
Sinne gearbeitet. Wilna zum Beispiel besitzt seit dem 15. Februar 1916 den
„Unmliu", zu deutsch „Volksstimme", von uns gegründet und in weißruthenischer
Sprache für die Weißruthenen geschrieben. Sein Zweck ist derselbe wie der der
„(3Ä2<?tw <Ie« ^r<I«unes": Versorgung der Bevölkerung mit Nachrichten.
Allerdings beantwortet er auch politische Fragen in nationalem Sinne. Ferner
behandelt er wirtschaftliche Themata, bietet lokale Beiträge, Aufsätze, Prosa-
tiebtnng, Verse, Scherze, Rätsel. Ursprünglich wurde er in lateinischer Schrift
gedruckt; seit dem 1. November 5 916 wird er in kyrillischer Schrift durch Hand-
satz und Pressendruck hergestellt. Die Auflage beträgt ungefähr 4000 Stück.
Wir sehen also wieder das Bemühen, eine Zeitung mit möglichst mannigfachem
Inhalt den Anwohnern zu schenken und auf diese Weise durch die Tat zu zeigen,
ivas man unfern Worten nicht glauben will.
Dder, ebenfalls in Wilna, die „Letzte Nais", die Zeitung für die Iuden.
Sie besteht seit dem 31. Ianuar 1916, ist jüdisch geschrieben, bietet Aufsätze aus
Politik, Wirtschaftsleben, Literatur, Kunst usw. und zählt ebenfalls schon 6300
bis 7500 Leser. In polnischer Sprache erscheint zu Wilna der „OxionniK
^VlIua»Ki". Neben ihnen gibt es dann die vielen deutschen Tageszeitungen, die
allmählich im eroberten Lande entstanden sind und natürlich einen nicht zu unter-
schätzenden politischen und kulturellen Einfluß auf die Einheimischen ausüben.
Wie hoch unsere Heeresleitung ihre Dienste schätzt, erhellt aus der Tatsache, daß
die „Deutsche Warschauer Zeitung" bereits fünf Tage nach dem Fall der Festung
mit amtlicher Unterstützung ihre erste Nummer herausbrachte. Militär und Ge-
werbe verbinden sich hier zu einer Arbeit, deren Wichtigkeit jeder einzuschätzen ver-
steht, der die Aufgabe der Presse voll ausdeutet. Wir haben heute folgende
Blätter: im Westen den „Belgischen Courier", im Osten die „Deutsche War-
schauer Zeitung", „Wilnaer Zeitung", „Kownoer Zeitung", „Litausche Zeitung",
„Mitausche Zeitung", „Bialnstocker Zeitung", „Grodnoer Zeitung", (die deutsch,
jüdisch und polnisch verfaßt ist), „Dabartis" (in Kowno, litauisch geschrieben),
„Suwalkier Nachrichten", „Bukarester Tagblatt", „Pinsker Zeitung", „Lem-
berger Tageszeitung", dazu die drei genannten Wilnaer Blätter.
Das sind nun freilich lauter Unternehmen, die zu ihrem Leben viel Papier
und viel Druckerschwärze brauchen. Vielleicht könnte man daheim wirklich ein
paar Seiten wöchentlich mehr benützen, gäbe es sie nicht. Aber um diesen Preis
sie wieder verschwinden lassen? . . . Nein. Einige von ihnen dienen ja schein»

bar nur idealen Gedanken. Es leuchtet nicht ohne Weiteres ein, daß es not»
wendig sei, dem unserer Macht unterstehenden französischen Zivilisten die neu,n
Nachrichten mitzuteilen; oder ausgerechnet für ein Blatt in weißruthenischer
Schrift Menschen und Material zu verwenden. Wer sich indessen die Folgen
dieser einem unnötigen Liebesdienst gleichsehenden Arbeit überlegt, wer bedenkt,
wie mit verhältnismäßig geringen Mitteln und unaufdringlich hier im Sinne der
deutschen Politik gewirkt wird, der erkennt gerne an, daß wir endlich einmal zur
rechten Zeit die Presse richtig benützen.
Dr. pkil. 6t inA. Eugen Meller.

Im Grenzgebiet zweier Kulturen.

Zeitgemäße Mitteilungen und Rückblicke in Ostgaliziens Vergangenheit.

Seit Iahrhunderten hat das s. g. „Galizisch-Podolien" und Rotruthenien
eine geschichtliche Aufgabe zu erfüllen gehabt. Diese zwei Provinzen Ostgaliziens
wurden während der historischen Evolutionen verschiedener Epochen zu einer
Grenzscheide abendländischer und orientalischer Kulturen, wo die Gegensätze be-
sonders hart aufeinander prallen mußten. Namentlich in Galizisch-Podolien
mündeten zahlreiche Einfalls-Straßen der türkischen und tatarischen Horden, so
daß es hier naturgemäß zu großen mit größter Erbitterung geführten Zusammen-
stößen zwischen östlicher und westlicher Zivilisation gekommen war. So erklärt
es sich, daß hierzulande zahlreiche zwischen großen und kleinen, über die ganze sonst
flache und öde Landschaft verstreuten Teichen halbverfallene Ruinen einstmaliger
Ritterburgen entstanden sind, die mit befestigten und starken Mauern die Ein-
fälle aufhielten, den unzähligen barbarischen Horden und mongolischen Heeres-
massen mutig die Stirne boten, sich dem Osten als Bollwerke vorschoben und den
bedrohten Westen vor der Überflutung geschützt haben. Diese stolzen Burgen
und Schlösser verleihen diesem Landstrich ein ganz besonderes Gepräge; die Um-
gegend jedoch ist hier ziemlich reizlos. Von allen Seiten offen, ohne eine
schützende Hügelkette. Glutheiße Sommer, strenge Winter. Daher führt beute
noch Galizisch-Podolien den gerechtfertigten Beinamen eines „galiziichen
Sibiriens". Doch bald ändert sich das trostlose Bild der Landschaft, dem üppig-
schönen Süden zu. Goldschimmernde Kornfelder wogen, Buchen und uralte
Eichen tauchen auf, glänzend und leuchtend winden sich smaragdgrüne Täler,
immer buntfarbiger und immer glutvoller werden die Farben der äbrenschweren
Felder und blumigen Wiesen, die allmählich in die fruchtbare Schwarzerde

Galiziens übergehen. Mit meißelnder Wucht preßt sich der Sereth durch die Hochebene, und weite Schluäten öffnen den humusreichen Boden ....
Prunkvolles Leben atmete einst in den Hofgestaltungen der heute halbvergessenen Burgen. Die polnischen Magnaten, die sich hier ansiedelten, zogen lombardische Architekten, Nürnberger Meister und schlesische Ingenieure herbei, um ihre mit turmhohen Wällen und befestigenden Mauern umgebenen Schlösser geradezu durch die aufgewendete Pracht in einen bewußten Gegensatz zu der uferlosen Eintönigkeit des Landes zu bringen. Kostbare, durch erfolgreiche Streifzllge heimgebrachte Sammlungen trug der kriegerische Adel hier zusammen und stapelte unermeßliche Reichtümer auf. Aber auch einzelne Ortschaften und namentlich einige Städte, die sich unter dem Schutze dieser starken Ritterburgen allmählich entwickelten, sicherten sich gegen die heidnischen Horden aus dem wilden Osten. Ungeheuere Verschanzungen und gewaltige Festungsmauern, die von deutschen Kreuzrittern erbaut wurden, heute allerdings meist verfallen sind, berichten von blutigen Kämpfen vergangener Zeiten. Im Verlauf des ersten Iahrtausends unserer Zeitrechnung, von dem Augenblick an, als nach der Eroberung Rotrutheniens durch den mächtigen und kriegerischen Großfürsten Wladimir von Kiew die Geschicke Rutheniens und Polens sich verwoben, waren es die latei» nisch« und byzantinisehe Kultur, die hier befruchteten und den Grund für die künftigen Entwickelungen legten. Als unter den ländergierigen Nachfolgern des Begründers des polnischen nationalen Staates, Boleslaw des Glorreichen (Chrobrn), eine festgefügte Monarchie errichtet und die römisch-polnische Kirche begründet wurde, bedeutete das auch für Rotruthenien den endgültigen Anschluß an die gedeihliche, fruchtbringende Kultur des Westens. Ietzt wurden Klöster gegründet, Bibliotheken nach Nürnberger Muster geschaffen, die erste, zierliche Miniaturkunst, deutlich beeinflußt vom deutschen Westen her, blühte reichlich 'iuf.
Auch in der fruchtbarsten Gegend in Pokutien, im Lande, dessen Hauptstadt Kolomea ist, finden wir heute noch in dem Grenzgebiete des ehemalig polnischen Reiches zahlreiche Burgen, an den s. g. „Tatarenstraßeu" gelegen, die Zeugen blutiger und erbitterter Kämpfe waren. Besondere Aufmerksamkeit verdienen die interessanten Burgruinen und Befestigungswerke, namentlich aus dem 46. Iahrhundert, durch die der Grenzadel den anstürmenden Seldschufen, Tataren und Kosaken heldenmütigen Widerstand zu leisten imstande war. Hier prallte der mongolische Ungestüm mit seiner orientalisch-byzantinischen Kultur ab. Die westliche Zivilisation hielt hier treue Wacht.
Einen unverfälschten Typus einer echtpodolischen Stadt stellt Tarnoxol dar.
An einem großen Teich gelegen, breitet sie sich unsymmetriseh an dessen Ufern aus; die Stadt selbst wurde im 16. Iahrhundert vom Krakauer Kastellan Ian Tarnowski erbaut. An die blutige Vergangenheit gemahnt hier das im Westen gelegene altertümliche Schloß, das häufig Zeuge glänzender Festlichkeiten war. Daran erinnert vor allem ein gut ausgestatteter vom Nürnberger, in Brzezany damals ansässigen

>
Meister Hans Pfister erbauter Theatersaal. Von den zahlreichen Kirchen dieser podolischen Hauptstadt ist die Dominikaner-Kirche aus dem Iahre 1749 bei weitem die interessanteste. Sie ist ein vollkommen reiner und stilgerechter deutscher Barockbau. Die schmückenden Fresko-Gemälde sind von der Hand Stroinskis, eines in Deutschland ausgebildeten Malers, geschaffen. In der Gruft dieser Prachtkirche hat das berühmte polnische Adelsgeschlecht der Potockis seine letzte Ruhestätte gefunden. Die wunderschöne, stilvolle Manier des aus München nach Lemberg eingewanderten deutschen Bildhauers Heinrich Horst findet hier auf den fürstlichen Grabdenkmaldeckeln den prägnantesten Ausdruck. Deutsche Kultur und Geist fanden daher schon hier, in diesem Grenzlande zweier Kulturen, die Gastfreundschaft der kunstliebenden Fürsten, an deren Burgen lue tatarisch» walachischen Anstürme zerschellten.
Nach dem Tode des großen polnischen Königs Boleslaus zerfiel auch Rot-ruthenien durch fortwährende Bürgerkriege in eine Reihe kleinerer Fürstentümer, von denen die selbständigen Städte, wie: Haliez, Przemysl und Trembowla an erster Stelle zu nennen sind, und unter denen das kleine Fürstentum Haliiz, der Hauptschauplatz zahlreicher Anstürme westlicher und mongolischer Heeresmassen im Mittelalter, sich zu höchster Bedeutung erhob. Für einige Zeit wurden die drei kleinen Fürstentümer vereinigt und mit der Residenz Lemberg (Lwow) zum selb-ständigen ruthemschen Königreich ausgerufen. Zwei verschiedene Welten prallten wiederum aufeinander: Westgalizien war rein polnisch und katholisch und drängte gegen Osten, Rotrutbenien war orientalisch-ukrainisch-slawisch und wollte zum Westen hin. Dann brachen, zu einer Zeit hoher kultureller Blüte, wilde Mon-golenhorden über die Grenzen in das Land ein; das Gebiet wurde in vandalischer Wut zerstört, ganze Landstriche entvölkert; nur die Burgen mit den tapferen Be-satzungen hielten den Anprall wilder Stämme auf. Die Ruinen entlang den Ufern des Sereth, Pruth und Dnjester erzählen so manche Heldentat jener Be-satzungen, und heute noch ist die todesmutige Verteidigung Trembowlas durch die Schloß-Kastellanin, Sophie Chr^nowska, in aller Gedächtnis. Einst war diese Festung die Residenz ruthenischer Fürsten. An den festen Mauern der Burg zer-schellten mongolische Anstürme und die heldenhafte Abweisung der türkischen Be-lagerung überlieferte Stadt und Schloß den Epigonen als Stätte ruhmvollen Heldentums. Die Heldentaten sind hier nicht vereinzelt; denn jede dieser podo-lischen Burgen kennt die Schrecken des Krieges seit den ersten Tages des Be» stchene. Auch dem nordöstlich von Tarnopol, hart an der russischen Grenze ge-legenen Zbaraz bewahrt die Geschichte ehrwürdiges Andenken. Diese so weit vorgeschobene stark verschanzte Feste war dauernd den feindlichen Anstürmen ausgesetzt. Die jetzt verfallenen zbarazer Fluren waren die Wahlstatt blutigsten und erbittertsten Ringens. Der qualvollen Einschließung durch die Tataren, der die tollsühne und tapfere Besatzung selbst in schwierigster Lage getrotzt hatte, folgte 1649 eine zwei Monate währende Belagerung durch die Horden von

300 000 Tataren und Donkosaken unter dem berühmten Ataman Ehmielnicki.
Erst nach 25 Iahren nachher erzwangen die Türken die Einnahme der Stadt und ließen ihre Wut an der stolzen Burg und deren friedlichen Bewohnern aus.
Mitten zwischen Sümpfen, von starken Mauerwällen beschützt, liegt das mit hohen Bastionen und unterirdischen Kasematten versehene Schloß, der einstmalige Stammsitz des kampfesfrohen Adelsgeschlechtes des Fürsten Zbarazki und dann Her mächtigen Fürsten Wisniowiecki. Im altehrwürdigen Schlosse selbst findet man noch Reste eines Palastes in flandrischer Renaissanee erhallen. Dicht am Dnjester erheben sich, inmitten einer blühenden, üppigen Landschaft, über die dunkelgrünen Wälder und die im lichten Glanz gebadeten Weizenfelder die epheuumrankten Reste des alten befestigten Schlosses von Czernoliia, mit einer prächtigen Einfahrtsbastei in niederländischer Renaissanee; der Türkenbezwinger König Iohann Sobieski pflegte sich hier während der Kriege aufzuhalten, langjährige Kriege verödeten das blühende Land und zu neuem Aufschwung mußte das Ausland und namentlich Deuschland in Anspruch genommen werden. Baye-rische, sächsische und schwäbische Siedler wurden in Scharen nach Dstgalizien zur Kolonisierung und Verbreitung der westlichen Kultur berufen. Mit Städtean-lagen nach süddeutschem Muster und Dörfern im schwäbischen Stile bedeckte das rulturfördernde Deutschtum von neuem das sonst vernachlässigte Land. So be-gann deutscher Einfluß, teutonische Tatkraft und germanische Arbeit in wirtschaft-licher, künstlerischer und kultureller Hinsicht in diesem östlichen Grenzgebiet sich allmählich Bahn zu brechen.
Infolge Heirat und erfolgreicher Feldzüge wurden große Teile Rotrutheniens dem benachbarten, fast unzivilisierten Litauen augegliedert und eine erneute Be» einflussung machte sich alsbald hierorts fühlbar. Das damals starke Fürstentum Haliez knüpfte zwar mit dem benachbarten Polen und Litauen freundschaftliche Verhältnisse an, aber die herrschende ruthenischi« Dynastie starb bald aus, zugleich überfluteten wilde Tatarenhorden das Land; so wurde es zum Zankapfel zweier an-grenzenden Reiche: Polens und Ungarns. Mehrfach fiel es aus einer Hand in die andere. Befestigte Burgen wurden erbaut, mächtige Steinblockhäuser in Schloßform wurden errichtet, um sich gegenseitig vor Überfällen zu schützen. So entstanden viele historisch bekannte Selilösser, die in prächtigen Ruinen zerstreut daliegen. Fast jede ostgalizische Stadt besaß Umfassungsmauern, Basteien, oder gar Schlösser von großer strategischer Bedeutung. Von den Wogen der Flüsse: Dnjester, Zbruez und Sereth umrauscht und das Land bewachend, ragen Ruinen empor, die Zeugen welthistorischer Ereignisse waren. Auf einer terrassenförmigen Bergzunge breitet sich das von König Stanislaw August Poniatowski gegründete Städtchen Zaleszeznki aus, als Bollwerk gegen die Moskowiter, und eine von dem bekannten Starosten von Kaniow, Potocki, erbaute Barocttirche schmückt das Grenzstädtchen Horodenka, das einst von einer mächtigen Burg geschützt war.
Bei der in der Nabe gelegenen Ortschaft Obertyn errang der Kronhetman Ian

Tarnowski nach blutiger Niederwerfung der Tataren im Iahre 1532 einen
entscheidenden Sieg über den Woiwoden der Moldan, Peter, wobei er die
westliche Kultur wiederum vor Niedergang beschützte. Im fruchtbaren Tale
des Pruth, von Weinlaub umrankt, von mächtigen Bergzügen umrahmt, breitet
sich die Hauptstadt Pokutiens, Kolomea, aus. Von der Höhe der noch gut er-
haltenen Eandsteinwände schweift der Blick über duftende Gärten voll edler Obst-
bäume und dunkelgrüne Wälder uralter Eichen und Buchen; an den Ufern des
reißenden Flusses ranken sich Tabak-, Mais- und Weinfelder empor. Aus dem
farbenreichen Mosaik der goldenen Weizenfelder und Haine tauch«u Schlösser
und Herrenhose auf. Die Stadt selbst wurde im 13. Iahrhundert von dem
Haliezer Fürsten Koloman, einem Sohne Königs Andreas ll. von Ungarn, ge-
gründet. An diesem ehrwürdigen Orte, der schon im Iahre 1240 dem Ansturme
der hereinbrechenden Walachen siegreich trotzte, legte Stefan dem polnischen
König Kasimir den Huldigungseid ab. Kasimir der Große war es, der dae>
zerstückelte Rotruthenien seinem Lande angliederte und es unter seinem Szepter
kulturell hob. Unter seiner Herrschaft wurden die durch die ewigen Fehdin zn'
grunde gerichteten Dörfer, Ortschaften und Städte wieder gebaut und den bis-
dahin unter mongolischer Unterdrückung, tatarischer Barbarei und orthodorei7
Finsternis dahinsiechenden Gebieten alle Segnungen der westlich-germanischen
Kultur übermittelt. Das hier übriggebliebene und vorgefundene orientalisch-
byzantinisch- und ostslawische Element erfuhr trotzalledem eine fast modern an»
mutende Toleranz. Die in langer Abhängigkeit von dem Moskauer Metropoliten
stehenden ruthenischen Bistümer machte dieser großzügige Polenkönig gänzlich frei
und ernannte für Haliez einen eigenen obersten Kirchherrn. Die prachtvollen^
gemauerten Baulichkeiten in Pelz, Sniatnn, Wladimir und Ezortkrw legen für
Kasimirs kulturelles Wirken und zivilisatorische Arbeit beredtes Zeugnis ab.
Nach dessen Tode fiel Ostgalizien an den Ungarnkönig Ludwig, der die
Piastenkrone erbte. Unter seinem Einfluß latinisierte in kirchenpolirischer Hinsicht
auch dieses Grenzland in erheblichem Maße, indem katholische Bistümer und
römisch-katholische Hierarchien begründet wurden. Auf das damals Ungarn ein-
verleibte Rotruthenien begann die zu jener Zeit vollzogene, welthistorische^
polnisch-litauische Union, die durch die Heirat des Litauer Großfürsten
Iagiello mit der Tochter Ludwigs, Hedwig, ins Leben gerufen wurde, nicht minder
kulturfördernd zurückzuwirken. Westeuropäische Zivilisation, von Polen aus-
gehend und von Deutschland befruchtet, faßte festen Fuß in dem Grenzgebiet
zweier Kulturen, so daß im Jahre 1387 das Fürstentum Haliez, von der unga-
rischen Krone getrennt, mit dem damals mächtigen Königreich Polen für immer
vereinigt wurde.
Znm Segen Ostgaliziens brach das s. g. „goldene Zeitalter" an, das der da-
mals blühende Humanismus mit seiner religiösen Freigeisterei und der um»
wälzenden Reformation bis in dieses ferne Osteuropa ausstrahlte, dem jedoch nur

die autochthonen Ruthenen Widerstand leisteten. In diese Zeit, als der katholische
Gedanke in Europa allgemein festen Fuß faßte, fällt zum ersten Male das entwicke-
lungsfähige Aufsprossen des s. g. „polnischen Barocks" in der schon damals
architektonischen Baukunst. Einem solchen Stile begegnen wir sogar abwärts
am Pruth, dicht an der Grenze des Buchenlandes, in der einst entlegensten An-
siedlung Polens und später befestigten Stadt Sniatnn, wo die Ruinen eines
mächtigen Schlosses an alte, vergangene Zeiten mahnen und der Zerschmetterung
der Kosakenherde durch den berühmten polnischen Feldherrn Ieremi Wisniowiecki
Zeuge waren. — Die meisten öffentlichen Bauten, Burgen mächtiger Adelsge»
schlechter und Schlösser einflußreicher Bojaren und Wladygen, wie auch herrliche
Kirchen und Klöster Ostgaliziens aus jener aufstrebenden Periode verraten
diesen Stil.
Eine Folge der politischen Union war eine solche der kirchlichen im Iahre
4595, und diese Verbindung mit Rom bereitete der westeuropäischen Kultur einen
noch festeren Boden, obgleich der geistige Kampf zweier gegensätzlicher Pole:
Rom und Moskau, des Fortschrittes und der Orthodorie, der wahren Kultur und
asiatischer Barbarei, ohne Unterlaß mit Hartnäckigkeit geführt wurde und die er>
neuten Widerstreite bis auf den heutigen Tag noch unerledigt fortdauern.
Prawoslawie, der Zarismus und die Orthodorie des Ostens mit seinem
Kosakentum und Raubzügen, denen abermals alles mühsam Aufgebaute in Rot-
tuthenien anheimfiel, waren Feinde des römischen Lichtes. Erst König Iohann III.
Sobieski, der Türkenbezwinger, bahnte der Knltur des Westens neue Wege und
verlieh dem unglücklichen Lande nach anßen hin wieder Glanz und Ansehen.
Diesem tapferen Polenkönig war jedoch nicht vergönnt, die endgültige Kräftigung
der Union mitzumachen, denn erst 1720 anerkannten die Bistümer Przemysl und
^emberg die Autoritär des päpstlichen Stuhles und schlössen sich der römischen
Kircheneinheit an. Diese erfreuliche Tatsache begünstigte in hohem Maße die
Festsetzung der lateinischen Kultur in Rotruthenien, Pokutien und Podolien und
die schon im 18. Iahrhundert eingetretene Erscheinung, daß die der höheren Knltur
zustrebenden Ruthenen den römisch-katholischen Glauben annahmen und sich leicht
polonisieren ließen, griff immer mehr um sich. Gelehrte und Dichter wie Rei von
Naglowie, Orzechowski, Karpinski u. v. a. nannten sich „ßiente Itutneuu»,
uatione ?nlonu»" zum Zeichen der Zugehörigkeit zur lateinischen Kultur und
des Hasses gegen die Finsternis der Orthodorie, des Zarismus und des Mosko-
ivitertums. —

Karl von der Heydt.

Ost-Politik.

Es gibt ein älteres französisches Lustspiel — ich selbst kenne es nur vom Hören» sagen —, worin folgende Situation vorkommt: Ein Bäirenführer mit seinem Bären weilt in einem Dorfwirtshause. Er hat und äußert den lebhaften Wunsch, seinen Bären zu verkaufen, weil — dies jedoch äußert er nicht — der Bär ald und minderwertig ist. Von den Gästen im Wirtshause, Bauern, will einer eine Kuh kaufen, einer sich den Zahn ziehen lassen,-einer „heurigen" probieren usw. An sie alle tritt der Bärenführer treuherzig - zuversichtlich heran und flüstert ihnen ins Ohr: KU lieu ü'aeketei' une v»s'ti6 (oder was denn gerade zutrifft) pren«^ luou nur«!

Dies „preu«L uwu our»" klingt mir immer in den Ohren, wenn ich die Anstrengungen von so imposanter Unermüdlichkeit sehe, womit Politiker der ver» schiedensten Richtungen von der „Kreuz-Zeitung" bis zum „Vorwärts" uns zu-reden wollen, daß wir im Begriff stehen, im Osten einen ganz falschen, für unsre eigne Zukunft gefährlichen Frieden abzuschließen, daß der einzig richtige Friede im Osten derjenige sei, der Rußland womöglich ganz unversehrt zurücklasse, denn an einem starken, ungeschmälerten und geeinten Rußland, das uns dann aus Dankbar» keit Freundschaft halten werde, hätten wir politisch und wirtschaftlich das größte Interesse.

Unsre Politik hat sich anscheinend — und das beklagen diese Anwälte eines Schonungsfriedens lebhaft — gegen solche Gedankengänge entschieden, sodaß das Thema vielleicht nicht mehr aktuell ist.

Aber erstens ist diese Entscheidung noch keine grundsätzliche und ausdrückliche^ so daß die unermüdlichen Warner noch immer Grund haben zu hoffen, und zweitens, und das ist uns pro tuturo die Hauptsache, ist sie noch nicht vollständig: es fehlt noch ein sehr wichtiger Schritt, von dessen Durchführung die uns erwünschte Möglichkeit, auch Livland und Esthland aus dem russischen Reiche zu lösen und vom russischen Ioche zu erlösen, eigentlich erst abhängt, nämlich die Errichtung eines unabhängigen Weißrußland. Geschieht dieser Schritt, der jetzt möglich ist, nicht, dann würde Weißrußland wieder eine ähnliche Bastion in Mitteleuropa, hinein bilden, wie es vordem Polen war.

Deshalb, und weil das Werben für den Gedanken des Schonungsfriedens so ungeschwächt fortgeht, lohnt es sich doch, die Argumente der Lehre ernsthaft nach-zuprüfen. Denn sie sind, das sei nicht bestritten, ernsthaft und verdienen eine gründliche Behandlung.

Ost-Politik Karl von der Heydt
Ein Gedankengang scheint mir allein zu stehen. Er ist aber der konse-
quenteste und sei deshalb an erster Stelle gewürdigt. Es ist der Standpunkt von
Georg Bernhard in der Voss, Ztg., der ein Kontinentalbündnis gegen England
nach diesem Kriege anstrebt, und zwar unter unsrer Führung, worin er Nußland
eine wichtige Rolle zugedenkt.
Daran ist sicher das richtig, daß Ziel und Zweck dieses Krieges die Neu-
ordnung der Meeresherrschaft, die Freiheit der Meere für unsern Handel ist, ohne
deu wir nicht leben und nicht Großmacht spielen können. Der Weltkrieg ist ein
Duell zwischen Großbritannien und Deutschland. Alles andere ist Verbrämung,
Vorwand, Nebensache. Das ist durchaus richtig gesehen! Und dieser Kampf ist
noch nicht entschieden, und es sieht aus, als solle er als Mitw remi»e enden,
folglich — wiederum richtig gesehen — wird er wiederholt werden müssen und es
gilt schon heute, militärisch, und vor allem politisch uns auf diese Wiederholung
— die keine kriegerische zu sein braucht — vorzubereiten. Nun
beruht Englands Machtstellung auf seinem Kontinentalsystem, dem weisen Aus-
schaukeln der Kräfte zum „Gleichgewicht". Also gilt es dies System zu brechen.
Soweit durchaus richtig! Aber nun wird's falsch! Denn wie kommt nur
Bernhard auf die Idee, zu diesem Schaufelspiel den Engländern wieder ein
starkes, unversehrtes Rußland als erwünschte Schachfigur zur Verfügung
zu stellen?
Sein System, das muß er sich doch sagen, wird England auch in Zukunft fort»
setzen, denn es ist die Grundlage seiner Eristenz, seiner jetzigen wenigstens als
Meerraubtier.
Ein Raubtier kann nur weiterleben, wenn und solange ihm seine, vom
Instinkt gelieferten Tricks zu Gebote stehen. Beispielsweise der Ameisenlöwe geht
zu Grunde, sobald er seinen Trick, ein Sandloch zu graben und aus dessen Grunde
auf die nahenden Ameisen Sand zu spritzen, so daß sie den Hang der Grube
hinabkollern, nicht mehr ausführen kann.
Andere Methoden kann er nicht, diese aber versteht er ungleich besser als
andere Kerfe, besonders aber besser als ein Professor mit Botanisierrrommel.
So ist anzunehmen, daß, sobald wieder das „starke" Rußland von Bernhards
Gnaden in der Arena steht, der Ameisenlöwe England von neuem seine Künste
spielen lassen wird und daß seine Diplomatie, die seit Iahrhunderten auf diesen
ihren Lebenstrick eingestellt ist, der unsern, der er eine neue Aufgabe bedeutet,
überlegen fein wird.
England ist auch dadurch in natürlichem Vorteil, daß alle seine Konflikts-
punkte nicht, wie bei uns, fest, starr, in unsere Weltlage vermauert, sondern be-
weglich, verschiebbar sind. Daß seine Zuwege auf dem Meere liegen, gibt ihm
Bewegungsfreiheit, denn zur See, und nur dort, führen alle Wege nach Rom.
W

Sogar die Rechnung eines Bismarck auf die Unabänderlichkeit der beiden Kon-
fliktspunkte Egnpten (zwischen England und Frankreich) und Türkei (zwischen
England und Rußland) hat sich als auf die Dauer falsch erwiesen.
England kann immer wieder, ohne Lebewichtiges zu opfern, die Hände frei
bekommen. Wenn wir also das Brotmesser Rußland zwischen England und une
legen, ganz gleich wohin die Spitze zeigt, so wird England schneller als wir den
Griff zu fassen kriegen. Vollends ein Bündnis mit uns gegen England zu schließen,
damit w i r etwa die Herrschaft der Meere erlangen, was sollte Rußland, das ja
nichts mit dem Meer zu schaffen bat (seine Rohstoffausfuhr holen ihm die Fremden
gerne an der Haustüre ab), dazu veranlassen? Zu einer solchen Aktion „zu
Gunsten eines Dritten"? Und was sollen wir, im Kampfe mit England, mit einem
solchen Verbündeten? Es genügt, wenn wir nach Osten den Rücken frei haben,
und an dieser Stelle setzen die andern Argumente auch erst ein. Sie sagen, ein
starkes geordnetes Rußland sichert uns diesen Rücken besser, als der „Balkan",
der sich jetzt dort entwickelt.
Eine Rechnung zunächst auf die Dankbarkeit — die ich für ganz verfehlt
halte. Ein Staat ist nie dankbar und darf es nicht sein —, dann aber auf die
Garantie für Ruhe, die allgemein in geordneten Verhältnissen liegt, die Saturi^
tätsruhe. Auch diese letztere Spekulation ist bei Rußland, nach den historischen»
Erfahrungen, sehr unsicher. Rußland wird, erstarkt, immer ein unruhiges Element
bilden, weil es Steppenvolk ist und bleibt. Was man den „Landhunger" seiner
Bauern nennt, ist die noch halbnomadische Struktur eines Volkes mit ertensiver
Wirtschaft. Deshalb sage ich, wie die Amerikaner: Der beste Indianer ist der
tote Indianer, darnach der halbtote!
Haben wir nun Rußland wirklich halbtot geschlagen? Wohl nicht.*) Aber
wir haben es in Stücke gebrochen und für ein Menschenalter kampfunfähig ge»
macht. Wir müssen weiter alles in der Richtung noch tun, was wir, ohne den
Krieg wieder aufzunehmen, tun können, um es noch mehr zu schwächen. Zunächst
also muß Weißrußland, das wir eben besetzt haben, befreit und losgelöst werden.
Eine Republik Kaukasus, eine solche von Taurien und Krim (in der deutsche
Bauern tonangebend Wimen) müßte unsere eifrigste Unterstützung finden. Livland
und Esthland dürfen den Russenstiefel nicht wieder sehen.
Das gibt uns ein Menschenalter Zeit, den Kampf mit England zu Ende zu
kämpfen. Wenn's geht, nur wirtschaftlich, denn das genügt. Weil es diesen
Kampf nicht mehr aushalten konnte, schritt England zum Krieg.
Ietzt muß es weiter ringen, allein auf dem Sande mit uns, bis zum
Knockout. Es kann nicht mehr zum Dolche greifen, Niemanden mehr auf uns hetzen.
Der „Balkan" im Osten braucht uns nicht zu schrecken. Der ist — wie der
andere echte Balkan — fried» und ruhelos, aber nach außen nicht stark.

") Nachschrift. Na sich die Hyäne, Japan, heranschleicht, darf man vielleicht doch hoffen: ja!

Es gelang ja 19l2 Rußland nicht, ihn gegen Osterreich — das eigentliche An-
Zriffsziel — in Bewegung zu setzen, obgleich die 4 Staaten militärisch stärker als
Österreich waren.
Wir müssen uns nur eine Spezialdiplomatie für die slawischen Länder auf-
bauen, ähnlich der österreichischen Orientdiplomatie. Eine Diplomatie mit
Spezialkenntnissen von Sprachen, Volkstum, Wirtschaft, Parteiungen, eine Diplo-
matie, die immer in jener slawischen Welt tätig bleibt und nicht nach guten
Leistungen etwa nach Washington versetzt wird.
Und weiter auf dem Wege der Schwächung und Zerbröckelung des Kolosses,
weiter bis zum Ziele!

Dr. Julius Neubauer:

Der Zukunststaat.

Auch eine Wahlrechtsbetrachtung.

Was die russische Umwälzung zu Hause und bei all seinen westlichen Nachbarn
zustande brachte, kann wohl als die größten Errungenschaften dieses furchtbarsten
oller Kriege gelten. Die Praris hat einen rascheren Entwicklungsgang genommen.
Wo aber die politischen Einrichtungen bereits die höchste Entwicklungsstufe erreicht
hatten, dort entbehrt der weitere Gang einer weitergeschrittenen Theorie, Streif-
lichter, die das zukünftige Arbeitsfeld aufzuklären, die einzuschlagende Richtung zu
bestimmen berufen wären.
Es gehört zu den Eigentümlichkeiten jeglicher Entwicklung das sprungweise
Vorschreiten bis ins Ertreme, um dann als Rückwirkung endlich doch den goldenen
Mittelweg zu finden. Unsere Zeiten haben auch ihre unanfechtbaren Dogmen,
und diese Dogmen sind nicht immer unbedingte Wahrheiten. Alle Parlamente
der Welt bekennen sich zum Glauben des Solon, der gesagt hatte: „Nicht gute
Gesetze habe ich dem Volke gegeben, sondern nur solche, welche sie ertragen!" Alle
Parlamente der Welt vertreten nur den Wunsch und Willen der Nationen, nicht
aber ihr Interesse. Es mag auch richtig sein, daß den wichtigsten Umstand der
herrschenden Verhältnisse der Wunsch und Wille einer Nation bildet, das Gesamt-
interesse aber, worauf ja als auf Endergebnis sich der Wille richten muß, dürfte
doch nicht fast völlig übersehen werden. Der Staat, auf dem allgemeinen Wahl»
recht aufgebaut, besteht auf einem Prinzipium, das bis jetzt noch nie wirklich Geltung
hat haben können. Dieses Prinzipium ist die Gleichheit aller Mitbürger. Nur jener
Staat kann sich kräftig gestalten, der nicht mehr und nicht weniger ist, als ein Abbild
der Kräfteverhältnisse in der Nation. Wirtschaftliche und ethische, geistige und

physische Kräfte halten sich einander das Gegengewicht, überwiegt einer von denen, so muß es auch demgemäß größere Berücksichtigung finden. Wird das unterlassen, so entsteht ein Mißverhältnis; der Staat wird Träger einer Macht, darüber er selber nicht verfügt. Was offen noch hätte bekämpft werden können, wird im geheimen ohne jegliche Verantwortung noch viel größere Erfolge für sich zeitigen. Nur die Stickluft erplodiert. Die Kraft der Gase steigt mit dem Drucke, den man auf sie ausübt. Der Politiker, der über politische Notwendigkeiten auch ein Moratorium zu verhängen gedenkt, wird sich aus eigenen traurigen Erfahrungen eines besseren belehren.

Man glaubt mit dem allgemeinen Wahlrecht alles getan zu haben. Man sagt, ja, es bestehen Ungleichheiten, die werden aber durch den Einfluß auf andere ihren Ausdruck finden. Man genügt sich damit, und dann stellt sich heraus, wie Lysis es feststellt, die Staatsmacht ist auf wirtschaftlichem Gebiete nicht entscheidend! Aller gute Wille mangelt an Geld; was für eine Macht ist dann die des Staates, wenn es in der wichtigsten Beziehung hilfelos dasteht? Was die Nation will, das will sie nur, das Urteil fällt nicht sie, und nur formell der Staat; Mammon ist der Herrgott der ganzen Welt. Die Parlamente zerzanken sich über politische Doktrinen, die keinen Wert haben, höchstens als Spiel für die Kinderstube.

Große Aufgaben harren der Lösung in der Zukunft und vom Staate. Es zeigt sich ein Trieb, der alles verstaatlichen will. Eggenschwyler hat in der „Neuen Züricher Zeitung" darauf hingewiesen, daß alles, was dem Staate auf der einen Seite zugeführt wird, das muß notwendigerweise auf der anderen Seite ihm wieder entgleiten. Nicht allgemeine Verstaatlichung ist die Lösung. Ein Unfug wird damit nicht gutgemacht, daß er verstaatlicht wird. Die entscheidende Stelle muß ausgepocht werden, wovon das wirtschaftliche Leben übersehen und geleitet werden kann. Das wären die Finanzinstitute und die Börse. Es will dies nur angedeutet werden, ohne Berührung der Einzelheiten, also des Einflußumfanges.

Die ethische Gesamtheit der Nation muß kräftig organisiert werden. Die durch das allgemeine Wahlrecht zusammengetriebene Masse der Nation ist die unorganisierte ethische Gesamtheit. Die kräftige Organisation ist ein Problem der Neubildung des Staates. Die organische Zusammenfassung muß zu einer Einheit führen; eine Einheit aber entsteht aus Massen nie ohne stufenweise Zusammenfassungen. Ein Staat, der wirtschaftlich energisch auftreten will, muß ethisch kräftig gespannt sein; eine ethische Kraft aber kann nur die gesamte, geeinigte Nation dem Staate zuführen. „Was wir beseitigt wissen wollen — sagt Eggenschwyler — ist das Dogma von der staatlichen Einheit und Unteilbarkeit, die Furcht „vor Staaten im Staate", vor Rivalen der obersten Gewalt! Nicht von oben herab soll in Zukunft organisiert und legiferiert werden, sondern von unten herauf!" Was im ersten Satz ein wenig unglaubwürdig klingt, wird mit dem zweiten völlig gutgemacht. Das war unsere Auffassung schon vor dem Kriege. Der Krieg hat unsere Auffassung bedingungslos bestätigt. Könnten wir den Ausführungen Eggen-

schwylers hinsichtlich der zu starken Betonung von Privatwirtschaftsinteressen auch
nicht zustimmen, so ist der Grundgedanke doch zu billigen, da er weiter hinaus-
greift, als vielleicht seitens des Verfassers beabsichtigt war. Er führt zu den Ge»
danken, wie könnte der Staat, frei von allen Zufälligkeiten, aufgebaut werden.
Organisierung von unten heißt prüfen die Grundsteine, feststellen die einfachsten
Methoden und entsprechenden Materialien; Organisierung von unten kennt keine
Vorurteile. Würden die Staaten innerlich nach natürlichen Grundsätzen
ausgebaut, so würden sich die äußerlichen Reibungen auch mildern müssen;
Reibungen, die „volkstümlich" Kriege heißen. Die historische Zufälligkeit aller
Staaten innerlich und in ihren Abgrenzungen voneinander ist hauptsächlich,
theoretisch sogar allein schuld an den Kriegen.
Der Zukunft wird die Aufgabe zufallen, neue Staaten zu schaffen. Der
zukünftige Staat wird Ziegel auf Ziegel aufgebaut sein, nie wird man in den
Grund zurückgreifen wollen. Der Staat wird vom Einzelnen ausgehend organisieren.
Was aber einmal mittels Organisation erreicht ist,
das wird dadurch nicht zunichte gemacht werden, daß
man u n n ü tzi g e r wei se alles im Stiche läßt und wieder
alles von neuem beim Einzelnen beginnt.
Man wird den Einzelnen in seinem natürlichen Kreise erfassen. Der Einzelne
gehört unmittelbar nicht der Gesellschaft, sondern nur einem Gesellschaftskreise an.
Wenn auch mit dem Kulturfortschritte die territoriale Fluktuation der Gesellschaft
sich vergrößert, so bestimmt den politischen Charakter des Individuums in erster
Reihe doch sein beständiger Wohnungsort; wenn auch die wirtschaftlichen Interessen
Gesellschaftsschichten und nicht lokale Kreise zusammenfassen, so hat in wirtschaft-
licher Beziehung der Ort auch seine interessengemeinschaftliche Wirkung, insbesondere
betreffs des Verkehrs. Die lokale Bedeutung der kulturellen Institutionen, die
lokal-spezielle Organisation der ganzen Verwaltung, die lokal-besondere Gestaltung
der Rechtspflege, Polizei und Militärverwaltung, mit Rücksicht auf spezifisch wuchtige
oder charakterisierte Gefahren: all die sind Fragen, welche lokale Interessenaus-
gleichung erheischen und Interessengemeinschaft erschaffen. Die lokale Ausgleichung
übt auf die Ruhe des Staates eine wohltätige Wirkung aus. Die Landes-
ausgleichung kann ohne lokale Vereinigung nicht ge-
lingen, weil divergent gerichtete, sehr verschieden
charakterisierte Bestrebungen nicht zusammenzufassen
sind. Die lokale Ausgleichung erstickt die ungesunden Gärungen schon im Keime,
läßt die Kräfte in ihrer tatsächlichen Situation und Größe erscheinen, denn die im
Lande zerstreuten Auffassungen besitzen nicht solch eine Kraft, über welche die
aneinandergeschlossenen Auffassungen verfügen. Sogar die wirtschaftlichen Berufe
sind den Landesteilen nach von verschiedener Bedeutung.
Von einer lokalen Ausgleichung kann aber nur dann die Rede sein, wenn unter
den Mitbürgern nicht nur die Abgeordnetenwahl das verbindende Glied bildet.

Es ist notwendig, daß die Teile miteinander in beständiger Fühlung bleiben, in welcher sie durch gegenseitige Zugeständnisse in volle Übereinstimmung geraten können. Da die richtige Verwaltungsorganisation sich auch zu den gesellschaftlichen Zusammenhängen schmiegt, könnte die zu politischen Zwecken nötige Kreiseinteilung zweckmäßig mit der lokalbehördlichen Einteilung zusammenfallen. Die Selbst-verwaltungskörper der Lokalbehörden, die lokalen Vertretungen erzeugen aus den Interessengruppen einen einzigen Willen, können daher für die gesetzgeberische Vereinigung als Stufen dienen. Die Mitglieder der lokalen Vertretung sind zur Auffassung des Gemeininteresses eher geeignet, sie sehen das öffentliche Leben aus einer weiteren Perspektive, als die Vertretenen; sie verwirklichen die Teil-interessen, zu Gemeininteressen vereinigt und erhoben, sind also auf jede Weise geeignet dazu, daß die endgültige, ländliche Vereinigung aller Kreise von ihnen ausgehe. Damit wäre aber das Wahlrecht des Bürgers nur hinsichtlich der Lokal-wahlen ein unmittelbares, und dürfte sich für die Gesetzgebung nur durch diese vermittelt entscheiden, seinen beständigen und wirkungsvollen Einfluß aber wird es dadurch nicht unbedingt verlieren. Man muß nur darauf hinweisen, daß bei einer gründlichen Organisation die Vermittlung, wie Organe im Organismus, Ausdrücke in der Sprache, Formeln in der Mathematik, früher auftreten müssen, als bei launenhaften, planlosen Zusammenfassungen. Eine organische Vermittlung bedeutet etwas ganz anderes, als die bekannten, nichtorganischen Vermittlungs-wahlen. Eine organische Vermittlung findet auch heute in Staatenverbindungen, und auch in der inneren Regierung und Verwaltung statt. Und wie hier überall, verlören die Staatsbürger auch in unserer Staatsrechtsordnung n'cht ihren organischen Einfluß auf die Gesetzgebung. Wenn nämlich die Lokalwahlen öfters gehalten werden, dann würden die Gewählten ihr gesetzgeberisches Wahlrecht, — um nicht von der Wiedererwiihlung wegzufallen, das für sie nicht nur ein gesteigertes Wahlrecht, wie bei Vermittlungswahlen, sondern auch Entscheidungsrechte enthält — so auszuüben geneigt sein, daß sie von der allgemeinen Auffassung nur dann abweichen, wenn sie von der Zukunft ihre Rechtfertigung erhoffen können.

Das ganze System ermöglicht, daß die allgemeine Ausgleichung beständig, also mit der möglichst kleinsten Friktion sich vollziehen könne. Es kommen dadurch Lokal- und Landesinteressen in engere Verbindung und die Teilnahme muh sich nicht zwischen diesen zwei Gattungen Gesamtinteresses teilen. Die mit den Wahlen verbundenen Erschütterungen werden auch eingedämmt, da die Gesetzgebungswahlen nicht die großen Volksmassen mobilisieren.

Die Situation, welche sich dadurch ergeben würde, könnte am einfachsten durch schweizerische Einrichtungen versinnlicht werden. Ein kräftig organisierter Staat, der unnötige Einrichtungen fallen wird lassen, wird sich vom Zweikammer-system, als Norm, lostrennen müssen. Der heutige Nationalrat würde, gespaltet, und vereint mit den Kantonalräten seinen Sitz in die Kantone verlegen. Der Ständerat würde dagegen, von den Nationalräten ausgeschickt, zum zentralen

>,

„Reichsrate", als die alleinige,zentrale Staatsgesetzgebung. Nicht ausNationalitäten-
riicksichten und dergl., sondern aus dem Sinne des Staates heraus
überhaupt muß der Zukunftstaat einer Art Konföderation zustreben. Der
Mangel einer solchen Einrichtung wird sich in kleinen Staaten, wie auch die Schweiz,
weniger fühlbar machen, aber ein Riesenkoloß, wie Rußland, wird ohnedem kaum
lange eristieren können. Es ist ja ein auffallender Widerspruch, daß ein kleiner
Staat, wie die Schweiz, die Einzelnen der Millionen ebenso unmittelbar
zur Staatseinheit zusammenfaßt, wie es z. B. Rußland will. Ie
mehr die politische, d. h. die wahlberechtigte, Nation sich ausdehnt, desto eher wird
die progressive Staatsorganisation zur Notwendigkeit werden. Die stufenweise
Vereinigung, die Zusammenschrumpfung der politisch tätigen Kreise, im Verhält-
nisse zu den sich in der Einheit vermehrenden Landeskreisen, stellt eine Integration
dar. Die entgegengesetzte Richtung ist aber damit auch verbunden: die Differenziation
betreffend die Fachlichkeit.
Wir haben im Vorangehenden wiederholt darauf hingewiesen, daß aus der
Staatsorganisation das Gesamtinteresse mittels Beachtung der Fachlichkeit dem
Volkswillen gegenüber so ziemlich vermißt zu sein scheint. Alle Parlamente der
Welt ermangeln auch einer Aushilfe, und erschafften auch Berichtigungen. Eine
Berichtigung ist in den Ausschüssen entstanden, wo die Sachkundigen der Parlaments-
Mitglieder beraten, vorbereiten und präjudizieren sollten. Vertreten aber diese
Ausschüsse nicht die ganze Nation, so kann den Plenarsitzungen nicht das Recht
genommen werden, auch Einzelheiten zu erörtern und zu entscheiden. Das führt
aber zu einer Doppelarbeit, von welchen entweder eine überflüssig ist und nur
Zeit und Kraft verschwendet, oder aber die zwei in Halbarbeiten zerfallen, die
sich nicht organisch ergänzen; der Ausschuß nimmt im vorhinein Rücksicht auf die
Plenarsitzung und damit verpaßt er Gelegenheiten, in der Plenarsitzung wieder regt
sich ein plötzliches Mißtrauen dem Ausschusse gegenüber, was nicht immer genügend
beseitigt werden kann; endlich ist es oft möglich, daß die zwei sich einander am
schärfsten gegenüberstehen, also die Teilung sogar zersetzend wirkt. Hat die Plenor-
sitzung die Aufgabe nur zu prüfen, so muß sie doch sachkundig sein. Darf sie die
Einzelheiten nicht beraten, so ist die Volksmeinung gefälscht. Der Vorschlag Neissers
in der „Neuen Freien Presse", den Schwerpunkt einfach auf die Ausschüsse zu
verlegen, krankt an diesen Bedenken. Den wirklich auf die Ausschüsse zu verlegenden
Schwerpunkt können nur diejenigen Ausschüsse beanspruchen, die die ganze Nation
vertreten.
Iohn Stuart Mill hatte die Bildung von Gesetzabfassungskommissionen befür-
wortet, denen gegenüber dem Parlamente nur die Kontrolle zufalle. Die Kom-
missionen müssen aber mit der Nation in organischer Verbindung stehen und die
Kontrolle kann auch nicht ohne Fachkenntnis ausgeübt werden. Das Österreich der
Vergangenheit kannte die Interessenvertretungen. Nach praktischen Beispielen
mehrerer Staaten beantragte Friedberg im preußischen Abgeordnetenhause die

Neubildung des Herrenhauses auf Grund des wirtschaftlichen Interesses und der Fachkenntnis. Franz Klein empfahl in der „Neuen Freien Presse" eine gemeinsame Ausschußbildung von beiden Kammern, wohin auch die Wirtschaftsverbände ihre Delegierten zu entsenden berechtigt wären. Die gemeinsame Ausschußbildung aber bedeutet eine vernichtende Beeinträchtigung des Volkswillens und kann nur der heute noch meistens reaktionären ersten Kammer zugute kommen. Wenn die fehlende Fachkenntnis dem Reichsrate dadurch zugeführt oder wenigstens gesichert werden sollte, daß die Wirtschaftsverbände in die Ausschüsse Mitglieder auszuschicken berechtigt wären, dann würden die Volksvertreter gewiß beeinflußt, sogar vielleicht verdrängt; das würde erst die wahre Verfälschung des Volkswillens werden! Wäre die Fachkenntnis nicht anders zu sichern, müßte man über die Zukunft der Nationen in Verzweiflung geraten. Es gibt aber, wie überall, auch hier Auswege, Lösungen, die niemanden beeinträchtigen, sondern jedem sein Recht und Gut angedeihen lassen.
Aus den bisherigen Ausführungen ersichtlich haben wir uns zu zwei Grund» sätzen bekannt. Der eine lautet: Der Schwerpunkt ist auf Aus- schüsse zu verlegen, die die ganze Nation vertreten!
Der andere: Die Fachkenntnis ist für das Parlament mit besonderen Mitteln zu sichern, aber ohne Beeinträch- tigung des Volkswillens! Wie können diese geschehen? Der erste Gedanke hat zwei Lösungen: entweder werden die Ausschüsse aufgelöst, wird also die Plenarsitzung die Aufgabe der Ausschüsse zu verrichten haben, oder werden die Ausschüsse von der Nation separat beschickt. Daß die erste Möglichkeit keine wahre Lösung darbietet, sogar einen Rückgang bedeutet, liegt auf der Hand. Die zweite aber kann auch die Lösung des anderen Grundsatzes ermöglichen, nur einige Schwierigkeiten, Hemmungen wären zu beseitigen.
Der Ausgangspunkt lautet: Die Ausschüsse sollen von der Nation separat beschickt werden. Da aber die Nation als ganzes dessen nicht fähig ist, muß dafür organisch durch eine Aushilfe gesorgt werden. Diese Aushilfe haben wir im Vorangehenden bereits gefunden in der mit der Integration sich verbindenden Differenziation die Fachlichkeit betreffend. Diese Differenziation findet in der Art der Beschickung des Ständerates seitens der Nationalräte ihren Ausdruck. Wir haben darauf schon hingewiesen, was für größerer Fähigkeiten sich die Nationalräte den Wahlbürgern gegenüber bedienen könnten. Die Nationalräte wären schon imstande, besondere Abgeordnete für besondere Interessen zu wählen. Und obzwar in jedem Ausschusse das ganze Land vertreten wäre, ermöglicht die von den Lokalvertretungen ausgehende Beschickung die erwünscht geringe Anzahl der Ausschußmitglieder.
Es sollte freilich auch dafür gesorgt werden, daß die lokalen Einheiten möglichst gleich große Kreise umfassen, sonst würden die größeren schon ihrem weiteren Entsendungsrechte zufolge leicht eine Ausnahmestellung einzunehmen bestrebt sein. Den so erwählten Ausschüssen, die ihrer fünfe (Konstitution«-, Verwaltungs-,

Rechts-, Wirtschafte, Kulturausschuß) oder auch ihrer mehrere sein mögen, würde
bann das Recht zufallen, zur Beratung, aber nicht zur Entscheidung, wen und wieviele
immer von den Fachkreisen zu berufen. Dadurch würden die Berufenen, und nicht
die Berufenden in Abhängigkeit geraten. Die Ausschüsse werden miteinander nur
-insoweit in Verbindung stehen, daß jeder Ausschuß die andern kontrolliert, und
zwar von jenem Gesichtspunkte aus, ob nicht ein anderer sich in seinen Wirkungs-
kreis eingemengt habe; die Ausschüsse sind zu meritorischer Beschlußfassung berechtigt,
ober um ihre Wirkungskreise aufrechterhalten zu können, sind sie zur gegenseitigen
Mitteilung ihrer Anträge und als Erwiderung ihrer zufälligen Bemerkungen inner-
halb einer Präklusivfrist verpflichtet; die gemeinsame Interessen bildenden Beschlüsse
werden gemeinsam abgefaßt. Zum Schutze der Wirkungsabgrenzungen werden die
gefaßten Beschlüsse noch der gemeinsamen Sitzung aller Ausschüsse vorgelegt, aber
nur zur Entscheidung mittels Abstimmung ohne Debatte. Ebenfalls die gemeinsame
Sitzung entscheidet in den Fällen der Kollisionen betreffs der Wirkungskreise, aber
-2uch nur ohne Debatte, nach Verhör der in Konflikt geratenen Ausschußreferenten
mit einfacher Abstimmung. Im allgemeinen gehören in gemeinsame Sitzung die
^ille Ausschüsse gleichfalls interessierenden, allgemeinen Angelegenheiten. Den
ersten Punkt der Verhandlungen aber, um es nicht verschieben zu können, muß
Hie endgültige Entscheidung über die Beschlüsse der Ausschüsse bilden.
Durch dieses ganze System wird auch eine große Zeitersparung gewonnen,
denn die einzelnen Ausschüsse können zu gleicher Zeit verhandeln, die gemeinsame
Sitzung bewirkt nur eine kurze Verschiebung und dadurch wird die eine wichtige
Frage durch die andere nicht in die Länge gezogen. Bei der heutigen allgemeinen
Ermächtigung ist ein jeder Abgeordnete berechtigt zu jeder Frage zu sprechen,
-wenn er auch sich mit der Frage nicht beschäftigt und nichts meritorisches zu sagen
Hat. Eine fachgemäße Ermächtigung aber erteilt den Abgeordneten nur ein be-
schränktes Rederecht und verunmöglicht dadurch den technischen Kampf, ohne mit
der Natur der Volksvertretung unvereinbare Mittel in Anspruch zu nehmen.
Nebenbei sei bemerkt, daß die Lokalvertretungen in diesem Systeme auch dazu
berechtigt werden können, gemeinsam eine Bitte um die Auflösung des Ab-
geordnetenhauses, Ständerates, an das Staatsoberhaupt zu stellen.
Es wäre eine Anmaßung, di? Zukunft unbedingt in dieser Richtung.zu prophe-
zeien. Die Entwicklung gebt weiter ihren Wellengang. Niemandem ist es be-
schieden, darüber heute schon etwas sich'res zu wissen. Wir stehen inmitten großer
Geschehnisse. Sie bedrücken uns und führen le'cht irre. Hüben wir aber wenigstens
zum Nachdenken über eingelebte Grundsätze angeregt, so hoben wir uns schon nicht
umsonst bemüht. Das wäre auch schon ein Erfolg, und erfolgsbedürftig ist jede
Arbeit. Denn Erfolg krönt die Arbeit allein.

Andreas von Vertan Wilhelm Vazsonyi
Dr.^ur. Andreas von Vertan, Ministerial-
rat, Reichstagsabgeordneter (Budapest):
Iustizminister vr. Wilhelm Vazsonyi.
Dr. Wilhelm Vizsonyi ist 1868 zu Sümeg geboren. Er ist der Sohn eines
Volksschullehrers. Bereits in seiner frühesten Iugend kam sein glänzendes Talend
in unzähligen Fällen zum Ausdruck. Seine Universitätsstudien hat er an der
Budapester rechts- und staatswissenschaftlichen Fakultät mit glänzendem Erfolg
absolviert. Während seiner Studienzeit hat er eine führende Rolle in den Be»
wegungen der akademischen Iugend gespielt. Nachdem er ^seirl Rechtsanwalts-
eramen mit der besten Note bestanden hatte, hat er sich als Rechtsanwalt in Budapests
niedergelassen und in kurzer Zeit ist er einer der angesehensten und hervorragendsten
Anwälte des Landes geworden.
Seine hervorragendste juristische Tätigkeit entwickelte er auf dem Gebiete
der strafrechtlichen Verteidigung. Und gab es in dem verflossenen Iahrzehnt kaum
einen wichtigeren, namentlich auch allgemeine Interessen berührenden Straf»
Prozeß, in dem man nicht die Unterstützung Väzsonyi's in Anspruch genommen
hätte, so daß man ihn füglich den ungarischen Labori nennen kann. Von den letzt
erwähnten Prozessen sind besonders hervorzuheben der Prozeß, der gegen die
Mitglieder des Dreizehner Ausschusses der Eisenbahner wegen ihrer Haltung bei
dem Eisenbahnstreik im Iahre 1904 angestrengt wurde und mit der Freisprechung
der Angeklagten endete,.wie auch die Verteidigung des gewesenen Staatssekretärs
im Finanzministerium Zoltän von D6si, der seither in den Karpathenkämpfen den
Heldentod erlitten hat, in dem Prozesse, den der damalige Ministerpräsident
Ladislaus von Lukäes gegen ihn wegen Verleumdung angestrengt hatte. Auch in
diesem Prozesse gelang es Väzsonyi, einen Freispruch für v. Dssi herbeizuführen,
welcher Freispruch insofern ein Verdammungsurteil für Lukäes wurde, daß er
bald darauf seine Demission geben mußte, die auch von der Krone angenommen
wurde.
In seine jungen Anwaltsjahre fällt die erste große Antiduellbewegung des
verflossenen Iahrhunderts. In Ungarn organisierte Vazsonyi mit einigen gleich-
gesinnten Freunden die Aktion, der er auch praktisch Geltung verschaffte. Als er
im Iahre 1901 als neuer Abgeordneter im Abgeordnetenhause sein demokratisches
Programm, das damals kaum einen zweiten Anhänger unter den Abgeordneten
hatte, entwickelte, machte ein Abgeordneter eine provozierende Bemerkung, die er
unter lebhaftem Beifall mit einer sarkastischen Antwort zurückwies. Der betreffende
Abgeordnete fühlte sich dadurch beleidigt und forderte von Väzsonyi Genugtuung,
der diese jedoch damit ablehnte: er wünsche nur von seinen Wählern geehrt zu

werden, die das Duell nicht kennen, und sehne sich nicht nach einer Ehre, die nur
durch ein Duell geschützt werden kann.
Auch an dem öffentlichen Leben der Haupt- und Residenzstadt Budapest hat
er seit dem Iahre 1894 einen starken Anteil genommen und der mächtigen Ent-
Wicklung Budapests in den letzten zwei Iahrzehnten war er der eine Leiter.
Hier trat er mit besonderem Erfolge für die Kommunalisierung der Betriebe
ein und regte auch eine gesunde und immer tiefere Wurzeln schlagende kommunal-
soziale Politik an, die auch schon bisher unter anderem den Bau von Arbeiter- und
anderen kleinen und wohlfeilen Wohnungen zur Folge hatte. Diese Bewegung
in der Hauptstadt fand bereits in mehreren größeren Städten des Landes Nach-
ahmung, welche Städte dabei immer die hervorragenden Verdienste Väzsonyi's
würdigten und anerkannten. Diesem Umstande ist es wohl zuzuschreiben, daß eine
die er Städte, Sopron, als erste Körperschaft die Gelegenheit ergriff, am Ende
des verflossenen Iahres Väzsonyi, nachdem er den Entwurf des neuen ungarischen
Wahlrechtsgesetzes unterbreitet hatte, zu ihrem Ehrenbürger zu wählen.
Im Iahre 1901 ist er zum Mitglied des Abgeordnetenhauses im sechsten Wahl-
bezirke gewählt worden, den er seither ununterbrochen vertritt.
Auch hier wußte er bald durch seine Rede die allgemeine Aufmerksamkeit zu
fesseln und gab es, seitdem er Mitglied dieses Hauses ist, kaum einen wichtigeren
Gegenstand oder eine bedeutendere Phase, in denen er nicht eine hervorragendere
Rolle gespielt hätte. So hat er auch an dem Sturz des ersten Kabinetts des Grafen
Stefan Tisza hervorragenden Anteil. Er war damals Mitglied des leitenden Aus-
schusses der vereinigten Opposition, welcher Ausschuß nicht nur den parlamentarischen
Kampf der Opposition gegen das Kabinett geleitet, sondern nach dessen Demission
eine Zeitlang sozusagen auch die Führung des Landes in Händen hatte. Seine
größte und wirkungsvollste Rede hielt er im November 1905 gegen die von Tisza
geplante Revision der Geschäftsordnung, welche Rede unmittelbar die Vereitelung
dieser Revision und mittelbar den Sturz des Kabinetts zur Folge hatte.
Seine Ernennung zum Minister ist ein großer Elfolg der ungarischen Demo-
kratie, deren berufenster Vertreter er ist. Er ist einer der populärsten Männer
Ungarns und ein bewundernswerter Redner. Sein öffentliches und Privatleben
charakterisiert die reinste Vaterlandsliebe, Selbstlosigkeit und vornehme Denkungs-
art. Als er das Iustizportefeuille mit dem des Wahlrechts vertauschte, ist er
nur seinem Ideale gefolgt. Er wollte so rasch als möglich das allgemeine Wahlrecht
in Ungarn einführen lassen, wofür er so lange gekämpft hat. Nun ist der Entwurf
des Wahlgesetzes dem Abgeordnetenhause bereits unterbreitet, der in jeder Hinsicht,
auch in seiner wissenschaftlichen Ausstattung, eine bahnbrechende Arbeit ist, die
selbst von den politischen Gegnern als Musterwerk gepriesen wird. Väzsonyi's
unermüdliche Arbeitskraft, sein Scharfsinn und die Ursprünglichkeit seiner Ideen
haben den umsichtigen jungen Monarchen bewogen, das Iustizportefeuille wieder
Väzsonyi anzuvertrauen, der im höchsten Maße seiner Aufgabe gewachsen ist.

Niemand wäre mehr berufen gewesen das Iustizportefeuille zu bekleiden, als
eben V^zsonyi, der nicht nur ein ausgezeichneter Praktiker ist, sondern auch eine
glänzende theoretische Vorbildung und wahren Sinn für die Wissenschaft hat. Er
kennt die Lücken des Rechts und ist am meisten geeignet, die Umgestaltung des
ungarischen Rechtslebens herbeizuführen und Ungarn moderne, den wirtschaft-
lichen Verhältnissen entsprechende Gesetzbücher zu geben, nicht minder zur Losung
der schwierigen internationalen Fragen in gehörigem Maße beizusteuern.

Väzsonyi ist ein ausgezeichneter Iurist und ein glänzender Publizist. Zahl»
reiche staatsrechtliche und soziale Fragen betreffende Artikel sind von ihm im Pesti
Hirlap, Pesti Naplü, Pester Lloyd und Politischen Volksblatt und anderen Buda-
pester und Wiener Tagesblättern erschienen. Er war auch wissenschaftlich tätig,
insbesondere auf dem Gebiete des Verwaltungsrechts. Von seinen Wissenschaft-
liehen Arbeiten wollen wir hier nur auf die folgenden hinweisen:

1. Das Wahlprinzip in der ausländischen Verwaltung.
2. Die Dezentralisation des Abstimmens bei den Abgeordnetenwahlen.
3. Das königliche Plaeetum in der ungarischen Verfassung.
4. Selbstverwaltung.

Er war auch der Begründer und Herausgeber der poetischen Wochenschrift
„Uj Szäzad" (Das neue Jahrhundert).

Lothar von Hutten.

Musterbetriebe in Ungarn.

Das abgegriffene Wort Kultur, das besonders im Weltkrieg bis zur Unkennt»
lichkeit verbrauä^t und mißbraucht worden ist, tönt dem, der in Ungarn reist, mit
einem lang nicht gehörten frischen Klang entgegen. Man hört es aus dem Munde
eines Volkes, dem das Wort noch etwas bedeutet, das es halb mit Ehrfurcht,
halb mit Eifersucht ausspricht. Die Ungarn glauben zu wissen, daß sie bei vielen
Westeuropäern noch immer als die sebr ungepflegten Meister der Schweinemast
und des Maisbaues gelten, denen die Kultur im eigentlichen Sinne abgehe. Sie
haben, durch ihre Sprache von den Indogermanen getrennt, diese Vorstellung sich
noch selbst übertrieben, wissen dabei, was sie in den letzten hundert und besonders
in den letzten fünfzig Iahren geleistet haben, und glühen nun von dem berechtigten
Wunsch, dem Freunde zu zeigen, daß sie so gut zur europäischen Kulturgemeinschaft
gehören wie viele andere kleine Völker, die sich neben den großen durchgesetzt
haben.

Diese Eifersucht eines sich verkannt fühlenden Volkes, verbunden mit der erstaunlichen Gastfreiheit, die dem Ungarn im Blute liegt, umfangt jeden, der in Ungarn unter der Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit reist, mit einem riesigen Zuvorkommen, das ebenso angenehm ist, wie es die Gefahr enthält, in einem blendenden Rampenlicht die Hintergründe der ungarischen Bühne in ihrer Gesamtheit nicht genügend zu übersehen. Es kommt hinzu, daß der Magnar — und dies ist eine Eigentümlichkeit des Nationalcharakters, die der Ungarn stolzes Selbstgefühl mit Deutschland und den Deutschen verbindet — eine starke Begabung des Organisierens besitzt. Diese Fähigkeit, die sich auf dem Sondergebiet der Politik zur Virtuosität steigert, erklärt allein, wie das kleine Volk, von Fremdvölkern umgeben und von ihnen überreich durchsetzt, sich zwischen den Karpathen und den transsylvanischen Alpen als beherrschende Nation hat erhalten können. Ohne Gewalttätigkeit ist es dabei nicht abgegangen und geht es auch heute nicht ab. Die Ungarn mögen das zwar nicht gern hören, zumal nicht von einem Deutschen, der an der Lage seiner Stammesgenossen im Banat oder in Siebenbürgen Anteil nimmt, aber es ist so, ist bis zu einem gewissen Grade auch verständlich. Doch wird ein in Zukunft noch gedeihlicheres Zusammenarbeiten der Ungarn mit der großen MittelnnÜchtegruppe zu einem wesentlichen Teil davon abhängen, wie bald und wie weit die Ungarn ihre robuste organisatorische Kraft der Selbsterhaltung durch politische Mäßigung auszugleichen vermögen. Die hohe Befähigung zur Organisation ist übrigens auch die Eigenschaft, durch die sich der Magyar vom andern Teil der Monarchie, von Österreich, dessen Völkergemisch er diese Gabe sehr kategorisch abspricht, getrennt fühlt.
Man muß, wenn man in Ungarn noch manche feinere Kennzeichen der Kultur vermißt, bedenken, daß die Magnaren jederzeit alle Hände voll zu tun hatten, sich, neben „Schwaben" (den ungarländischen Deutschen), Wallachen, (Rumänen), Serben, Kroaten, Ruthenen und einigen anderen mehr als führendes Volk zu behaupten. Sie waren daher (und sind es bis heute noch zu einem Teil) gezwungen, den Abglanz kulturellen Lebens von da und dort, oft sehr äußerlich, zu übernehmen. Bald von Wien, bald von Paris, in jüngster Zeit (auch schon vor dem Weltkrieg) mehr und mehr von Deutschland. Durch die innerpolitischen Kämpfe und den dauernden reinpolltischen Wettbewerb mit Österreich haben die Magnaten auch wirtschaftlich aus ihrem Land, das, an Fruchtbarkeit reichgeseanet, von den schneebedeckten Karpathen über See- und Hügelland und fette Tiefebenen bis wieder zu den transsylvanischen Alpen einen reichen Wechsel klimatischer Verhältnisse umfaßt, noch keineswegs das gemacht, was sich daraus machen ließe. Die Landwirtschaft, die schon jetzt Getreide, Wein und Vieh in Fülle hervorbringt, wird in Ungarn noch nicht annähernd mit der Eindringlichkeit und sorgfältigen Ausnutzung betrieben, wie in Deutschland, das durch eine schnellwachsende Bevölkerung dazu gezwungen wurde. In den letzten Iahrzehnten aber hat sich die ungarische Regierung mit höchstem Eifer bemüht,

das Land volkswirtschaftlich in die vordere Reihe der westeuropäischen Nationen zu treiben und einen weiteren Kreis der Bevölkerung zu modernen Arbeitsmethoden und Hilfsmitteln zu erziehen. Ich habe einige Betriebe und Einrichtungen gesehen, die die Methode und den Erfolg dieser Bestrebungen zeigen.

Im Komitat Czamad, an der Bahnstreeke Szeged-Arad liegt in der Nähe ^der Großgemeinde Mezöhegnös das berühmte ungarische Staatsgestüt, das im Iahre 1785 von Ioseph II. gegründet wurde. Weithin dehnen sich die sauberen, fast immer in Weiß gehaltenen Ställe und Wirtschaftsgebäude über die Pußta ans, verbunden durch ein viel verzweigtes Netz von Wegen und Landstraßen, die zwar die Korrektheit preußischer Landstraßen nicht ganz erreichen, über die ab.-r die leichten ungarischen Wagen flink und ohne größere Unbequemlichkeit rollen. Hier und dort ziert die geräumigen Höfe ein uralter Baum von einer Fülle und Breite der Krone, die ihn in Deutschland zur Sehenswürdigkeit machen würde. Zurzeit stehen in dem Mezöhegyer Gestüt 1200 Sinnentaler Kühe zum Zwecke der Zucht von Bullen, die zur Verbesserung der Landeszucht an private Züchter und Gemeinden abgegeben werden. Man kreuzt in Ungarn mit Vorliebe die einheimische langgehörnte Rindviehrasse mit den schweizer Rassen, die rein das Klima der ungarischen Ebene nicht recht vertragen. Auch von dieser weißen ungarischen Rasse werden jährlich 50 bis 60 junge Bullen an Züchter geliefert. Der Stolz des Gestüts aber ist seine Pferdezucht, die Ungarn, ein Pferdeland wie kaum ein zweites, von der englischen und französischen Zucht gänzlich freizumachen beginnt.

Im strahlenden Lichte eines schönen Augustmorgens sah ich wohl fast einhundert Pferde Vollblut und Halbblut, die von den Angestellten des Gestüts vorgeführt wurden. Auch in der Pferdezucht dient das Gestüt fast ausschließlich der Rassenvrrbesserui-g der Arbeits» und Kutschpferde im Lande. Ausländische Renneu werden nicht beschickt, auf inländischen aber haben die Mezöhegyer Vollblut- und Halbblutprodukte schon oft vorzügliche Klasse bewiesen. Alljährlich werden 110 Hengste aus den besten Privatgestüten Ungarns angekauft und im Herbst an die Landgestüte abgegeben. Von den kleinen Züchtern des Landes werden einjährige Hengste übernommen und im Fohlenhofe zu Palanla großgezogen. Sie werden später teils an die Landgestüte, teils an Gemeinden zu mäßigen Preisen als Gemeindehengste abgegeben. Das Gestüt hegt außerdem 100 Mutterstuten englisch-arabischen Ursprungs, 140 Mutterstuten starken englischen Halbbluts, deren Abstammung auf die englischen Vollbluthengste Forioso und Northstar zurückgeht. Eine besonders schöue Rasse, die Nouiusherde stammt von dem 1815 in Frankreich erbeuteten Hengst Nonius ab. Das Hauptgestüt in Mezöhegnös erreicht eine Erzeugung von 120 bis 150 Hengsten im Iahre, die zur Vermehrung und Verbesserung der Landespferdezucht dienen. Auf den Wiesen um das Gestüt herum wird man des in Deutschland seltenen Anblickes großer Pferdeherden froh, umhüpft von mutwilligen Fohlen, durchweg edlen Blutes und behütet von den Pferdehirten der Pußta, die sich in ihrer malerischen Tracht unbeweglich wie ein

Reiterstandbild gegen den Himmel abheben, oder die lange Peitsche lustig durch den Sonnenschein blitzen lassen.
In der Nähe des bäuerlichen Städtchens Zsombolya, etwa eine Stunde Bahnfahrt von Temesvar entfernt, und fast ausschließlich von „Schwaben" bewohnt, liegen die ausgedehnten Besitzungen des Grafen Szekonie, eines der reichsten Grundbesitzer Ungarns. Das ganze Land ist auf die Musterwirtschaft dieses ungarischen Magnaten stolz, der, auch den größten Bauern und den meisten seiner Standesgenossen weit voraus, ein landwirtschaftliches Unternehmen mächtigsten Stiles geschaffen hat. Auf dem Szekonieschen Besitztum, das außer weiten Wäldern und einem großen Park mit Landhaus gewaltige Felderflächen mit sehr viel Vieh umschließt, wird grundsätzlich fast alles zum Unterhalt und zur Arbeit der Betriebe Notwendige selbst hergestellt. Es sind Schlossereien, Tischlereien, Reparaturwerkstätten für landwirtschaftliche Maschinen, eine Anlage zur Herstellung künstlichen Eises, eine Milchwirtschaft mit allem Zubehör und eine Reihe anderer Werkstätten vorhanden, die sämtlich von der elektrischen Kraftzentrale des Riesengutes — elektrische Kraft ist fast überall in Ungarn billig — betrieben werden. Diese Selbstversorgung mit allen für die landwirtschaftlichen Arbeiten nötigen Nebenarbeiten gestattet dem Grafen eine ungleich intensivere Bewirtschaftung seiner Äcker und seines Viehes, als sie sonst in Ungarn bisher geübt wird. Ein großer Teil der Bevölkerung von Zsombolya und den umliegenden Dörfern stehen in irgendeiner Form im Dienste des Grafen. Er beschäftigt annähernd 3000 Menschen. So eindrucksvoll aber auch die Bedeutung der Szekonieschen Musterställe und Mnsterwerkstätten ist, so wird Ungarn im Ganzen doch erst dann den vollen Nutzen aus dem Reichtum seines Landes ziehen, wenn die modernen Betnebsformen auch dem kleineren ungarischen Besitzer zur Gewohn» heit geworden sind und das Land sich des Segens einer sozialen und überall neuzeitlichen Bauern» und Kleingutswirtschaft erfreut.
Für die theoretische Landwirtschaft besitzt Ungarn schon jetzt ein vorbildliches Institut, das es der ungarischen Regierung leichtmachen sollte, die schönsten wirtschaftlichen Träume der Zukunft nach dem Krieg« zu erfüllen: da« landwirtschaftliche Museum in Budapest, dem an Reichhaltigkeit und Ausdehnung in einer einheitlichen Sammlung auch Deutschland kaum Ähnliches an die Seite zu setzen vermag. Der sonderbare Gedanke, das Gebäude dieses Museums zu einer architektonischen Übersicht über die Baustile in Ungarn vom Mittelalter bis zur Neuzeit zu machen, wird nicht jedes Deutschen Sache sein. Die Sammlungen des Museums selbst aber werden jeden Landwirt aufs höchste fesseln. Man ge^ winnt einen Überblick über die Tier- und Pflanzenwelt Ungarns, über die Verteilung des Wassers, der Erdarten, des Baumbestandes und der verschiedenen Erzeugnisse im Königreich; man kann die Geschichte des Getreide-, Wein» und Seidenbaues in Ungarn studieren; Zusammenstellungen über Verwertungstechniken, landwirtschaftliche Erzeugnisse, über Frnchtarten, tierische und chemische

Schädlinge der KulMrpflanzen, über das gesamte Gebiet der hohen und niederen Iagd und des Fischfanges, kurz über alles, was geschichtlich, wissenschaftlich oder praktisch für ein Agrarland, wie es Ungarn trotz der in neuerer Zeit stark einsetzenden gewerblichen Bestrebungen noch ist, in Betracht kommt, findet man in den schönen und übersichtlichen Räumen des offenbar vortrefflich geleiteten Museums in Budapest beieinander.

Quidam.

DasGelehrtentum und der wissenschastlicheBuchhandel Deutschlands während des Weltkrieges.

Vorbemerkung der Schriftleitung:

Die nachstehenden Ausführungen, die uns von einem hervorragenden Vertreter de? wissenschaftlichen Buchhandels zugehen, erhoffen nach dem durch den Krieg geschaffenen trüben Gegenwartsbilde ein erfreuliches Zukunftsbild auch für den Austausch wissenschaftlicher und damit im höchsten Sinne zivilisatorischer Werte. Nenn die große Entspannung der Völker vor sich gegangen sein wird, werden sich dem internationalen Geistesborne sicherlich auch die gern zuneigen, die heute noch in be» greiflicher nationaler Verletztheit widerstreben. In seinen Ausführungen wollte der Verfasser namentlich dem deutschen Gelehrtentume zeigen, welche ideellen Verluste es während des Krieges erlitten hat, und daß es sich darum nicht länger dem kulturellen Gewinne wird verschließen können, den es unserm Volke und der Menschheit darzubringen berufen ist, sobald die Tore der internationalen Forschung wieder geöffnet sein werden.

» » »

Die Schatten des Krieges kündeten sich rasch an und legten sich lähmend auf viele gedeihlich sprießenden Blüten wissenschaftlicher Forschung. An der Beob» achtung der Sonnenfinsternis des 21. August 1914 wurde die Astronomie der Mittelmächte gehindert; zahlreiche Gelehrte wurden zum Verlassen ihrer Arbeitsstiitte und gastlicher Kongresse genötigt; ihr Weg zur Heimat, wo er auf das fre'e Meer angewiesen war, verlegt oder verzögert. Deutsches Forschungsgut wurde in Suez und anderen Häfen zurückgehalten; das erste Stelldichein des Weltbuch' gewerbes in Leipzig jäh unterbrochen; die Ein- und Ausfuhrstraßen auch für die Wissenschaft wurden durch die Blockade gesperrt. Verbunden war damit als innerer Schade die Einbuße an der in den letzten Jahrzehnten erfreulich erstarkten Ver-

knüpfung zwischen den konstruktiven Geisteskräften der nun mit einander ve»
fehdeten Nationen.
Manche Völkerbrücke fiel damit der Zerstörung anheim. Daß 1914
die „Minerva", das „Iahrbuch der Gelehrten weit", ihr Erscheinen unterbrechen
mußte, mag als einer der zahlreichen mehr symbolischen Schaden verbucht werden.
Von tieferer Bedeutung ist es, daß das gleiche Geschick die internationale Biblio-
graphie der Naturwissenschaften traf; daß der Bund der Weltakademien zu sein
aufhörte; daß, gleich der internationalen Musikgesellschaft, so manches verwandte
Band still oder hörbar zerriß. Ein Unternehmen wie die „Internationale Monats-
schrift" mußte, wenn es nicht abrüsten wollte, der Binnen- und Küstenfahrt dienst-
bar gemacht werden; und ein Werk über die Ausgrabungen auf der griechischen
Insel Vroulia aus dänischer Feder, in französischer Sprache geschrieben, in einem
deutschen Verlage 1913 erschienen, wird auf dem Gebiete des gelehrten Schrifttums
wohl auf lange Zeit hinaus das letzte vierblättrige Kleeblatt dieser Art bleiben.
Diese Lockerung alter Bande mußte dem deutschen Schrifttum
besonders empfindlich werden, weil es als einzige der großen geistigen Schaffens-
Provinzen in wachsender Isoliertheit der Gruppe der übrigen gegenüberstand;
während gerade es sich auf einen sehr weiten Interessenkreis eingestellt hatte. Mitten
im Kriege noch beginnt das groß angelegte altfranzösischs Wörterbuch von Tobler
ein Erscheinen; ungefähr um dieselbe Zeit gibt ein deutscher Gelehrter die Lieder
von Bernart von Ventadorn heraus; die deutsche Shakespeare-Gesellschaft unter-
bricht die Reihe ihrer Iahrbücher überhaupt nicht; die internationalen Iahres-
berichte deutscher gelehrter Körperschaften erfüllen weiter ihre Aufgabe, wenn
auch nicht lückenlos; und die der Kritik dienenden deutschen wissenschaftlichen
Organe haben die Literatur des feindlichen Auslandes noch durchaus nicht in den
Bann getan. Dennoch war Mitteleuropa vom halben europäischen und später
vom ganzen überseeischen Büchermarkt fast abgeschnürt.
Der Kalender der gelehrten Arbeit weicht freilich von dem der meisten übrigen
Arbeitsgebiete dadurch merklich ab, daß die Lebensalter sich zur fruchtbaren Mit-
wirkung später entfalten, daß ihr darum der Ruf der Fahne mehr Gegenwarts-
siifte läßt, dafür auch das geflossene Blut sich langsamer erneuern wird. Eine
Sorge, deren ernstes Auge nur gemildert wird durch die Fülle und den Fruchtreich»
tum der Felder, die die deutsche Wissenschaft trotz allem in drei Kriegsjahren bestellt
hat. Ein falsches Bild gewänne davon, wer es nur aus den Vorgängen am Bücher-
markte gewinnen wollte. Er erfaßte dann Vieles, das auch ihm erst zur Kriegszeit
sichtbar geworden ist, dort aber vorher schon gewirkt worden war; und ihm entginge
das, was im Kriege geschaffen oder fortgesponnen, erst zur literarischen Erscheinung
gelangen kann, wenn der wissenschaftliche Buchhandel mählich
wieder gesunden wird. Man kann auch von diesem nur mit höchster Anerkennung
sprechen. Solange nur die Zensur, die Auofuhrerschwernisse, der Absatzschwund
draußen und daheim, die Teuerung im Buchgewerbe auf ihm lasteten, hat er solchem

Druck mit dem Pulse einer starken Verantwortung und vielfach mit selbstvergessender Treuerfüllung widerstanden. Bis dann der Mangel an Stoffen und Arbeitskräften zur Not, die Einschränkung ihrer Inanspruchnahme zum Gebot wurde, das seinen Schritt weit stärker verkürzte als den des geistigen Schaffens.
In diese Iahre fielen vier Gedächtnisfeiern: Hohenzollern, Bismarck, Leibniz, Luther, die anders die Literatur wohl überreich befruchtet hätten, jetzt aber nur ein bescheidenes Ausmaß zeitigten. Geschwunden-sind zahlreiche Zeitschriften oder an Entkräftung eingegangen. Am sinnfälligsten aber sind die Hemmungen bei den Werken, wo die Mitarbeit Vieler ineinandergreift und die Stockung an der einen Stelle Störungen an der anderen nach sich zieht. Die Iahresberichte der gelehrten Körperschaften erzählen alle davon. Von den großen Unternehmungen der Berliner Akademie der Wissenschaften ist kaum eine, die nicht in Mitleidenschaft gezogen wäre; vom deutschen Wörterbuche heißt es schon 1915, daß es besonders schwer betroffen sei; von den Aeta Borussiea standen 1916 sämtliche Mitglieder im Felde; das rheinische Dialekt-Wörterbuch beklagt 1917 zwölf vorm Feinde gefallene Mitarbeiter; der Druck an der Leibniz-Ausgabe mußte unterbrochen werden, weil die französischen Archive sich uns geschlossen hatten; für eine breit angelegte Untersuchung der Größe und Form der Meereswelle fehlte es an allen Voraussetzungen zur Durchführung. Die deutsche Archäologie wurde schrittweise von ihren Forschungsstiitten verdrängt; Ägypten, Pergamon und die griechischen Inseln mußten sogleich verlassen werden; in Mesopotamien wurden die Arbeiten während des ersten Kriegswinters eingestellt; Italien im Mai 1915 aufgegeben; auf der griechischen Halbinsel eine rege und fruchtbare Ausgrabungstätigkeit im Spätherbst 1916 beendet; dafür in Polen, in Mazedonien, auf dem Sinai und in Syrien hinter der umkämpften Front der Spaten zu neuen Aufgaben eingesetzt. Ethnographie und Sprachwissenschaft machen sich in den Gefangenenlagern das reiche nahegerückte Material zu Nutze; die Schönheit belgischer Klosterbauten regt die Kunstwissenschaft zu einem großen Werke an.
Kaum ein Wissenschaftsgebiet, wo die Stockung oder Einschränkung zum Stillstand geführt hätte; nicht wenige aber, wo mitten im Ringen um den Bestand des Vaterlandes die gelehrte Arbeit und noch mehr die gelehrte Organisation sich mit neuen weittragenden Unternehmungen ankündet, an deren manchem gewiß die nationale Erregung einen stärkeren Anteil hatte als in ruhigen Zeitläuften. Frankfurts vom Kriege überraschte Universitätsbildung bleibt gesund; die großen Forschungsinstitute in Berlin, Leipzig und München setzen nicht nur auf der Wetterseite starke frische Zweige an; in Heidelberg, Kiel, Graz und anderen Universitäten entstehen neue Schürf» und Lehrstätten für internationales Recht und Rechtsvergleichung, für Seeverkehr und Weltwirtschaft, für die Kunde des Balkans und des Orients. So reich quillen die Säfte, daß sie ausreichen, in Gent, Warschau und Konstantinopel Hochschulen mit dem starken Beistande deutschen Geisteskapitals ins Leben zu rufen; das preußische Kultiisministeiium tritt in einer bedeutenden
^v

Denkschrift für die Förderung der Auslandsstudien ein. Alte und neue Probleme in Erziehung und Unterricht geben der Literatur dieser Tage eine noch nie gekannte Stoffülle zur Verarbeitung und lassen ein großes pädagogisches Zentralinstitut er- stehen. Die Hochstimmung über die starke Lebensbekundung des österreichischen Staates löst in Wien die Vorarbeiten zu einer großen österreichischen Biographie aus; und wenn protestantische und katholische Gelehrte jetzt daran gehen, die Schriften der Reformation und der Gegenreformation in großangelegten Werken zu sammeln, so spricht daraus, daß der deutschen Wissenschaft der Wahrheitswille und der Glaube an die eigene ungebrochene Kraft erhalten geblieben ist. Möchte ihr auch der Wille und die Kraft und die ruheverhaltene Würde eigen sein, den Gemeinschaftsgedanken der Menschheit wieder an ihrem und der andern Herd heimisch zu machen!

Von der Berliner Akademie der Wissenschaften war nicht lange vor dem Aus- bruch des Krieges der Antrag ausgegangen, die Vulkanologen der Erde zur Er- forschung aller erloschenen und tätigen Vulkane zu vereinen; und die Assoziation der Akademieen hatte ihm einmütig zugestimmt. Man kann sich kaum einen Gegen» stand ausdenken, an dem die Wiederkehr des Gemeinschaftsgeistes in die Wissen- schaft besser erprobt werden könnte und ihre Bedeutung heller erkennbar wäre, als an diesem.

I>r. W. Stein (Vurg Saaleck):

Krieg und Kapitalismus.

Wir leben in einer Zeit des ausgesprochenen Staatssozialismus, und eine Freude ist es sicherlich nicht, die ständige staatliche Bevormundung, dieses dauernde tiefe Eingreifen des „Rackers von Staat" in die innersten häuslichen Verhältnisse, in die gesamte Lebensführung, wie es leider unumgänglich ist, über sich ergehen lassen. Ärgeres könnte uns auch, so wird jetzt häufig gehört, der »ielberufene sozialistische Zukunftsstaat nicht bescheren. Mißstimmung und Unzu- friedenheit herrscht in weiten Kreisen und schafft günstigen Boden für die Lehr« jener Leute, die der heutigen Gesellschaftsordnung, dem „Kapitalistischen System", die alleinige Schuld an dem Ausbruch des Weltbrandts beimessen. Sie ver- künden laut, daß in diesem Kriege, in jedem Kriege, eine kapitalistische Ver- schwörung zu erblicken sei, die über die Köpfe des Volkes hinweg von kleinen Gruppen Einzelner für rein selbstsüchtige Zwecke angezettelt wird. Solche Predigt zugleich mit der Verheißung einer besseren Zukunft bleibt nicht ohne Ein» druck, sie wirbt und gewinnt Anhänger, die geneigt sind, zu glauben, dieser .Krieg

.><

sei in Tat von gewissen Industriekreisen heraufbeschworen, oder es sei eine inter»
nationale Kapitalistengruppe erfolgreich am Werke gewesen, ihn anzustiften,
lediglich, um Börsengewinne zu erzielen. Von da bis zu der Folgerung und der
Forderung, dieses verderbenbringende kapitalistische System durch den Sozia-
lismus, von dessen Segnungen wir jetzt einen Vorgeschmack bekommen, zu er-
setzen, ist nur ein Schritt.

Aber natürlich ist die Schlußfolgerung falsch, weil die Voraussetzung un-
richtig ist. Geht man dem Gedanken nach, wie Kriege entstehen, so darf man
getrost behaupten, daß es heutzutage ausgeschlossen ist, daß einzelne kapitalistische
öliquen solche vom Zaun zu brechen in der Lage sind. Sie können den Staat als
den Träger der öffentlichen Gewalt, der den Krieg führen soll, nicht in solcher
Weise mehr beeinflussen und in sein Verderben führen. Denn der Staat ist kein
über den Klassen und Parteien schwebendes Wesen, sondern er ist ein werdendes,
ewig in der Entwicklung stehendes Gebilde. Allerdings ist es richtig, daß sein
Wesen und Tun immer der Ausdruck der Interessen seiner herrschenden Klassen
ist, aber die Zeiten der völligen Hilflosigeit der breiten Masse sind längst vor»
über; denn die Vertretung, die diese heute im Staatsorganismus gefunden hat,
ist stark genug, sich im Rahmen des Ganzen ausgiebig zur Geltung zu bringen.
Von einem vollkommenen Beherrschen des Staatswillenö durch Kapitalisten-
aruppen kann also nicht entfernt mehr die Rede sein. Thne die bereitwillige Zu-
stimmung der Völker im ganzen ist ein Krieg heute undenkbar. Ist dies richtig,
so bleibt der Kern der Frage, ob unter dem kapitalistischen Snstem die Gefabr des
Entstehens von Kriegen größer ist als unter dem sozialistischen.

Das Wesen der kapitalistischen Gesellschaftsordnung besteht darin, daß
Grund und Boden sowie Kapital sich in den Händen der einzelnen Staatsbürger
befindet, d. h. in deren unbestrittenem Besitz ist, und daß der Staat sie in diesem
Besitz schützt. Der Sozialismus hingegen will mit der Verstaatlichung der Pro-
duktionsmittel Grundbesitz und Kapital aus dem Eigentum des Einzelnen in das
des Staates übergehen lassen.

Die Kriege der Gegenwart sind durchweg Handelskriege. Sie werden not»
wendig zum Schutze des Rechts der Staatsbürger, unbehindert Handel zu
treiben. Der Staat, der Kriege zu führen gezwungen ist, nimmt also viel weniger
sein eigenes als das individualistische Interesse seiner Bürger wahr. Sonach sind
die Begriffe freier Handel und kapitalistische Wirtschaftsordnung, Kapitalismus,
nicht zu trennen. Beide aber sind in hohem Maße international, sie haben das
denkbarst größte Interesse daran, daß die Beziehungen der Völker zueinander nicht
gestört werden, weil sie eben aus diesen Beziehungen ihren Vorteil, ihren Gewinn
ziehen. So ist denn auch vor dem Ausbruch des Weltbrandes ungezählte Male
prophezeit worden, daß große Kriege eben im Hinblick auf die internationalen
Fäden, die sich von Land zu Land, von Volk zu Volk zogen, unmöglich sein
würden.

Zeoe bisher ye^eiehnete Mark
Â«rie^HaÂ« leihe hat
mUyearbetteian den bisheriyen
strosten srfolyen unferes Heeres.
Zeichnet den snderfoln
durch Â«ie..<lÂ«hte"!

Solche Ansicht entbehrt durchaus nicht der inneren Berechtigung, denn
in der Tat schieben gegenseitige wirtschaftliche Abhängigkeiten, wie sie der nur
unter dem Kapitalismus mögliche freie Handel schafft, selbsttätig dem Ausbruch
von Kriegen einen Riegel vor, zumal der kapitalistische Staat ein nennens-
wertes eigenes Interesse an einem Kriege oder an der Eroberung von Ländern
nicht hat. Seitdem ferner im modernen Verfassungsstaat dem Ehrgeiz der
Kronentrivger, über möglichst weite Gebiete zu herrschen, eine Grenze gezogen ist,
fällt auch dieser Umstand als Kriegsgrund fort. Der eroberte Grund und Bod:n
aeht auch nicht in den Besitz des Staates oder dessen Herrschers, nicht in dessen
Eigentum über. Die Bewohner bleiben auch nach dem Wechsel der Staatsange-
Hörigkeit ungestört in dem vollen ungeschmälerten Besitz und Genuß ihres Eigen-
tums. Nichts, was ihnen gehörte, geht in andere Hände, am wenigsten in die des
erobernden Staates über. Dieser gewinnt höchstens einige Steuerzahler mehr,
womit natürlich nicht gesagt sein soll, daß nicht der Staat selbst oder gewisse
Gruppen in ihm ein besonderes wirtschaftliches Interesse daran haben können,
etwa die Bodenschätze einzelner Länder, z. B. die Kohlen-, Erz- und Kaligruben
in Elsaß-Lothringen, unter der eigenen Kontrolle zu halten, auf daß nicht die
Machtmittel eines anderen Staates vermehrt werden. Im allgemeinen aber hat
unter der kapitalistischen Gesellschaftsordnung in der heutigen Form der Staat
selbst kein kapitalistisches Interesse an der Eroberung fremder Länder und
darum kein eigentliches Interesse an einem Kriege.

Ganz anders liegen die Dinge, wenn mit dem Einzug der Herrschaft des
Srzialismus der Staat Eigentümer von Grund und Boden, wenn er selbst mit
der Verstaatlichung der Produktionsmittel kapitalisiert wird. Ist der heutige
kapitalistische Staat im Grunde international, so muß notgedrungen der sozial
listische Staat in hohem Maße national werden. Geraten heute Kapitalisten
irgendwo in der Welt um wirtschaftliche Interessen in Streit, so fechten sie diesen
entweder im friedlichen Wettbewerb aus, oder sie vertragen sich schließlich
schiedlich — friedlich. Der Staat denkt nicht daran, nun gleich deswegen gegen
den Staat, dem die Gegenpartei angehört, vom Leder zu ziehen. Der sozialistisch«
Staat, dessen eigenste geldliche Interessen und noch mehr dessen Ansehen in jedem
einzelnen Falle auf dem Spiele stände, wäre viel eher geneigt und gezwungen, um
kleiner Ursachen willen loszuschlagen. Er muß eben, weil er selbst Besitzer ist,
streng nationalistisch denken und handeln, und die Gefahr des Losbrechens neuer
Kriege wäre viel, viel größer als beute.

Noch eine andere Erwägung straft die Behauptung, der heutige Kapitalismus
trage die Hauptschuld an Kriegen, Lügen. Der heutige kapitalistische Staat ge-
winnt, wie wir gesehen haben, mit einem Landerwerb nichts oder so gut wie nichts;
wenigstens nichts, was der Gefahr des ungeheuren Einsatzes an Geld, Menschen
und Ansehen wert wäre. Der sozialistische Staat indessen würde, da er den Be-
griff Privateigentum nicht kennt, da jeder Besitz, da aller Grund und Boden sein

Eigentum ist, mit dem Erwerb von Ländern sich selbst einen gewaltigen Vermögenszuwachs verschaffen. Die Verstaatlichung des Besitzes würde also nicht kriegverhindernd wirken, im Gegenteil, der Anreiz für den Staat, Eroberungskriege zu führen, wäre viel stärker.

Das alles sind verblüffend einfache logische Schlußfolgerungen, von denen man annehmen müßte, daß sich kein Denkender dem Zwange entziehen könnte, sie als wahr und richtig anzuerkennen. Statt dessen vernehmen wir lauter und dringender als zuvor in der ganzen Welt den Ruf nach der Sozialisierung der heutigen Gesellschaft, nach der Demokratisierung aller Staaten, wodurch angeblich der ewige Friede gewährleistet wird. Und es ist anzunehmen, daß die Leute, die den Völkern vom Sozialismus das Heil versprechen, selbst glauben, was sie sagen.

Daß ihr Glaube falsch ist, bedarf nun keiner Ausführungen mehr. Die Umgestaltung des Aufbaues der Volkswirtschaften im sozialistischen Sinne vermag ein danerndes friedliches Zusammenleben aller Nationen ebenso wenig zu gewährleisten, wie der Kapitalismus allein der böse Kriegserreger ist, als den man ihn jetzt darstellt. Es wird leider immer Kriege geben, denn die ganze Schöpfung ist auf Kampf gestellt. Wie es schon im Buch der Bücher heißt: So lange die Eide stehet, soll nicht aufhören Tag und Nacht.

C. A. Vratter:

Bayard Taylor, Friedrich Rückert, Alexander v. Humboldt.

Die kultiviertesten Amerikaner sind ausnahmslos Bewunderer des deutschen Geisteslebens gewesen. Ihre Reihe erstreckt sich von Baneroft und Motten bis zu Andrew D. White; zwischen ihnen lebte und warb für Deutschland eine der schärfsten Intelligenzen und schönsten dichterischen Talente, die Amerika je hervorgebracht hat: Bayard Taylor, der als amerikanischer Gesandter in Berlin 1878 starb. Ein Mann, der ruhelos den größeren Teil der Welt durch» wandert hat und den es immer wieder nach Deutschland oder doch zu deutscher Kultur hinzog. Ein Amerikaner, der als Student in dem halben Iahre, das er in Heidelberg zubrachte, die deutsche Sprache vollständig erlernt hat; von dem die beste englische Übersetzung des „Faust" herrührt; in dessen Nachlaß sich ein groß angelegtes, leider unvollendet gebliebenes „Leben Goethes" fand; der in ungezählten Essays und Vorlesungen das Verständnis für deutsche Literatur seinen amerikanischen Landsleuten näher rückte; dessen „8tu<!ie» in ttSimn,»

I^iterilture" von dem gebildeten Amerikaner hoch ««schätzt werden; und der seine zweite Frau (die erste starb wenige Wochen nach der Hochzeit an der Schwindsucht) in Deutschland freite: die Tochter des Astronomen P. A. Hansen.

Mit den meisten literarischen und wissenschaftlichen Berühmtheiten, die Deutschland von den fünfziger bis siebziger Iahren aufwies, stand Bayard Taylor in persönlichem oder brieflichem Verkehr. Er hat über denkwürdige Begegnungen und Unterredungen mit hervorragenden Deutschen in der „New - Uork Tribune" oder in seinen Tagebüchern berichtet. Nachstehend zwei dieser Berichte; sie zeigen, mit welcher Verehrung dieser Amerikaner den Spuren deutschen Geistes folgte.

Als Bayard Taylor im Oktober 1852 Rückert zum ersten Male besuchte, da schrieb er, noch erfüllt von dem tiefen Eindrucke, den die Begegnung auf ihn gemacht, an einen New-Iorker Freund Folgendes: „Welch' eine eigenartige Individualität! Wenn ich die lange Liste der deutschen Geistesfürsten überblick«, so suche ich vergeblich nach einem, den ich Rückert an die Seite stellen könnte. Ganz abseits von den Bewohnern des Parnassus steht er da, den Blick träumerisch nach Osten, wie nach dem teuren Heimatslande gerichtet... als wäre er nicht in der gutdeutschen Stadt Schweinfurt, sondern an den Ufern des Euphrat geboren, und als wären nicht Uhland und Eichendvrff, sondern Saadi und Hariri von Basrah seine Genossen."

Es war ein prachtvoller, warmer, dufterfüllter Herbstnachmittag, als Taylor, der damals gerade von seiner großen Orientreise zurückgekehrt war, an der Seite eines jungen Sanskritgelehrten die idyllischen Fluren der Itz entlang dem Hause Rückerts zuschritt. Hinter Coburg, von dichten Garten halb versteckt, liegt das freundliche Neuseß, in welchem Rückert nach dreiundzwanzigjähriger Lehrtätigkeit sein Dichterheim aufgeschlagen hatte. Er hatte seinem Lehrerberufe nie Geschmack abgewinnen können; er, der wie Wenige berufen war, die intimsten Geheimnisse, die verborgensten Feinheiten der sagenprächtigen orientalischen Poesie Anderen mitzuteilen, er hatte sich nur widerwillig seinen Berufspflichten in Erlangen und Berlin unterzogen. Ihn drängte es aus dem Menschengewühl hinaus in die Abgeschlossenheit des Verkehres mit seinem eigenen Ich, mit der Natur und mit den morgenländischen Dichtern. Als er sich im Tommer 1849 auf Neuseß niederließ, der verhaßten akademisch>pedantischen Bücherweisheit für immer den Rücken kehrend, da pries er sein Los ein beneidenswertes:

.Nils der stimbiam I» den kosenden
Nesiden, Wasserfall, —
In den limbi'eien. Wer sich rettete,
frischen Lenz, Tanl^s dem Mick,
Ans dem tosenden Wie mich bettete
Gassenschwall Da? Geschick!'

Diese Verse wiederholte auch Taylor unwillkürlich, als er vor dem Hause
des Dichters angelangt war und seinen Blick über den großen, sorgsam gepflegt««
Blumengarten streifen ließ, der sich vor ihm ausbreitete. Er zauderte, als er den
Fuß in den Garten setzte; er hatte im Orte viel von der strengen Zurückgezogenheit
des Dichters gehört und fürchtete unfreundliche Abweisung. Es bedurfte der
ganzen Energie seines Begleiters, des jungen Sanskritforschers, ihn zum Ein-
tritte in den Garten zu bewegen. Dort stand eine hochgewachsene, gedrungene,
in einen altmodischen Hauerock gebüllte Gestalt über ein Blumenbeet gebückt; i«
üppigen Locken wallte die schneeweiße Mäbne das Haupt herab, dem scharfge-
schnittenen Antlitze mit der starken Adlernase nnd dem kräftig hervorspringenden
Kinne einen majestätischen Zug verleihend. Es war Rückert; als er die Ein-
dringlinge erblickt, ist seine erste Bewegung ein unwillkürlicher Fluchtversuch. Der
junge Gelehrte hält ihn auf und stellt Bayard Taylor als einen amerikanischen
Literaturforscher vor, der eben von einer zehnmonatlichen Reise durch den Orient
zurückgekehrt sei. Bei diesen Worten erhellt sich das Auge des Dichters; die Aus-
sicht, über die Gegenstände seiner innersten, beseligendsten Neigung sprechen zu
können, verklärt seine Züge sichtlich, und mit dringenden Worten ladet er den
Gast ein, ins Haus zu treten. Dort erscheint seine treue Louise, der er im „Liebes-
frühling" ein unvergängliches Denkmal gesetzt, bewillkommnet den Fremden
aufs Herzlichste, läßt ihn jedoch bald wieder mit Rückert allein, um, wie sie sich
ausdrückt, „ihren Friedrich, der jedesmal aufblühe, so oft ihm vom Orient zu
plaudern vergönnt ist, im seltenen Genusse nicht zu stören". Was die beiden
Männer an Empfindungen und Gedanken und Erinnerungen ausgetauscht, das hat
Taylor leider nicht veröffentlieht, sondern nur in knappen Tagebuchnotizen für
sich selbst niedergeschrieben. Er sagte später, in jenen zu rasch verflossenen Stunden
mit Rückert babe er den blitzenden, geistsprühenden, gedankentiefen Bemerkungen
und den Äußerungen seiner schier unergründlichen Kenntnis der morgenländischen
Dichtkunst und Gelehrsamkeit kaum folgen können; seine Begegnung mit Rückert
zähle er zu jenen Ereignissen im menschlichen Leben, die man im Heiligenscheine
der Erinnerung berge und nicht durch Weiterverbreiten profaniere.

iü ,- H

l'lber seinen Besuch bei A l e r a n d e r v o n Humboldtim Iahre 1856
berichtete Banard Tanlrr in der „New - Mork Tribune":

„Ich ging nach Berlin, nicht um seine Museen und Galerien, die schöne
Lindenstraße, die Oper und das Theater zu sehen, noch nm mich an dem munteren
Leben seiner Straßen und Talons zu erfreuen, sondern um den größten Mann
der Welt zu sprechen — Alerander von Humboldt.

Er wohnt bei Herrn Seifert, dessen Name allein an der Tür steht, in der
Oranienburgerstraße. Das Haus ist einfach und zwei Stock hoch, von einer fleisch-

farbigen Außenseite. Ich läutete; die schwere Haustür öffnete sich und ich stieg
die Treppen hinauf, bis ich vor einem zweiten Glockenzuge stand, über welchem
auf einer Tafel die Worte zu lesen waren: Alerander v. Humboldt.
Ein untersetzter, vierschrötiger Mann von etwa 50 Iahren, den ich sogleich
als Herrn Seifert erkannte, öffnete. „Sind Sie Herr Taylor?" redete er mich an
und fügte auf meine Bejahung hinzu: „Seine Erzellenz ist bereit, Sie zu :mp»
fangen." Er führte mich in ein Zimmer voll ausgestopfter Vögel und anderer
Gegenstände der Naturgeschichte; von da in eine große Bibliothek, die offenbar
die Huldigungsgaben von Schriftstellern, Künstlern und Männern der Wissen-
schaft enthielt. Ich schritt zwischen zwei langen, mit mächtigen Folianten bedeckten
Tischen zu der nächsten Tür, welche in das Studierzimmer führte. Diejenigen,
welche die schöne Lithographie von Hildebrands Bild gesehen, wissen genau, wie
dieses Zimmer aussieht. Hier sah ich den einfachen Tisch, das Schreibpult, mit
Papieren und Manuskripten bedeckt, das kleine grüne Sofa, und dieselben Karten
und Bilder auf den sandfarbigen Wänden. Die Lithographie hat so lange in
meinem eigenen Zimmer zu Hause gehangen, daß ich sofort jeden einzelnen Gegen-
stand wieder erkannte.
Herr Seifert ging an eine innere Tür, nannte meinen Namen, und alsbald
trat Humboldt ein. Er kam mir mit einer Freundlichkeit und Herzlichkeit ent»
gegen, die mich sofort die Nähe eines Freundes füblen ließen, reichte mir seine
Hand und fragte, ob wir englisch oder deutsch sprechen wollten. „Ihr Brief war
der eines Deutschen", sagte er, „und Sie müssen sicherlich die Sprache geläufig
sprechen; doch bin ich auch das Englische gewohnt". Ich mußte auf dem grünen
Sofa Platz nehmen. Hierauf stellte er einen einfachen Strohstuhl daneben und
setzte sich, indem er sagte, daß ich ein wenig lauter als gewöhnlich sprechen möge,
da sein Gehör nicht mehr so gut wie früher sei.
Indem ich auf den majestätischen alten Mann blickte, kamen mir die Worte
Tennysons über Washington ins Gedächtnis: „Od 3nn6, ßia^ nen<t, >vkiek nll
meu Kun^v!" („O edles greises Haupt, das Ieder kennt!"). Der erste Eindruck,
den Humboldts Gesichtszüge machen, ist der einer großen und warmen Menschlich-
keit. Seine massive Stirn, beladen mit dem aufgespeicherten Wissen eines Iahr-
hunderts, strebt vorwärts und beschattet seine Brust; doch wenn man darunter
blickt, trifft man auf klare, blaue Augen von der Ruhe und Heiterkeit eines Kinde«,.
Aus diesen Augen spricht jene Wahrheitsliebe des Mannes, jene unsterbliche
Jugend des Herzens, welche den Schnee von siebenundachtzig Wintern seinem
Haupte so leicht erträglich machen. Man faßt bei dem ersten Blick Vertrauen und
man fühlt, daß er uns vertrauen wird, wenn wir es verdienen. Ich hatte mich
ihm mit einem natürlichen Gefühle der Ehrfurcht genähert, aber in fünf Minuten
fühlte ich, daß ich ihn liebte und mit ihm eben so unumwunden sprechen konnte,
wie mit einem Freunde meines eigenen Alters. Seine Nase, sein Mund und sein

Kinn haben den schweren teutonischen Charakter, dessen reiner Typus stets eine biedere Einfachheit und Rechtschaffenheit darstellt.
Ich war von dem leidenden Ausdruck seines Gesichtes überrascht. Ich wußte, daß er während des letzten Iahres häufig unwohl war, und man hatte mir gesagt, daß die Anzeichen des hohen Alters einzutreten anfingen; dennoch würde ich ihm nicht über 75 gegeben haben. Er hat wenig und kleine Runzeln, und seine Haut ist weiß und zart, wie man sie selten bei bejahrten Leuten findet. Sein Haar, obgleich schneeweiß, ist noch reich, sein Gang langsam, aber fest, und dabei ist er tälig bis zur Rastlosigkeit. Er schläft nur vier Stunden, liest und schreibt seine tägliche Korrespondenz selbst und läßt sich keinen Umstand von einigem Interesse aus irgend einem Teile der Welt entgehen. Ich konnte nicht wahrnehmen, daß sein Gedächtnis — die erste geistige Kraft, die zu verfallen pflegt — irgendwie ge» litten habe. Er spricht rasch, mit der größten Leichtigkeit, ohne je um ein Wort im Deutschen oder Englischen verlegen zu sein, und schien es in der Tat nicht zu be- merken, als er im Laufe der Unterhaltung fünft bis sechsmal die Sprache wechselte. Er blieb auf seinem Stuhle nicht länger als zehn Minuten sitzen, sondern stand öfter auf und spazierte durch das Zimmer, indem er dann und wann auf ein Bild zeigte oder ein Buch öffnete, um seine Bemerkungen zu erklären.
Er sprach zuerst von meiner Winterreise nach Lappland. „Warum wählen Sie den Winter?" fragte er. „Ihre Erfahrungen werden sehr interessant sein, das ist wahr; aber werden Sie nicht von der strengen Kälte leiden?
„Das wird sich zeigen", antwortete ich. „Ich habe alle Klimate, das ark- tische ausgenommen, ohne Nachteil versucht. Die beiden letzten Iahre meiner Reise brachte ich in tropischen Ländern zu, und nun möchte ich den möglichst stärksten Gegensatz erfahren."
„Das ist sehr natürlich", bemerkte er, „und ich kann es begreifen, wie Ihr Reisezweck Sie zur Aufsuchung solcher Kontraste bestimmen muß; Sie müssen aber einen merkwürdig gesunden Organismus besitzen."
„Sie wissen ohne Zweifel aus Ihrer eigenen Erfahrung", erwiderte ich, „daß nichts so sehr die Gesundheit erhält, als das Reisen."
„Sehr wahr", sagte er, „wenn es einen nicht gleich am Anfang umbringt! Was mich betrifft, so behielt ich meine Gesundheit überall wie Sie. Während meines fünfjährigen Aufenthalts in Südamerika und West'Indien lebte ich in» mitten von Brechrnhr und gelbem Fieber, ohne davon affiziert zu werden."
Ich sprach von meiner beabsichtigten Reise nach Rußland und meinem Wunsche, die russisch-tatarischen Provinzen Zentral-Asiens zu durchwandern. Die Kirgisen-Steppe sei sehr eintönig, meinte er, 50 Meilen machten den Eindruck von 1000; doch das Volk sei sehr interessant; sollte ich mich dahin begeben, so würde ich keine Schwierigkeit finden, von dort aus nach der chinesischen Grenze zu ge-

langen. Aber die südlichen Provinzen Sibiriens würden mich wieder entschädigen. Die Natur zwischen den Altai-Bergen sei überaus großartig. In einer der sibirischen Drtsclsaften habe er aus seinem Fenster elf Berggipfel, mit ewigem Schnee bedeckt, gezählt. Die Kirgisen, fügte er hinzu, gehörten zu den wenigen Menschenrassen, deren Gewohnheiten seit Iahrtausenden unverändert geblieben, und sie besäßen die merkwürdige Eigenschaft, ein Mönchsleben mit einem nomadischen zu verbinden. Sie wären zum Teil Buddhisten, zum Teil Mohamedaner, und ihre Mönchssekten folgten den verschiedenen Stämmen auf ihren Wande» rungen, indem sie ihre religiösen Übungen in ihren Lagern innerhalb eines geheiligten Kreises, der durch Sperre abgeschlossen werde, verrichteten. Er hat ibre Zeremonien beobachtet und war von ihrer Ähnlichkeit mit denen der katholischen Kirche überrascht.

Humboldts Erinnerungen an das Altai-Gebirge brachten ihn auf die Anden zu spreche». „Sie sind in Meriko gereist", sagte er. „Sind Sie nicht mit mir der Meinung, daß die schönsten Berge in der Welt jene einzeln stehenden Kegelberge sind, die, mit ewigem Schnee bedeckt, sich aus der glänzenden Vegetation der Tropen erheben? Der Himalaya, obgleich höher, kann kaum einen gleichen Eindruck machen; er liegt zu nördlich, ohne die Umgebung tropischen Wachstums, und seine Abbänge sind vergleicheweise unfruchtbar und trocken. Sie erinnern sich wohl der Stadt Orizaba," fuhr er fort. „Hier ist ein Stich nach einer unvollendeten Skizze von mir. Ich hoffe, Sie werden sie richtig finden."

Er stand auf und nahm den illustrierten Folioband herab, der der letzten Ausgabe seiner „Kleineren Schriften" beigegeben ist, blätterte ihn durch und rief bei jedem Blatte eine oder die andere Erinnerung an seine amerikanischen Reisen zurück. „Ich glaube immer noch", äußerte er, indem er das Buch schloß, „daß der Cbimborasso der großartigste Berg in der Welt ist."

Unter den Gegenständen in seinem Arbeitszimmer war ein lebendes Chamä> leon in einem Behälter mit Glasdeckel. Das Tierchen, welches etwa 6 Zoll lang war, lag müßig auf einem Bette von Sand, mit einer großen Schmeißfliege auf dem Rücken, welche ihm als Mittagessen dienen sollte, „Man hat es mir jüngst von Smvrna geschickt", sagte Humboldt; „es ist sehr unbekümmert und gleiet'-gültig." In diesem Augenblick öffnete das Chamäleon eines seiner runden Angen und sah uns an. „Eine Eigentümlichkeit dieses Tieres ist", fuhr er fort, „sein Vermögen, zu gleicher Zeit nach verschiedenen Richtungen sehen zu können. Es kann mit einem Auge gen Himmel sehen, während das andere zur Erde blickt. Es gibt viele Diener der Kirche, die dasselbe können."

Hierauf begann Humboldt über Angelegenheiten der amerikanisehen Politik zu sprechen, mit denen er vollständig vertraut schien.

Er sprach anch von unseren Schriftstellern und erkundigte sich besonders nack, Washington Irving. Ich bemerkte, daß ich Herrn Irving kenne nnd daß ich ihn

nicht lange vor seiner Abreise nach New-York gesehen habe. „Er muß wenigstens fünfzig Iahre alt sein", sagte Humboldt,
„Er ist siebenzig", erwiderte ich, „aber so jung wie immer."
„Ach!" sagte er überrascht. „Ich habe so lange gelebt, daß ich fast den Maßstab der Zeit verloren habe. Ich gehöre dem Zeitalter der Iefferson und Gallatin an. Ich hörte von dem Tode Washingtons, während ich auf der Reise in Süd» amerika war."
Ich habe nur den kleinsten Teil seiner Unterhaltung wiedergegeben, die in einem ununterbrochenen Strom des Wissens dahinfloß. Indem ich mir alles ins Gedächtnis zurückrufe, bin ich erstaunt über die groß« Menge von Gegenständen, die er berührte; er besitzt die seltene Gabe, jeden Gegenstand in das klarste und lebhafteste Licht zu setzen, und er braucht dazu nur ein paar Worte. Er dacht«, wie er sprach: ohne Mühe. Ich möchte seinen Geist mit der Quelle von Vaueluse vergleichen: ein ruhiger und tiefer See, ohne Wellen auf der Oberfläche, aber durch sein Ausströmen einen Fluß erzeugend. Er stellte viele Fragen an mich, aber wartete nicht immer auf die Antwort, indem die Frage selbst ihm Manches in die Erinnerung rief, das auszusprechen ihm Vergnügen macht. Ich saß oder ging, jeder seiner Bewegungen mit Neugierde folgend und abwechselnd englisch oder deutsch redend, bis die Zeit, die er mir bewilligt, verstrichen war. Seifert erschien endlich und sagte zu ihm in einem Tone, der ebenso ehrerbietig wie vertraulich war: „Es ist Zeit!" Und ich empfahl mich.
„Sie sind viel gereist und haben viele Ruinen gesehen", sagte Humboldt, indem er mir seine Hand reichte; „jetzt haben Sie eine mehr gesehen." Ich drückte die Hand, welche die Friedrichs des Großen, Försters (des Gefährten Looks), Klopstocks und Schillers, Pitts, Napoleons, Ieffersons, Hamiltons, Wielandö, Herders, Goethes, Cuviers, La Plaees, Ga«-Lussaes, Beethovens, Walter Seotts — kurz, aller großen Männer seiner Zeit berührt hatte. Ich blickte in das Auge, das nicht allein die gegenwärtige Geschichte der Welt, Szene um Szene, vorüberziehen sah, bis die Handelnden Einer nach dem Andern verschwanden, sondern das auch auf die Katarakte von Atures und die Wälder von Cassiquiare, den Cbimbo» rasso, den Amazonas, den Popokatepetl, die altaischen Alpen von Sibirien, die Tatarensteppen und das Kaspische Meer geblickt hat. Ein solch glälnzender Reichtum von Erfahrung ist ein würdiger Lohn für ein Leben voll edelmütiger Hingebung an die Wissenschaft. Ich habe nie ein so erhabenes Beispiel bejahrten Alters, gekrönt mit unvergänglichen Erfolgen, voll des reichsten Wissens, belebt und erwärmt durch die reinsten Gefühle des Herzens, gesehen. Eine Ruine? Nein, ein menschlicher Tempel, vollendet wie der Parthenon!"

F. v. Wantoch Rekowski Italien und die Italiener

F. v. Wantoch Rekowsti,
Geheimer Legationsrat, Generalkonsul a. D.:

Italien und die Italiener

Aufzeichnungen aus dem Iahre 1904, mit einem Nachwort 1917.
Ein Beitrag zur Kenntnis der italienischen Volkspsyche.

Der Gegenstand ist verwickelt, selbst für einen Beobachter, der, wie der Verfasser, 30 lange Iahre im Lande Italien gelebt und gewirkt hat, nicht in hochmütiger Abgeschlossenheit, sondern im engen und eingehenden persönlichen Verkehr mit Staatsmännern, Politikern, Gelehrten, hohen und niederen Beamten, Großindustriellen und Geschäftsleuten, Offizieren, mit dem Hochadel, wie mit Kleinbürgern und armen Bauern. Und um so schwerer ist der Schlüssel der Erkenntnis zu finden, als das italienische Volk, wegen seiner bunten ethnischen Zusammensetzung, in Bezug auf Charakter und Eigentümlichkeiten ungemein verschieden geartete Elemente umschließt.

Um nun zunächst den heutigen Italiener der gebildeten und führenden Klassen in seinem politischen Denken und Trachten einigermaßen zu verstehen, muß man bedenken, daß er mit selbstbewußtem und auch begreiflichem Stolz auf die große geschichtliche Vergangenheit seines Landes zurückblickt, daneben sich selbst, mit Recht oder Unrecht, als Nachkommen und Erben der einst weltbeherrschenden „ünm» etpi'iia" fühlt und darans auch seine Folgerungen zieht. Ohne damit zu prahlen, ist ihm diese Vorstellung immer gegenwärtig und teuer. Mit lebhaftem Schmerze empfindet er, daß das heutige Italien in politischer, militärischer, finanzieller, wirtschaftlicher und allgemein kultureller Hinsicht nicht ganz auf der Höhe steht und im Kreise der europäischen Großmächte den mit heißer Sehnsucht erstrebten Rang noch immer nicht einnimmt.

Er leidet auch fortdauernd darunter, daß das Ausland nnd namentlich der in Italien reisende Ausländer fast immer nur die große Vergangenheit des Landes, seine Baudenkmäler und seine Kunst aus dem grauen Altertum oder dem Mittelalter aufsucht und die herrliche Natur des gottgesegneten Landes bewundert, dem jungen Staatswesen dagegen nur wenig Teilnahme bekundet und den Italiener selbst entweder nur als dekoratives Element, als Staffage, oder gar mit gönnerhafter Geringschätzung behandelt!

Ganz besonders deutlich fühlt er neuerdings auch das Mißverhältnis, welches einerseits zwischen der günstigen maritimen Lage seines Landes inmitten des Mittelmeeres und andrerseits seiner eigenen maritimen Ohnmacht und Abhängigkeit von seinen mächtigen Nachbarn in Toulon, Malta und Pola besteht. An dieser Empfindung nimmt zwar die große Menge des noch immer in sehr gedrückten Verhältnissen von der Hand in den Mnnd lebenden kleinen Volkes einst-

weilen wenig Anteil, aber die oberen Schichten der Bevölkerung, sowie der gesamte Mittelstand sind lebhaft davon erfüllt.

Diese, schon in der Schule und noch mehr in den Universitäten, sowie auch in besonderen nationalen und politischen Verbindungen und in der Presse fortdauernd und zielbewußt genährten Stimmungen und die aus ihnen sich ergebenden Bestrebungen bergen eine Gefahr in sich. Denn der damit verbundene unablässige, ungeduldige und aufregende seelische Antrieb führt zur Nichtachtung und Vernachlässigung der stillen, fleißigen, stetigen und konzentrierten Arbeit namentlich auf den Gebieten des Bildungswesens, der Verwaltung und der Volkswirtschaft und verleitet zur Verfolgung einer allzu ehrgeizigen, die Kräfte des Landes über» steigenden Politik. Eine sola> ernste, pflichttreue, tägliche Kleinarbeit, auch an sich selbst, liegt der heutigen, etwas zügellosen italienischen Iugend nicht. Vielmehr scheint sie zu glauben, daß die schwierigsten nationalen Probleme, ohne Selbstzucht und harte Arbeit, einfach durch Genialität, klangvolle Worte und geräuschvolle Kundgebungen gelöst werden können. Auf diesem Wege der Maßlosigkeiten können selbstredend nur gefährliche Abenteuer, Hemmungen und Ent» täuschungen heraufbeschworen werden!

Über solche Bedenken mit Italienern sich zu unterhalten, ist, selbst für einen befreundeten, wohlmeinenden und taktvollen Ausländer, in der Regel mißlich und aussichtslos, zumal der während der letztvergangenen Iahrzehnte deutlich in die Erscheinung getretene wirtschaftliche Aufschwung des Landes, sowie die schmeichelhafte Umwertung von Seiten interessierter Großmächte in ibnen große und überspannte Hoffnungen ausgelöst haben.

Nicht minder mißlich wäre es, den Römerstolz des heutigeu. Italieners daran zu erinnern, daß die heutige italienische Bevölkerung nur sehr wenig Römerblut in ibren Adern führt, vielmehr ein aus buntestem Gemenge bestehendes Misch» volk darstellt. Zu den eingeborenen Stämmen verschiedenster Herkunft, nämlich den Sikanern, Sikulern und Elymern in Sizilien, den Iapygen, Lukaniern, Eamniten und Oskern in Süditalien, den wohl aus Vorderasien stammenden Etruskern mit ihrer alten eigenartigen Kultur in Mittelitalien, den Ligurern und Kelten in Oberitalien, treten in Sizilien die zahlreichen eingewanderten Griechen, Phönizier, Karthager, Araber und Normannen, in Süditalien Griechen, Byzantiner und Langobarden, in Rom und Mittelitalien die in großer Zahl freigelassenen Kriegsgefangenen und Sklaven, in Oberitalien die in ganzen Volksstämmen mit Weib und Kind erfolgte und dort verbliebene Einwanderung der Goten und Langobarden, welche letztere Iahrhunderte hindurch in Ober- und Unteritalien (Pavia, Venevent, Salerno) eine herrschende Stellung eingenommen, schließlich, bei boher Kultur, das Herrenvolk gebildet und ebenso wie die Griechen, Sarazenen und Normannen zahlreiche monumentale Spuren hinterlasse?n baben*).

*) Rob. Kohlrauich: „Deutsche Dmlstätten in Italien," 1909. Inittgart.

Daß ein nicht unerheblicher Teil gerade auch des deutigen italienischen Patriziats fremdländischer Abstammung ist, steht wohl außer Zweifel. Petraria wirft sie dem römischen Hochadel ausdrücklich vor. sicher zu verfolgen ist, daß noch zur Zeit der Frührenaissanee viele Bildnisse hervorragender Personen germanische Typen mit blondem Haar aufweisen. Auch die heilige Iungfrau findet man nicht selten mit blondem Haar dargestellt. Laß auch die Hochrenaissanee unter germanischen Einflüssen stand und sich in der Spätrenaissanee von den eindringenden französischen Einflüssen zu befreien suchte, wird von sachkundigen Gelehrten mehrfach berichtet. Der größte italienische Dichter, Dante Alighieri, ferner stammt, wie urkundlich bezeugt ist, von einem langobardischen Vater und einer gotischen Mutter ab*) und hielt im Kampfe zwischen den Welfen und Ghibellinen bekanntlich zu den Anhängern der deutschen Kaiser. Der blauäugige und rothaarige Volksheld Garibaldi (Gari-bald bedeutet auf Altdeutsch: „Sp«r» kühn") blickt wohl ebenfalls anf germanische Ureltern zurück.

Trotz alledem ist nicht zu leugnen, daß die heutigen Bewohner der Halbinsel, ungeachtet ihrer verschiedenen Abstammung, mit der Zeit zu einer, vom Gefühl völkischer Zusammengehörigkeit lebhaft erfüllten, lebenskräftigen und viel versprechenden Nation verschmolzen und von dem festen und starken Willen, sich in der europäischen Völkerfamilie Geltung zu verschaffen, belebt und angetrieben sind. Dem begabten, moralisch und physisch gesunden, sich auch stark vermehrenden Volke darf man eine noch größere und schönere Zukunft, ja selbst das Primat unter den romanisch«!, Völkern, wohl in Aussicht stellen, sofern es sich in maßvollen, vernünftigen und achtbaren Bahnen voranbewegt!

Nach llberwinbung der furchtbaren Zeiten der Völkerwanderung, des von ununterbrochenem Kriegslivrm erfüllten Mittelalters, der elenden Kleinstaaterei des XVII. und XVIII. Iahrhunderts, ist Italien vom Glücke begünstigt worden. Nach und nach hat es, teils durch eigene Kraft und Entschlossenheit, teils durch glückliche Kombinationen, seine nationale Einheit errungen. Nun strebt es, im Gefühle überschüssiger Kraft und vom Ehrgeiz getrieben, mit h?chfliegenden Plänen über seine natürlichen Grenzen hinaus, nach Afrika, Vorderasien und nach der Balkanhalbinsel. Ob diese neuen, auf die Unterjochung von Fremdvölkern ausgehenden Ziele die richtigen sind, ob das Wollen dem Können angepaßt ist, wird die Zeit lehren!

Und nun ein Wort über die Beziehungen des modernen Italieners zum Ausländer, mit dem er, mag er nun wollen oder nicht, durch höchst gewichtige materielle, aber auch geistige Interessen verbunden ist. Was die geistigen Interessen anlangt, so ist die Zahl der ausländischen Gelehrten, welche durch ibre Forschungen und Schriften über italienische Geschichte und Kunst der ein» heimischen Wissenschaft vorangeleuchtet baden, groß. Von deutschen Forschern

') Houston Stuart Chomberlain: Die Grundlaaen des XIX. Jahrhunderts.

seien nur Goethe, Winkelmann, Mommsen, Gregorovius genannt. Dasselbe
läßt sich von ausländischen Größen auf den Gebieten der eralten Wissenschaften
sagen. Dazu tritt noch die überreiche Literatur aus der Feder feingeistiger Aus-
länder, die das Italien unserer Zeit mit offensichtlichem Wohlwollen, freundlicher
Anerkennung und aufrichtiger Unbefangenheit geschildert haben. Namentlich
dürfte es schwer fallen, in, der einschlägigen deutschen Literatur irgend eine
boshafte, hämische, unfreundliche oder gar feindliche Bemerkung zu finden.
Wie unendlich viel ferner das junge italienische Königreich dem Auslande
und namentlich gerade dem Deutschen Reiche an moralischer und materieller Unter-
stützung verdankt, ist notorisch, obwohl man im Lande selbst nicht besonders geneigt
ist, dies entsprechend anzuerkennen. Durch reichliche Übernahme italienischer
Staatspapiere, durch erhebliche Darlehen, Gründung oder Finanzierung in-
dustrieller Großunternehmungen, Einführung neuer Industrien, durch Beteiligung
an öffentlichen Bauten und Verkehrseinrichtungeu, durch Abnahme italienischer
Bodeuerzeugnisse hat das Ausland und in den letztvergangenen Iahrzehnten,
nachdem Frankreich Italien auf wirtschaftlichem Gebiete vorübergehend den Krieg
erklärt hatte, wiederum namentlich das immer hülfsbereite Deutsche Reich das
junge aufstrebende italienische Staatswesen wesentlich und nachhaltig unterstützt
und seinen finanziellen und wirtschaftlichen Ausbau erheblich und erfolgreich ge-
fordert. Diese Tatsache könnte nur Unwissenheit oder Böswilligkeit bestreiten.
Daß diese, immerhin mit einem Risiko verbundene geschäftliche Hülfstätigkeit
nicht ohne jeden Gewinn auch auf der anderen Seite stattfand, ist selbstverständ»
lich. Im Vordergrunde stand jedoch auf deutscher Seite, wie gesagt, immer die
zielbewußte Absicht, dem jungen Italien, welches eine ähnliche politische Ent-
wicklung durchgekämpft und noch durchzukämpfen hatte, wie sie dem Deutschen
Reiche beschieden gewesen war, aus seiner Not zu helfen und seinem öfteren
Hülferuf Folge zu leisten.
Aus diesem Werdegange ergab sich zwischen Italien und dem, auf den Ge-
bieten der Großindustrie, der Technik, des Handels und der Schiffahrt den
anderen Ländern vorausgeeilten Deutschen Reiche ein enger, überaus fruchtbarer
und einträglicher Handelsverkehr, der Italisn nebenbei auch etwaigen Er»
pressungsversuchen von anderer Seite entzog, wo man das Erstarken des ita-
lienischen Königreiches, im Gegensatze zu uns, mit Unmut und Mißgunst verfolgte.
Über diese Sachlage darf ich wohl ein gültiges Wort sagen, da ich sie in der be-
sonders kritischen Zeit von 1886—t905 nicht nur im Lande selbst miterlebt habe,
sondern als Wirtschaftspolitiker in amtlicher Eigenschaft fortlaufend selbst mit
Hand anzulegen hatte.
Leider wurden diese Hülfsaktionen und die mit ihnen verbundene, auf allen
Gebieten in die Erscheinung tretende Bereicherung und Befruchtung des ita-
lienischen Wirtschaftslebens nnd Volkswohlstandes in Italien kaum jemals mit
freimütiger Anerkennung belohnt, sondern im besten Falle nur als eine drückende

Dankesschuld angesehen oder gar von der kleinlichen Befürchtung einer drohenden finanziellen und wirtschaftlichen Abhängigkeit begleitet. Immerhin knüpfen sich mit der Zeit zwischen den auf dem Gebiete des Außenhandels arbeitenden italienischen Handelskreisen einerseits und unseren im Lande seßhaften deutschen Ansiedelungen und den regelmäßig verkehrenden, findigen, umsichtigen und taktvollen Vertretern unserer heimischen großen Importfirmen andrerseits stets wachsende vertrauensvolle Beziehungen an.

Wenn sich trotz alledem kein völlig befriedigender, snmpathischer Zusammen» klang zwischen dem italienischen Privatmann und dem Ausländer, auch nicht mil uns, einstellen wollte, so trugen mancherlei Ursachen die Schuld daran. Zunächst fehlt es dem Durchschnittsitaliener durchaus an jenem lebendigen, teilnehmenden Interesse, welches gerade uns Deutsche zu immer neuer Erforschung der fremden Volksseele, der Literatur, Geschichte, Kunst und Technik anderer Völker drängt und begeistert Wenn schon der Engländer und der Franzose auf alles nicht! englische und nicht französische unter allen Umständen mit eitler Selbstüberhebung herabzublicken pflegt, so steht der Italiener als „Erbe der alten römischen Kultur" allem Nichtitalienischen in der Regel mit erhabenster Gleichgültigkeit oder Vor» eingenommenheit ablehnend gegenüber. Auch fühlt er sich in seinem schönen Lande und in seiner selbstzufriedenen Zurückgezogenheit dermaßen wohl und befriedigt, daß er — abgesehen selbstredend von den auf höherer Warte stehenden Ausnahmen — keinerlei Bedürnis fühlt, seine Kenntnis des Auslandes und seine Beziehungen zu ihm zu erweitern. Das selbst in gebildeten Kreisen meist herrschende mangelhafte Wissen auf dem Gebiete der Geographie, der Geschichte, der Staatsverfassung, der sozialen Einrichtungen, der technischen, finanziellen und wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit und der — Machtverhältnisse — anderer Länder ist daher erstaunlich und für das Land selbst geradezu gefährlich. Denn diese Unkenntnis führt bei den sonst so klugen und scharfblickenden Landesbewohnern zur Entstehung ganz irriger Anschauungen und zu den sonderbarsten, aber weit verbreiteten Vorurteilen, zum Schaden, leider, nicht selten besonders unseres deutschen Vaterlandes, aber auch des italienischen Volkes selbst. Dazu reist der selten sprachkundige Italiener nngern und wenig und die Wenigen, welche die Landesgrenze überschreiten, pflegen, sofern es nicht Auswanderer oder Saison» arbeiter sind, nicht dem Studium, sondern dem Vergnügen nachzugehen und ibre Schritte vorwiegend nach dem leichtlebigen Frankreich, hier und da nach dem üppigen London, aber selten nur nach dem vielleicht etwas schwerblütigen, aber fleißig an seiner Vervollkommnung arbeitenden aufstrebenden Deutschland zu richten.

Daneben besteht in der italienischen Volksseele augenscheinlich eine, je nach den Zeitereignissen mebr oder weniger in's Bewußtsein tretende Unterströmung, welche die dunkle Erinnerung an alle Unbilden und Vergewaltigungen aufleben läßt, denen das schöne, allezeit vielbegebrte Land von selten seiner Nachbarn von

Allers her ausgesetzt gewesen ist. Man erinnere sich der aufeinanderfolgenden, fast ununterbrochenen Reihe von Fremdherrschaften, welche Italien im Laufe der Jahrhunderte zu ertragen hatte. Auf die Goten und Langobarden folgten die Byzantiner, dann die Normannen, hierauf die deutschen Kaiser, danach, Jahrhunderte hindurch, die Franzosen und die Spanier, schließlich die Österreicher bis in unsere Zeit hinein!

Wenn daher der Italiener gelegentlich als fremdenfeindlich, verschlossen, berechnend und mißtrauisch bingestellt wird, so mögen diese Eigenschaften mindestens ebenso sehr der vorerwähnten seelischen Unterströmung, als etwa dem an» geborenen Temperament zugeschrieben werden. Ich selbst habe zu meiner Freude mehrfach erfahren, daß er dem ausländischen Gastfreunde, falls dieser in langjährigem Verkehr seine Hochachtung und sein Vertrauen gewonnen hat, in uneigennütziger Weise begegnen und ihm auch unter erschwerenden Umständen im Privatleben die Treue bewahren kann. Inwieweit in den einzelnen, andersgearteten Fällen wiederum die Rassenabstammung — Morgenland oder Abendland — mitspielt, mag dahingestellt bleiben.

Endlich ist noch folgendes zu beachten:

Schwerlich wird sich der in Italien reisende Ausländer hinreichend vergegenwärtigen, welche Empfindungen die gewaltige, unablässige Überflutung des schönen Landes durch Reisende aller fremden Länder auslöst. In der Regel wird einfach als selbstredend angenommen, daß das viele mit den Reisenden in's Land kommende Geld, angeblich alljährlich eine halbe Milliarde Lire in Gold, den Italiener beglückt und damit die Frage erledigt sei. Dem ist aber nicht so. Man muß sich nur vorstellen, daß während neun Monaten d?s Iahres alle Eisenbahnzüge ini Lande, alle Gasthöfe, Speisewirtschaften, die elektrischen Bahnen in den großen Städten, die Theater, Kunstsammlungen und öffentlichen Promenaden, n'.rbr oder minder dermaßen von dem ziemlich anspruchsvollen und rücksichtslosen, an den Landeseinwohnern achtlos vorübergehenden, ausländischen Reisepublikum überfüllt und überlaufen sind, daß die ersteren sich allenthalben, in oft schwer erträglicher Weise, eingeengt, behindert und belästigt fühlen. Diese Belästigung läßt man, als artiger Gastgeber, sowie im Interesse der nationalen Finanzwirt» schaft Iahr für Iahr mit einer Geduld über sich ergehen, die in einem anderen Lande unter ähnlichen Umständen, die Schweiz vielleicht ausgenommen, schwerlich <l«f die Dauer beobachtet werden würde.

Die vorerwähnte, von dem gebildeten Italiener in der Regel zunächst beobachtete Zurückhaltung richtet sich indessen gegen die Angehörigen aller Nationen und keineswegs vorwiegend gegen die Deutschen, wie gelegentlich behauptet worden ist und aus der Haltung eines Teiles der italienischen Presse — die ein Kapitel für sich bildet und in Italien keineswegs die öffentliche Meinung wiedergibt — hier und da geschlossen werden könnte. Der gesetztere, mehr beobachtende, kühl berechnende und kritische Italiener schätzt den stets mit sich selbst beschäftigten,

prahlerischen Franzosen keineswegs besonders hoch ein*). Der kalte, steife, wort» karge und hochmütige Engländer ist ihm auch nicht gerade sympathisch. Den Deutschen achtet er jedenfalls und tritt ihm wegen seiner leichteren Zugänglichkeit und erprobten Zuverlässigkeit bald näher, obschon er gewisse Gewohnheiten unseres Reisepublikums, die auch uns selbst nicht immer gefallen wollen, gelegentlich be- lächelt. Die uns angeborene Wanderlust führt eben auch zahlreiche Germanen in's schöne Welschland, die zwar treffliche, wisiensdurstige Menschen, aber nicht gerade „gute Musikanten" sind und in anderen Ländern daheim zu bleiben pflegen. Iedenfalls unterhalten die in Italien ansässigen deutselien Ansiedelungen zu den Landesbewohnern die besten Beziehungen, sind gern gesehen und geachtet.

Dies Alles soll sich auf den Verkehr von Mensch zu Mensch beziehen. Dagegen darf nicht übersehen werden, daß in den Tiefen der italienischen Volksseele auch der alte Rassengegensatz zwischen dem Romanentum und dem Germanentum noch immer fortbesteht und die gewaltige Macht des Hundertmillionenvolkes ger» manischer Rasse jenseits der Alpen allezeit mit leisem Grauen betrachtet wird. Sollte es daher jemals zum Ausbruch des seit Iahrzehnten drohenden ungeheuren^ Rassenkrieges, zu welchem der deutsch-französische Krieg der Iahre 1870/71 nur ein Vorspiel war, zur gewaltsamen allgemeinen Auseinandersetzung und Neu- ordnung der künftigen Machtverhältnisse im Kreise der europäischen Völkerfamilie kommen, so möchte ich, auf Grund meiner im Lande gemachten Beobachtungen und gesammelten Erfahrungen, für die Haltung Italiens nicht einstehen.

Das Zünglein an der Wage würde dann das oft beklagte traurige Verhältnis Italiens zu Österreich-Ungarn bilden! Während die drückende französisch« und spanische Fremdherrschaft in Ober» und Unteritalien gern vergessen oder ver-. schleiert wird, weil ihr Andenken in das legendäre Truggebilde der vielgerühmten Verbrüderung und Interessengemeinschaft der lateinischen Völker nicht hinein- paßt, wird die Zeit der österreichischen Herrschaft planmäßig als „die Schreckens- herrschaft" hingestellt. Der in der Familie und Schule gegen Österreich-Ungarn in jedes Italienerherz planmäßig eingeimpfte unsinnige Haß wegen längst »er» jährter und gesühnter Unbilden ist, wie bereits an anderer Stelle ausgeführt, alle» zeit lebendig und schließt auch im Privatleben jede Möglichkeit gegenseitiger An- näherung aus. Auch wir Deutschen können ja mit einem „Erbfeinde" aufwarten, der unser Volk Iahrhunderte hindurch, und sicherlich in höherem Grade, herausge- fordert, verfolgt, in seiner Entwicklung gestört und beraubt hat. Schreien doch die Trümmer unserer, von den Franzosen mutwillig zerstörten malerischen Rbein- burgen und des Heidelberger Schlosses noch heute anklagend zum Himmel! Im

*) So spottet der italienische Dichter:

I l>»ne«8i.
più li p««l, m«no 6»nno,
l'utto «»nno, null, lanno,
Nirg, voltg, «on kVanee«!!

Jahre 1870/71 haben wir mit Gottes Hilfe diese, allerdings stets offengebliebene
Rechnung ausgeglichen. Niemals aber sind die Herzen unserer Iugend in ähn-
licher Weise systematisch zum Haß gegen Frankreich angespornt und vergiftet
worden! Dieser verbohrte Haß gegen das benachbarte, nebenbei gewaltig unter'
schätzte, dem Zerfall nahe geglaubte Kaiserreich dürfte für Italien noch üble Folgen
zeitigen. Er bestimmte und lähmte mehr oder minder fortlaufend die italienische
Politik. Er ließ überdem unseren Dreibund niemals als ein völlig sicheres Ge-
bilde erscheinen, während das Bündnis mit dem Deutschen Reiche allein von der
Mehrheit des italienischen Volkes gutgeheißen und besonders auch in militärischen
Kreisen gebilligt wurde. Dagegen stimmten damals nur die antimonarchischen
Parteien des Landes, sowie eine gewisse, den Westmächten durch dick und dünn ver-
pflichtete Presse.
Alles in Allem genommen, würde Italien im Ernstfalle wohl an der Seite des
Deutschen Reiches, gegen Frankreich, um Savonen, Nizza und Korsika kämpfen,
niemals aber im Vereine mit Österreich»Ungarn! Mit diesem „Ineertum"
werden wir stets rechnen müssen. Wir hätten uns im Kriegsfalle wohl mit einer
gewissenhaften, aufrichtigen und wohlwollenden Neutralität Italiens abzufinden,
namentlich dann, wenn das weit über Gebühr gefürchtete England sich gegen uns
erklärte.
So dachten wir damals im Iahre 1904, vorsichtig und bescheiden genug, wenn
man sich die wiederholten Versicherungen der Bundestreue und die lebhaften
Freundschaftskundgebungen vergegenwärtigt, wie sie an allerhöchster Stelle, im
Parlament, in der Presse und im Volke uns gegenüber gelegentlich zum Ausdruck
gebracht worden waren!
» » »
Nachschrift 1917.
Seitdem diese, dem Tagebuch des Verfassers entnommenen Zeilen geschrieben
wurden, ist mehr als ein Iahrzehnt verflossen. Im Iahre 1914 ist der unheilvolle
Weltkrieg ausgebrochen. Der von habgierigen, neidischen Nachbarvölkern längst
geplante und aus langer Hand sorglich vorbereitet gewesene Sturmlauf gegen
unsere reichen Erfolge auf allen Gebieten menschlicher Betätigung, gegen unsere
ernste, fleißige Arbeit, gegen unsere musterhafte Organisation und entsagungs»
volle Disziplin (Militarismus!), gegen das ehrliche Spiel der Kräfte in gegen-
seitigem, friedlichem Wettkampfe, gegen den von uns hochgehaltenen Grundsatz,
daß der einzelne Bürger seine persönlichen Interessen dem höheren Interesse der
Gesamtheit unterordnen müsse, tobte über unser, von allen Seiten bedrängtes
Vaterland dahin. Auch Italien wurde alsbald von der allgemeinen Kriegs-
psychose ergriffen. Lauter und lauter erklangen die drohenden Stimmen der von

unseren Feinden, Frankreich und England, aus langer Hund jenseits der Alpen genährten dreibundfeindlichen Wühlarbeit. Die warnende Stimme des klarer blickenden, dem Dreibunde aufrichtig und aus Überzeugung zugetanen „geistigen Italien"*) verlor sich im wüsten ?ärm der Straße. Die große Mehrheit des friedliebenden arbeitosamen Volkes verstummte in ängstlicher Erwartung, und schließlich geschah das Unerhörte: Auch das uns seit langen Iahren befreundete und eng verbündete Italien kündigte uns Freundschaft und Bündnis! Treu und Glauben sanken in Trümmer! Trauernd nahm di« Seele txr zahllosen Deutschen, denen Italien ein Menschenalter hindurch zur zweiten Heimat geworden war, Abschied von dem trügerischen Südlande.

') Au«. Mayer: ‚T<i3 aeisti« Italien und der Krieg." Manch«! 1016. (G. Müll«».

Dl. N6ä. Eugen Guttmann.

Genesung.

Die Hyazinthen senden ihren süßen Duft herüber
Und matte Schimmer fallen durch die Fenster —
Nun möchte ich schlafen — und träumen
Von all den Dingen,
Die das Leben selbst nie gibt.
Nach denen man sich sehnt, die man erbofft.
Die wie ein Hauch in weiter Ferne dann verschwinden.
Allein sein mit sich selbst —
Alles vergessen, was da draußen lärmt.
Den Sinn verwirrt.
Des Alltags Sorgen, böser Menschen Hinterlist,
All das vergessen und nur träumen
Ein Fee'nreich, das man selbst sich schafft.
Und in kristallner Reinheit nichts als Schönes seh'n.
Das ist das Glück im Traum,
Das selbst dem Ärmsten einmal lacht.
Der Schlaf ist eine milde weiße Frauenhand —
Leise legt sie sich auf Deine Stirne,
Als scheuchte sie alles von Dir,
Was Dich schrecken könnte.
Eine himmlische Ruhe kein Laut —
Und Du fühlst Dich so frei.
Als hättest Du das Leben nie geschaut.
Als wüßtest Du nicht, was gut und böse ist,
Und kenntest nur das Eine, das Schöne.

Poeten vom Tage
Michael Tompa
Michael Tompa:
Poeten vom Tage.
Deutsch von Armin Bar^t, Ministerial-Sektionsritt (Budapest.)
Es tagt! ... ich komme, teirliche Natur!
Die Biene heimst ja auch aus Blumen nur;
So will, eh' noch erglänzt des Tages Zeichen,
Auch ick die hohen Gipfel dort erreichen.
— Wo mir die Erbe schwindet außer Sicht,
Man sieht auf ihr viel Gutes leider nicht! —
Die Höhen, die bis nah' zum Himmel ragen...
Tenn i ch b i n T i ch t e r! brauch's nicht erst zu sagen!
Ich schwebe über harte Eidenschollen,
Den Engeln gleich, und wie 's selbstKMen wollen..
Drum eil' ich jetzt, es gingen sonst in Brüche
Viel herrliche Gedanken, goldne Sprüche,
Nach denen ich dort oben will jetzt haschen
Mit meines Eifers Spinngewebe-Maschen!
Und wenn so einen Einfall ich erwischt,
Komme was will, darans wird ein Gedicht!
Bin oben nun...! gar steil gab 's hier zu Nettem!—
Zwar lauf' ich flott, trotz allen bösen Wettern,
Mich schreikt nicht Feuer, Wassertümpel, Graben,
Wenn 's gilt, so heil'gen Pflichten Wort zu hoben!
... Mein Atem.stockt, die Wangen glühen schon...
Es ist des Dichters Inspiration!
Hah! wie das glüht am Himmel hell und heller!
Wie — Paprika am sulzgefüllten Teller!
Wie schön ist, ach, des Dichters Eidensein,
Er gilt der Welt, was Vögeln gilt der Leim:
Die lockt der Leim und sind gefangen schon...
Wer einmal hört des Dichters Zauberton,
Ist ihm als Sklave ewiglich verfallen,
Achtet nicht Vetter, noch Gevatter —
Sagt Valet allen.
Wenn Weib: entflammt zu uns in Liebe sie.
Wenn Mann: er huldigt unserem Genie.
Doch nun zur Arbeit, denn die Zeit ist um!
Was lull ich fingen? Liebe? Waffenruhm?
Soll preisen ich das Vaterland im Lieoe?
— So hart geprüft, dies iwch erspart ihm bliebe! —
... Jedoch, was seh' ich? schwarze Wolken jagen
(Zur Unzeit, möchte mit Verlaub ich sagen!)
Von Norden her brauset Gewitterwind,
Schon gießt es auch! -.. Bergab geschwind, geschwind ^
Mich friert 's! des wilden Regens nasse Flanken
Spülen hinweg unsterbliche Gedanken!
Hinweg! der Sturm führt Böses wohl im Schilde
Und höhnisch klatscht der Pappeln feine Gilde.
Wie wird von hier das Schicksal heim mich führen?
Aufrecht zu Fuß, oder auf allen vieren?
Ter Himmel weiß es . . . welches Ungemach!
Ach saß ich wieder unter trockneni Dach!
Sei mir gegrüßt, lieb»sühe Dämmerung!
Nimm gnädig auf des Dichters Huldigung!
Du schöner Abend! Mondschein! Sternenglanz!
Das inn're Drängen quält mich wieder ganz!
Mutz dichten jetzt! Fein träumt es sich am Abend,
Das Dichten wirkt auf Leib und Seele labend:

Zu früher Stund' bist schläfrig, knurrt der Magen,
So kann am Dichten keine Freud' man haben.
Nun aber— hält der Satan mich zum Besten?
Mein Kopf rmnort, als wollte gleich er bersten,
Fest denk' ich nach — und denke doch an nichts!...
Welch' Wunder es auch sei, merkwürdig ist 's!
Ich klamm'« mich an Sterne, Gms und Baum,
Mein Geist durchquert der Täler weiten Raum,
Das frische Lüftchen ich begierig sauge.
Doch nährt dies schlecht. — Mir übergeht das Auge,
Wie es so starr zum Mond gewendet ist. . .
Hilf König David, edler Harfenist!
Volt 3 dichter haben leichtes Spiel fürwahr:
Ganz ohne Mühe singt der Gelsen Schar,
Die Heide braust, es rauscht der träge Teich,
Grille und Frosch singen in Reimen gleich;
Auch ist Konzertsaal jede simple Scheune;
Drin kräht der Hahn — und oben ruft die Eule.
... Wo alles klingt, schweigt meine Zither nur!?
So gar nicht wirkt auf mich heut die Natur!
Wo sonst die schönsten Lieder stimmungsreich
Mir sprossen Schritt auf Tritt Tollvilzen gleich.

Michael Tomva Poeten vom Tage
'K ist Mitternacht... die Geisterstunde schlügt... Besingen alte, junge Leierwetzer!
Des Regenbogens Feuer mich bewegt. Weltschmerz und auch Reformeumeierei
Hell inspiriert zu dieser Stunde (Hren, Bedrückt sie nicht, die druckt die Druckerei!
WnschmetterndLiedsollmeinGeniegebäreu; ^^,i^...tz^...Sternenrrei«...derBär.
Und baß es pruhe Glut mid M^low ^^^^ ^ ^ "^^^^.^ ^ ^^,^.^
Komm. Gott des Weines, steh' als Freund mir bei!
lis muß gelingen, will nicht eher nch'n.
Bis ich 's vollbracht, Apollo, dir zum Ruhm!
Jedem Gedanken jag' ich nach mit Müh',
Tock) seh' gedruckt ich alle früher sie!
Vom Himmel oben. Nrd' und Meer hernieden
Das Slriblirheer liesz gar nichts unbeschrieben..,
Bei Gott, als Dichter mich ick) noch brillieren. ^ Gedanken sind längst totgeschunden. . .
Und soll vor Müh' die Locken ich verlieren! ^ck, halt' dock, früher mich der Storch gefunden!
. . . Apoll' erhorte mich! ich fühle schon, ^ ^ leg' den >l°pf ich jetzt schon brav,
Wie Kopf und Herz mir vor Begefft'rung loh'n... vielleicht kommt ein Gedanke mir im - Schlaf...
Indes... ein Thema!... welches neu und hehr... .
Für so ein Thema wie ich dankbar war'! Ihr vester Ginfall, Herr Poet, ich meine,
Lenz. . . Gräber. . . Tränen und Arsenikbecher Wünsch' gute Nacht und selig-holde Träume!

Mitten im Weltkriege hatte Ungarn ein bedeutsames literarische? Festjahr.
Nach der AranN'Zentenarfeier, die an dieser Stelle entsprechend gewürdigt nxir, begingen die literarischen Kreise im Spätherbst die hundertste Iahreswende des Geburtstages Michael Tompa's, der während der trüben Tage im vierten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts neben Petöfi und Arany ein Mitglied jenes gottbegnadeten Triumvirates war, zu dem die Nation voll Glauben und Zuversicht emporlauschte. Er hatte nicht das lodernde Temperament Petöfis, er war kein Freiheitssänger von hinreißender Unmittelbarkeit, aber einige seiner allegorisehen Dichtungen ans jener nachmärzlichen Zeit der nationalen Unterdrückung gehören zu den Iuwelen der Literatur und hatten zu ihrer Zeit die Wirkung einer politischen Tat, so vor allen das berühmte Gedicht: „Der Vogel an seine Söhne", ein nur zu gut verstandener Appell an die Dichter Ungarns, die Leier nicht rosten zu lassen: „Wie lange sitzt Ihr, arme Vöglein, sagt — Auf dürrem Aste, schweigend und verzagt?" und mit dem Refrain: „Lasset, Iungen, Eure Lieder hören!"

Am 28. September ^1? zu Rimaszombat geboren — wo sich jetzt vor seine»! Standbilde die Gedenkfeier abspielte — kämpfte er schon in zartester Iugend mit Sorgen und Entbehrungen. Die Mutter starb, der Vater, ein unbeholfener Csizmenmacher, war außerstande, ihm eine Schulerziehung angedeihen zu lassen. So kam er in die kleine Baueruwirtschaft des Großvaters, wo er nebst Beteiligung an den Feldarbeiten recht und schlecht die Volksschule absolvierte. Erst mit 15 Iahren glückte es ihm, in der Eigenschaft eines „Dienerchens" mit dem Sohne des Gutsherrn an das berühmte protestantische Lyzeum nach Särospatak zu ge> langen. Neben der Bedientenarbeit für seinen jungen Herrn widmete er sich umso eifriger dem Studium uud begann bald auch Gedichte zu schreiben, die in den Studentenkreisen bewundernde Anerkennung fanden. Nach versetn'edenen Fährlichkeiten beendete er die theologischen Studien, aber noch als Student be-

gannen vornehme Zeitschriften, allen voran das „Athenaeum", seine Gedichte zu veröffentlichen. Als er dann 1845 nach Pest übersiedelte, eröffnete er eine Prä» numeration auf eine Sammlung von Volkssagen und -Märchen und er hatte damit einen für jene Zeit grandiosen Erfolg, denn noch hatte die erste Tausender» Auflage die Presse nicht verlassen, als man schon die zweite Auflage drucken mußte. Um diese Zeit zählte er schon Kazinezy, Petöfi, Arany und alle Größen der geistigen Welt zu seinen Freunden. Seine Gesundheit war indessen dem Pester Leben nicht gewachsen, gerne nahm er in der kleinen Gemeinde Beje seines Heimatskomitates die Stelle eines Seelsorgers an. Er gibt einen Band Gedichte heraus, die Kisfaludn-Gesellschaft wählt ihn zum Mitglied?, sein Name wird neben jenen Petöfi's und Arany's genannt.

1848 zog er mit den Freiheitskämpfern als Militärseelsorger ins Feld, kam aber nach der Schlacht bei Schwechat sehr bald wieder zurück. 1849 bezieht er die etwas auskömmlichere Seelsorge in Kelem^r und heiratet am 1. Mai die Tochter eines kleinen Gutsbesitzers, Emille Soldos. Sein Familienleben war überaus glücklich und doch trug sein Herz gerade als Vater die größte, vielleicht die todbringende Wunde davon. Sein erstes Söhnchen starb nach einigen Wochen, die Geburt eines zweiten Sohnes erschien ihm als Gottes Trost; dieses Glück war aber trügerisch. Der kleine Gsza, des Dichters größte Freude, starb im Alter von vier Iahren und die ohnehin zarte Konstitution Tompa's vermochte diesen Schlag nie mehr zu verwinden. Er starb drei Jahre später, am 30. Iuli 1866, damals schon als Verweser der wohlhabenderen Seelsorge in Hanva.

In den Iahren 1849—50 schrieb er die „Blumensagen", die merkwürdig von dem volkstümlichen Heiuptcharakter seiner sonstigen Werke abstechen. Die größten Künstler der abendländischen Literatur hätten sich stolz zur Autorschaft dieser Dichtungen bekennen dürfen. Er läßt hier, meist im Rahmen vreziös-schmachtender Liebesgeschichten, die verschiedenen Blumen personifiziert auftreten, jedes Stück fesselt erneut durch die Feinheit der geistreich verdolmetschten Lnrif, durch das tiefe Empfinden nnd die künstlerische Sorgfalt der Form. Diese Neigung zur Verbildlichung der Natur hat er sich am heimatlichen Dauernhofe angeeignet, er gab jedoch seinen Blumensagen, wie auch den früher geschaffenen Volkssagen einen eigenartigen Einschlag sentimentaler Romantik, die seiner sensiblen Veranlagung entströmte nnd ibn stets als durchaus selbständige Persönlichkeit auf uns wirken läßt.

Außer seinen schon erwäbnten patriotischen Allegorien haben ihm auch einige wundervolle Volkslieder unvergängliche Popularität gebracht, von denen manche, mebrfach vertont, noch beute viel, gesungen werden. Weniger bekannt sind seine satvrischen Zeitgedichte. Von diesen bringen wir eines, worin er sich über eine gewisse Gruppe affektierter Modedichterlinge jener Zeit lustig macht, — in deutscher Übersetzung. A. B.

Hans Brecht Zur Psychologie des Revolutionärs

Hans Vrecht:

Zur Psychologie des Revolutionars.

Revolution bedeutet Umwälzung, und zwar Umwälzung des
Staates oder auch nur Angriff auf letzteren. Revolutionär ist also derjenige,
der mit Gewalt einen Umsturz des Staates herbeizuführen versucht; ob mit Recht
oder Unrecht, ist eine andere Frage, Es wäve ein nur allzu befangenes Urteil,
jeden Revolutionär auf die Stufe des Verbrechers zu stellen, wie es einseitig wäre,
in ihm einen Retter oder Befreier des Volkes zu erblicken. Der jeweilige Fall
allein ist für das Urteil maßgebend.

Wer sich die Revolution oder Anarchie zu einem Prinzip macht, nicht, weil
die Regierung des Staates, in dem er lebt, untauglich ist und deshalb gestürzt
werden muß, sondern lediglich aus Zerstörungstrieb, ^us verwerflicher
Lust am Umsturz der jeweiligen Gesellschaftsordnung, den wird, sofern er sich einer
diesbezüglichen Tat schuldig macht, ein gerechtes Tribunal mit aller Strenge zu
richten haben. Bei eingehendem Studium des Lebens eines solchen Menschen
finden sich folgende psychologische Tatsachen: Eine Abnormität der Seele, (die
jedoch bei Delikten keineswegs vor Strafe zu schützen braucht), bringt jenen schon
in frühester Zeit in ein disharmonisches Verhältnis zwischen sich und der mensch-
lichen Gesellschaft. Die seelische Abnormität und Krankhaftigkeit des Geistes sind
in den meisten Fällen auf Degeneration zurückzuführen. (Ein ausgeprägt
böser Trieb bei einem sonst körperlich und geistig vollkommen gesunden Menschen
gehört in der Genealogie der Seele ohne Frage zu den Seltenheiten.) Die Ver-
einsamung seiner Seele, die nirgends Verwandtem, sondern, wie es natürlich ist,
überall Fremdem, Feindlichem begegnet, wirkt bestimmend auf dae Verlangen,
einen seiner eigenen inneren Zerrissenheit analogen
Zustand in der menschlichen Gesellschaft herbeizuführen. Eng verbunden mit
der Abnormität der Seele ist das Versagen in den praktischen Dingen des Lebens,
die Unfähigkeit, zur Sicherung pekuniärer Unabhängigkeit öffentliche höhere
Ämter zu bekleiden. Der Haß gegen jene, die sich einer wohlverdienten Stellung
erfreuen, die Sonnentage ihres Lebens zu heiteren Festen gestalten, überwuehert
allgemach auch die besseren Regungen des Herzens, bis nur noch der törichte Ge-
danke der „Rache an der Gesellschaft und am Staate" triumphiert. Und eben
jener oft degenerierten Naturen eigentümliche krankhafte Wille gebiert alle
grausigen Taten, von denen die Geschichte der Revolution zu berichten weiß.

Ein ähnlicher Typus ist der in Dostojewskys Roman „Schuld und Sühne"
— ein Roman der Wirklichkeit — so fein charakterisierte Student Raskolnikow:
ein mit sich und der Welt zerfallener, hoffnungsloser Mensch, dessen abnorme
Gedankenspiele sich in einem Labyrinth der Trostlosigkeit und Verzweiflung ver-

lieren; ein Mensch ohne Halt und Kraft, fast Psychopath zu nennen; ein ins
Krankhafte verstiegener Grübler mit einer unsinnigen Auffassung von Größe,
Macht und „Menschheitbeglückung', der sich nach Taten sehnt, aber eine Untat
begeht und endlich, zum Beweise seiner völligen Minderwertigkeit, nach voll-
brachter Tat unter der Last seines bösen Gewissens zusammenbricht, wie alle
schwachen und feigen Naturen. Ein Genie wie Napoleon — so lautet seine Logik
— opferte Hunderttausende einer großen und herrlichen Idee, ohne jemals die
leiseste Gewissensregung zu verspüren, und ich, der Student Raskolnikow, sollte
nicht bernfen und stark genug sein, eine reich« Krämerin zu ermorden, um mit
ihrem Vermögen Arme und Notleidende zu beglücken? Also eigentlich nur das
schlecht begründete Postulat, die Begüterten gewaltsam zu enteignen zugunsten
einer sozialen Schicht, der zu helfen doch nur bis zu gewissen Grenzen möglich ist,
wenn nicht die Ordnung der Gesellschaft und des Staates zerstört werden soll!
Der Haß des Revolutionärs aus Prinzip richtet sich naturgemäß gegen die»
jenigen, die als Verkörperer der Macht und des Ruhmes auf einer Höhe stehen,
so auf natürlichem Wege zu erreichen ihm — vornehmlich aus psychologischen und
materiellen Gründen — niemals möglich sein wird. Er fühlt, daß ihm, dem
Außenstehenden, von der Mitwelt weder Sympathie noch Achtung entgegenge»
bracht werden kann, nnd dies umso weniger, je höher der Meusch im Range steht.
So verleitet ihn sein krankhafter Wille, gerade diejenigen zu vernichten, die als
Lenker des Staates ein scheinbar sehr glückliches und beneidenswertes Leben
führen — zu vernichten, nur um zustürzen und alles sich gleich zu
machen. In Wahrheit krassester Egoismus, eine alle Schranken durch-
brechende Selbstsucht. Nur die hierbei mitsprechenden psychopathischen Momente
lassen die Artung eines solchen Menschen begreiflich ercheinen.
Von höherem Interesse für die Gegenwart ist jener Typ des Revolutionärs,
wie er während der großen russischen Revolution in fast allen Schichten des
Volkes vertreten war und auch noch gegenwärtig sein dürfte, der Revo-
lutionär aus Idealismus. Zur Erläuterung dieses Ausdruckes möge
ein kurzes Eingehen auf die russische Revolution dienen.
Der Zarismus, jenes obskure mittelalterliche Regierungssystem, hemmte
bewußt alle Bestrebungen, die auf eine Änderung der staatlichen, politischen und
sozialen Verhältnisse hinzielten. Konnte es doch der russischen Regierung nur
zum eigensten Vorteil gereichen, das Volk in träger Unwissenheit dahinleben zu
lassen, denn es ist eine alte Wahrheit, daß, je unwissender ein Mensch, er sich
umso leichter von einem wissenderen, klügeren und mächtigeren ausnutzen und
beherrschen läßt. Aber die Vertreter des Zarismus hatten nicht mit der in der
russischen Iugend verkörperten Intelligenz gerechnet, ^chon vor mehr als einem
Kalben Iahrhundert wurden im Volk revolutionäre Strömungen bemerkbar. Der
erste gewaltige Ansturm auf die zaristische Gewaltherrschaft erfolgte im Iahre
1905 nach der Niederlage der russischen Armee durch die Iapaner. Wenn es

auch damals dem Zaren gelang, Herr der Lage zu bleiben, so war doch seine Stellung damals im großen und ganzen weniger gefestigt denn je.

Ohne Frage war jene Revolution, wie die gegenwärtige, ein Werk der russischen Intelligenz und der Sozialisten aller Gattungen. Viele von ihnen hatten die westeuropÄschen Staaten besucht, teils wissenschaftshalber, teils um die sozialen Verhältnisse an Ort und Stelle kennenzulernen. In die Heimat zurückgekehrt, empfanden sie, indem sie verglichen, mit geheimer Erbitterung, wie weit ihr Vaterland infolge seiner einseitigen korrupten Regierungsweise — des „Selbstherrschertums" ihres Zaren, der Rechtlosigkeit der Untertanen, der gransamen Verfolgung politischer Freigeister, der Bestechlichkeit der Beamten usw. — in der Entwicklung hinter anderen Ländern zurückgeblieben war. Bald bildeten sich, zunäihst im geheimen, politische Gruppen, deren Mitglieder, wie es begreiflich erscheint, verschworene Feinde der Regierung waren, in der sie mit Recht den alleinigen Bedrücker des Volkes sahen. —

Der Revolutionär aus Idealismus fühlt sich ganz ale Kämpfer für ein hohes und heiliges Ziel. Er opfert seinen Beruf, seine Ruhe, seine Gesundheit und oft sein Leben dafür. Ein übermenschlicher Wille, dessen Kraft nie erlahmt, und eine große, aber stille Begeisterung sind die Hauptkennzeichen seines Charakters. Er kämpft nicht für sich, sondern für Wohl, Freiheit und Glück seines Volkes.

Wie es ein Problem ist, einen Krieg zu führen, ohne Menschen zu opfern, so ist es, besonders für den russischen Revolutionär, ein Problem, die Befreiung vom Ioche des Despotismus ohne Opfer zu erreichen. Ohne Frage liegt es wohl nicht im Sinne des idealen Revolutionärs, lediglich aus Zerstörungstrieb und mörderischen Instinkten einen Menschen zu töten. Nur fand er eben zur gegebenen Zeit keinen anderen Ausweg, was immerhin ein Zeichen seiner Hilflosigkeit und Schwäche ist. Denn die Gerechtigkeit bricht sich Bahn, ein hoher Gedanke zündet in den Herzen des Volkes, und so hätte — ich spreche von früheren Zeiten, von politischen Attentaten ohne ersichtlichen Grund und Zweck — der Revolutionär auch das Volk auf seiner Seite gehabt, wenn seine Ziele wirklich den gerechten Wünschen des letzteren entsproelien hätten. Die Stimme des Volkes ist die Stimme der Gerechtigkeit, und wenn es sich zu einer bestimmten Aktion ver» einigt, wenn es einen überwiegenden Machtfaktor darstellt, kann eine Revolution unter Umständen ganz unblutig verlaufen. Die Mißgriffe vieler Revolutionäre sind einem blinden, ganz unverständlichen Fanatismus zuzuschreiben.

Die große russische Revolution hat erfreulicherweise ein fortschrittliches Ergebnis gezeitigt. Wo irgend möglich, sind diejenigen, auf deren Sturz es ankam, also vor allem der Zar nnd seine Anhänger, vor dem Tode bewahrt geblieben. Man stellte ihnen die Alternative: entweder sich den Anordnungen des Revolutionskomitees freiwillig zu fügen oder einen offenen Kampf zu wagen.

Wen Fanatismus nicht blendete, fügte sich in sein Los. Schon die wegen revolutionärer Propaganda angeklagte Sophie Illarionowna Bardina — im

Prozeß der Fünfzig, 1877 — prophezeite in diesem Sinne: „Ich glaube, daß eine gewaltsame Revolution unter bestimmten Umständen ein unvermeidliches Übel ist, das über kurz oder lang wird verschwinden müssen,
auch ohne die dahin gerichteten Bemühungen einzelner Personen oder Gruppen".
So gebührt dem Revolutionär aus Idealismus, den ich in kurzen Zügen charakterisiert habe, jedenfalls ein ehrenvollerer Platz — vorausgesetzt, daß Recht und gutes Gewissen wirklich auf seiner Seite sind — als dem Revolutionär auo Prinzip. Iener wird nicht als Revolutionär geboren, sondern durch die Macht der Verhältnisse dazu herangebildet und ist stets die Folgeerscheinung eines verderbten despotischen Staatswesens. Je humaner die Regierung, desto weniger Revolutionäre, und umso näher ist die Menschheit dem Ziele ihrer relativen Vollendung.

Konstantinopeler Erinnerungen an den kürzlich verstorbenen Sultan Abdul Hamid.

Von Frau M. v. H.

Der einst so mächtige Herrscher der Osmanen ist tot! Er hat jene letzte Reise angetreten, von der es keine Rückkehr auf diese Erde mehr gibt, und die er in seinem kranken Irrwahn lange fürchtete. Obgleich er als ^grausam" und „blutdürstig" viel geschildert ward, so werden denselben aber auch viele „aufrichtig" beweinen. Vor mir liegen die Aufzeichnungen meines Tagebuches beginnend mit dem Iahre 1882, aus dem ich einiges über den loten Herrscher veröffentlichen möchte. Die Wahrheit vor Allem, die Wenige gekannt haben, noch viel weniger den Herrscher selbst, der trotz allem und allem, was man über ihn verbreitet hatte, ein gutes Herz besaß und treu war, wo er ohne Mißtrauen zu einem pflichttreuen Untertanen Vertrauen fassen konnte. Leider trat diese gute Charaktereigenschaft durch seine Krankheit später mehr zurück. Er selbst empfand es schmerzlich, wie einsam und allein er war auf einem Thron, den er in verwickelter schwerster Zeit bestieg, um über das große Osmanenreich zu regieren, angefeindet äußerlich und innerlich. Er mußte sich, stets bedroht von allen Seiten, verteidigen, und das versetzte ihn dann in maßlose Aufregung. „Niemandem konnte ich vertrauen, nur Geld oder Furcht regiert meine Umgebung", sagte er öfters zu seinem Leibarzt, „jeder nutzt mich aus", „gewinne ich einmal Vertrauen, so werde ich bald belehrt, wo der Pferdefuß nachkommt, und wie der Egoismus Alle beherrscht".
Der Sultan war „eine Persönlichkeit", war ein Despot, aber konnte ein Herrscher im Orient nur mit Güte regieren? Das Volk achtete und liebte zuerst seinen Padischah und Kalifen in ihm, nie schlug er ein Bittgesuch um

Geld und Unterstützung, wenn es zu ihm gelangte, ab. Man haßte seine Umgebung und die Spionage, die krankhaft war, und umgab ihn mit einer Mauer meist niedriger Subjekte. „Cent quelyu' un", sagte Radowitz, der frühere deutsche Botschafter, oft von ihm, wenn er von einer Audienz kam und sein Dragoman dem Sultan die Wünsche des Botschafters türkisch unter» breiten mußte. „Das ist ein Herrscher, der nicht ohne Überlegung antwortet"^ Schon lange bevor mein französischer Vortrag von dem Dragoman dem. Herrscher türkisch übersetzt war, diente die Pause Abdul Hamid dazu, seine Antwort zu überlegen. Er verstand französisch, sprach aber nie ein Wort französisch, leugnete dazu, es zu verstehen, beherrschte aber die Sprache schweigend. Von Reformen hat er oft selbst gesprochen, auch im Harem mit seiner ersten Gattin, der Sultanin. Diese erste Gemahlin hielt er sehr hoch und dankte es seiner lieblichen zweiten Frau warm, daß sie die Sultanin bewogen hatte, ihm als treue Freundin zur Seite zu bleiben; zur Besprechung mancher Fragen, zur Erziehung der Kinder, war diese erste Sultanin aus- schlaggebend. Er besprach auch in der Tat mit dieser klugen, verständigen Frau viel, die allerdings gegen die Reformen war. Ich finde in. meinem Tagebuch hier ein Gespräch verzeichnet, das der Sultan mit dem König Oskar von Schweden hatte, und welches ich folgen lasse:*)

Es war einmal, denn 35 Iahre sind verflossen, seit der Ersultan Abdul Hamid den Besuch des verstorbenen Königs Oskar von Schweden und seiner hohen Gemahlin in Konstantinopel erhielt.

35 Iahre — und damals schon sprach der Sultan zu seinem hohen- Gaste über das Iungtürkentum und die Reformtürken, wie er sie nannte. Prinz Karl von Schweden, der Sohn des Königs, war auf seiner Orientreise schwer am Typhus erkrankt, und den teuren Sohn zu pflegen^ waren die besorgten Eltern bangenden Herzens nach Konstantinopel geeilt^ Sobald die Krisis eingetreten und Prinz Karl in der Rekonvaleszenz war, ließ es sich der Sultan nicht nehmen, seine Gäste nach echt orientalischer Sitte zu feiern. Beleuchtungen, Feste, Diners folgten einander. Nach einenr diefer Galadiners sahen die türkischen Würdenträger mit Erstaunen ihren Padischah in außergewöhnlich angeregtem Gespräch mit dem Könige. Beide Herrscher standen in einem der hohen Bogenfenster, durch die man den Bosporus in prachtvoller Mondbeleuchtung flimmern und glitzern sah. Der Zeremonienmeister konnte kaum schnell genug übersetzen, was der Sultan dem König antwortete, und ,,82 ll»jents äit" — mit den üblichen türkischen Verbeugungen — klang deutlich, sowie das Gespräch der beiden Herrscher zu uns herüber, die wir abseits standen. „Sagen Sie Seiner

') Tas Gespräch der beiden Herrscher konnte getreu wiedergegeben werden, da der Zeremonien- meister, der Übersetzer selbst ergänzt hat, was natürlich nicht Alles vollständig zu den Umstehenden henlberllinien tonnte und dadurch zu Mißverständnissen hätte führen konnen.

kürzlich verstorbenen Sultan Abdul Hamid
Majestät, daß ich die türkischen Soldaten heute in ihrer Haltung sehr be»
wundert habe; die Truppen haben mir ganz außerordentlich gefallen," hörte
man die klangvolle tiefe Stimme des Königs sagen. Der Sultan verbeugte
sich lächelnd mit den Worten: „Es sind die braven Kinder meines Landes,
«rzogen nach den alten Gesetzen des Islams." — „Warum betonen Euer
Majestät: nach den alten Gesetzen? Sind Euer Majestät gegen Fortschritt
und Reform?" — „Ich weiß, daß man mich im Auslande so beurteilt," er-
widerte der Sultan erregt. „Das ist falsch! Ich bin durchaus nicht gegen
die Reform, aber um zu reformieren, müssen die Vorbedingungen vorhanden
sein, und die Erziehung der Kinder, die jetzt in abgeschlossenen Harems statt»
findet, müßte schon in frühester Iugend eine andere sein. Das geht aber
nicht. Wir würden erstens überall auf religiösen Widerstand stoßen und vor
allem bei unsern Müttern und Frauen im Harem." — „Die Kultur schreitet
überall vorwärts — einmal muß angefangen werden," erwiderte bescheiden
der König. „Im eigenen Fortschritt lernen die Massen den des großen
Ganzen oft selbst unbewußt fördern." — „Dazu ist das Volk noch nicht reif —
nach hundert Iahren vielleicht!" erwiderte der Sultan. „Wer es früher ver-
fucht, wird immer wieder vom Islam und dem alten Scheriagesetz niederge-
worfen werden. Was brachten die sogenannten Reformtürken heim von
Paris? Meist Schulden, Zwiespalt, leichte Sitten! Sie müssen doch hier
weiterleben und dienen, müssen sich wieder den alten Gesetzen beugen,
müssen hier heiraten und so weiter; in unserm Islam liegt unsere Einigkeit
und unsere Stärke. Nehmen Euer Majestät dem gemeinen Soldaten den
Glauben, daß sein Tod auf dem Schlachtfelde ihm das Paradies mit den
schönsten Huris öffnet, und sein Mut, seine Freudigkeit, mit dem er jetzt
kämpft und Großes dadurch vollbringt, wird wankend werden!"
Der König stand sinnend vor dem Sultan und hörte aufmerksam zu, als
dieser fortfuhr:
„Der Islam ist die Stütze, die feste Stütze des Kalifen, und ein Sultan
ist in erster Linie Kalif und dann Herrscher. Euer Majestät ersehen daraus,
daß ich deutsche Offiziere als Reformer herberufen habe, daß ich den Fort-
schritt, die Reform auf gewissen Gebieten fördern will. Es ist der Anfang,
und nur langsam kann es sich weiter entwickeln, soll es zum Segen für ein
Volk werden, das bisher streng abgeschlossen von allem lebte!" — „Euer
Majestät wollen diese Abgeschlossenheit erhalten, auch die erschwerten Ver-
kehrswege mit dem Auslande?" — „Ia!" erwiderte der Sultan. „Ich bin
nicht für eine Kultur, die nur Sozialisten ins Land bringt mit jenen auf»
geklärten Ideen, die den jetzt noch unverstandenen einfachen Mann irreleiten!
Gibt es erst überall Eisenbahnen, sodaß man leicht ins Land eindringen
und reisen kann, dann werden körperlichen und seelischen Krankheiten die
Tore geöffnet, und ich gestehe, davor bangt mir! Ich sehe schon die Schwierig-
keiten beim Militär! Der Muselmann gehorcht blindlings dem Muselmann,

seinem Vorgesetzten — dem Reformer, dem Christen, dem deutschen Offizier
würde ich kaum im Falle eines Krieges die Machtvollkommenheit einräumen
können, wie ich sie dem Muselmann seinen Untergebenen gegenüber geben
kann. Ich würde mit solcher Reform einen Konflikt heraufbeschwören, der
sich dereinst rächen dürfte! Im Glauben, im Althergebrachten wurzelt die
Disziplin meiner Soldaten. Gibt man ihnen dafür Freiheit, Gleichheit, muß
man sie erst dazu erziehen und bilden von der Kinderstube an. Ich bin
zu alt zu solchem großen Kampf, ich will nur die Vorbildung geben; die
Früchte der Reform, die ohne Kampf nicht reifen werden, wird und soll
mein Volk nach mir ernten. Euer Majestät sehen, ich bin nicht gegen die
Reform in gegebenen Grenzen." — „Ich verstehe Euer Majestät vollkommen,"
erwiderte der König ernst, „und gestehe, daß ich in dieser Beleuchtung den
Standpunkt Eurer Majestät begreife." — Der Sultan nickte befriedigt und
fuhr fort: „Niederreißen ist leichter als aufbauen; nur auf festem Fundament
kannn man Großes aufbauen. Ich arbeite am Fundament, damit meine
Nachkommen ihr Reformreich darauf aufbauen können. Sonst würde das
ganze Gebäude zusammenstürzen und unter seinen Trümmern die Reformen
begraben, die nicht die Zeit der Reife abwarten konnten. — Ich danke Euer
Majestät," fuhr dann der Sultan fort, „daß Euer Majestät mir Gelegenheit
gaben, mich einmal gegen einen Vorwurf zu verteidigen, der — ich weiß
es wohl — mir allgemein gemacht wird. Ich wünsche aber Euer Majestät
und mir, daß wir die Umwälzung nicht noch erleben." Es wurden Erdbeeren
gereicht. Der -Sultan wendet sich plötzlich, ein ganz Anderer, lächelnd zum
König mit den Worten: „Euer Majestät können diese Früchte ohne Schaden
genießen; es sind keine „Reform»Früchte".
„Reformfrüchte?" fragte der König erstaun».
„Ich meine —sie sind nicht mit den künstlichen Medikamenten gedüngt, die man
in den Kulturländern anwendet, um große Früchte zu erzielen. Wir Muselmänner
halten all diese Reformen für verfehlt! Die Natur läßt sich nicht meistern." —
„Aber verbessern," erwiderte der König jetzt lachend; „wir lassen unsere
Nägel und Haare auch nicht wachsen — ohne sie zu beschneiden!"
„Gewiß! Aber mein Standpunkt bleibt doch, daß vieles für hier ver-
früht wäre, vieles hierher nicht paßt. „Ich bin z. B. wie der deutsche
Professor Schweninger gegen die vielen Operationen.
Klagt ein Kind über Halsweh — heraus mit den Mandeln, über Leib»
weh — heraus mit dem Blinddarm, über Schnupfen, Kopfweh — kauterisiert
und brennt man es in der Nase — bis ins Gehirn, vertreibt ein Übel, um
ein Anderes zu erhalten. Die Folgen kennt man nicht." —
Ernst fuhr der Sultan fort: „Es ist wunderbar um ein Gefühl, das sich
nicht erklären läßt und doch besteht, daß man sich verstanden glaubt ohne
viel Worte und Erklärungen. Dies Gefühl habe ich von Anfang an Euer
Majestät gegenüber gehabt."

kürzlich verstorbenen Sultan Abdul Hamid
„Es beruht auf Gegenseitigkeit, Euer Majestät werden in weiterem Austausch unserer Gedanken und Gespräche, hoffe ich, nur mehr bestärkt in der Überzeugung werden, daß ich bemüht bin. Eure Majestät zu verstehen, und die Prinzipien würdige, die mir Eure Majestät klarlegen."
„Ich wünschte," erwiderte der Sultan ernst, „ich würde nicht so oft miß» verstanden. Ich kann und darf mich nach außen hin wenig äußern und leide in dieser Beziehung unter einer unfreiwilligen Abgeschlossenheit. Es gibt so vieles, was nicht für mein Land paßt. Zum Beispiel: Wohin würde es führen, wenn man die Diebe frei ließe, weil Stehlen krankhaft sei?"
„Kleptomanie", erwiderte lachend der König.
„Und", fuhr der Sultan fort, „für Mord heißt es erblich belastet."
„Woher wissen Euer Majestät das alles?
„Nachts, wenn ich nicht schlafen kann, lasse ich es mir vortragen und vorlesen. Bei uns gilt das Wort: „Auge um Auge, Zahn um Zahn."
Wohin diese Reformklügelei führen wird, möchte ich nicht erleben."
„Stillstand aber ist Tod, Majestät."
Mag sein; man hat dann aber ohne all diese Krankheiten, ohne zerstückelt zu werden, gelebt und stirlu ab, wenn die Naturgesetze sich unerbittlich an uns erfüllen! Man hastet hier aber nicht nach Neuem und anderm."
„Ein die Nerven überreizendes Leben liebe ich auch nicht," erwiderte der König. „Aber man wird eben geschoben, getragen, weiter gedrängt; bei uns kennt man keinen „Kef"."
„Wir Türken kennen es noch! Wir lieben die Freude, das Ausruhen in der Natur; wir Türken sind genügsam."
„Oder so reich, daß man sich dem „Kes" überlassen kann; bei uns heißt es arbeiten, um zu leben."
„Reich? Durch Backschisch?" lächelte der Sultan; „das sind auch solche Märchen, die man gerne von hier erzählt. Ehe ich den Thron bestieg, regierte das Backschisch und wird weiter regieren! Das abzuschaffen wird wohl wenigen Menschen gelingen, Steuern, Backschisch, Abgaben, Konsens genannt, ist Irads bei uns; es ist all und überall, dasselbe nur anders betitelt. Geld ist Macht, und das Recht des Stärkern regiert die Welt! Das wird auch hier sein, später!"
„Es kommt im Leben alles auf die Beleuchtung an, den Ausgang; das ist richtig," meinte der König. „Die leuchtende, helle Sonne verklärt alles, deckt alles auf; die Lüge weicht der Wahrheit, dem Licht."
„Zu meinem Bosporus gehört leuchtende Sonne, Böcklin konnte die Farben des Orients malen, wie sie sind. Aber auch das tadelt man und findet die Reformkleckserei schöner." Plötzlich aber fuhr er ernst fort: „Ich möchte Euer Majestät noch Folgendes sagen: Ein Volk, dessen Lebensan» sichten sich in Iahrtausenden herausgebildet haben und auch bewährt, läßt sich nicht sofort auf neue Erperimente ein, um seine erprobten Erfahrungen

gleich über den Haufen zu wörfen. Solche Reformen, ich wiederhole, müssen
im Hause, in der Kinderstube mit aufwachsen in ein neues großes Leben
hinein, damit die Iugend heraustretend ins Leben — mit sich verstehenden
Gefährten denselben Zwecken und großen Zielen zustreben kann. Auf
Schwierigkeiten — das darf man sich nicht verhehlen — würden wir uerst
im Harem stoßen. Wo Alles im Werden begriffen wäre und die Al en die
Jungen nicht verstehen würden, die Großmutter kopfschüttelnd den Neuerungen
der Iungen nicht folgen könnte, ihre alten Mittel anwendend, die seit Ge»
schlechtern aus Kräutern gewonnen, helfend waren — die ist gegen Neuerungen!
— Und die Mütter, unsere Mütter, sie würden trauern, daß die Kinder eine
freudlose Iugend hatten. Der Mutter ist ja bei uns ihr Harem, ihre Kinder
die Welt." — Das Wort Mutter, wie sagte es der Sultan so warm, der
muß seine Mutter sehr geliebt haben, denn er fuhr weich fort: „Das liebe
Elternhaus zieht mit uns hinaus in die Welt als ein fester Halt im Leben
— alle Reform, aller Fortschritt, alle Kultur wird die Erinnerung an unser
abgeschlossenes Haremsleben, wo die „Mutter" nur für's Haus, für ihre
Kinder lebte, nicht fortwischen können. Die Frau in Reformen und öffent-
lichem Leben wird uns alten noch so erzogenen Türken niemals das Alte,
Vergangene ersetzen können. Gewiß sind Reformen nötig, aber ich wieder-
hole, sie sollen zuerst im Hause beginnen und nach und nach ins Leben ge»
rufen werden. Sie können ein Volk dann nur auf nationaler Basis in die
Höhe führen, weil die Völker verschieden sind, weil für den Einen nicht
paßt, was für den Andern zuträglich ist. Die Masse des Volkes muß erst
dazu erzogen werden, sonst wird Schönes und Gutes mit roher Hand ver-
nichtet und wilde Triebe werden entfesselt."

Der König war gespannt den Worten des Sultans gefolgt und ihm
beide Hände reichend, sagte er: „Ich danke Euer Majestät für die genuß»
reiche Stunde und das Vertrauen, unvergeßlich wird mir alles bleiben für
alle Zeit!"

„Auch mir," erwiderte der Padischah. Der König erhob sich und verab»
schiedete sich mit den Worten: „Ich habe mich nicht nach dem Befinden der
Sultanin erkundigt, da ich weiß, daß es nicht Sitte ist, nach dem Harem
zu fragen, bitte aber von meiner Frau, der Königin Grüße übermitteln zu
dürfen." Ernst antwortete Abdul Hamid: „Ich danke im Namen der Sul»
tanin! Die Sitte besteht allerdings bei uns. Es gibt in jedes Menschen
Leben und Herzen etwas, das sein „Eigen ganz allein," das er nicht ent-
weiht haben will durch Andere, in das er Niemand einen Einblick gestatten
möchte. Solch ein Heiligtum, Euer Majestät, soll jedem Türken sein „Harem"
sein. Friedrich der Große hatte ,,8»n» »onoi", ich flüchte mich in mein
Heiligtum, meinen Harem, wenn mich Sorgen drücken, mich Schweres quält."

„Möge das Heiligtum Euer Mojesttät auch ferner alles Leid fernhalten,"
erwiderte ritterlich der König. Ernst trennten sich die beiden Herrscher da»

kürzlich verstorbenen Sultan Abdul Hamid .
mals. Und jetzt vertrauerte Abdul Hamid den Rest seines Leben«, der
große Beherrscher des Osmanen»Reiches, in Einsamkeit, mußte lernen einzu»
sehen, daß der Wille nicht genügte, dem keine Taten folgten, und daß
seine Energie nicht hinreichte. Großes zu forden und zu erreichen. Er war
eben damals schon ein kranker Mann, deshalb gebe ich hier noch einen
Ausspruch seines Leibarztes wieder, der schon vor jetzt 35 Iahren den Sultan
als schwerkranken Herrscher erkannt hatte und dessen Absetzung wünschte und
voraussah, es als Erlösung für Volk und Reich betrachtete. Die guten
Eharaktereigenschoften wurden jedenfalls schon damals unterdrückt von den
krankhaften Zuständen und bildeten in solchen Phasen den „Tyrannen", der
«us Angst für sein Leben rücksichtslos strafte und handelte, ohne sich Rechen-
schaft zu geben, daß er sich selbst den Ast absägte, auf dem sein Thron
aufgebaut war, und er dem fortschreitenden Aufblühen der Reformen, zum
Segen seines Landes, weichen mußte. Die fortschreitende Entwicklung zun,
Segen des Landes leider nicht verstehend, sie verkennend, sich ihr verschließend,
führte er selbst die Katastrophe herbei, die ihn seiner Regierung und dem
Thron enthoben hat, und erlebte nun, daß der Fortschritt segensvoll für
sein Land wird. —
Es war einmal! Alles, was Abdul Hamid einst sprach, hat sich überlebt.
Er selbst vertrauerte den Rest seines Lebens einsam, bis der Tod ihn er»
löste. Er wäre nie fähig gewesen, seinem Lande jene Reformen zu geben,
die junge aufgeklärte tatkräftige Männer sich erkämpften, zu neuem Aufstieg,
zu neuem Erblühen im eigenen Fortschritt ihres Landes. Den Ausspruch
des Arztes lasse ich zum Schlusse dieser Erinnerungen anbei noch folgen.
Man wird Abdul Hamid milder beurteilen lernen, wenn man erfährt, wie
krank der Sultan schon damals war. Und diese Krankheit hatte Fortschritte
bis zur Unertriiglichkeit gezeitigt, die zu der befreienden Katastrophe führen
mußten.
Sultan Abdul Hamid und sein Leibarzt.
„Man sollte den Sultan nicht für sein Tun und Handeln verantwortlich
machen", sagte eines Tages ein Arzt des Padischah zu mir und fuhr dann
fort: „Niemand wagt es zu sagen, aber der Sultan ist krank. Er leidet
zu Zeiten an Verfolgungswahn wie der König von Bayern, und man kann
einen erblich belasteten Kranken nicht wie einen Gesunden behandeln."
„Das ganze Spionagesystem beruht auf dieser krankhasten Grundlage
und wird von gewissenlosen, habsüchtigen, geldgierigen Parteien ausgenutzt.
Ich sehe das täglich mit innerer Empörung, kann aber nichts tun".
„Und der Sultan selbst würde es nie glauben, sich seiner Macht nicht
entkleiden lassen," antwortete ich.
„Gewiß nicht", meinte nachdenklich der Arzt. „Er ist ja auch zeitweise
vernünftig, zum Beispiel gutem Zuspruch für einzelne Reformen zugänglich;

aber jetzt hält er — und übrigens auch ich — es für verfrüht. Er wäre
nicht fähig, es durchzuführen."
„Er reformiert aber in der Medizin schon bedeutend," antwortete ich.
„Das tut er wohl, aber mehr aus Furcht vor Ansteckung. Armer Sultan!
Man sollte ihn absetzen, für krank erklären, wie man es mit Bayerns König
tat. Man sollte es tun, ehe Unheil für den Herrscher und sein Volk dar-
aus entsteht."
„Wer würde das wagen ? !"
„Niemand, und mich würde es den Kopf kosten, wenn Sie verrieten,
was ich Ihnen anvertraute."
„Daß Sie deshalb ohne Sorge sein können, wissen Sie. — Aber mit
Angst sehe auch ich in die Zukunft!" —
„Vielleicht stirbt er, ehe das Leiden weiter um sich greift," fuhr der greise
Arzt fort. „Schon jetzt beherrscht ihn nur eine Angst, die Angst um sein
Leben. Ich glaube, ein Strafgericht wird nicht von den aufgeklärten Iung»
türken kommen, die natürlich wie das Volk unter dem Angst- und Spionage-
system leiden; das ist klar. Möchte man nur nicht vergessen, daß man es
mit einem Kranken zu tun haben wird, und ihn schonend behandeln! Der
Sultan hat feines Gefühl und wird nur zeitweise von dieser Angst beherrscht.
Der Mann lebt, arbeitel für alle; ob aus Angst oder Pflichtgefühl, ist gleich.
Er ist ein Mensch, der nicht in schnöder Lust das Gut seiner Untertanen
vergeudet. Er macht keine Reisen, er hat für sich sehr wenig Bedürfnisse.
Er ist generös gegen seine Gäste — gegen diejenigen, zu denen er Vertrauen
hat; das kann ich als Arzt wohl richtig beurteilen, da ich den Herrscher
viel intimer kennen lerne als seine Umgebung. Ich weiß aber auch, wie
er betrogen und ausgenutzt wird. Wenn ich längst nicht mehr bin, und
eine Katastrophe tritt ein, welche es auch sei: dann gedenken Sie dieses
Gespräches, und veröffentlichen Sie es," bat mich damals dieser Arzt. Als
ich es in meinem Tagebuche fand, glaubte ich daher im Sinne des Verstor-
benen zu handeln, wenn ich dies sein Vermächtnis der Oeffentlichkeit übergebe.
Einem Kranken wird mildere Beurteilung zuteil. Ob er hoch oder
niedrig geboren ist — er hat Anspruch darauf, nicht verantwortlich gemacht
zu werden für seine Handlungen, wohl aber unschädlich; das erheischt
die Pflicht gegen Volk und Land. —
Der Dank des jetzigen Osmanen-Reiches aber gebührt jenen Männern,
die mutig ihrer Überzeugung folgend die Katastrophe herbeiführten, den
kranken Herrscher entthronten und ihrem Lande unter dem neuen wohl-
wollenden gütigen Herrscher nun zu neuem Leben und Aufblühen verhelfen!

Richard Sexau:
Brigitta. Erzählung.
Fortsetzung.
Werner schien auch erfreut darüber und dankbar. Anfangs wenigstens.
Es war etwas Seltsames um die Zusammengehörigkeit dieser beiden
Menschenkinder.
Die Luft war voll davon, die sie umschloß. Ich habe so etwas von fühl»
barem Einklang nicht für möglich gehalten.
Es lag nicht am Blick allein, am stillen Einverständnis, mit dem Auge in
Auge ruhte. Kein gemeinsames Geheimnis bargen sie ja vor der Welt. Was in
ihnen lebte, es lag ihrer Umgebung offen; offener wohl, als ihnen selbst.
Es läßt sich einfach nicht in Worte pressen, was es ausmachte.
Der Gefühlloseste mußte jedoch davon überwältigt werden.
Sprachen sie mit einander, es benahm mir fast den Atem.
Stimme schien Stimme zu liebkosen.
Sie durften sich darauf beschränken, Gedanken nur anzudeuten. Gleich hatte
der andere alles erfaßt. Ia, ohne daß ein Wort gefallen war, führte Renate Ein»
wände aus, die ihr eine Geste enthüllte. Oder Werner lieh einer Empfindung
Form, die eben hinter Renates klarer Stirn sich aus nebligem Gebilde heraus-
schälen wollte.
Am hingebungsvollen Offnen ihrer Lippen merkte ich, wie tief Renate das
Wunder empfand. Der Blitz, der die Abgründe seiner Augen aufleuchten machte,
enthüllte mir Werners staunende Freude.
Wie eines das andere anregte, wie der Flug ihrer Gedanken sich höber und
höher schwang, ich hatte noch nie etwas erlebt, was mich mehr bewegte.
Wohl tat es bisweilen web, bitter weh, wenn ich gewahrte, mit welcher Ge-
walt es sie beide zu einander hindrängte, wie sie sich kaum mehr zu meistern ver<
mochten, blind für das wahre Wesen ihrer Zuneigung und nur darauf bedacht,
mich nicht zu kränken.
Werner konnte sich am wenigsten verstellen. In ihm las ich wie in einem
offnen Buch. Ein Festtag war es regelmäßig für ihn, stand Renates Besuch in
Aussicht. Ich fühlte die Ungeduld, mit der er sie ewartete, fühlte die Trauer, die
bis zur Verzweiflung sich steigernde Trauer um jede unwiederbringlich dahin»
rollende Minute, die quälende Angst, sie wieder von sich lassen zu müssen.
Beiden mußte es ja ihr starkes Gefühl längst gesagt haben, wie es um sie
stand. Aber sie leugneten es vor sich selbst. So war es. Was ihnen Sünde er-
schien, durfte um keinen Preis auch nur die Finger nach ihnen ausstrecken. Sie
hätten sonst geglaubt, sich und mich zu beschmutzen. Und darum belogen sie sich.

Darum hielten sie krampfhaft an der eingebildeten Kameradschaftlichkeit ihrer
Gefühle fest und wiesen, wenn je einmal ein Wunsch weitergriff, ihn mit einem
verächtlichen Unmöglich zurück.
Die lieben, guten Kinder!
Meinten sie wirklich, dadurch dae Schicksal aufzuhalten?
Nur ihr Leiden haben sie vermehrt; und meines mit.
Bevor wir im Frübjahr hierher an den See übersiedelten, lud ich Renate
ein, uns zu besuchen.
Werner durfte nicht wieder so freudlos und gedrückt durch den Sommer
gehen.
Seltsamerweise wehrte er sich erst dagegen, murrte von Zwang, den man sich
im eigenen Hause auferlegen müsse. Aber tiefinnerlich war er voll Frohgefübl;
ich merkte es deutlich an seiner gehobenen Stimmung.
S«ine Vorfreude schon entschädigte mich für das bißchen Selbstü^er»
Windung, das mich ehrlich gestanden die Einladung doch gekostet hatte.
Die Aussicht, daß dae lichtvolle Mädchen auf unbestimmte Zeit unter seinem
Dach, an seinem Tisch leben werde, jederstund für ihn erreichbar, die schien ihm fast
kostlicher noch als Renates Anwesenheit. Denn deren Genuß vermochte er sich nicht
so recht hinzugeben, weil er in jedem Augenblick das Entschwinden der Zeit ver-
spürte, die unerbittlich und unaufhaltsam den gefürchteten Zeitpunkt des Scheidens
wieder näher brachte. In den Tagen der Erwartung jedoch konnten ja die
Zeiger nicht rasch genug voranrücken.
Solch ein wunderlieber Kindskopf war er noch, der große, bedeutende Mann.
Ich las das alles aus einzelnen Fragen und Äußerungen, die er sich, wieder
«in wenig mitteilsamer und zugänglicher, im halben Selbstgespräch ent-
schlüpfen ließ.
Erst als Renate ganz in unserm Haus war, als der stündlich vertraute Ver-
kehr uns allen die letzte Befangenheit nabm, da lernte ich sie so recht kennen und
lieben. Ia, man mußte sie lieben; dies Urbild aller Weiblichkeit.
Weich war ihr Wesen, von einer köstlichen Süße und doch herb. Umsichtig,
lebensklug und doch jungfräulich zurückhaltend. Anschmiegsam, voll Hingebung
und doch stolz.
In Werner schien sie dem angestammten Herrn kniefällig dienen zu wollen,
ohne damit jedoch auf das Recht zu verzichten, daß er ihr umgekehrt mit Ehrfurcht
begegne.
Scheinbare Widersprüche, Rätsel und doch so kristallklare Einfalt.
Über Menschheitsfragen mochte die Unterhaltung entbrannt sein und Renates
zierlicher Kopf mit den brennenden Augen sich straffen in fast qualvoller An-
spannung, fiel etwa ibr Blick auf Werners Arbeitstisch und vermißte dort frische
Blumen, so konnte sie unvermittelt abbrechen und in den Garten eilen, um dort

einen Strauß zu pflücken. Ter kostbarste Gedanke, den ihr behendes Hirn eben hatte meistern wollen, schien ihr gleichgültig, fehlte irgend etwas zu Werners Behagen oder Augenweide.
Wie sie sich kleidete, abends zumal, seit sie wußte, daß Werner an festlicher Tafel und geschmückten Menschen Gefallen fand, wie sie ihr wundervolles Haar immer neu aufzustecken verstand, mit welch einfachen Mitteln sie den Eindruck des Feiertäglichen um sich verbreitete, es riß selbst mich hin. Oft war ich einsilbig bei Tisch und aß nichts, weil ich mich nicht losreißen konnte von diesem lieblichen Mädchenbild.
Eines Tages schloß sich Renate von einem Spaziergang aus. Wir begriffen nicht weshalb. Als wir aber heimkehrten, konntest du dein erstes Liedchen singen. „Leise zieht durch mein Gemüt." Sie hatte den Nachmittag damit zugebracht, es dich zu lehren, weil kurz zuvor Werner einmal die Bemerkung entfallen war, er kenne nichts Ergreifenderes als ein Lied aus Kindermund. Es bewegte ihn auch sichtlich, dein süßes Stimmchen und Renates Zuvorkommen.
Solcher Züge wüßte ich noch ungezählte. Ich müßte der Reihe nach erzählen, was sie von Morgens bis zum Abend tat. Denn immer fand sie etwas, Werner zu erfreuen. An Einfällen war sie unerschöpflich.
Ich neidete ihr dieses anschmiegsame Wesen, diese Demut.
Nachträglich frug ich mich oft, warum ich nicht wie sie auf all die selbstverständlichen Dinge verfiel, die Werner froh stimmten. Ich gab mir doch alle Mühe und sann und sann, wie ich ihm zu lieb leben könnte. Aber der gute Wille allein schafft es eben nicht. Mit starren Augen geht Unsereines am Kleefeld entlang, fast schmerzlich danach verlangend, daß der suchende Blick ein Glücksblatt erhascht. Wir finden keines. Und die Renaten streifen nur einmal flüehtig daneben hin und halten schon die Hände voll.
Wenn ich verglich, wie Werner in Renates Gesellschaft auflebte, wie er sich verjüngte, wuchs, während er allein mit mir schier zu verdorren schien, der Luft, des Lichts, der Nahrung beraubt, da keimten in mir von selbst allerlei eigentümliche Gedanken. Ich wehrte mich gegen sie. Aber sie waren stärker als ich. Sie schälten sich aus aller Verschwommenheit heraus, gewannen feste, klare Form nnd standen unabweisbar vor mir. Ich fand keinen Trost, keine mitleidvolle Lüge, hinter der ich mich verstecken konnte. Für mich gab es nur Erkenntnis, harte, grausame Erkenntnis. Und sie gipfelte geradezu in einem Todesurteil für mich.
Ja, mein Sohn. Oder doch in der Pflicht, zu entsagen.
Wir kühlen Frauen taugen nicht zur Ehe. Wir enttäuschen. Wir lähmen. Gefühlskälte ist das größte Verhängnis, der grausamste Fluch. Sie zerstört alles.
Wir selbst können sie nicht überwinden. So sehr uns auch danach bangte. Denn auch wir selbst leiden ja darunter. Wir frieren, und die andern er-

schauern bis ins Mark, wenn wir sie zu wärmen verlangen. Sehenden Auges
knicken wir Blüten, die wir zu voller Entfaltung bringen möchten.
Der Impuls fehlt uns, die Eingebung. Mit dem guten Willen, allein, mit
dem Verstand ist es eben noch lange nicht getan. Da möchte man etwas besonders
liebes sagen und findet nicht das rechte Wort, nicht den rechten Ton. Der andre
fühlt es heraus, ist verstimmt. Und wir bluten darob.
Wir sind verkümmert und ausgestoßen.
Warmblütigkeit, Sinnenfreude, Erdennähe das ist wie Zauberkraft. Sie
leitet Blinde geraden Weges zum Ziel, läßt Stumme das Wort finden, das einzig
nottut, Lahme die Geste tun, die überzeugt.
Was habe ich den Himmel um diese Gabe angefleht, wie habe ich auf den
Knieen mit ihm gerungen, wie gelästert und getobt.
Umsonst. Ich blieb sandiger Boden. Und in sandigem Boden verdorrt die
köstlichste Saat. Mag Sonne ihn durchglühen, er bringt keine Frucht. Nicht der
laueste Regen schmeichelt ihm wohltätige Zeugungskraft ab.
Wir kühlen Frauen taugen nicht zur Ehe. Wir taugen aber vor allem nicht
an die Seite schöpferischer Männer.
Der Künstler braucht eine warmblütige Gefährtin. Nicht so sehr auf Kultur,
Geist oder Bildung kommt es an, um das Wesen, das Schaffen eines Künstlers
zu verstehen. Viel, viel mehr auf starke Instinkte, auf gesunde, unverbildete
Triebe. Die machen die Schöpferkraft des Weibes aus. Und der Schöpferkraft
des Mannes muß die Schöpferkraft der Gefährtin die Wage halten. Wenn auch
in anderm Sinn.
Das naturnächste, sinnenfrobeste Weib erreicht den Idealtyp idres Ge-
schlechts am ehesten.
Weshalb verziehst du so spöttisch die Lippen? Du denkst geringschätzig:
Weibchen, Halbbtier? Habe ich recht? Nun und . . .? Besitzen wir wirklich
einen Grund, gar so verächtlich zu tun? Könnte uns das Tier nicht oft eher ein
Vorbild abgeben als der Mensch? Schau dich doch um und prüfe ebrlich! Ia,
wir irren so viel, weil unsre Instinkte versagen.
Starke Instinkte verleihen Genußfähigkeit, Lebensfreude, verleiheu die Gabe
der Einfühlung, verleihen Verständnis, Nachgiebigkeit, Takt, wie sie so nötig sind
zum Leben neben Künstlern.
Es braucht wahrhaftig nicht immer alles völlig zum Bewußtsein durchzu-
dringen und vom kritischen Verstand gutgeheißen zu werden.
Zu viel Denken macht nicht nur Kopfweh. Uns Frauen wenigstens verwirrt
es auch leicht und führt uns in der Irre.
Du lachst schon wieder. Berthold. Und meinst, ich sei ein lebendes Beispiel
für die Inferiorität meines Geschlechts (so sagen sie doch wohl?)? Mein Ehrgeiz
ging allerdings nie dahin, im Denken mit dem Mann zu wetteifern, Die klügeren

von uns verzichten auch heute darauf. Und wohl für alle Zukunft. Das echt Weibliche in uns zur Vollkommenheit entwickeln, das wäre doch wohl eine lohnen» dere Lebensaufgabe als aussichtslose Rivalität, die uns nur verkrüppelt. Oder etwa nicht?

Weniger Intelligenz, mehr Gemüt! Geringere Verstandeskultur, und dafür reicheres Gefühlsleben! Das möchte ich den jungen Übergescheiten zurufen, die alles mit ihrem bißchen Witz, mit dem angelernten Quark meistern wollen und einem vollgepfropften Köpfchen, das ja vor Bäumen oft keinen Wald mehr sieht. Diese Tausendmalklugen begehen nicht nur Dummheiten gegen den Manu, wie sie sich keine junge Wilde zu schulden kommen ließe. Sie versündigen sich auch an seinem Glück wie am eigenen und dem ihrer Kinder, wenn sie überhaupt zeugungskräftig genug waren, Nachwuchs zu haben.

Ihre eigene Schuld ist es, wenn der Mann vor ihrer Rechthaberei, vor ihrer Selbstsucht und Herrschgier — vor all den Gottesgaben, die sie sich im Wettstreit mit dem Mann aneigneten, gieriger nach männlichen Lastern als Tugenden — flieht zu irgend einem harmlosen, aber gefühlvollen Gänschen.

Denn der Mann, insbesondere der Künstler sucht eben bei der Frau Wärme, Naturnähe, Befreiung, Ruhe, Zuverlässigkeit, Vergessen. Nicht aber Probleme und Probleme und rastloses Kämpfen und Hasten.

Ich spreche vom Mann in der Ehe. Anders verhält er sich dem Kameraden gegenüber. Dessen Geschlecht spielt keine Rolle. Nun, ich hab gut reden, denkst du. Allerdings. Zeit zum Nachdenken besaß ich im Leben genug. Und ich hab sie nicht ungenutzt verstreichen lassen. Man wird klug aus dem Schaden. Aber andre sollten nicht erst Saiden erleiden müssen, um klug zu werden. Besonders wenn sie von Natur aus geschaffen sind, glücklich zu werden und glücklich zu machen. Mich jammert, wie sie sich oft gewaltsam verbilden. Als ob es nicht an den -von Natur aus Mißgestalteten genug wäre.

Helfen können, helfen.... Ia, wenn man nicht so alt wäre. Wenn man nicht festgekettet hier säße. Ich wollte den Kampf schon aufnehmen. Der Iugend zu lieb. Und herumziehen und meine altmodische Weltweisheit predigen. Wer weiß, ob nicht so mancher sich bekehren ließe? Du meinst, sie taugt nickt in die neue Zeit? So wenig, wie die altmodische Frau, die sie ausspricht? Magst recht haben. Vielleicht auch nicht. Altmodisch? Ia, so mag es klingen. Aber in manchen Dingen gibt es halt keine Moden. Der Baum wächst unbeirrt um Moden. Der Strom fließt ebenso. Und mir scheint, ähnlich ist es auch bestellt um das Verhältnis von Mann und Frau. Naturgesetze. Um die kommen wir einmal nicht herum. Sie lassen sich nicht verkrüppeln.

Eines Tages kommt Ihr doch alle zurück zu meiner überlebten Auffassung. Ich zweifle nicht daran. Und Ihr staunt mitleidig, wie blind die Menschen einst irregegangen sind. Staunt. . . wie ich staune, was ich alles dahergeredet habe,

ohne Zusammenhang, ohne rechten Sinn und Verstand. Verzeih. Dae Aller
macht geschwätzig; besonders wenn man so selten Gelegenheit hat, sich Luft zu
machen. Ich wollte doch .... Einen Augenblick nur gedulde dich . . .
Ia... . richtig also hier am See .... ja, da sind wir stehen ge-
blieben .... Renate war unser Gast . . . Und ihr guter Einfluß machte sich
immer fühlbarer geltend.
Über Werner kam wieder der Wille zur Arbeit. Er stellte sein Vagabunden-
leben ein. In der Werkstatt klirrte der Meißel, und manchmal lief er auch, wie
früher, im weißen Arbeitskittel, mit Marmorstaub bedeckt und die Finger von
Tonkrusten überzogen, zu uns auf ein Plauderwort herüber. Von seiner Arbeit
allerdings ließ er nichts verlauten. Und ich hielt mich nicht für befugt, ihn da-
nach zu fragen.
Ganz leise und schüchtern begann sich die Hoffnung in mir zu regen, daß
alles noch gut zwischen uns werden könnte.
Eine Schwester hatten wir gewonnen, einen freimütigen, guten Kameraden,
dem wir nicht genug danken konnten für all seine Freundschaft.
Ich hatte mich zu früh gefreut.
Nach einigen Wochen trat im Verkehr von Renate und Werner eine seltsame
Befangenheit zu Tage. Gezwungen begegneten sie sich. Starre fälschte die
Wärme ihres Blicks. Zurückhaltung erzwang bieweilen kühle, ja eisige Tonart
ihrer Rede. Werner begann Renate auszuweichen. Und sie heftete sich mir, wie
hilfesuchend, an die Fersen.
Was so nahgelegen war und was ich in geheimer Scheu immer weit, weit
von mir fortgewiesen hatte, min mochte es doch grausam wabr geworden sein.
Kameradschaft zwischen Mann und Frau endet ja wohl immer eines Tages
so. Zum mindesten bei einem der Beteiligten. Es drückte mir fast das Herz ab.
Aber ich mußte mir ja sagen: hätte ich Werner genügt, nie würde eine andre Fran
sein Gefühl auf sich gelenkt haben. Ihn also traf kein Vorwurf. Die Schuld lag,
wenn man schon von Schuld sprechen konnte, allein an mir.
Nicht einen Augenblick hielt ich es für möglich, daß er mich betrog. Dazu
dachte er viel zu rein, viel zu groß. Durch Lüge beschmutzte er nie und nimmer
ein starkes, schönes Gefühl.
Sein geradlinig einfaches Wesen war solchem Konflikt nicht gewachsen.
Tag für Tag gewahrte ich deutlicher, er leugnete diese Liebe vor sich selbst,
gestand sie sich nicht zu, wollte sie nicht wabr haben. Er wähnte vielleicht, aller
Gefahr zu entrinnen, wenn er nur den Kopf in den Sand steckte.
Mehr und mehr zog sich Werner von uns zurück. Mit der Arbeit entschul-
digte er sein Einsiedlerleben. Und in der Tat, er schaffte vom frühen Morgen
an bis in die sinkende Nacht.
Still ging er mit großem Werk trächtig. Iähe Stimmungswechsel bezcich-
neten Fortschritt und Stillstand. Seine Augen schauten Unsichtbares. Seine

Hände griffen schmiegsame Körper aus der Luft, Er entfernte sich immer weiter von nns. Kaum beteiligte er sich je noch an einem von unsern Gesprächen.
Wir achteten stillschweigend feinen Willen und ließen ihn unbehelligt.
Ganz nach innen gewandt lebte er, aufgezehrt von der neuen Schöpfung.
Doch bald merkte man ihm au, daß er der Materie Herr wurde, daß feine Vision Gestalt gewann. Em sieghafter Zug um dln stolzen Mund wischte die scharfen Runen weg. Hoch sprach er nicht von dem Werk. Nur einmal, als Renate er-klärte, sie mnsse nns jetzt endlich verlassen, da warf er ein, das dürfe sie nicht. Zum mindesten, bis er das Neue vollendet habe, solle sie noch warten.
Es war Anfang Juni. Wir hatten drin im Zimmer gegessen. Lauer Regen war gefallen. Ietzt ging die Sonne glutvoll unter.
Werner l>atte die ganze Mahlzeit über nur mit Mühe ungeheure Erregung gemeistert.
Als wir vom Tisch aufgestanden, meinte er trocken, fast wegwerfend, ob wir nicht vielleicht ins Atelier kommen wollten.
Mir verfagte der Atem. Ich sah, daß auch Renate erbleichte. Seit Wochen hatten wir keinen Schritt mehr in die Werkstatt gesetzt. Der große Augenblick war also da. Es entschied sich, ob Werner die alte Künstlerkraft wiedergekehrt ivar oder ob er sich im ersten Höhenflug ausgegeben hatte, für alle Zukunft zu Mittel' mäßigkeit oder gar Unfruchtbarkeit verdammt.
Wir hatten beide lange nicht den Mut, ibm zu folgen.
Mit pochenden Pulsen und knickenden Knieen machten wir uns endlich auf den Weg, durch die Türen, die Werner offenstehen gelassen hatte.
Renate legte den Arm um mich. Bedurfte ich der Stütze? Oder verlangte es sie nach einem Halt, nach menschlicher Nähe?
Ich fühlte durch die dünne Bluse, wie kalt ihre Hand war, wie sie zitterte.
Die Werkstatt lag schon im Halbdämmer. Nur unmittelbar am mächtigen Fenster herrschte noch starkes Licht.
Dort stand auf breitem Sockel Werners „Paradies".
Was ich sah, machte mich schauern. Auf den ersten Blick war ich diesem Werk verfallen. Noch nie hatte mich etwas so mächtig gepackt. Ich kann nicht sagen, warum es mich so überwältigte. Ob es das Elementare war dieser Leiden^ schaft, die schlichte Größe ihres Ausdrucks, diese Selbstverständlichkeit. Aber mir war zu Mut, als ginge mir zum ersten Mal das Wunder der Liebe zwischen Manu und Weib auf.
Noch heute kann ich nicht an diefe Gruppe denken, ohne vor Erregung zu frösteln. Es war nicht so sebr die siegerhafte Gebärde, mit der dieser Mann die Frau umschlang, nicht so sehr das stolze Glück seiner Haltung als die Erariffenbeit, der unirdisch inbrünstige Rausch dieser weiblichen Hingabe, was mich erbeben machte.

Hier hatte Werners Sehnen Ausdruck gefunden. Der tote Marmor schrie
es hinaus.
Im Weib lag für ihn einzig das Heil^ die Erlösung.
Wenn ich es nicht gewußt hätte, länger hätte es nicht vor mir verborgen
bleiben können.
Aber ich war nicht dies Weib seiner Sehnsucht. Ich konnte es nicht sein.
Las gestand ich mir aufs neue blutenden Herzens.
Außer namenlosem Verlangen verriet das Werk auch sein Leid, seine Ver»
zweiflung. Verrat gegen seinen Willen, was er sich selbst noch nicht gestanden
hatte. Sonst hätte er weder mir noch Renate das „Paradies" gezeigt.
Ohne daß er es wollte, ohne daß er es wußte, trug diese hingebungsvolle Frau
die keuschen, mädchenhaften Linien von Renates Körper, ihre Züge, jene Haltung,
in der sie so oft seine leidenschaftlichen Worte getrunken hatte .... Die
Dämmerung nahm zu.
Renate hatte sich von mir losgelöst. Wo sie unhörbar hingeglitten war, ich
wußte es nicht. Den Blick konnte ich ja von der wundervollen Menschengruppe
nicht losreißen, von diesen zu himmlischer Harmonie verschlungenen Körpern, die
ein mattrötlicher Widerschein des Abendhimmels geheimnisvoll belebte.
Und während ich noch kämpfte gegen den Widerstreit meiner Empfindungen,
zerrissen zwischen Iubel und Stolz und Mitleid und Trauer, da hub es ganz leise
irgendwo zu singen an, wie sphärische Musik, zaghaft, halberstickt schier.
Nicht ein Instrument sang, von Künstlerhand gemeistert. Zum menschlichen
Organ war die Geige geworden, zum Organ, das für das Geheimnisvollste, das
Unsagbarste noch einen Ausdruck fand.
Aus wunder Brust klagten die Töne, von grausamem Sehnen, von leidvollem
Darben. Sie bettelten mild und zart, voll kindlicher Süße, um Erfüllung,
drängten mit wachsender Ungeduld, forderten begehrlich. Und als keine zweite
Stimme sich ihnen neigte, als ihr Flehen ungehört verhallte, da schlugen sie nm,
wurden hart, gehässig, zügellos. Schroffe Rhythmen jagten einander. Disso»
nanzen zerrissen das Ohr. Die Saiten schrien, als wollten sie bersten. Die
Violine ächzte wie ein zu Tod Getroffener. Und Werner, der sich längst erhoben
hatte, schritt keuchend auf und ab durch den Raum. Sein Spiel wurde wilder
und wilder. Was der Marmor nicht aussprechen konnte und was ihm doch die
Brust schier sprengte, jetzt brach es aus ihm hervor mit Allgewalt. Himunl-
stürmendes Verlangen. Eiserner Trotz. Nur Eines begehr' ich, sonst nichts auf
der weiten Welt. Und wird es mir nicht zu teil, so scheut meine Wut, meinen
Ingrimm. Ich vernichte, was mir zwischen die Fäuste gerät. Lebendes, Totes,
nicht zuletzt mich selbst. Was heißt Gott? Was Schicksal? Lästerlich haderte er,
und dann wieder war es, als lallte ein gläubiges Kind sein Gebet, als umfinge ihn
ein verheißungsvoller Traum, als schwände er todestrunken dahin.

Es war ein Auf und Ab, das alles Menschenleid umschloß. Mir zerfleisch«
<s das Herz.
So hatte ich Werner noch nie spielen hören. So spielte nur Einer, der, :inter
der Qual zusammenbrechend, dem Wahnsinn nahe war.
Ich weiß nicht, wann er aufhörte, weiß nicht, was weiter geschah. Nur daß
nach langer, tödlicher Stille plötzlich eine weiche Frauenhand mir über den
Scheitel strich, ist mir erinnerlich. Und daß leises Rauschen eines Gewandes sich
langsam von mir entfernte und im Nebengemach verlor.
In der Nacht fuhr ich einmal aus traumlosem Alb jäh in die Höhe. Mir
war, als hätte jemand meinen Namen gerufen. Ich sprang zum Fenster. Es
war mondhelle Nacht. Auch bei Werner standen beide Flügel weit offen. Von
dort kam der gräßliche Laut, der mich geweckt hatte. Ich hörte ihn wieder.
Werners Bett trachte in seinen Fugen. Und unheimlich stöhnte abermals der
arme Mann.
Unwiderstehlich riß es mich hinauf. Er konnte erkrankt sein, meiner Hilfe
bedürfen.
Ich tastete nach meiner kleinen Handlampe, drehte ihren Knopf und blendete
sie ab.
Rasch war ich die wenigen Stufen hinan.
An Werners Türe hielt ich inne. Mein Herz pochte hoch im Halse. Es er-
stickte mich schier.
Lange fand ich den Mut nicht, die Klinke niederzudrücken.
Endlich raffte ich mich auf, öffnete einen Spalt und ließ einen flüchtigen
-Lichtblitz über das zerwühlte Lager spielen. Werner schlief. Ein Traum quälte ihn.
Ehe ich mir schlüssig wurde, ob ich ihn wecken sollte, stöhnte er aufs neu in die
Hissen, stöhnte, halberstickt, Renates Namen, einmal und wieder, so voll Wahn-
sinnsqual und todestrunkener Verzweiflung, daß ich an der Türe ohnmächtig
zusammenbrach.
Erst als der Tag hell zu den Fenstern hereinschien, erwachte ich zu balbem
Bewußtsein und konnte mich schlotternd die Treppe hinab in mein Bett stehlen.
(Schluß folgt.)

R
u
n
s ch
a
u

Rundschau der Kriegsliteratur XXXII.

Von Dr. jur. Kurt Ed. Imberg.

„Die Friedensfrage" betitelt sich eine Schrift des wohlbekannten ungarischen Staatsmannes Graf Iulius Andrissy, die vor kurzem im Verlage von Quelle K Meyer in Leipzig erschienen ist. Es dürfte für unsere Leser von besonderem Interesse sein, die Ansicht dieses Staatsmannes über die zur Zeit alles beherrschende Frage kennen zu lernen, mag man auch diesem oder jenem Punkte in seinen Ausführungen n,'cht beistimmen können. Andrissn führt aus, „daß die Wiederherstellung des 8t»tu» «>no »ute nicht in unserem Interesse und nicht im Interesse des künftigen Friedens und Europas liegt", daß ein Frieden ohne Eroberung und ohne territoriale Ände» rung zwar eine der vielen Möglichkeiten der Verständigung,, deren Verwirklichung jedoch „weder die vorteilhafteste noch die leichteste" Möglichkeit sei. Ebenso wie in früheren Zeiten würde auch heute „die Annahme des annerionslosen Grundsatzes zu keinem vollkommenen Ergebnis führen". Am Schluß seiner Darlegungen schlägt er für die Herstellung des gegenseitigen Verstehens der beiden Hauptgegner, Deutschlands und Englands, die Donaumonarchie als ehrlichen Makler vor, was, wie er sagt, möglich sei, „wenn Deutschland unbedingt in unsere Loyalität vertraut, und wenn England erkennt, daß wir fein anderes Interesse haben, als die Sicherung des Friedens auch in der Zukunft und daß uns England nicht im Wege steht". Und zur österreichisch-ungarischen Politik der nahen Zukunft meint Andrissy: „Unser Verhalten soll in unseren Verbündelen und auf der ganzen Welt das Gefühl erwecken, daß wir absolut verläßlich und treu sind, daß wir im Vertrauen auf unsere Kraft und auf die Gerechtigkeit unserer Sache so lange kämpfen, als es die Verteidigung unseres Daseinsinteresses erfordert, daß wir aber zu einer selbständigen und nach jeder Richtung hin mäßigenden Vermittlerrolle entschlossen sind, daß wir diesen

Krieg verabscheuen, daß wir ihn nicht
um einen Tag weiterführen werden,
als unsere Feinde es erzwingen".

In einem Anhang zu dieser Schrift nimmt Andrilssy Stellung zur Buda-pest« Rede des Grafen Czernin vom 2. 10. 1917. Der Verfasser wendet sich hier vor allem gegen den Vorschlag internationaler Schiedsgerichte. Mit -vollem Recht weist er darauf hin, daß die Zeit der völkerrechtlichen Institution noch nicht gekommen ist. „Die Gerichte sind . . . bloß dazu geeignet, um gewisse konkrete Verträge und positive Rechte zu erläutern, nicht aber um im Falle von Interessenzusammenstößen und Meinungsgegensätzen zu entscheiden."

Ein sehr empfehlenswertes Buch für die Friedensfrage ist bei Wilhelm Borngräber in Berlin erschienen. Albert Ritter gebührt das Verdienst, eine Schrift des französischen Gelehrten Gabriel de Mably neu herausgegeben zu haben. Dieses unter dem Titel „Diplomatische Verhandlungen" erscheinende Buch ist eine Übersetzung der Einleitung von Mably's „Droit publii: üe 1'Nurove", ein Werk, das bereits im Iahre 1757 zum ersten Male erschienen ist. Mancher wird sich wundern, daß dieses schon über 160 Iahre alte Buch noch irgend einen Wert für die Tage des 20.^ Iahrhunderts haben wllte. Aber jeder, der die Ausführungen des Franzosen vom „Äuoieu r6ßime" sorgfältig durchstudiert, wird uns darin recht geben, daß sie viele, sehr viele politische Wahrheiten enthält, die auch noch im Zeitalter der Luftschiffe und Unterseeboote ihre volle Gültigkeit bewahrt haben, mehr Wahrheiten, als man vielleicht denken könnte. Dariun war «s eine dankenswerte Arbeit, daß sich Ritter entschlossen hat, diese interessanten und lesenswerten Ausführungen neu herauszugeben, und zwar gerade zu einer Zeit, in der ihre Beherzigung und Beachtung dringend von nöten ist. Nicht unerwähnt soll bleiben, daß der Herausgeber dem Buche eine wertvolle Einleitung vorausgeschickt hat, aus der se'nen Bemerkungen über das vielbestrittene Thema der politischen Moral besondere Bedeutung zukommt, wenn wir ihm auch bierin nicht unumschränkt beizustimmen vermögen. —

Angesichts der gewaltigen Umwälzung, die sich im Laufe des letzten Iahres in Rußland vollzogen hat, einer Umwälzung, die noch nicht zum Ab-

schluß gelangt ist, und deren Ende und
Entwicklung zur Zeit noch nicht abge-
sehen werden kann, haben sich einige
polnische Gelehrte zusammengetan und
in einer bei Karl Curtius (Berlin)
veröffentlichten Arbeit die Aufgabe
gestellt, „den Charakter und die Be-
deutung der in der russischen Revolu-
tion wirkenden Faktoren zu erklären,
damit der Leser Gelegenheit habe, die
Wirklichkeit vom Schein zu unterscheiden,
und in dem ihm dargebotenen Tat-
sachenmaterial einen Stützpunkt für
sein Urteil über die russische Umwäl-
zung, wie auch für seine Stellungnahme
zu dieser Umwälzung finde". Zwei-
fellos gibt die „Polen und Rußland"
betitelte Schrift, die Beiträge von
TadeusGruzewski, Bodeslar
Lutomski, Zygmunt Mako»
wiecki, L. Kulezycki und Michael
Lempicki enthält, für diesen Zweck
manch wertvollen Anhaltspunkt, wobei
aber stets im Auge behalten werden
muß, daß vielfach die Objektivität dem
nationalen Empfinden der Verfasser
weichen mußte.
Außerordentlich interessant und le-
senswert ist das neue Buch des Reichs-
tagsabgeordneten Paul Lensch „Drei
Iahre Weltrevolution" (S. Fischer
Verlag, Berlin). Es soll, wie Lensch
im Vorwort zum Ausdruck bringt,
einen Versuch darstellen, „die gewaltige
Gegenwart historisch zu erfassen und
damit zugleich an einem praktischen
Beispiel jene Geschichtsauffassung er-

neut zu erproben, die auf Marr zurückgeht und die einen sehr wesentlichen Bestandteil der sozialistischen Gedankenwelt ausmacht". Wie die früheren soll auch diese Schrift in erster Linie „dem großen und bitteren Selbstverständigungsprozeß dienen, den der Kr'eg innerhalb der deutschen Sozialdemokratie notwendig gemacht hat". Auch wer die politischen Ansichten des Verfassers nicht teilt, wird das Buch mit Interesse und nicht ohne Nutzen lesen.

Von der im Verlage von Eugen Diederichs (Jena) erscheinenden Schriftenfolge „Politisches Leben. Schriften zum Ausbau eines Volksstaates" liegen zwei neue Bände vor. Nieolaus Suchanoff analysiert und widerlegt in seiner Schrift „Die russische Linke und der Krieg" die verschiedenen „Begründungen", die von Leuten, an deren Zugehörigkeit zur europäischen Intelligenz kein Zweifel besteht, versucht worden sind, um den Eintritt Rußlands in den Krieg vor Vernunft und Gewissen zu rechtfertigen. Sie liefert gleichzeitig einen, wenn auch nur kleinen Beitrag zum Verständnisse der russischen Revolut«'-onsgeschichte.

Im anderen Bande erörtert der bekannte schwedische Sozialpolitiker Gustaf F. Steffen „Die Probleme der Demokratie", wobei er zu zeigen sucht, daß der Weg zur wahren Demokratie durch Sozialismus kein anderer sein könne als der, welcher mit der Selbsterziehung der ganzen Nation gleichbedeutend sei, daß jede Sozialreform mit Selbstreform beginnen müsse.

In dem gleichen Verlage wie die beiden vorhergehenden Bücher sind von der Sammlung „Tat-Flugschriften" zwei neue Hefte erschienen. Im 16. Heft „Arbeiterbildungsfragen im neuen Deutschland" macht Dr. Else Hildebrandt praktische Vorschläge, wie in Zukunft besser für die Bildung unserer Arbeiterklasse gesorgt werden kann und soll. Die Verfasserin kommt in ihren Darlegungen darauf hinaus, daß auch in Deutschland Volkshochschulen ähnlich dem schwedischen Vorbilde geschaffen werden müßten, um dem Arbeiter Gelegenbeit zu geben, sich — unbeeinflußt von polnischer Färbung — auf den verschiedenen

Wissensgebieten weiterzubilden, um sich so eine Grundlage zum richtigen politischen Denken schaffen zu können. — Das 22. Heft enthält drei kleine, lesenswerte Aufsätze über „Front und Heimat" aus der Feder von Paul Göhre über „Religionspsychologisches aus dem Schützengraben", „Front nnd Politik" und „der Krieg und die Geschlechter". Letzterer erscheint uns besonders beachtenswert.

Das 3. Heft der Schriftenfolge „der Deutsche Volksstaat", die von Wilhelm Heile und Walter Schotte im Verlage „Fortschritt G. m. b. H.", Berlin-Schöneberg herausgegeben wird, bringt einen guten, interessanten Beitrag von Dr. Theodor Heuß über „Die Bundesstaaten und das Reich", worin dieses immer noch aktuelle Problem unseres Staatsrechtes behandelt wird.

Eine sehr brauchbare Arbeit ist das bei der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart erschienene Werk des Budapester Privatdozenten I. Szekfü: „Der Staat Ungarn". In knapper, klarer Form stellt diese geschichtliche Studie die Entwicklung des ungarischen Staates dar, wobei der Verfasser mit Recht auf Nennung zahlreicher Daten verzichtet, wenn auch hier und da doch noch eine Iahresangabe mehr zur besseren Orientierung des deutschen Lesers hätte hinzugefügt werden können. Das Buch ist wie wenig andere geeignet, dem deutschen Leser ein Bild von der

staatlichen Entwicklung des Ungarlandes zu geben, und wir wollen deshalb nicht verfehlen, unsere Leser auf diese Bereicherung unserer Literatur über Ungarn besonders hinzuweisen. —

Über Meriko, seine Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, seine S'tten und Gebräuche, seinen Erport und seine Finanzen berichtet ein neues kleines Buch des merikanischen Obersten Dr. Krumm-Heller, der vor kurzer Zeit in seinem Buche „Um Freiheit und Recht" den Freiheitskampf der Merikaner geschildert hat; wir nahmen seiner Zeit Gelegenheit, unsere Leser auf diese Schrift aufmerksam zu machen. Auch diese kleine Sammlung von Abhandlungen über das Land der Azteken, das den Titel „Carranzas Meriko" führt und bei Otto Thiele in Halle a./S. verlegt ist, können wir angelegentlichst empfehlen.

Als 7. Band der „Bücher der Stunde" (Verlag von Friedrich Pustet in Regensburg) veröffentlicht vr. Otto Weddigen unter dem Titel „Deutschlands Luftkrieg und Heldenflieger" ein kleines Büchlein, in dem er den Blick des Lesers auf die deutschen Erfolge im Luftkriege lenkt und unseren tapferen Fl,'egern ein literarisches Denkmal setzt.

Unter dem Titel „Gedanken im Felde" gibt Kurt Kassler Stimmungen und Empfindungen wieder, die durch den Krieg hindurch und über ihn hinaus den Weg ins Freie suchen. In allerlei bunt durcheinandergemischten Einfällen über Welt und Dasein, die teilweise nicht als unbedingt zutreffend erachtet werden können, teilweise jedoch viel Wahrheit enthalten, legt der Verfasser ein mutiges Bekenntnis der Lebensfreude ab und weist auf das gute Recht des Einzelnen hin, die Welt mit eigenen Augen ;u sehen und das Leben nach seinen eigenen Ideen zu leben. Das kleine Büchlein ist bei Ferdinand Enke in Stuttgart verlegt. —

Von der „Liller Kriegszeitung" liegt nunmehr auch „Die sechste Auslese" vor, die das Beste und Bezeichnendste wiedergibt, was die „Liller Kriegszeitung" in den letzten sechs Monaten gebracht hat. Wie bei den früheren Auslesen so kann man auch bei dieser neuen, vornehm ausgestatteten und sorgfältig gedruckten Ausgabe der Schriftleitung und dem Verlage

nur seine Bewunderung aussprechen
für das wohlgelungene Werk, das
wenige Kilometer vom Feinde unter
den schwierigsten Umständen entstanden
ist.
„Über Wahrsager, Weltverbesserer,
Nerven- und Geisteskrankheiten im
Kriege" hat «Prof. Dr. A. H. Hübner
in der Anthropologischen Gesellschaft
in Bonn einen Vortrag gehalten, der
jetzt als 26. Heft der „Deutschen Kriegs-
schriften" in A. Mareus sc E. We-
bers Verlag im Druck erschienen ist.
Der Verfasser zeigt zunächst, daß ebenso
wie die Religiosität auch der Glaube
an geheimnisvolle Kräfte verschiedenster
Art im Kriege zugenommen hat, und
weist darauf hin, daß diejenigen, die
den Aberglauben zu Erwerbszwecken
ausbeuten, zum mindesten sozial an-
rüchige Eristenzen sind. Ferner be-
zweckte der Verfasser mit diesem Auf-
satze, das Publikum vor kritikloser
Parteinahme für manche Weltver-
besserer und Phantasten und vor
dem Auftreten bestimmter Hochstapler
zu warnen, die sich jetzt gleichfalls
unangenehmer bemerkbar machen als
im Frieden. Schließliih kommt er auf
die Geistes- und Nervenkrankheiten zu
sprechen, die der Krieg hervorruft.
Hübner legt dar, daß das Leben im
Felde zwar nicht selten vorübergehende
Schäden am Nervensystem verursacht,
daß jedoch die Zahl der infolge von
Kriegsbeschiidigungen dauernder An-
staltspflege bedürftigen Geisteskranken
voraussichtlich nur gering sein dürfte.
Kurz die kleine Schrift enthält eine

große Anzahl von Ausführungen, die
allgemeines Interesse finden werden. —
Zum Schluß seien die erst nach
Fertigstellung dieser Rundschau einge-
gangenen „Geheimen Memoiren über
Mußland" von Major Masson we-
nigstens kurz genannt, die Friedrich
M. Kirch eisen bei Albert Langen
in München neubearbeitet herausge-
geben hat. Gerade in jetziger Zeit
dürfte dieses Memoirenwerk des Fran-
zosen, obwohl die Zeit seiner Hand-
lung über hundert Iahre zurückliegt,
bereitwillige Leser finden, zumal
die geschilderten Zustande bis in die
jüngste Zeit hmein sich wenig oder
garnicht geändert haben. In reizvoller
und spannender Weise erzählt Masson
von der glanzvollen und liisterhaften
Hofhaltung der zweiten Katharina, von
den Roheiten ihrer Offiziere, der blü-
henden Korruption und leuchtenden
Unwissenheit, die überall in dem „hei-
ligen" Rußland herrschte. Obwohl
der Verfasser mit unerbittlicher Schärfe
die Schäden und faulen Stellen am
russischen Koloß schildert und geißelt,
so berührt doch die Unparteilichkeit
sympathisch, mit der er die Begeben-
heiten erzählt.

Literarische Rundschau.

Von Prof. Dr. Heinrich Brömse.

Am AI.Mai fand der sechsunddreißig-
jährige Hans Kinau ans Finkenwärder
bei Hamburg den Seemannstod in der
Schlacht am Skagerraf. In der deutschen
Literatur wird er unter seinem Dichter-
namen Gorch Fock*) weiterleben.

*) Sterne überm Meer. Tagebuchblätter und
Gedichte. Aus dem Nachlaß ausgewählt und mit
einer Lebensbeschreibung des Iichters l>erinlsgege»
beu von Mine NuKmann. Hamburg 1918, M.
Glogau jr.

Aline Bußmann hot Tagebuchbliitter
und Gedichte aus feinem Nachlaß aus»
gewählt und eine stimmungsvolle Le-
bensbeschreibung des Dichrers hinzuge-
fügt, in der dieser mit zahlreichen Briefen
selbst zu Worte kommt. Altes, was wir
hier von ihm lesen, Briefe, Tagebücher,
Gedichte, weckt aufs neue den Schmerz
um den Verlust dieses prächtigen, eigen-
wüchsigen, begabten Menschen. Den
größten Raum und den ersten Rang
nehmen die Tagebuchblätter ein, die mit
wenigen Ausnahmen, so dem packenden
Bericht von der Besetzung der Zigeuner-
insel bei Belgrad, aus einzelnen Ge-
danken von kernigem Gehalt und künst-

lerischer Prägung bestehen. Das Allgemeine erscheint gelegentlich landläufig, alles, was die Persönlichkeit des Schreibenden genauer widerspiegelt, stark und bedeutungsvoll. Sein ganzes Wesen voll Kraft und Reinheit tritt uns hier unmittelbar entgegen. Er war eine Natur voll Lebensmut und Sonnenschein : „Es ist besser, arbeiten und lachen, als traurig sein." „Den ganzen Tag, von neun bis halb sechs schnell geschrieben und gerechnet, ganze Haufen von Papier erledigt, — und bin abends doch noch frisch und totenmutig, wanderlustig und sehtüchtig. Das macht die Freude an der Welt, am Tage und am Leben, die Freude an den Menschen und Tieren." „Dichterwort muß wie Sonnenschein auf alle Dinge fallen." „Ein Tag ohne Aufgucken, aber sie kriegt mich nicht unter, die Arbeit: immer noch bin ich es, der sie treibt und der nnch treibt. Und stumpf werde ich auch nicht! Ich sehe immer meine großen Lichter über mir." Er war voll Liebe zu den Menschen und Vertrauen zum Leben: „Wir sind in (?) der Welt jeden Tag ein freundliches Gesicht und ein freundliches Wort schuldig." „Ein un» vergleichlich schöner Tag: blauester Heben, klarste Luft und ein frischer Wind. Ich genieße ihn in der Schreiberei in Gedanken und freue mich, daß sie drüben

in Sonne und Wind sind." „Die Menschen sind gut: die paar Schufte zählen gar nicht mit." Er liebte das Vaterland, die Heimat und die Sprache de», Heimat: „Ein plattdeutscher Sturmverein muß kommen, ein begeisternde!, begeisterter Iugendbund! Alles ist so matt, so geschäftskühl: übers Ziel zu schießen wagt keiner, so wird es auch keiner erreichen!" „Iung soll mein Herz bleiben. Ich bin stolz und froh, daß ich für eine solche Heimat streiten darf. Reiner war kein Schwert als meins! Geheiligt gehe ich hinaus: ewige Sterne erhellen meine finstere Nacht." „Ich erlebe den Krieg, erlebe Gott, erlebe mein Weib, erlebe die Heimat, erlebe meine Kinder, erlebe mich selbst, erlebe die große Zeit, erlebe Deutschland. Ist das^nicht Großes, Ewiges, Nllertiefstes?" Hebbels Name erklingt wiederholt in diesen Bekenntnissen. Auch sein Geist waltet darüber.

In den Gedichten wechselt Hochdeutsches mit Plattdeutschem, Heimatkunst und Kriegsdichtung. Den Tag des Friedens malt sich der Dichter aus, wenn die Elbe als Königin laeht:

„denn Meer undWelt sind frei geworden,
und Schiffahrt treibt, wer segeln kann,
im Westen, Süden, Osten, Norden.
Allüberall ist Sonnenlicht . . .
ob ich dabei bin oder nicht."

Als Feldausgabe legt der Verlag von Felir Meiner in Leipzig eine Auswahl aus Herders philosophischen Schriften vor, nicht nur aus den „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit", wie auf dem Titelblatt zu lesen ist, sondern auch aus dem um zehn Iahre älteren Vorspiel zu diesem Werk, der Schrift „Auch eine Philosopbie der Geschichte zur Bildung der Menschheit". Von den zwanzig ausgefüllten Büchern der „Ideen" sind acht durch Auszüge vertreten. So fehlt natürlich der Zusammenhang, und die abgedruckte Inbaltsangabe des ganzen Werkes wird da auch nicht viel helfen, aber als Blutenlese bezeichnender und schöner Stellen kann diese Ausgabe Freude und Nutzen bereiten und weiteren Kreisen die Bekanntschaft mit dem im ganzen zu wenig bekannten großen Verkünder der Humanität vermitteln. Die Beifügung einiger Anmerkungen bätte diesen Zweck gewiß befördern können.

Goethe berichtet in „Dichtung

und Wahrheit", daß er von seinem Vater
mit besonderer Hartnäckigkeit ermahnt
worden sei, einmal Begonnenes aus-
zuführen. Er hat diese Mahnung in
seinem dramatischen Schaffen nicht eben
gut befolgt, aber welche Menschenkraft
bätte auch ausgereicht, die Fülle von
Gestalten, die, seiner Einbildungskraft
erschienen, in vollendeten Bühnenwer-
ken zu verkörpern! Das zum Abschluß
Gekommene ist nur ein Bruchstück dessen,
was er ersann und erstrebte. Paul
Merfer vereinigt in einem statt-
lichen Bande mit ziemlicher Vollständig-
keit das unvollendete dramatische
Schaffen Goethes*), siebzig
Vorstufen, Fragmente, Pläne und Zeug-
nisse, beginnend mit den deutsch-latei-
nischen Übungsgesprächen des Knaben,
endend mit des Greises letzten Bruch-
stücken und Entwürfen zum Faust.
Welch Reichtum breitet sich zwischen
beiden aus! Neben den großen Taten,
der „Geschichte Gottfriedens von Ber-
lichingen mit der eisernen Faust", dem
Urfaust, dem „Prometheus", der ersten
Prosafassung von „Iphigenie in Tauns",
wieviel Einfälle, Pläne, Proben der
Ausführung, dem Liebhaber willkom-
men, nötig dem Forscher! Manches
Stück findet sich auch in vielen Ausgaben

*) Von Goethes dramatischem Schaffen.
Siebzig Vorstufm, Fiaamente. Pläne und ^eua-
nisse. Gesammelt und herausgegeben von Paul
Merker. Leipzig, Philipp Reelam jun., 1917.

der Werke, aber in dieser wohlgeordneten Zusammenstellung, die unter anderm natürlich auch den letzten bedeutenden Fund, den Urmeister, heranzieht, wird der Leser es hier gern versammelt sehen. Die Einführung, die der Herausgeber vorangeschickt hat, unterrichtet über alles Wesentliche ausgiebig und doch mit glücklicher Knappheit und bildet in ihrer Art eine Lebensbeschreibung des Dichters von großem Reiz. Auf Anmerkungen im einzelnen ist verzichtet worden. So wünschenswert sie oft erscheinen möchten, so würden sie doch wohl den Rahmen des Werkes allzu sehr erweitert haben, können auch an anderen Orten ohne große Mühe gefunden werden. Ein Hinweis wenigstens auf diese wäre von Nutzen gewesen.

Für Goethes Freund, den genialen Livliinder IakobMichaelReinhold Lenz, hat das letzte Menschenalter eine starke, zuweilen auch überschätzende Neigung bekundet. Die wissensehaftliche Forschung hat sich ihm mehr zugewandt, volkstümliche Ausgaben sind ihm gewidmet worden. Zu ihnen tritt eine neue „Auswahl aus seinen Dichtungen", herausgegeben von Dr. Karlvon Hollander*), die das „Tagebuch", den „Waldbruder", die dramatischen Arbeiten „Die Soldaten" und „Pandaemonium germanieum" (leider nicht auch den „Hofmeister") und eine Auslese aus den Gedichten bietet. Ein Nachwort des Herausgebers, das eine Würdigung des Dichters und seiner Werke enthält, findet kluge und eindringliche Worte zur Einschätzung des eigenartigen Menschen und reich begabten Künstlers, ohne doch für Einzelheiten die Belehrung zu bieten, die für weitere Kreise nötig ist. Das schmucke Bändchen sei trotzdem bestens empfohlen.

Soviele Volkslieder schon aus allen deutschen Gauen gesammelt worden sind, ihr Reichtum ist nicht zu erschöpfen. Immer bilden sich neue, immer auch noch bieten sich glücklichen Sammlern Funde aus alter Zeit. Klabund, als Sammler ebenso erfolgreich wie als Dichter, trägt als „Leierkastenmann"*) eine Reihe von Liedern vor, die dem Titel nach „aus dem Munde des Volkes gesammelt und hier zum erstenmal veröffentlicht" worden sind. Es sind Lieder von Landstreichern, Handwerksburschen, Studenten, Soldaten und allerlei bedenkenlosen Men-

schenkindern, Schnadahüpfel, Grabstein-
verse, zum Teil in bayrischer Mundart.
Der Mehrzahl nach haben sie derb-ko-
mischen Inhalt, manche zeigen rührselige
Züge. Bei einigen Wendungen wollen
wohl Zweifel an der naturwüchsigen Ur-
sprünglichkeit auftauchen, im ganzen
überwiegt durchaus der Eindruck des
Volkstümlich-Echten; schade, daß der
Herausgeber nichts über die Herkunft
sagt. Alle sind irgendwie reizvoll oder
auffallend, manche recht wertvoll, so
etwa „Die holde Katherine", „Der
Schneidergeselle" und teilweise „Ia auf
der Walze". Kurt Szafranski hat
treffende bunte Holzschnitte beigesteuert,
die den wechselnden Stimmungen frisch
und stark, gelegentlich auch etwas über-
treibend Ausdruck geben. Das ganze
Buch kann wohl als kleines Kunstwerk
angesprochen werden.
In die wissenschaftliche Arbeit auf
dem Gebiet des Volksliedes gewährt
ein Werk von Iohn
eier
") guten
Einblick. Mit liebevoller Gründlichkeit,
die auch im Kleinen treu und uner-
müdlich bleibt, untersucht er vier große
Gruppen von Volksliedern, so in un-
gefähr hundertfünfzig Fassungen das
Lied „Stehe ich am eisernen Gitter" mit
seinen zahlreichen Abwandlungen, so-

') Weimar, Gustav Kievenheuer, 1917.
*) Ter Leierkastmmann. Volkslieder der
Gegenwart. Berl in. Erich Reiß.
") Volksliedswdien. Straßbura, Karl I.
Trübner. 1917.

dann auf ähnlich breiter Grundlage das Lied „Es ging einmal ein verliebtes Paar", indem er durch sorgfältige Vergleichung feststellt, wie verschiedene Teile nacheinander zusammentreten, sich ab» runden und eine neue Einheit hervorbringen, die die Spuren des Nufbaus kaum noch verrät. Von noch allgemeinerem kulturgeschichtlichen Reiz sind die beiden folgenden Untersuchungen. Eine Prüfung der Lieder auf Karl Ludwig Sand, den Mörder Kotzebues, ergibt, daß hier wie öfter allgemein gehaltene Lieder an eine bestimmte geschichtliche Persönlichkeit angeknüpft werden, um dann bei weiterer Verbreitung wieder von ihr gelöst, aufs neue allgemein empfunden und weiter ausgestaltet zu werden. Die letzte Abhandlung führt uns ein Stück politisch-literarischer Geschichte von 1848 bis zur Gegenwart vor in den Untersuchungen über die Lieder auf Friedrich Hecker, insbesondere das in vielfachen Fassungen verbreitete „Lied der Verfolgten", das auf den Frankfurter Schriftsteller Wilhelm Sauerwein zurückgeht, einst ein Lieblingslied der Flüchtlinge in ganz Deutschland, auch später mit mannigfachen Veränderungen noch oft gesungen, auih wo revolutionäre Gesinnung gänzlich fehlte. Auch Harmloseste haben angestimmt:

Er hängt an keinem Baume,
Er hängt an keinem Strick,
Er hänget an dem Traume
Der deutschen Republik.

Das ganze Werk erweckt größte Achtung vor dem wissenschaftlichen Ernst, der es vorbildlich für die Volkskunde erscheinen läßt, und zeigt zugleich, wie anregend und fesselnd solche Untersuchungen dargeboten werden können.

Dem verdienstvollen und erfolgreichen Theaterleiter Theodor Loeweist zu seiner fünfundzwanzigjährigen Iubelfeier eine von Walter Meckauer herausgegebene Festschrift*) gewidmet worden, die in Beiträgen zahlreicher Schriftsteller das Charakterbild des vielseitig tätigen Mannendes Bühnenleiters, des Philosophen, des Dichters, des Beraters und Freundes, beleuchtet. Unter den beigesteuerten Dichtungen befinden sich dramatische Szenen von Carl Hauptmann und Hugo Salus; ansprechende Probestücke geben einen Einblick in das eigene dichterische Schaffen des Gefeierten.

Selten hat wohl die Malerei so viele
und starke Anregungen von der Dichtung
empfangen wie zur Zeit der Romantik.
Dante, Shakespeare, Goethe befruch-
teten die Schöpfungskraft des größten
Romantikers in der französischen bilden-
den Kunst, des Malers EugeneDe-
laeroir, der auch uns Deutschen
wohl vertraut ist und dessen Faustbilder
vom Faustdichter hoch gerühmt wurden.
Seine Briefe haben in Wilhelm
Stein **) einen liebevollen Übersetzer
gefunden, der seine dankenswerte Arbeit
geschickt erledigt, derart, daß er gelegent-
lichden französischen Stil durchschimmern
läßt, aber Inhalt und Stimmung klar
zum Ausdruck bringt. Das Vorwort
gibt zugleich eine gute Einführung in
das Seelenleben des Meisters. An-
merkungen erläutern kun ^geschichtliche
Einzelheiten, ohne sich bei gleichgültigen
Dingen, besonders den Lebensverhält-
nissen der Freunde aufzuhalten. Der
Reiz des Werkes liegt vor allem im
Menschlichen, in den eigentümlichen
Gefühlsgrundlagen des Mannes, der
die Freundschaft so innig empfindet wie
ein Deutscher aus der Zeit Klopstocks und
doch in Wahrheit nur in seiner Kunst

') Tas Theater in Breslau und Theobor
Loewe. 1882—1917. Tresden nnd Leipzig.
Heinrich Minden; Breslau, Hugo Fleischmann.

") Eugöne Delaerolx. Briefe 1.1713—1846.
Deutsch von Wilhelm Stein. Basel, 1918, Benno
Schnmbe H Co.

lebt, der die Natur und die Einsamkeit liebt und doch das Leben in Paris nötig hat, der ein Weltmann und zugleich ein rastlos Schaffender ist. Wie ein Märchen aus Tausend und einer Nacht stehen dazwischen die Berichte von der Reise nach Marokko. Streitbar und überzeugend tritt er für die Würde und Daseinsbedingungen des Künstlerberufes in dem großen Schreiben über die Wettbewerbe ein. Der zweite Band wird noch reicheren Aufschluß über die eigenen Arbeiten des Malers und seine künstlerischen Anschauungen bringen.

Ein philosophisch-pädagogischer Anhang möge wieder den Beschluß machen. Alerander M o s z k o w s k i *) veröffentlicht eine „respektlose Studie", in der er eine „Legende" zerstören, das „größte Hemmnis abräumen" will, das der Philosophie im Wege liegt. Diese Legende heißt S o k r o t e s. Alle die Männer unter Zeitgenossen und Nachlebenden, auf die seine Persönlichkeit den unverlöschlichen Eindruck geistiger und sittlicher Hoheit gemacht hat, befanden sich in einem schauderhaften Irrtum. Moszkowski reißt ihm die Maske vom Gesicht und stellt ihn dem erstaunten Volk in seinem wirklichen Wesen vor- „Sokrates, der Idiot."

Der Verfasser ist ein bewährter Spaßmacher, aber hier ist er mit seinem Spaß an den Unrechten gekommen. Auch wenn nicht so viele Zeugnisse unmittelbarer und mittelbarer Schüler des Weisen von Athen gegen den Ankläger sprächen, so spräche die Sache gegen ihn. Mit allen Spott- und Schimpfreden überzeugt uns Moszkowski ebenso wenig wie mit seinen Gründen davon, daß Sokrates ein verächtlicher Bursche, daß seine Methode und Lehre als idiotenhaft einzuschätzen seien, vor allem aber auch nicht davon, daß Plato in seinen Gesprächen, die Sokrates verherrliehen, ihm nur scheinbar ein Ehrendenkmal errichtet, in Wirklichkeit aber ihn als Idioten habe kennzeichnen wollen. Wie dies Rätsel in Platos Verhalten zu lösen sei, wird nicht erklärt, nur darauf hingewiesen, daß er sieh von bestimmten persönlichen Gründen habe leiten lassen. Aber freilich, wie sollte es zu lösen sein, da es ja gar nicht vorhanden ist, sondern nur in der Vorstellung des Verfassers bestebt! Dieser hält es mit den Sophisten und ihrer Weisheit, die ihm viel böher als Sokrates und seine Lehre erscheinen;

so steht er auch Einzelheiten seiner Lehre,
wie dem Etaatsgedanken, fassungslos
gegenüber. Mag man die Methode des
Sokrates für überwunden erklären, mag
man in seiner Lehre Mängel feststellen,
so gebt es nieht. Im Lichte der Eni»
Wicklungsgeschiehte betrachtet, ist die
Philosophie eine große Fuge, in der
das Wort des Sokrates nicht ein quie-
kender Mißton ist, sondern eine Stimme,
in der sich zum ersten Mal eine wissen-
schaftlich begründete höhere Lebens-
anschauung aussprach. Sokrates hat
nicht alle Weisheit vorweggenommen,
er hat den großen Idealisten, die nach
ihm kamen, ihr Teil übrig gelassen; aber
in dem Streit Moszkowski, der ibn an-
klagt und verdammt, gegen die Jahr-
hunderte, die ihn priesen, ist mir um
den Ausgang des Verfahrens nicht
bange.

Erfreulicher ist ein anderes neues
Werk desselben Verfassers: „Der
Sprung überden Schatten"*),
Betrachtungen aus Grenzgebieten in
doppeltem Sinn, aus den Bezirken, in
denen das Diesseits ans Ienseits, das
Wissen ans Nichtwissen grenzt, und aus
den Denkfeldern, die gleichzeitig mehre-
ren Wissenschaften angehören, der Ma-
thematik und Erkenntnistheorie, der

') Sokrates der Idi ot. Berlin. 1917, vi
LMler K Co.

') München, Albert Langen.

Physik und Metaphysik. Es ist gewiß ein Verdienst Moszkowskis, Laien in so unterhaltender Weise eine Ahnung von den schwierigen und großen Fragen der Atomlehre, der Relativitätslehre, der Bergsonschen Philosophie beizubringen. Besonders gern tummelt sich seine Phantasie über der „Kluft zwischen den beiden polaren Gegensätzen Endlich und Unendlich, von denen die eine niemals genügt, die andere niemals durchzudenken ist". Er verblüfft seine Leser mit großen Zahlen, die, aufgeschrieben, Billionen von Kilometern bedecken würden, mit kühnen Annahmen und Erdichtungen, die Jules Verne gebirgshoch übertreffen, und weiß jedenfalls das Grundgefühl philosophischer Geistesrichtung, das philosophische Staunen, in ihnen zu erwecken. ?In das Staunen schließt sich sogleich der Zweifel, der Standpunkt des „Als ob", das ewige Ignorabimus, die Auflösung des Seienden ins Subjektive. Bei der metaphysischen Wertung der Zahlenphanlasieen dürfte doch mancher die Gefolgschaft versagen. Die Zahl ist der Affe des Begriffs, pflegte, wenn ich mich recht erinnere, der unvergeßliche Berliner Philosoph Adolf Lasson zu sagen. Sie macht alle Gebärden nach, ins Wesen aber dringt sie nicht. Freilich wird Moszkowski vom Begriff und Wesen nicht viel wissen wollen; der Mensch — in seiner Subjektivität — ist ihm das Maß aller Dinge, und dem Skeptiker Fritz Mauthner ist das Buch gewidmet. Aber gern sei anerkannt, daß viel Geistreiches und Unterhaltendes darin zu lesen ist, neben den schweren Problemen — die nach Moszkowski nicht dazu da sind, „um gelöst, sondern um erörtert zu werden" — kultur- und kunstpsychologische Betrachtungen, in denen er besonders stark ist und ein wahres Feuerwerk von blitzenden Einfällen entfacht. Er ist ein Philosoph und Schalk zugleich (dem übrigens einmal der Druckfehlerteufel den schalkhaften Streich spielt, den Wert der Zahl n um mehr als die Hälfte zu verkleinern). Er wird gewiß den schmunzelnden Beifall vieler erwerben.

Goethe sagt:
„Man könnt' erzogene Kinder gebären.
Wenn die Eltern erzogen wären."

Erziehung des Erziehers zu seiner schwe« ren und verantwortungsvollen Aufgabe: dieser vielleicht wichtigste Teil der ganzen

Erziehungslehre wird in einem Werk
von Paul Häberlin') aufs
beste gefördert. Das Buch gibt nicht
nur vortreffliche Ratschläge, sondern
begründet diese auch in tief schürfender
Denkarbeit und vereinigt sie in klar
logischem Aufbau zu einem einheitlichen
Ganzen. Andererseits wird nicht trockene
Schulweisbeit geboten, sondern ein
lebensvolles Buch, das mit begeisterter
Hingabe, umsichtiger Beobachtung der
Wirklichkeit und eindringlicher Kraft des
Ausdrucks geschrieben ist. Alle einzelnen
Belehrungen sind auf das „absolute
Ziel" der Erziehung eingestellt: die Be-
fähigung des Zöglings zur vollkomme-
nen Durchführung seiner Lebensaufgabe.
Diese Befähigung ist an mehrere Be-
dingungen gebunden, die somit als Te,l»
ziele zu gelten haben, innerlich zu-
sammenhängen und nur zusammen er-
reicht werden können: Erziehung zum
rechten Willen, d. h. zur Hingabe an die
Pflicht, zum richtig gebildeten Gewissen,
d. h. zur Gewißheit über die Pflicht, zur
Urteilsfäbigkeit, d. h. zur Erkenntnis
der Wirklichkeit und zur richtigen Ein-
schätzung ihrer Werte, und endlich zur
Tüchtigkeit, d. h. zur Gesundheit im
leiblichen wie im geistigen Sinne und zur
Geschicklichkeit für die Ausübung des
persönlichen Berufes. In dieser Er-
ziehungslehre ist nichts Weichliches,
Schwärmerisches, sie ist von strengster
Sachlichkeit, von sittlichem Ernst erfüllt.

*) Weae und Iwoege der Erziehuna. Na»
stl, Köder, C. F. Spittlers Nachfolger, 1918.

dem man zuweilen wohl etwas mehr Lebensfreude an die Seite gestellt sehen mochte, sie ist voll Freimut auch in heiklen Fragen und voll Verantwortlichkeitsgefühl und möchte solche Eigenschaften in jedem wecken, der junge Menschenkinder ins Leben einzuführen hat. Lehrer und vor allem Eltern l önnen viel Gutes aus diesem Buche »ernen.

Kriegs-Frauen-Rundschau.

Von Ulla Wolff-Frank.

Mittelstandsfragen.

Mit der fürchterlichen Stetigkeit der zerstörenden Arbeit des Krieges schreitet auch die mildernde und lindernde Hilfsbereitschaft, die aufbauende Wohlfahrtsarbeit der Kriegsfürsorge fort. Unermüdlich wie bislang in diesen grausamen Kriegsjahren sind die Frauen am Werk. Es hat sich wenig verändert in dieser Zeit an der segensreichen Tätigkeit, nur gesteigert, gewachsen, klarer in Zielen, weitausladen» der in Notwendigkeiten ist sie geworden, aber leider, gleichen Schritt mit den Schrecken des Krieges kann die Abhilfe und Fürsorge, sie sei noch so groß, nicht halten. Das überstiege das Maß menschlicher Tatkraft und Willensstärke. Es wird so unsagbar viel geleistet, es geht so über alle Vorstellungsbegriffe hinaus, was getan wird, nicht genug Rühmens hatte ich Gelegenheit zu machen, von allem, was sich beobachten ließ an Hingebung, Fleiß, Energie, organisatorischem Scharfblick, kluger, gütiger Erkenntnis, Einblick sozialer Erfordernisse, persönlichem Opfermut und nie rastender Ausdauer. Dieser grenzenlosen Not, diesem unendlichen Iammer gegenüber, würden alle Maßnahmen versagen, wenn nicht der Mut und der Wille, die Überzeugung und die tiefwurzelnde Einmütigkeit ihnen die stärkende und sieghafte Kraft verliehen, die in einem Worte ihren gewaltigen Ausdruck findet: Durchhalten. Ein mir vorliegendes Werk: „Handbuch der Mittel st andsfürsorge" von Anna Charlotte Lindemann*) regt diese Betrachtungen an. Einem besonderen Zweig der Fürsorge gehört dieses ausgezeichnete Buch, und obwohl es nur die Tätigkeit innerhalb Berlins und der Provinz Brandenburg umfaßt, gewährt es doch Ausführungen und Klarlegungen dieses über alle Maßen wichtigsten Gebietes, die einer-

seits erschütternd wirken, anderseits
tröstlich, in den Bemühungen und dem
Streben zu helfen und zu mildern,
und den Kämpfenden beizustehen mit
Rat und Tat, um sie vor dem Unter-
liegen zu bewahren.

Mittelstand!

Man weiß, welch schwersten Daseins-
kampf dieser soziale Begriff umschließt,
wie viel Engnis und Bedrängnis, wie
viel geheimes Erdulden, stetes Entsagen
und dabei aufrechte Würde und be-
scheidene Haltung. Frau Lindemann
findet für die Mittelstandsfürsorge
einen leitenden Gedanken, der ebenso
sehr die Großzügigkeit, wie das edelste
Wohlwollen ihrer Bestrebungen kenn-
zeichnet, wenn sie sagt: „den Einrich-
tungen der Mittelstandsfürsorge soll ganz
besonders der Charakter des Almosens
genommen werden. Erinnert sei an
den jüdischen Verein „Schomer laboker",
dessen Zartheit im Geben nicht mehr
zu übertreffen ist. Er sendet Boten
mit Geld gefüllten Büchsen in Trauer-
häuser und die Trauernden können der
Büchse ohne Zeugen Geld als Unter-
stützung entnehmen oder bineintun.

*) Verlag Carl Heymmn, Berlin.

Das Schönste in dieser Einrichtung liegt
in dem felsenfesten Vertrauen auf das
Gefühl für Würde und Anstand in den
Trauernden ... In diesem Geiste be-
handelt die Verfasserin das Problem
wahrer Menschenliebe und im idealen,
wie praktischen Sinne gibt sie An-
regungen zu vornehmstem Hilfswerk und
einem rationellen Ausbau der Mittel-
standsfllrsorge. Die zahlenmäßigen An-
gaben dieses Handbuches geben einen
Hradezu ermutigenden, vielfach erfreu-
lichen Ausweis über die Wohlfahrts-
Vereinigungen, die dieser Arbeit sich
ividmen. Beim Abschluß der Material-
sammlungMärz 1917 umfaßt Berlin und
Hie Provinz Brandenburg 1064 Stellen,
die sich damit beschiift'gln, und nun
denke man, wie weithin in deutschen
Landen Stätten dem gleichen Zwecke
-errichtet, und wie viele in der großen
Not der Zeit neu entstanden sind.
Innerhalb der sozialen Fragen ist es
fast unbestritten, daß der Mittelstand
i)er weitaus leidendste Teil der
durch die Kriegslage Bedrängten ist.
Es ist nun besonders bemerkenswert,
daß dieses Buch sich nicht nur an die Hel-
fenden wendet, sondern ein Wegweiser
ist für die den Mittelstandskreisen zu-
gehörigen, die dadurch vor manchen
Gefahren sich selbst bewahren und
sckützen können, die sie traurig bedrohen:
„Mittelständische Hilfsbedürftige finden
sich überwiegend in den großen Städten.
Die Erwerbverhiiltnisse für den kleinen
Geschäftsinhaber, wie für den selbst-
ständigen Handwerker sind in der Klein-
stadt durchweg bei einem unveränder-
lichen und vielfach durch persönliche
Verhältnisse zusammen gehaltenen
Kundenstamm sicherer. Die Hilfsbe-
reitschaft vom Nachbar zum Nachbar
ist eine größere, die zwar nicht aus-
schließlich feineren, seelischen Regungen
entspringt, sondern ebenso oft ihren
Grund in der engen geschäftlichen Ver-
knüpfung der kleinstädtischen Geschäfts-
welt hat. Die Familien, die dort
durchaus keinen festen Grund finden
können, werden vielleicht in der Groß-
stadt ihr Heil versuchen; sie sind aber
sicherlich, sofern sie dort Wohlfahrts-
einrichtungen in Anspruch nehmen
müssen, bezüglich ihrer Tüchtigkeit
mit kritischem Auge zu messen. Hilfs-
und Beschäftigungsmöglichkeiten werden
durch die Bekanntschaft der klein-
städtischen Bewohner untereinander

erleichtert, und das ist sicherlich
die gesündeste und volkswirt-
schaftlich wünschenswerteste
Form. Eine beträchtliche Schwierig-
keit der Mittelstandsfürsorge macht sich
in der Großstadt auch dadurch bemerk-
bar, daß die Mittelstandsfürsorge mit
einer größeren Zahl von Hilfesuchenden
in gleicher Lage zu tun hat. Der
Einwand, daß mittelständischen Not-
lagen viel häufiger als anderen durch
verwandtschaftliche Hilfe begegnet wer-
den kann, ist aus den Erfahrungen der
sozialen Arbeit nicht zu begründen."
Diese und zahlreiche wohlerwogene und
wohlbedachte Hinweise auf die grund-
legende Basis der Notstandsfrage sollen
denen zu denken geben, die von Hilfe-
leistungen die einzige Abwehr dieser
traurigen Zustände erwarten. Hilf Dir
selbst! ist ein Wahrwort, das in solcher
Lage in seiner Bedeutung richtig ein-
zuschätzen ist.
Dies ermöglicht und erleichtert dann
sicherlich den Weg der Abhilfe, den
die Wohlfahrtspflege mit heißem Be-
mühen erstrebt. Es ist daher auch be-
greiflich, was Frau Lindemann als ein
wichtiges Mittel zur Ermöglichung von
M'ttelstandsfürsorgeeinrichtungen an-
sieht: „die Heranziehung der Hilfesu-
chenden zu den Kosten in einem ver-
hältnismäßig erheblich stärkeren Maße,
als dies bei der Volksfürsorge angängig
ist". Ie breiter der Pfad, je gangbarer
der Weg, desto mehr kann und wird
geleistet werden. Und so erfreulich
auch das bisher Geschaffene ist, was
dieses Handbuch uns darlegt, so lehr-

reich ist es in seinen Anregungen für die, nicht nur passiven Krelse der Mittelstandsfürsorge, sondern ebenso wichtig für die, die aktiv gern mitwirken möchten und können, zur Behebung des Übels, dem sie ruhig und besonnen entgegenarbeiten durch Erkenntnis und Einsicht. Es ist hochinteressant, was in diesem Werke zusammengetragen ist an Material zur Behandlung dieser sozial-dringlichsten Frage. Und es wäre unmöglich im engen Rahmen einer Besprechung Auszüge aus diesem vielumfassenden, bedeutenden Buch zu geben. Aber es zu lesen, es geistig und in philanthropischer Gesinnung zu verarbeiten, sei allen Frauen, denen diese Dinge am Herzen liegen, ange-raten. Sie finden darin eine sachliche, von ethischen Gesichtspunkten ausge-hende Darlegung, die sich mit stau-nenswertem Fleiß, mit intensivem Eifer, mit Korrektheit und Sicherheit statisti-scher Arbeit dem mühevollen Werk widmete, das im wesentlichen der Frauenbewegung gehört, zu deren „erfreulichsten Erfolgen" die Verfasserin „die Gründungen der weiblichen Be» rufsvereinigungen und ihre Durchträn-kung mit sozialem Geiste" zählt, und ihrer werktätigen Mitwirkung bei allen Unternehmungen der Mittelstandsfür-sorge. Es ergibt sich aus den Studien und Erfahrungen Anna Charlotte Lindemanns, daß sie für eine Centra-lisation der gesamten Wohlfahrtsein-richtungen für die Monarchie und ganz Deutschland eintritt, und dafür viele überzeugende Beweise aufführt. Ganz besonders erscheint es ihr für die Mittelstandsfürsorge erforderlich, weil den Hilfesuchenden jener Kreise das Bitten oft unsäglich schwer fällt und ihnen die Pein erspart, ihre Notlage immer von neuem fremden Menschen enthüllen zu müssen, „viel seelische? Feingefühl geht dabei verloren, und es ist doch gerade das Ziel einer richtig verstandenen Mittelstandsfürsorge, alle seelischen Werte zu erhalten", und an einer anderen Stelle weist sie sehr richtig darauf hin: „daß der Mittelstand kulturelle Bedürfnisse hat, die in den Volksfürsorgeeinrichtungen keine Berücksichtigung finden können." So äußert sich in allen Richtlinien, die sie für die geistige und ethische Bewältigung dieser sozialen Probleme stellt, eine von wahrhaft humanen Ideen und

eminent praktischem Wissen erfüllt«
Arbeit über die Wohlfahrtsbestrebungen
des modernen und gereiftenFrauentum».
Unsere langjährige verehrte Mitarbeiterin, Frau Ulla Wolff-Frank
feiert am 3. April ihren siebzigsten Geburtstag. Wir entbieten der Jubilarin
unsere wärmsten Glückwünsche und hoffen mit unseren Freunden, daß ihre
bewährte Arbeitskraft noch lange „Nord und Süd" erhalten bleibt.
Die Redaktion.

Bildnis und eigenhÃ¤ndige Unterschrift Sr. Exzellenz des Stimtsministers a. D.
Graf Poslldowsly.

.5

^
l

Eine öeuHMvnatWcht
Begründet von Paul Lindau
Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein
Schleiche Buchdruckerei,<^MKunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schott laen der, A.-G., Breslau.
Leipzig München Berlin >V.io Budapest Kl'penl'.igen
«- F, «!«ln»<»«l, «««H»I» Lot««. »»«'lche l.ll.tz»lbuchhan»!. ««I« H haNllbalch
Stockholm Christiimia Konstontinope!
1.» Fl,««, I,i»,,K^^ «Nf»w I»c»l» vyb»a!, «uchhdlb Im«ln«, Vllchhanül o»» «««,
»I d!« «l°»,n,«n «n Lch»«l»«n und w D«n«m»r»: »»^ «,,. «<«»» »»ch,»!««. »»»«,!,»,»».
Nil »!« ^chn»!,! «l»»««. «»<»,». ». v»chh««»l»», H„». V«u», ^ü»i« l.
<»«!«r<»»«ll«lun, Nil tz»llan»: W. V. »»»«««!»» »»» «,n», O»«,, ««Unh»slM,
42. Jahrgang. Band 165. Heft 524. Mai 1918.

Professor Dr. Ludwig Stein:

Der Kampf gegen den Anarchismus.

Die deutsche Faust saust und hämmert auf die Häupter seiner äußeren Feinde mit einer Wucht nieder, von welcher ein neuer Sagenkreis ausgehen und die nachkommenden Geschlechter auf Iahrtausende hin ausfüllen wird. Nach der Nieder» zwingung des äußeren Feindes wird es die große Aufgabe des deutschen Volkes sein, den Anarchismus, den Großvater des russisch«n Bolschewikismus, im Inneren zu bekämpfen, damit nicht der innere Feind bedroht, was man im weltgeschichtlichen Ringen mühselig auferbaut hat. Eine Gefahr aber bannen wollen, heißt sie kennen, um ihr beherzt und offenen Auges entgegentreten zu können. In meinem Vuche: „Die soziale Frage im lichte der Philosophie" (Stuttgart, Enke, 2. Aufl. 1903) bin ich den anarchistischen Theorien geschichtlich nachgegangen und habe die Gefühls- und Gedankenanarchie gegeißelt, die von diesen Querköpfen ausgegangen ist. Die klassische Philosophie der Deutschen ordnete durchweg die Einzelpersönlichkeit dem Staatsbegriff unter, so daß für Eigenleben und Sonderwort der Persönlichkeit kein Spielraum übrig blieb.

Eine Reaktion gegen die von der klassischen Philosophie der Deutschen verfolgte Tendenz der Aufsaugung der Einzelpersönlichkeit seitens des „Leviathan" Staat konnte, wie ich in meinem Buche ausführte, nicht ausbleiben. Wie Herder gegen Kant, und Schleiermacher gegen Fichte, so versuchte Proudhon gegen Hegel die Individualität zu retten. Seine rechtsphilosophischen Theorien hat Proudhon in seiner „äe lü, «lu^tiee 6an» In rsvolution et ä^ui» I'sßli»«'" (1858—39) niedergelegt. D i e Beobachtung glauben wir an dieser Stelle einflechten zu müssen, daß Hegels Geschichtsphilosophie, welche den Entwicklungsgedanken zum ersten Male mit starrer Konsequenz und dialektischer Feinheit durch die ganze Menschheitsgeschichte hindurchgeführt hat, bei aller gewollten Loyalität, die sich in eine Verherrlichung der Erbmonarchie zuspitzt, doch eine Fülle revolutionärer Keime in ihrem Schöße barg. Denn daß dem rechten Flügel und dem Zentrum der Philosophie Hegels sich nicht bloß ein so radikaler linker entgegensetzte, wie er durch den Namen Bruno Bauer, Richter, Ruge, David Friedrich Strauß und Ludwig Fenerbach gekennzeichnet ist, welcher sozialphilösophisch im doktrinären Abera-

lismus stecken geblieben, zum Teil sogar in einen starren Konservatismus zurück» verfallen ist, sondern auch der revolutionäre Sozialismus in seinen markantesten Figuren Marr und Proudhon sich seinem sozialphilosophischen Großmeister Hegel gegenübergestellt hat, ist doch Beweis genug, wie geschmeidig und vieldeutig diese Lehre war. Im übrigen läßt selbst Proudhon, der Begründer des Anarchismus, keineswegs die Spuren verkennen, welche ihm das Studium der klassischen Philo» sophie der Deutschen aufgedrückt hat. Die Menschenwürde hebt er als oberste soziale Pflicht mit einer Feierlichkeit hervor, die einem Schüler Kants alle Ehre machen würde. Nicht auf die Liebe, wie schwärmerische Sozialisten wollen, sondern auf die Würde des Menschen, die immer und überall zu respektieren sei, will er den sozialen Staat der Zukunft aufbauen. In seiner Betonung des Gewissens als eines unentwurzelbaren sozialen Faktors erinnert er an Fichte. Seine schwung-volle Hervorhebung des sittlichen Fortschritts in der Menschheit, deren Leugnung er eine Blasphemie nennt, zeigt um so eber den Schüler Hegels, als ihm die Verwirklichung des Ideals der absoluten Gerechtigkeit oberster Sinn der Evolution des Menschengeschlechts ist.

Daß nun Proudhon, der Verherrlicher des Rechtsgefühls, dem das Recht sogar noch höher steht als selbst die Soziabilität in der Menschennatur, gleichwohl der Vater des modernen Anarchismus geworden ist, ist eine jener Kaprieen, an denen die Geschichte des menschlichen Denkens so reich ist. Und daß die Bolsche» wikis in dem feingeistigen, wenn auch etwas hypersensiblen Proudhon ihren Vater und, falls sie in der rhilosophiegeschichtlichen Genealogie ebenso zu Hause sind wie in den chemischen Laboratorien, in Hegel ihren Großvater zu verehren haben, das ist ein baichantisches Schauspiel der Geistesgeschichte, das nur die Götter im Olymp nach seinem vollen humoristischen Gehalt zu würdigen und durch ein „homerisches Lachen" zu akklamieren im Stande wären.

Von Proudhons Anarchismus zweigen sich eine individualistische und eine kommunistische Linie des Anarchismus ab. Die individualistische Linie, deren geistiges Oberhaupt der — von Proudhon übrigens unabhängige — Mar Stirner ist, atomisiert das soziale Individuum. Das anarchistische Kredo Stirners: „Mir geht nichts über mich" ist eine Kriegserklärung gegen alles, was Staat heißt — der Staat beruht nach Stirner auf der Sklaverei der Arbeit — und be-deutet einen zur Manie ausgearteten „Ichwahn". Der individualistische Anarchis» mus ist eiu krankhafter Rückfall in die übrigens auch von Fichte und Hegel nicht überwundene anthropozentrische Weltanschauung; nur ist einem Stirner nicht der Mensch, wie den spekulativen Vertretern der Gattungsvernunft, sondern der Mensch der Mittelpunkt der sozialen Gesamtheit. Dieser individualistische Anarchismus hat mehr in der schöngeistigen als in der rolitischen Welt Anklang gefunden. Seine Stimmführer sind Tucker, Mackan und — in gewisser Biegung — der Dichter Ibsen. Von der demokratischen Linie dieses individualist'schen Anarchismus, dessen Ideal „eine Gesellschaftsordnung obne Staat nnd obne Lohn-
'

system mit denkbar größter Autonomie der Individuen" ist, spaltet sich eine aristo-
kratische ab, deren Hauptvertreter Friedrich Nietzsche ist. Auch Nietzsche träumt
von der anarchischen Ungebundenheit seines „Übermenschen", aber diesem Über-
menschen ist die Anarchie ein Privilegium. Nicht die ungebundene Freiheit aller,
sondern die anarchische Willkür einzelner ist ihm Sinn und Zweck der Kulturent-
wicklung. Ihm entschlüpfen die Worte: „Die Dummheit der Arbeiterfrage . . .
liegt darin, daß es eine Arbeiterfrage gibt: Über gewisse Dinge fragt man nicht —
erster Imperativ des Instinkts." Nietzsche bedauert, daß sich aus dem euro-
päischen Arbeiter nicht mehr ein „Typus Chinese" herausbilden läßt. „Was will
man? Will man einen Zweck, muß man auch die Mittel wollen: Will man
Sklaven, so ist man ein Narr, daß man sie zu Herren erzieht." Noch etwas
pikanter markiert er seine Stellung zu dem „unverhüllten Zähnefletschen der
Anarchistenhunde" und zu „den tölpelhaften Philosophastern und Bruderschafts-
schwärmern", welche sich Sozialisten nennen und die „freie Gesellschaft" wollen.
Dieselben Bruderschaftsschwärmer, die ihre ganze Kraft nicht bloß an den
Sklavenaufstand in der Moral, sondern an den Sklavenaufstand schlechthin setzen,
mithin den polaren Gegensatz dessen anstreben, was Nietzsche als Ideal vorstrebt,
treiben das Begriffs-Tohuwabohu so weit, im Rausch der Phrase ihren radikalsten
Gegenfüßler jubelnd als Bannerträger an ihre Spitze zu stellen. In Wirklichkeit
gibt es keine schneidenderen Gegensätze in der Soziologie als den Sozialismus,
der ja auch in seiner gemildertsten Form einen Stich ins Kommunistische hat,
jedenfalls demokratisch ist, und den aristokratisch-anarchischen Individualismus
Nietzsches. Fatal ist es diesem aristokratischen Anarchisten, daß ihm die logische
Rubrizierungspflicht das Schnippchen schläigt, ihn selbst, den erlesenen Über-
menschen, der sein eigenes Gelächter heilig spricht, und sich selbst die „Rosenkranz-
krone der Lachenden" aufsetzt, unter die von ihm so geschmähten „Anarchisten-
hunde" einzureihen. Denn ob kommunistischer oder aristokratischer Anarchismus
— gleichviel: Das logische Schema reiht sie beide unbarmherzig in die gleiche
Rubrik ein: Anarchismus. Selbst der als „christlich" zu bezeichnende Anarchismus
Tolstojs ist in unseren Augen ebenso eine besondere Spielart des individualistischen
Anarchismus, wie der aristokratische Nietzsches. Ihr Gemeinsames liegt in ihrem
antisozialen Zug, der eben jedem anarchischen Individualismus eigen ist.
Daß diese soziale Atomisierung der Menschheit nur vorübergehend im Kopfe
einiger Phantasten, nicht aber in der harten, rauhen Wirklichkeit unseres sozialen
Lebens sich auf die Dauer behaupten und durchsetzen kann, hat das historische
Schicksal des Anarchismus selbst unzweideutig gezeigt. Nicht der isolierende Indi-
vidualismus eines Stirner, sondern der kommunistische Anarchismus der Bakunin,
Krapotkin und Reelus gewann die Oberhand. Hier bewährte sich das Dichter-
wort: „Wer einsam sein will, ist bald allein." Iene Freischärler des Anarchismus
besaßen nicht die soziale Kraft zur Bildung einer eigenen Partei. Erst der kom»
munistische Anarchismus, der sich im Gegensatz zum aristokratischen eines Nietzsche

<luf die Brüderlichkeit aufbaut, vermochte vermittelst einer stahlharten, furcht-
einflößenden sozialen Logik sich zu einer für die menschliche Gesellschaft verhängnis-
vollen Partei zu kristallisieren. Diese Anarchisten wollen eine Gesellschaftsform,
in welcher jedes Mitglied sein eigenes Ich, d. h. seine individuellen Talente und
Fähigkeiten, Wünsche und Bedürfnisse zur vollen Geltung zu bringen vermag.
Sie verwerfen also alle Regierung und lassen nur zu, daß sich freie Genossen-
schaften zwecks gemeinsamer Produktion organisieren. Wie tief übrigens auch
diesem kommunistischen Anarchismus der triadische Rhythmus Hegels noch im
Blute steckt, ersieht man aus folgendem dialektischen Antithesenspiel Bakunins,
der sich dahin zu Äußern pflegte: Das Staatstum ist die These, die Anarchie oder
der Amorphismus die Antithese, die Föderation aber wird die Synthese sein.
Der Briefwechsel Bakunins gewährt uns einen tiefen Einblick in die Gedanken-
werkstätte des Anarchismus. Man liest aus diesen Blättern die Genesis der
„Propaganda der Tat" in jeder ihrer zahlreichen Phasen heraus. „Möge man
nns", äußerte sich Bakunin, „ein», zwei», ja zehn- und zwanzigmal aufs Haupt
schlagen, unterstützt uns aber beim einundzwanzigsten Male das Volk und nimmt
alles am Aufstand teil, dann sind wir für die Opfer entschädigt". Merkwürdig
genug ist und bleibt es, daß selbst der wildeste, zügelloseste Anarchismus, der sich
sein Recht nicht mit dem Stimmzettel erzwingen, sondern mit der Dynamitbombe
in der Hand ertrotzen will, der „Solidarität" als seines soziologischen Fundaments
gar nicht entraten kann. Es finden sich bei Bakunin, Krapotkin und Reelus
Verherrlichungen dieser Solidarität, die uns in die entschwunden« Zeit des sozialen
Optimismus der selig entschlummerten Gefühlsphilosophie zurückversetzen. Die
„ideal freie" anarchistische Gesellschaft der Zukunft ruht auf dem soziologischen
Untergrunde des der Menschheit angeblich von Hause aus einwohnenden Prinzips
der Solidarität.
Und so stehen wir heute vor einem förmlichen Begriffschaos: Die anarchistische
Partei ist als solche ohnmächtig, solange ihr die sozialistisch geschlossene gegen-
übersteht; hingegen ist ein Anarchismus der Gedanken augenblicklich entfesselt.
Nicht bloß im sozialen Organismus, sondern auch in der Begriffswelt der Ge-
bildeten des ganzen zivilisierten Erdenrunds kracht es in allen Fugen. Den Be-
griffen fehlt die logische Zucht, dem sozialen Organismus fehlen die harmoni-
sierenden Imperative. Die formale Logik ist wie vergessen und die soziale augen-
blicklich außer Rand und Band. Dilettantisches Geschwätz, dem es an tiefer
Kenntnis der sozialen Tatsachen ebenso gebricht, wie an geschultem Denken, be»
herrscht unmittelbar den Büchermarkt und mittelbar die „öffentliche Meinung".
Hier müßte man die Kraft besitzen, mit logischen Geißelhieben mitten in diese
wilde Gedankenanarchie hineinzufahren und mit der erlösenden Wucht eines
Hutten soziale „Npi»tnllle od»<'nrl»!uin vi,nruiu" zusammenzuhämmern. Wenn
die Geschichte der sozialphilosophischen Ideen uns irgend etwas gelehrt hat, so doch
sicherlich die eine, mit kristallklarer Deutlichkeit sich abhebende Tatsache, daß die

letzte Wahrheit nicht in der verwirrenden Leidenschaftlichkeit des chaotischen Partei'
getriebes, sondern nur in der ruhigen Sachlichkeit des klaren logischen Denkens
gefunden werden kann. Die herrschende Gedankenanarchie kann daher, wenn
überhaupt, dann nur durch eine streng logische Prüfung der heute einander schroff
befehdenden soziologischen Gegensätze gebannt werden.

Das deutsche Schwert hat eine neue Welt zusammengeschmiedet. Der
Anarchismus darf uns nicht um die Früchte betrügen, die der blutigen Saat
entschossen sind. Der Kampf gegen die zersetzenden und auflösenden Tendenzen
des Anarchismus, den wir in Petersburg mit furchteinflößender Deutlichkeit am
Werke gesehen haben, kann nicht mit „Rad und Galgen" zu Ende geführt
werden. Ideen kam« man nicht hängen. Man muß sie widerlegen. Niemals ist
uns der Kampf gegen die Idee des Anarchismus leichter geworden, als in diesem
Augenblick, da die Propaganda der Tat vor dem Forum der Geschichte ihr volles
Unvermögen erwiesen hat. Der Anarchismus geht auch logisch an seinem Zerr-
bilde zu Grunde.

Graf Posadowsky:

Wahlfragen.

Mit zunehmendem geistig-seelischen Element, das wir „Bildung" zu nennen
pflegen, während es freilich häufig nur „Belesenheit" ist, wäschst die Neigung der
Massen, von den öffentlichen Angelegenheiten Kenntnis zu nehmen und über sie
zu urteilen. Dieser Wunsch sickert allmählich in immer weitere gesellschaftliche
Schichten herab. Schließlich endet er in dem Willen, auch an der Volksvertretung
mittelbar oder unmittelbar sich zu beteiligen. Vertretungen des Volks für öffent»
liche Angelegenheiten sind keine neuzeitliche Erscheinung. Schon im Mittelalter
bestanden Körperschaften, welche an der Verwaltung der Geschäfte des Landes
teilnahmen. Ihre Tätigkeit beschränkte sich aber meist nur auf die Bewilligung von
Geldmitteln. Eine allgemeine Aufsicht über die Gesamtheit der Staatsver
Wallung pflegten sie nicht zu üben. Da noch eine strenge Scheidung der Stände
bestand, bauten sich jene politischen Vertretungen auch auf ständischer Grundlage
auf. Ie verwickelter indes das staatliche und wirtschaftliche Leben wurde, je mehr
sich die Standesunterschiede verwischten und schließlich auch verfassungsmäßig
aufgehoben wurden, desto unhaltbarer wurde es, eine Volksvertretung auf
ständischer Grundlage aufzubauen oder zu erhalten. Die letzten Reste dieser Auf-
fassung finden sich in Oberhäusern und in den mecklenburgischen Staaten. Aus
politischen Gründen mußte man zu anderen Wahlordnungen übergehen; so ent-
stand das Wahlrecht nach der Abstufung des Besitzes, eine Form der Wahlberechti,

gung, die an sich den harten Tadel nicht verdient, den sie vielfach erfährt. Besitz ermöglicht den Erwerb höherer geistiger Bildung und solche ist, um sich an den Geschäften des Landes zu beteiligen, unzweifelhaft erforderlich. Schon die verwickelten und vielseitigen Gesetze des modernen Staates bedingen ein erhebliches Maß systematischen Denkens; diese Geistesarbeit sollte eigentlich nicht nur der Abgeordnete, sondern auch der Wähler selbst leisten können, wenn sich die geistige Befähigung und die politische Aufgabe decken sollen. Dem nach Besitz abge» stuften Klassenwahlrecht lag überdem die wirtschaftliche Auffassung zugrunde, daß ein Gleichgewicht bestehen müsse zwischen den Leistungen a n den Staat und den politischen Rechten im Staat.

Mit der fortschreitenden Bildung des Volkes ist aber die Klasse der Personen immer größer geworden, die sich zwar eines hohen Maßes geistiger und wissenschaftlicher Bildung erfreuen, die aber in ihren wirtschaftlichen Verhältnissen weit zurückstehen hinter Wählern, welche im geschäftlichen Leben große Vermögen zu erwerben vermochten. So wurde das Klafsenwahlrecht in seinen äußeren Wirkungen vielfach geradezu grotesk. Vertretungen großer Vermögensmacht übten im Wahlverfahren einen entscheidenden Einfluß aus, während hochgebildete mit dem Wesen und den Bedürfnissen des Staates sicher vertraute Wähler in der Masse der letzten Wählerklasse verschwanden. Der Widerstand gegen das Klassenwahlrecht wurde deshalb immer stärker, auch in solchen Gesellschaftskreisen, die den Glauben an das Heil einer radikalen Massenherrschaft nicht teilen. Durch diese Entwicklung gedrängt, entschloß sich die preußische Staatsregierung, das Wahlrecht einzuführen, das im Reiche seit seiner Gründung besteht und sich auf den Gedanken der unbedingten gesetzlichen Gleichberechtigung aller Staatsbürger stützt; nicht der Besitz soll mehr entscheidend sein, sondern der individuelle Mensch. Fürst Bismarck hatte das allgemeine gleiche Wahlrecht als Preußischer Gesandter in Frankreich kennen gelernt, als Napoleon III. noch auf der Höhe seiner Macht stand. Mit dem sicherwirkenden Mechanismus von Präfekten, Unterpräfekten und Maires wußte Napoleon lange Iahre mit diesem Wahlrecht die innere französische Politik seinen Zielen dienstbar zu machen.

In Preußen war Fürst Bismarck durch den Militärkonflikt gegen den bürgerlichen Liberalismus aufgebracht und hoffte offenbar, im Deutschen Reiche durch die Einführung des allgemeinen gleichen Wahlrechts mit Hilfe der Massen die widerstrebende bürgerliche Demokratie politisch niederzuhalten. Zunächst schien diese Hoffnung sich zu erfüllen. Deutscher Individualismus führte aber schließlich zu ganz anderen Folgen wie in Frankreich. Es entstand ein politischer Widerstand der Massen, der sich noch als weitreichender und radikaler erwies, als das politische Beharrungsvermögen der bürgerlichen Demokratie. Die Ver» schiedenheit des Wahlrechts im Reiche und in Preußen ließ aber auch zwischen der ^eicheleitung und der Regierung des Präsidialstaates sebr bald eine, wenn auch verschleierte politische Cäsur erkennen und zwar schon zn Bismarcks Zeiten. Diese

Tatsache bewog den Fürsten zu dem allerdings erfolglosen Versuch, den Vorsitz im Preußischen Staatsministerium zeitweise niederzulegen und sich auf die Reichs-leitung zurückzuziehen. Keine Regierung kann aber auf die Dauer gegen eine politische Mehrheit der Volksvertretung regieren; die politische Stellung dieser Mehrheit muß auf die Regierung bis zu einem gewissen Grade abfärben und ihre Entschlüsse beeinflussen, wenn nicht schließlich die Führung der Staatsgeschäfte durch Obstruktion zum Stillstand kommen soll. Es ist deshalb nicht fortzuleugnen, daß aus der Verschiedenheit des Wahlrechte im Reiche und in Preußen bei dem engen Verhältnis, in dem die Reichsleitung und ihre Vertreter zu dem preußischen Staatsministerium stehen, schwere innere Widersprüche sich entwickelten, welche die Einheitlichkeit der politischen Führung im Reiche und in Preußen ungünstig und sichtbar beeinflußten. Diese inneren Hemmungen hätten sich vermeiden lassen, wenn im Drange der geschichtlichen Ereignisse bei Gründung des Reichs es möglich gewesen wäre, die Frage eines gleichen Wahlsystems für das Reich und den Präsidialstaat Preußen in Erwägung zu ziehen. Nachdem jetzt die Regierung die Einführung des allgemeinen gleichen Wahlrechts für das preußische Abge-ordnetenhaus nicht durch ein Programm des leitenden Staatsmannes, sondern durch eine monarchische Kundgebung als ihr politisches Ziel bezeichnet hat, ist die taktische Lage für die Parteien, welche Gegner dieses Wahlsystems sind, eine außer>ordentlich schwierige geworden, besonders für die Mitglieder der konservativen Partei, die sich vorwiegend auf ronalistischer Grundlage aufbaut. Die Vorlage betreffend die Bildung des Abgeordnetenhauses glaubte man zunächst dadurch politisch abmildern zu können, daß man ein Pluralwahlrecht in Erwägung zog.
Je länger indes die Erörterungen hierüber dauerten, desto mehr brach sich die Überzeugung Bahn, daß ein solches Pluralwahlrecht, insoweit es sich auf Besitz stützte, schließlich zu dem Grundsatze des alten Klassenwahlrechts zurückkehrte, daß aber die Verleihung von mehreren Stimmen an einen Wähler auf Grund von Alter, Bildung, Kinderzahl usw. im Einzelfalle zu politischen Unmöglichkeiten führen müßte. Hätten die Gegner einer Änderung des bestehenden preußischen Wahlrechts im Iahre 1908 williger die Hand dazu geboten, die unzweifelhaft überlebte Gestaltung dieses Wahlrechts zeitgemäß zu ändern, so wäre es vielleicht möglich gewesen, zu einem Erfolge zu gelangen, der die Frage des allgemeinen gleichen Wahlrechts für Preußen auf einen langen Zeitraum und auf ruhigere politische Verhältnisse verschoben hätte. Dieser Zeitpunkt ist versäumt. Den Gegnern des allgemeinen gleichen Wahlrechts steht aber nvch eine Möglichkeit offen. Im Hinblick auf die Tatsache, daß bei dem ungeheuer schnellen Anwachsen der großen Städte in Preußen das Verhältnis der großstädtischen Bevölkerung gegenüber der Bevölkerung des platten Landes und der kleinen Städte sich fortge-setzt zu Ungunsten der letzteren zahlenmäßig verschiebt, würde man bei Einführung eines neuen Wahlrechts in Preußen mit innerer Berechtigung eine Gewähr dafür verlangen, daß in dem neuzubildenden Abgeordnetenhanse der ländlichen Bevölke»

rung und der Bevölkerung der kleinen.Städte dauernd eine angemessene
Vertretung gesichert sei. Man könnte zutreffend einwenden, daß die
auf Grund des allgemeinen gleichen Wahlrechts zu bildende politische
KörperMft in immer höherem Grade eine Vertretung der Großstädte sein
würde und demnach von großstädtischen wirtschaftlichen und politischen
Begriffen beherrscht ihre gesetzlich« Tätigkeit ausüben dürfte. Man würde
deshalb für die Zustimmung zum gleichen allgemeinen Wahlrecht sehr wohl
die Forderung erheben dürfen, daß gleichzeitig bei der Verteilung der Zahl
der Abgeordneten auf die Wahlkreise nicht nur die S e e l e n z ah l, sondern auch
derFlacheninhalt der Wahlkreise maßgebend sein müsse. Hierdurch wäre
das gleiche allgemeine Wahlrecht an sich zwar nicht beeinträchtigt, wohl aber für
die Bildung des künftigen Abgeordnetenhauses eine angemessene Vertretung des
maßigenden bodenständigen Elements gewährleistet, das gegenüber politischem
Großstadtgeist der Massen zum ruhigen sicheren Gang der Staatsmaschine nicht
entbehrt werden kann. Im Plenum und der Kommission des Abgeordnetenhauses
'st diese Forderung auch bereits erhoben. Eine gleiche Hnderun« wäre auch für
das Reichstagswahlrecht dringend erwünscht. Nach dem Reichsgesetz betreffend
die Einteilung der Reichstagswahlkreise soll auf je 100 000 Seelen ein Abgeord^
neter gewahlt werden. Diese Bestimmung trägt einen promissorischen Charakter
und ist bisher zur Ausführung nicht gelangt. Sachlich ist sie aber überhaupt nicht
mehr ausfuhrbar. Wir nähern uns im deutschen Reiche einer Bevölkerungszahl
von 70 Millionen. Der Reichstag müßte also hiernach aus 700 Abgeordneten
bestehen, ^n einer solch' zahlreichen Versammlung von Volksvertretern würde die
Fuhrung der Geschäfte bei dem Wunsche der einzelnen Mitglieder, zum Worte zu
kommen und jedenfalls ihrem Wahlkreis gegenüber ihre Ansicht öffentlich zu ver-
treten, i n einer für die Aufgaben der Gesetzgebung und Verwaltung bedenklichen
3. ^^?^""^"' 2"'° zunehmende Verlegung der Geschäfte in den
M7n mü N ^ .'^ '^" """ Tatsache gezwungenerweise Rechnnng.
A?^. 3. ? b « Reiche mindestens dazu gelangen, für die Zabl der
Reichstagsabgeordneten einen nnweru« .wii.u« d l. eine für eine« I<,n«V«
Zeiwaum bescherte Anzahl der
Aer7,7^ dadurch Genüge getan, daß man"ihnen ei"
höhere ^hl von Abgeordneten zugewiesen und für ihre Wahl das Proportional-
w hlsystem vorgeschlagen hat. Das ist eine offenbare Notmaßreqel die d
Gleichheit des Wahlverfahrens im gesamten Staatsgebiet durchb iK Ie ^eh
die großstadtische Bevölkerung zunimmt, desto
'inzelnen Wahlkreisen werden sich ergeben, die man nicht
mehrung der Zahl der Abgeordneten begleichen kann. Eine
<7^ukunf?al^^ '"'^ "' Teilung der W^ei ^
Ent1ch?u/wl! ^ unvermeidliche "^che Notwendigkeit herausstellen Dieser
Entschluß wird sich aber nicht nur auf eine Division der Gesamtzahl der Wähler

beschränken dürfen, sondern man wird auch in Rechnung zu stellen haben, wie
diese Wähler auf den vaterländischen Boden verteilt sind und in welchen Be-
ziehungen sie zu demselben stehen. Für die Neubildung des Herrenhauses will
man teilweise an die geschichtliche Überlieferung anknüpfen, teilweise aber ver-
suchen, aus dieser Körperschaft eine berufsständische Vertretung zu bilden. Bei
diesem Versuch zeigt sich jetzt schon, daß die Zusammensetzung einer gesetzgebenden
Versammlung auf berufsständischer Grundlage kaum mehr ausführbar ist und un-
erfüllbare Forderungen zahlreicher Berufsstände hervorruft. Unsere gesellschaft
lichen und wirtschaftlichen Verhältnisse sind für dieses Wahlsystem schon viel zu
verwickelt. Es gibt zu vielgestaltige Berufskreise, die sich schneiden oder inein-
ander übergehen, um auf der Grundlage der Berufsvertretung eine befriedigende
Auswahl treffen zu können. Es wäre deshalb zu erwägen, ob die Mitglieder des
Oberhauses, dessen Stellung das Herrenhaus einnimmt, nicht besser nach einem
Zensus für einen längeren Zeitraum zu wählen wären; hierbei könnten Bildung
und Besitz je nach der Gestaltung dieses Zensus gebührend zur Geltung kommen.
Die Presse hat seit langer Zeit den Gedanken der Einführung des gleichen, all»
gemeinen Wahlrechts in den Einzelstaaten unaufhörlich in das Gehirn der Massen
gehämmert. Man hat die Hoffnung erregt, daß mit Einführung dieses Wahl-
snstems unermeßlich wohltätige Folgen verbunden seien und Übelstände ver-
schwinden werden, die tatsächlich auf wesentlich anderen Ursachen beruhen wie auf
dem bestehenden Wahlrecht. Nachdem aber die Regierung mit größtem Nachdruck
dieses Wahlprogramm aufgestellt und nachdem sich durch geschickte Propaganda die
Erfüllung dieses Programms immer mehr im Lichte eines Allheilmittels für
allerlei politische Schäden und Wünsche dargestellt hat, wird es auch für eine ent-
schiedene oder still abgeneigte Opposition schwer sein, ihren Widerstand siegreich
durchzuführen. Politisch ist es vielleicht weiser, eine Maßregel, deren Verhinde-
rung aussichtslos ist, gelassen hinzunehmen und sich rechtzeitig offen in deren Dienst
;u stellen, statt schließlich doch überrannt zu werden. Für die gemischtsprachigen
Landesteile würde indes die bedingungslose Einführung des gleichen allgemeinen
Wahlrechts den Ausschluß der deutschen Minderheit von der politischen Vertretung
bedeuten. Eine Regierung kann nicht für die Erhaltung und den Schutz des
Deutschtums in den ehemals russischen Ostseeprovinzen eintreten und gleichzeitig
das Deutschtum in den eigenen gemischtsprachigen Landesteilen politisch preis-
geben! Für die Sicherung des dortigen deutschen Volkstums in seiner politischen
Geltung müßten deshalb in jedem Falle Sondervorschriften erlassen werden. Das
ist jetzt die Pflicht aller deutschen Parteien des Hauses der Abgeordneten, nach-
dem die Regierung diese Pflicht ibrerseits versäumt hat.

Karl Goldschmidr Deutschland und die irische Frage

Dr. Karl Goldschmidt, Essen:

Deutschland und die irische Frage.

Ansprache gehalten in der Deutsch-Irischen Gesellschaft am St. Patricks'Tage 17. März 1918.

Der Krieg ist nach dem bekannten Clausewitz'schen Wort die Fortsetzung der Politik. Welche deutsche Politik setzt der Krieg nun fort? Diese Frage ist nicht leicht zu beantworten. Die Erörterung der Kriegsziele in Versammlungen und in der Presse war lange Zeit verboten. Es ist dies zwar ein klarer Beweis, wie unsere Politik und unsere Diplomatie, und ich darf sagen, auch unser Volk bis auf ganz kleine einflußlose Kreise nur auf Erhaltung des Friedens eingestellt waren; hätten wir darüber hinaus ganz klare, allen deutlich erkennbare politische Ziele gehabt, so hätte das Kriegsziel allen so deutlich vor Augen liegen müssen, daß seine Besprechung zu verbieten sinnlos gewesen wäre.

Als nun endlich die Besprechung frei gegeben wurde, hatten sich bereits zwei scharf von einander getrennte Strömungen gebildet: links die Verzichtler: keine Eroberungen und keine Entschädigungen, und rechts: Stärkung der deutschen Stellung im Osten und Westen, sei es durch Annerionen oder durch militärische und politische Beherrschung der im übrigen, besonders in ihren kulturellen und völkischen Bestrebungen, unabhängigen auf Grund der Volksgemeinschaft zu bildenden Staaten.

Soweit diese zwei Strömungen auch auseinandergehen, so haben sie doch eine Forderung gemeinsam: die Freiheit der Meere.

Die Ziele unserer Politik seit Bismarcks Rücktritt vom Kanzlerposten bis zum Ausbruch des Krieges mögen zwar mehrmals gewechselt haben und oft im Einzelnen weder klar noch äußerlich erkennbar gewesen sein, eine Auffassung hat ihr doli, immer die Richtung gegeben, die, die unser Kaiser einst in die Worte Neidete: „Unsere Zukunft liegt auf dem Wasser". Dies Ziel erkennen wir in der Erwerbung Helgolands — mit einem Helgoland in englischem Besitz wären wir kaum mehr als Portugal oder Griechenland —, wir erkennen es in der Erweiterung und dem Ausbau unseres kolonialen Besitzes, in der Förderung unserer Handelsflotte, des Schiffbaues und in der Schaffung unserer Kriegsflotte. So ist es denn auch erklärlich, daß in der Forderung nach der Freiheit der Meere das ganze deutsche Volk einig ist, daß in dieser Forderung links und rechts, Verzichtler und sogenannte Annerionisten, Tirpit z und Scheidemann, sich treffen. Am 14. Ok» tober 1917 hat Scheidemann auf dem sozialdemokratischen Parteitag gesagt: „Alles können wir hingeben für das freie Meer". Und der Sozialdemokrat Quessel hat sich am 14. September 1916 in den Sozialistischen Monatsheften folgendermaßen geäußert:

„FreiheitderMeere bedeutet für uns also Sicherung unseres
Wirtschaftslebens vor der britischen Seegewalt. So betrachtet ist sie eine
Forderung, auf die gerade die deutsche Arbeiterklasse nicht verzichten
kann. Von ihr hängt unsere Eristenz und Zukunft ab. Die Arbeiter-
klasse begreift von Tag zu Tag mehr, daß gegenüber der
britischen Seetnrannei, die ständig unser Dasein bedroht, keine andere
Freiheit so kostbar für uns ist, wie die der Meere, von der in Wahrheit das
Wort gilt, daß „Brot Freiheit ist und Freiheit Brot." —

Aber trotz der Einheitlichkeit im Ziel sind die zwei Strömungen wieder verschieden in den Mitteln, mit denen sie dieses Ziel erreichen wollen. Die Richtung, die sich mit dem Namen Tirpitz deekt, fordert als Sicherheit für die Freiheit der Meere militärische Herrschaft über die flandrische Küste, soweit es die Kriegslage irgend gestattet, möglichst bis zur Somme, und sieht hierin die „reale Garantie", die seinerzeit auch Bethmann»Hollweg verlangte, während die Richtung Scheidemann anscheinend auf alle realen Garantien verzichtet, beziehungsweise glaubt, solche in einer vollständigen Umstellung der Geister vom Imperialismus zum Pazifismus als Folge des sieghaften Gedankens der internationalen Sozialdemokratie zu finden. Mir scheint die Hypothek auf diese veränderte Geistesverfassung der pupillarischen Sicherheit zu entbehren, ebenso wie ich in dem Weltschiedsgericht trotz seiner hohen Befürworter keine reale Garantie für einen Vertrag erblicken kann. Iedes Gerichtsurteil bleibt, wie jeder Vertrag, ein Fetzen Papier, wenn nicht hinter dem Richter der Gerichtsvollziehe.r steht, und da es einen Weltgerichtsvollzieher auch nach dem Kriege noch nicht geben wird, wird Deutschland darauf sehen müssen, sein gutes Recht und seine Verträge mit seiner politischen und militärischen Machtstellung selbst zu schützen.

Die aus dem Osten drohende Gefahr ist durch die völlige militärische Ausschaltung Rußlands beseitigt und dürfte durch die Zerlegung des ehemaligen russischen Staatsgebildes in seine völkischen Bestandteile auch beseitigt bleiben, sofern wir festhalten und ausbauen, was wir erreicht haben.

Für die westliche Gefahr empfiehlt sich die gleiche Operation. Frankreich allein ist kein uns irgendwie schreckender Gegner mehr, seine weitere Schwächung erhöht aber zweifellos unsere Sicherheit. Die von Westen drohende Gefahr beruht auf der geographischen Lag« Englands, das nicht nur Deutschland, sondern ganz Mittel- und Nordost-Europa, soweit es auf die Nordsee und die Kanalhäfen angewiesen ist, vom Weltverkehr absperren kann. Gelingt es uns in diesem Kriege, auch das vereinigte Königreich in seine völkischen Bestandteile zn zerlegen, die Iren vom englischen Ioch zu befreien, ein selbständiges, von England vollkommen unabhängiges Irland zu schaffen, so ist letzteres in der Lage, seinerseits wieder Englands Verkehr mit dem Atlantischen Ozean zu unterbinden. Da England aber auf diesen Verkehr angewiesen ist, eine jahrelange Absperrung, so wie sie Dcutsch-

land in diesem Kriege ertragen hat, seinerseits garnicht ertragen kan«, so wird England gezwungen, sich mit Irland zu verständigen. Daß Letzteres seinerseits England gegenüber auch nach einer Sicherung flr diese Verständigung suchen wird, dafür bürgt seine Iahrhunderte alte Leidensgeschichte.

Es gibt für Irland und Deutschland keine bessere Garantie gegenüber England, als ein gegenseitiges Freundschaftsband. Einen unsicheren Kantonisten nimmt man am besten in die Mitte. Da sorgt dann der eine im Osten, der andere im Westen, daß der brave Iohn Bull hübsch bei der Stange bleibt.

Wird Irland frei, so wird dadurch Europas Völkerfamilie nicht nur um ein wertvolles Mitglied vermehrt, sondern gleich um zwei, denn auch England wird durch ein unabhängiges Irland gezwungen, nun wieder ein europäischer Staat zu werden. Seit zwei Iahrhunderten ist es das nicht mehr. Seine Interessen lagen in allen anderen Weltteilen und sein europäisches Interesse war ausschließlich darauf beschränkt, mit der großartigen Erfindung vom Gleichgewicht der Mächte Europa überhaupt auszuschalten. Das wird durch ein unabhängiges Irland anders werden. England ist dann gezwungen, sich in die europäische Völkerfamilie einzugliedern.

Der Irenführer de Valera spottet in einem kürzlich abgedruekten Brief: über Englands Interesse an Irland, dem Helgoland des atlantischen Ozeans: „Gute, alte Britannia! Eine Formel verfehlst du nie richtig anzu» wenden, nämlich: Was dein ist, ist mein, was mein ist, gehört mir allein. In diesem Sinne wirst du ohne Fehl der Völkerliga beitreten, die Lehre der Freiheit der Meere unterschreiben und jede andere Partnerschaft annehmen, für die du vertrauensselige Toren als Teilnehmer findest. Ob Wilson zur Zahl derselben gehört, dürftest du bereits herausgefunden haben. Natürlich wissen wir alle, daß du, die du nicht jenen deutschen Hunnen gleichst, dein Helgoland lediglich zu haben wünschest, um das Weltmeer frei zu erhalten, wie du es in der Vergangenheit freigehalten hast. Natürlich hast du ja niemals in den Handel und die Entwicklung eines Nachbarn eingegriffen und nie einen möglichen Rivalen niederge» schlagen, ehe er sein Haupt erhob. Natürlich sind deine Nelsons nicht wie jene Tirpitze. Sollte man aber nicht trotzdem dieses Helgoland des Atlantischen Meeres als beständige Versuchung für deine Tugend fürchten müssen? Du weißt, daß selbst die Gerechten fallen. Außerdem bedenke, wie viel ruhiger die Staatsmänner Europas, Graf Hertling und Kompagnie, schlafen werden, von Wilson und Amerika gar nicht zu reden; bedenke, was für einen vollständigen Feiertag die Strategen haben werden, um wie viel sicherer die Demokratie sein wird, um wie viel komfortabler wir uns alle befinden werden, wenn dieses Alpdrücken verursachende Helgo» land das Recht der Selbstbestimmung erhält und als unabhängiger Staat

unter internationalen Garantien konstituiert ist, keine Versuchung, keine
Gefahr mehr für irgend jemand bildet, seine Häfen weder englisch noch
deutsch oder holländisch sind, sondern wie es sein sollte, sein eigen."
Die Unabhängigkeit Irlands ist schließlich nicht nur ein irisches nnd ein
deutsches Erfordernis, nicht nur eine Lebensbedingung für diese zwei Volker selbst,
sondern, wie ich bereits ausführte, für ganz Mittel- und Osteuropa und für alle
Völker, die mit diesen Gegenden Handel treiben, und das ist schließlich die ganze
Welt. Die Beherrschung aller Meeresstraßen durch englische Stützpunkte beraubt
die Meere ihrer Freiheit. Darum wird die Beseitigung dieser Fesseln nicht nur
von Deutschland und Irland, sondern auch von den Neutralen und selbst von den
englischen Bundesgenossen gefordert.
Ich will mich dabei nicht auf Wilson berufen. Der Mann versteht es meister-
lich, alle Begriffe nach seinem jeweiligen Bedürfnis umzudeuten. So hält der
Herr Professor zur Zeit den Holländern eine Vorlesung über die Freiheit
und das Selbstbestimmungsrecht der kleinen Völker, die an Originalität und Neu-
heit Unübertreffliches leistet. Er dürfte auch für die Freiheit der Meere eine ganz
neue und ebenso überraschende Auslegung finden. Ich berufe mich auf das, was
der italienische Admiral Marchese im November vorigen Iahres veröffentlicht
hat. Er weist auf die Absperrung der Meeresstraßen durch England hin, auf
Gibraltar, Malta, Port Said, Singapore, Kanton usw., auf die Schwierigkeiteu,
die auch in Friedenszeiten England fremden Schiffen in all diesen Platzen und
seinen zahlreichen Stationen durch unterschiedliche Behandlung machen kann, und
zieht den folgenden Schluß:
„Alles das würde unmöglich sein, wenn die oben genannten Häfen
und Stationen, anstatt das Eigentum einer Nation zu sein, denjenigen
Ländern gehörten, auf deren Gebieten sie liegen, wenn mit einem Worte
das englische Monopol aufgehoben wäre. Würde das der Fall sein, so
wären in Zukunft alle schweren Interessenkonflikte vermieden, und kein
Staat der Welt brauchte in der dauernden Angst zu leben, plötzlich vom
Welthandel abgeschnitten zu werden. Das ist die Freiheit der Meere und
diese wahre Freiheit der Meere wird eine der hauptsächlichsten Be
dingungen eines gerechten und dauerhaften Friedens werden."
So oft ich die Idee, daß Deutschlands Interesse ein unabhängiges Irland ver-
langt, entwickelt habe, merkte ich, daß man mich für einen nicht ernst zu nehmen-
den Optimisten, für einen Phantasten hält. Es könne uns niemals gelingen,
England so weit zu Boden zn werfen, daß es Irland, die Grundlage seiner Welt-
stellung, frei gäbe. Demgegenüber habe ich zweierlei zu antworten:
l. Selbst wenn meine Hoffnnng trügerisch, wenn das Ziel der Loslösung
Irlands in diesem Kriege nicht zu erreichen sein sollte, so ist es doch von höchster
politischer Wichtigkeit, den Iren unsere Sympathien zu bezeugen, sie in ihren Be-
-

strebungen durch eine starke öffentliche Meinung bei uns zu unterstützen und diese Gedanken in der Welt zn verbreiten, damit der so lange Zeit durch alle Unter» drückungen genährte Freiheitswunsch der Irländer nicht doch noch durch englische Maßnahmen endgültig erstickt wird. Ein nach Selbständigkeit strebendes Irland- ist schon ein großer Gewinn für uns, wie dieser Krieg uns lehrt. Die Unmöglich- keit, in Irland nach englischem Gesetz zu rekrutieren, beraubt unsere Gegner um '/., Million bester irischer Soldaten und hält zudem ein englisches Heer von an- geblich 200 000 Mann unter General French dort fest, das jetzt nötig ist, um den Aufstand in Irland niederzuhalten. Das Fehlen dieser 700 000 Mann ist für uns eine gewaltige, vielleicht entscheidende Hilfe.

2. aber sage ich, man wird nie ein Ziel erreichen, das man sich nicht steckt. Sollen wir kleinmütiger sein, als die waffenlosen Iren, als die Sinn-Feiner? Wer war so kühn, in den Iahren 1914, 15 und 16 an die vollständige Nieder- werfung Rußlands zu glauben? Wer kennt die letzten Folgen unserer dies- jährigen Siege, deren wir alle gewiß sind? Hat England es sich je trimmen lassen, daß die deutsche Flotte ee derartig vom Weltmeer absperren würde, daß das Ge- spenst der Hungersnot vor Britanniae Türen steht? Trotz aller Gegenwehr ver- senken wir in 2 Monaten so viel Schiffe, wie England INI7 bei aller Anstrengung hat bauen können. Alle die hochmütigen Vertröstungen der englischen Politiker über die heimische Selbstversorgung mit Lebensmitteln, über die Erfolglosigkeit unserer U-Boote, über den Umfang der Schiffsneubauten haben sich als eitel Schwindel erwiesen, ein Schwindel, gleichzeitig gemacht für die Beruhigung der englischen Massen und für die Bennruhigung leichtgläubiger deutscher Politiker, ein Schwindel, auf den jenseits und diesseits des Kanals so mancher bereinge- fallen ist.

Admiral von Tirpitz, der doch vom Seekrieg etwas verstehen dürfte, hat wiederholt und unzweideutig gesagt, daß der U-Boot-Krieg England auf die Knie zwingen müsse. Das sagen alle unsere Marineoffiziere und das sagen vor allem unsere tapferen U-Bootsleute selbst.

Siegesgewifi gelobt einer unserer Kapitänleutnants in einem Nachruf, den er seinem Freunde Wegener widmet, dem U-Bootskommandanten, den die Baralong- leute so schändlich'ermordet haben:

Dn sollst nicht umsonst so bitteren Todes gestorben sein. Das Meer, in dem Dn ruhst nnd mit dem Freunde Weddigen und so manchem anderen lieben Kameraden gebeime Zweisprache hältst, soll frei werden und frei bleiben und über Deinem Grabe soll ein Mal weben, stolzer als Fürsten es haben: Die siegreiche deutsche Flagge.

Richard Müller-Freienfels

Richard Müller-Freienfels, Konstanz:

Hur Psychologie der Nationalcharaktere.

Der gegenwärtige Krieg hat uns hinsichtlich unsrer Kenntnis fremder Völker zweierlei und zwar recht Widersprechendes gelehrt: einerseits hat er uns die ganze Wichtigkeit einer solchen Kenntnis mit eindringlicher Wucht vor Augen geführt, andrerseits hat er auch bewiesen, daß das, was wir an solcher Kenntnis bisher besaßen, recht dürftig und unzulänglich war, ja daß gewisse , für unumstößlich gehaltene Feststellungen einfach versagten, so daß man an der Möglichkeit einer sicheren Psychologie der Nationen überhaupt zweifeln kann.

Beginnen wir mit der zweiten der genannten Tatsachen! Da ist zunächst zu konstatieren, daß wir eine wissenschaftliche Psychologie der Völker und ihrer Charaktere überhaupt nicht besitzen. Die heute so eifrig betriebene, in Deutschland von Wundt vor allem ausgebaute, wissenschaftliche Völkerpsychologie ist etwas ganz anderes als das, wovon hier die Rede ist. Sie erforscht die allen Völkern gemeinsamen allgemeinen Tatsachen, nicht dasjenige, was die einzelnen Völker von einander unterscheidet. Eine „differentielle Völkerpsychologie" oder eine „Psychologie der Nationen", wie ich zum Unterschied von der allgemeinen Völkerpsychologie dasjenige, was ich hier im Auge habe, bezeichnen will, besteht noch nicht. Gewiß haben einzelne Forscher (ich nenne unter den Deutschen Hillebrand, unter den Franzosen Fouill^) manche bedeutsame Vorarbeit für eine solche Wissenschaft erbracht; indessen sind ihre Ergebnisse zu sehr aus gelegentlichen Beobachtungen abgeleitet, zu sehr einer oft genialen, oft aber auch trügerischen Intuition entsprungen, als daß sie als methodische und systematische Erkenntnisse gelten könnten. Es ist auch zuzugeben, daß in den historischen Wissenschaften viel wertvolle Vorarbeit auf Einzelgebieten geliefert worden ist; indessen hat bisher niemand diese zerstreuten Feststellungen gesammelt und systematisch miteinander in Beziehung gesetzt, sodaß man heute über klar definierbare Begriffe vom Charakter der einzelnen Völker verfügte. Zudem bleibt, worauf ich später zu sprechen komme, noch nachzuweisen, ob sich in der Politik oder in der Religion eines Volkes tatsächlich dieselben Charaktereigenschaften offenbaren, die man etwa aus seiner Knnst oder seinen moralischen Anschauungen herausgelesen hat.

Allerdings besteht nun, unbekümmert um alle methodischen und sachlichen Bedenken, daneben eine volkstümliche Begriffsbildung über die Nationalcharaktere, die schimätisch und grob, wie sie ist, deunoch außerordentlich verbreitet ist.

Man hat in breitesten Kreisen sehr bestimmt auftretende Vorstellungen über das Wesen und die Eigenart der Franzosen, der Engländer, der Deutschen und fast aller andern Völker; Vorstellungen, die sicher nicht ganz falsch, aber auch nicht richtig sind. Und gerade deren trügerischen Wert hat uns ja der Krieg gelehrt.

So war es vor dem Kriege ein allgemein verbreitetes Dogma, daß die
Franzosen zwar leidenschaftlichen Aufschwunges und lohender Leidenschaft, aber
keiuer zähen Standhaftigkeit fähig wären. Was aber.lehrt uns der Krieg?
Zeigen sich nicht grade die Franzosen von einer verbissenen Hartnäckigkeit und
Ausdauer, wie kaum ein anderes Volk; rennen sie nicht mit unerschütterlicher Ge»
duld wie ein Insekt wider ein erleuchtetes Fenster immer von neuem wider die
deutsche Mauer im Westen an? Sie, die nach bisher gültiger Meinung durch
Niederlagen bei ihrem sanguinischen Temperament aufs äußerste deprimiert sein
müßten, haben von all unfern Gegnern die blindeste Siegeszuversicht. — und die
Engländer? Bei Ausbruch des Krieges rechneten sich viele Leute bei uns aus,
daß dies „KrÄmervolk" sicherlich nur die andern für sich kämpfen lassen und
niemals seinen eignen Geldbeutel und noch weniger sein Blut ernstlich in Gefahr
bringen würde. Und nun sehen wir, daß diese Krämer die größten Steuerlasten
willig auf sich nehmen, obwohl ein Geschäft im gewöhnlichen Sinne schon lange
nicht mehr zu erhoffen ist, und obwohl sie, wenn sie nur ihren Geldgewinn im Auge
hätten, schon lange einen vorteilhaften Frieden hätten erreichen können. — Und
sehen wir nicht, daß das angeblich servil seinem Zaren ergebene, patriarchalisch
dahinvegetierende Russenvolk urplötzlich seine Ketten zerbricht, sein „Väterchen"
ohne Gewissensbisse in den Kerker jagt und unerhört freiheitliche Reformen ein-
führt. — Wir- geben gern zu, daß manches Äußerliche und zufällige Kon-
stellation bei all diesen Dingen mitgespielt haben mögen; indessen zum Teil sind
diese doch einem nationalen Wesen entsprungen, das offenbar mit den bequemen
CliehFs jener volkstümlichen Beurteilung ihrer Charaktere nicht übereinstimmt.
Und daß mehr noch die andern Völker von uns Deutschen unbewußt und bewußt
falsche Vorstellungen hatten und baben, hat ja ebenfalls der Krieg aufs Deutlichste
bewiesen.

Man kann getrost behaupten, daß unter den unübersehbar vielen Faktoren,
deren Verflochtenheit die gegenwärtige Weltkatastrophe heraufgeführt hat, die
irrtümlichen Vorstellungen vom Wesen der Gegner nicht die geringsten gewesen
sind. Und noch während des Krieges sind solche Irrtümer bewußt geschliffene
Waffen im Kampf, wie vor allem die Verzerrung des deutschen Volkscharakters im
Spiegel der feindlichen Presse beweist.

Wir sind gewiß angesichts des grausigen Irrationalismus des Weltgeschehens
nicht optimistisch genug, um von einer theoretischen Klärung der Begriffe eine
Verhinderung ähnlicher Katastrophen zu erhoffen: indessen will uns doch scheinen,
daß auch jenseits ibres hoben theoretischen Wertes ein« gründliche Ps» choloqie der
Nationalcharaftere einigen praktischen Nutzen bringen könnte. Unter diesem Ge-
sichtspunkt stellen wir eine „differentielle Volkspsychologie" hier als Problem auf,
indem wir ihre Schwierigkeiten, aber auch die Möglichkeit ihrer Bezwingung nnd
die dazu tauglichen Methoden kurz beleuchten.

Denkt man mit einiger Konsequenz die unendliche Vielfältigkeit des Gegen-
standes, also des Charakters des Volkes, durch, so will es freilich als tollkühnes
Unternehmen scheinen, diese flutende Mannigfaltigkeit in feste Begriffe zu bannen.
Nur einige der hervortretendsten Spaltungen der Volkspsyche sollen hier er-
örtert sein. Zunächst zerfällt jedes Volk in Individualitäten, die nach
Anlage und Entwicklungsfähigkeit außerordentlich verschieden sind. Es lassen sich
innerhalb jeden Volkskreises unschwer Individuen herausfinden, die ihrer ganzen
An nach besser in fremde Volker passen würden als in ihr eigenes. Intelligenz,
Temperament, Gefühlsleben sind oft den als typisch geltenden Veranlagungen des
eignen Volkes diametral entgegengesetzt.
Dazu kommen ferner die Stammesverschiedenheiten. Kein Volk ist, auch
wenn wir von jenen ausgesprochenen Außenseitern absehen, in sich eine homogene
Masse. Innerhalb des deutschen Volkes zum Beispiel haben wir nebeneinander
den Allemannen und den Sachsen, den Pommer und den Franken: einerlei ob sich
deren Stammeseigenart klar definieren läßt, daß sie sich außerordentlich unter-
scheiden, ist nicht zu leugnen. Und doch geht die Voraussetzung der von uns ange-
strebten Wissenschaft dahin, daß sich diese Stammescharaktere in ihrer Gesamt-
heit als Unterbegriffe einordnen lassen sollen in einen gemeinsamen Oberbegriff,
den deutschen Volkscharakter.
Weiterhin kommen die außerordentlich trennenden sozialen Spaltungen hinzu,
die durch Vermögensstufe, Bildungsgrad, vor allem durch die Berufsgliederung
hervorgerufen werden. Besonders die Berufe bilden Tvpen aus, die die Menschen
sehr scharf unterscheiden. Das ganze Denk- und Gefühlsleben eines Menschen
wird durch seinen Beruf geformt. Die Art des Denkens und Fühlens ist bei einem
deutschen Arzt und einem französischen Arzt untereinander vielfach viel ähnlicher
als zwischen einem deutselien Arzt und einem deutschen Steinklopfer. Die Zugehörig'
keit zu gewissen Gemeinschaften, etwa einer Kirche, kann allen Gliedern eine ge»
meinsame Prägung aufdrücken, wie das bei uns z. B. durch die Trennung zwischen
Katholiken und Protestanten geschieht. Nicht nur in religiösen Glaubenssachen,
nein, bis in die entferntesten Äußerungen des Denkens und Fühlens macht sich diese
Trennung bemerklich.
Aber auch wenn wir die Nation als Gesamtheit nehmen, bleibt sie sich immer
gleich? Wirken nicht Einflüsse der Umgebung, der Kultur, der Politik tiefum-
gestaltend ein? Ist nicht der Deutsche des Mittelalters ein ganz andrer Mensch
als der Deutsche des neuen Kaiserreichs? Offenbaren die Äußerungen der Volks-
psyche, etwa die Architekturstile, nicht eine viel größere Verwandtschaft mit den
gleichzeitigen internationalen Stilen als mit den Stilen der verschiedenen Jahr-
hunderte innerhalb derselben Nation? Bestebt nicht eine viel größere Verwandt-
schaft zwischen der Notre-Dame Kirche in Paris und dem Freiburger Münster als
zwischen dem Freiburger Münster und dem Würzburger Schloß oder der

Theatinerkirche in München? Machen nicht am Ende auch die Nationen Perioden des Alterns durch nie die Individuen?

Dazu kommt ferner, daß es schier unmöglich ist, die Gesamtheit des Volkes zu überschauen, daß es innerhalb jeder Epoche reprÄsentative Gruppen gibt, die die Vorstellung vom Volkstypus bedingen. Diese Tatsache wird in ihrer ganzen Bedeutung oft nicht erkannt. Ie nach der Zeitperiode nämlich treten bestimmte Stände in den Vordergrund und wirken repräsentativ, wobei man völlig übersieht, daß hinter ihnen eine oft viel größere Masse steht, die wenig mit ihnen gemein hat. So sind in den frühsten Iahrhunderten deutscher Geschichte die Geistlichen repräsentativ, im früheren Mittelalter werden sie z. T. vom Feudaladel verdrängt, worauf wiederum ein paar Iahrhunderte folgen, in denen die Kultur ein vorwiegend städtisches Gepräge trägt. Auch andere Gruppen als soziale Gemeinschaften können diese repräsentative Bedeutung gewinnen. So haben z. B. innerhalb des französischen Volkes die Pariser oberen Zehntausend eine solche repräsentative Macht gewonnen, daß man vielfach die viel größere und menschenreichere Provin; übersah und den Pariser als typischen Franzosen schlechtweg bewertete. Oft kann auch eine einzelne Persönlichkeit eine solch« repräsentative Stellung einnehmen. So hat z. B. Bismarcks gewaltige Individualität die Vorstellungen andrer Völker vom neueren Deutschland sehr stark beeinflußt; man schrieb dem ganzen Volke, allerdings mit andern Größenmaßen, dieselbe Denk» und Handlungsart zu, die man an Bismarck sich offenbaren sah. Dabei ist natürlich nicht zu übersehen, daß eine solel)e repräsentative Stellung auch einen tatsächlichen Einfluß ausübt. Auch außerhalb des Pariser Weichbildes bestreben sich die Franzosen, so verschieden im einzelnen ihre Anlage sein mag, als Pariser zu scheinen und auch wirklich zu leben. Und die repräsentative Gestalt Wilhelms II. wird nicht nur im Ausland irrtümlicherweise für typisch für die letzte Generation angesehen, sie ist es in der Tat auch insofern, als sie weitesten Kreisen wirkliches Vorbild war, was sich äußerlich in der Nachahmung der Barttracht, aber auch vielfach im seelischen Gebaren nachweisen läßt.

Ferner kommt, um unsere Aufgabe, die Volkscharaktere gegeneinander abzugrenzen, vollends schwierig zu machen, noch hinzu, daß sich die verschiedenen Volkscharaktere beeinflussen und einander anpassen. So hatten wir im 17. und 18. Iahr» hundert eine starke Beeinflussung aller europäischen Völker durch die Franzosen, im 19. Iahrhundert haben die Engländer vielfach als vorbildlich gegolten, und vielleicht will es der Witz der Weltgeschichte, daß gerade in diesem Kriege alle Völker mit Einschluß Englands und Amerikas sich dem viel geschmähten mili» taristischen Preußen immer stäirker anähnlichen. —

Genug! Die aufgezählten, keineswegs vollzähligen Tatsachen mögen genügen, um die Vielfältigkeit und außerordentliche Variabilität der Volksarten zu kenn, zeichnen, die wir, wenn möglich, in feste Begriffe zu fassen versuchen wollen. Schon diese Tatsachen werden genügen, um darzutun, welche Schwierigkeiten sich einem

solchen Unterfangen in die Wege stellen, und vielleicht mag es an diesem Punkte der Erörterung scheinen, als suchten wir Wolken mit Händen zu greifen oder flutendes Wasser mit Netzen zu fangen. —

Trotz alledem ist der Nationalcharakter keineswegs eine Chimäre Jenseits aller individuellen Schwankungen und sozialen Spaltungen besteht die Tatsache, daß sich eine typische Besonderheit des Charakters, wenn auch nicht bei jedem beliebigen Individuum, so doch bei einer größeren Anzahl von solchen feststellen läßt. Stelle ich einen einzelnen Franzosen einem einzelnen Deutschen gegenüber, so kann ich aus ihrem Verhalten nichts Sicheres über den Charakter der beiden Völker aussagen, ja ich könnte sogar durch ein solches Verfahren zu völlig verkehrten Schlüssen gelangen. Nehme ich jedoch tausend Franzosen und tausend Deutsche zusammen, so ergeben sich ziemlich deutliche Unterschiede, die sich bis zu gewissem Grade als typisch ansehen lassen.

Auch wenn wir soziale Gruppen miteinander vergleichen, ergeben sich ziemlich markante Verschiedenheiten. Nehmen wir den Typus des deutschen Dichters und vergleichen wir ihn mit dem Typus des französischen Dichters, so treten Unterschiede hervor, denen eine gewisse Regelmäßigkeit nicht abzusprechen ist, und die sich auch im Wechsel der Zeiten bis zu gewissem Grade erhalten. Und ebenso hat der Soldat oder der Kaufmann in beiden Völkern besondere Merkmale. Ia, ein weiterer Vergleich ergibt, daß dasjenige, was den deutschen Soldaten vom französischen Soldaten unterscheidet, in gewissem Grade wiederkehrt in den Unterschieden zwischen dem deutschen und französischen Dichter oder zwischen den Kaufleuten der beiden Nationen.

Und weiterhin ergibt sich auch im Wechsel der Zeiten und Weltanschauungen doch eine gewisse Gemeinsamkeit innerhalb der Nationen. Es läßt sich nachweisen, daß es einen gemeinsamen Grundzug gibt, der die deutsche Gotik, die deutsche Renaissanie, das deutsche Barock verbindet, und der jede dieser Stilarten in an» nähernd gleicher Weise von den gleichzeitigen Stilarten der französischen Kunst unterscheidet. Und solcher volkstypischer Züge lassen sich noch andere innerhalb der obenaufgezählten Variabilitäten unterscheiden.

Alles das aber ist bisher durch ziemlich unmerhodische Empirie gewonnen.

Was wir an Feststellungen dieser Art auch in wissenschaftlichen Werken besitzen, kommt in seinem Werte nicht viel über Verallgemeinerungen gelegentlicher Beobachtungen hinaus. Auf diese Weise, oft auch noch getrübt durch Liebe und Haß, sind die obenerwähnten populären Anschauungen über die Volkscharaktere entstanden, die oft bis in die wissenschaftliche Literatur hinein ihre Wirkung geübt haben.

Wir wollen nun diesen Beobachtungen und Verallgemeinerungen keineswegs allen Wert absprechen. Sie zeugen oft von Seliarfblick und Sinn für das Wesent» liche. Eine methodische Bearbeitung des Stoffes wird in manchen Punkten zu verwandten Feststellungen gelangen. Wofür wir hier eintreten, ist zweierlei:

erstens für eine methodische Durcharbeitung des Stoffes und zweitens für eine kritische Anwendung des Gefundenen. So nur können allgemeine Begriffe über Volkscharaktere von Wert sei».
Zunächst die methodische Untersuchung. Viele der von der differentiellen Psychologie zur Erforschung der Individualität des Einzelmenschen ausgebildeten Methoden können mit entsprechender Umstellung auch zur Erforschung von Volls-individualitäiten verwendet werden.
Zunächst käme da die erperimentelle Methode in Betracht, die zur Zeit das Ansehen größter Eraktheit genießt. Sie ist freilich sehr umständlich zu handhaben und ergibt stets nur Einblicke in verhältnismäßig geringe Ausschnitte des Cha-rakters. Immerhin vermöchte sie, wenn sie m der größtmöglichen Ausdehnung und mit einer gewissen Parallelität bei verschiedenen Völkern verwendet würde, mancherlei interessantes Material zu liefern. Besonders Schulen, auch die Armeen böten fruchtbares Arbeitsgebiet. Es wäre außerordentlich interessant, systematisch feststellen zu lassen, welche Besonderheiten etwa des Aufmerksamkeitslebens, der Interessen, der Arbeitsweise sich bei gleichaltrigen französischen und deutschen Schülern feststellen lassen. Dies nur als Beispiel! Solche Ergebnisse müßten freilich in sehr mannigfacher Weise ergänzt werden, ehe sie eine synthetische Er» kenntnis der Nationalcharaktere ermöglichten.
Weniger erakt, weil weit weniger kontrollierbar, aber doch nicht ganz zu ver-schmähen und bequemer zu handhaben wäre die Methode der Umfrage. Auf diesem Wege sind zum Beispiel Feststellungen über die Vorherrschaft der einzelnen Sinnesgebiete, die sogenannten Vorstellungstypen, gemacht worden. Indessen kann man über den Wert der bisherigen Ergebnisse Zweifel hegen, vor allem darum, weil sie unter dogmatischen Gesichtspunkten vorgenommen sind und keines-wegs mit andern Beobachtungen, vor allen solchen der objektiven Methode zusammengehen.
Diese „objektive" Methode, die man auch die „historische" nennen kann, scheint uns die wertvollste zu sein, vor allem deshalb, weil sie ein viel größeres und vielseitigeres Gebiet umspannt, als es jemals die erperimentelle Methode zu umspannen vermag. Denn ihr hat ja gleichsam die ganze Geschichte des Volkes zur Sammlung von Belegmaterial vorgearbeitet, und die ganze Welt ist ihr ungeheures Laboratorium. In eber zu großer als zu kleiner Masse ist in den Werken der Künstler und Denker, den Taten der Feldherren und Staatsmänner, den Leistungen der Bürger und Beamten ein Material zusammengetragen, das nur der psycho-logischen Deutung harrt, um reiche und stets nachprüfbare Erkenntnisse zu liefern. Wir denken uns die Durchführung so, daß zunächst auf den einzelnen Kultur» gebieten bei den einzelnen Völkern in systematischer Weise erforscht wird, welche seelischen Besonderheiten sich aus den vorliegenden Tatsachen mit Sicherheit er-schließen lassen. Das ist mit sehr hoher Wahrscheinlichkeit richtig zu induzieren. Im weiteren Verlauf wären dann die einzelnen Kulturgebiete des gleichen Volkes

miteinander in Parallele zu setzen (wobei eine nicht vollständige Übereinstimmung der Ergebnisse nicht stutzig machen darf). Und letzhjn wären dann die so gewonnenen Resultate bei verschiedenen Völkern zu vergleichen.

Es wäre in dieser Weise nachzuprüfen, ob sich eine gemeinsame nationale Art in der Denk- und Fühlweise der Individuen ergäbe, die sich jenseits aller Zeitverschiedenheiten durchsetzte. Viel Skeptizismus ist dabei natürlich am Platze, vor allem bei Persönlichkeiten, die der politischen oder wirtschaftlichen Geschichte angehören; denn bei ihnen wird das Handeln oft durch äußere Verhältnisse entscheidend mitbestimmt, während der Künstler oder Philosoph seine Direktiven viel reiner aus der eignen Seele empfängt und daher leichter nach seiner Art festzulegen ist. Auch andere Bedenken bestehen wohl, sind jedoch zu widerlegen. So kann man einwenden, daß auf diese Weise nur die Seele der hervorragend Begabten erforscht würde, während es gerade auf den Typus ankäme! Aber man darf Tnpus nicht mit Durchschnitt verwechseln! Oft zeigen gerade die hervorragendsten Geister die tnpischeu Eigenschaften am reinsten ausgeprägt. Nicht sie sind !unn5ti'.T per ex<'?5»«nm, sondern der sogenannte Durchschnittsmensch ist oft ein in der Entwicklung gebemmtes Eremplar, wäbrend beim Genie alle Keime zu freiester Entfaltung gelaugt sind.

Das Ergebnis nun, das sich auf diesem Wege erreichen läßt, wird nicht ein ausgeführtes farbiges Gemälde sein, sondern eher ein vages Schema, dessen Um» risse nicht ganz fest zu bestimmen sein werden. Das aber ist kein Nachteil, sondern gehört zum Wesen aller Typenbegriffe, mit denen neuerdings die Psychologie so viel arbeitet. Der Hauptfebler aber, der in ihrer Verwendung besonders vom Laien gemacht wird, liegt eben darin, daß man ihren schemahaften Charakter übersieht und sie für wirklich feste logische Gebilde wie etwa die Klassenbegriffe nimmt.

Daran dachten wir, als wir oben ein streng kritisches Verfahren bei der Anwendung des Gefundenen forderten. Schon bei den populären Typenvorstellungen über Nationalcharaftere kommen die Irrtümer, die sich bei ihrer Verwendung ergeben, nicht so sehr von der Mangelhaftigkeit der Begriffe selber als von ihrer falschen Verwendung. Man verwendet sie nämlich genau wie Klassenbegriffe im Sinne der Naturwissenschaft und glaubt, man sonne notwendige Schlüsse ableiten, so wie etwa die Zoologie gestattet, wenn einmal der Klassenbegriff Säugetier klar definiert ist, aus diesem Begriff für jede neue Art mit Sicherheit gewisse Feststellungen abzuleiten. Nicht so beim Typenbegriff. Habe ich den Typenbegriff „Engländer" einigermaßen klar definiert, so kann ich davon nur mit einer großen Wahrscheinlichkeit, nicht aber mit Notwendigkeit Schlüsse auf den Charakter der zugehörigen Individuen ziehen. Es ist eine ganz andere Art des Denkens, die durch die Verwendung solcher Typenbegriffe bedingt ist. Statt der starren Begriffe der alten 3ogik erhalten wir plastische, bewegliche Begriffe,

die wir brauchen, wenn wir so bewegliche und variable Tatbestände fassen wollen, wie es die sind, von denen wir hier reden.

Eine weitere Schwierigkeit liegt in der mannigfachen Durchkreuzung der Typenbegriffe durch andere Typenbegriffe; wir zeigten bereits oben, wie die nationalen Typen durch die sozialen Typen, vor allem die Berufstypen durchkreuzt werden. Viel irrtümliche Schlüsse, die heutzutage z. B. auf den Charakter der Franzosen gezogen werden, stammen daher, daß noch immer eine Vorstellung von den Franzosen im Kurs ist, die seinerzeit vom aristokratischen Franzosen der früheren Zeiten abgeleitet worden ist. Heute aber ist ein ganz anderer Typus jenseits des Rheines am Ruder; der Aristokrat ist in den Schatten getreten, der skrupellose Advokat, der Iournalist, der Börsenjobber geben den Ton an. Damit aber hat sich ein ganz neuer Typus herausgebildet: statt des ritterlichen, wenn auch großsprecherischen Chevaliers der früheren Iahrhunderte herrscht der skrupellose, unvornehme Bourgeois der Republik und leiht dem Volkscharakter ganz andere repräsentative Züge, wenn er sich auch zuweilen noch mit Kostümstücken der alten, aristokratischen Zeit herausputzt. Vielleicht steckt sogar in dem hysterischen Haß dieser Demokraten gegen die aristokratische deutsche Regierung etwas von der Animosität des Kleinbürgers, dem die Trauben der vornehmen Haltung zu hoch hängen.

Wir wollten, indem wir diese Schwierigkeiten aufzeigten, zunächst die Notwendigkeit kritischer Vorsicht bei allen volkspsychologischen Untersuchungen hervorheben. Ienseits dieser Schwierigkeiten aber glauben wir durchaus an die Möglichkeit einer relativ sicheren Erkenntnis, die auf dem angegebenen Wege zu erlangen ist. Wir wollten damit zugleich einen Weg für die Forschung andeuten, der bisher wenig begangen ist. Die historische Forschung hat sich bisher allzu einseitig an die Feststellung von Einzelheiten gehalten und hat sich scheu von der Ableitung allgemeinerer Erkenntnisse zurückgehalten. Und doch scheint uns diese sehr wohl möglich und zwar auf dem Boden einer nationalen Psychologie. Es wäre nicht nur theoretisch ungemein interessant, sondern auch praktisch höchst wertvoll, wenn aus der Fülle der Einzelheiten das Gleichmäßige mehr hervorgehoben würde, als es bisher geschah. Daß das möglich ist, zeigt z. B die Nationalökonomie, die auf wirtschaftlichem Gebiete allgemeine „Gesetze" formuliert. Vielleicht sagt man statt „Gesetze" besser „Gleichmäßigkeiten" oder „Regeln", da es sich natürlich im logischen Sinne nicht um „Gesetze", wie sie in der Naturwissenschaft gelten, handelt. Derartige „Regeln", typische Phänomene, aber gibt es auf allen Gebieten der Geschichte und zu den wichtigsten dieser Art gehören die in der Volkseigenart ver< wurzelten. Iedes Volk hat ganz typische Wesensäußerungen, typische Erlebnisse, die immer wiederkehren. Es ist natürlich nicht zu erwarten, daß man auf diese Weise einen künftigen Krieg oder eine literarische Blütezeit vorausberechnen kann, wie

der Astronom eine Sonnenfinsternis. Aber immerhin liiißt sich doch durch Erwägungen psychologischer Art mit der nötigen Kritik aus der Vergangenheit auch für die Gegenwart und die Zukunft mancherlei lernen. Daß bisher in dieser Hinsicht so wenig geschehen ist, liegt weniger an der prinzipiellen Unmöglichkeit als daran, daß dieser Weg der wissenschaftlichen Ergründung der nationalen Be» dingtheiten noch gar nicht beschritten worden ist. Die angewandte Psychologie steckt noch in den Anfängen und macht soeben ihre Lehrjahre durch, in denen bekanntlich stets viele Fehler gemacht werden. Das aber kann und wird sich bessern. So manche wissenschaftliche Errungenschaft ist ein Kind der Not gewesen. Vielleicht wird die große Not der Völker, die dieser Krieg uns gebracht hat, diese dazu führen, daß sie sich ernstlicher darum bemühen, sich selber und einander besser kennen zu lernen.

Professor 0r. G. Türk, Breslau:

Bildung und Varbarei.

Wir empfinden Barbarei als Gegensatz zur Bildung. Der Haß unserer Feinde, verbunden mit unsäglicher Torheit, meint es auch so, wenn er das Wort auf uns anwendet. Der Ausdruck kommt von den Griechen als ein wenig wertvolles Erbe. Für die Griechen war Barbar, barbaros, soviel wie Ausländer, und der Ausländer galt ihnen als minderwertig, nicht etwa deswegen, weil das griechische Volk wirklich als Volksgesamtheit allen anderen Völkern der Welt überlegen gewesen wäre, sondern well es sich fühlte, weil es stolz war. Es ist derselbe Stolz, der jedem Volke im Blute steckt, auch den Germanen vor ihrer Verbildung im Blute steckte, nur bei den Griechen auffallend stark ausgebildet, bis zum Über» maß, soweit es hier ein Übermaß gibt. Die Wirkung war jedenfalls zu Gunsten der Griechen. Mochte die Einbildung noch so übertrieben sein, sie fand Glauben, vielleicht gerade weil sie so kräftig auftrat. Am bekanntesten ist die Anwendung des Wortes barbaros auf die Perser, ein Volk, dem die Griechen an Tüchtigkeit durchaus' nicht überlegen waren, am wenigsten an Bildung und Lebenskunst. Die kriegerische Kraft war auf Seiten der Griechen größer, wie sich besonders bei dem Zuge der Zehntausend zeigt. Die Griechen konnten also gerade auf eine Fähigkeit stolz sein, die für uns als Gegensat z zum Barbarentum nicht in Betracht kommt. Der Unterschied zwischen Griechen und Barbaren bekam später einen anderen Sinn, als die Römer den Griechen ihre Selbständigkeit nahmen, aber die griechische Bildung und Kunstfertigkeit als meisterhaft anerkannten. Da bekam

der griechische Stolz allmählich eine besondere und eingeschränkte Begründung, er stützte sich auf überlegenes Denken und Kunstschaffen, und so konnten auch die Römer, je mehr sie die Schüler und geistigen Erben der Griechen wurden, da«, Wort für ihren Standpunkt sich zu eigen maäM und damit die außerrömische Welt bezeichnen, der sie sich in jeder Beziehung überlegen fühlten, an Kraft und Geist. Aber die Beziehung auf die Bildung überwog nunmehr. So ist nun das Wort neuerdings wieder hervorgeholt als Ausdruck eines flegelhaften Stolzes.
Bei den Römern war es immerbin eine ehrliche und einigermaßen auf Tatsachen gestützte Überzeugung, jetzt ist es eine hohle Schmähsucht, die sich gerne an römische Vorfahren und ihre Größe anlehnen möchte, und wo nicht römische Abstammung vorliegt, ist man darauf stolz, mit den Römernachfahren im Bunde zu stehen, und leitet daraus das Recht ab, den Schimpfnamen Barbar ebenfalls gebrauchen zu dürfen. Gegenüber diesem Gesinnungsunflat hilft kein Bitten und Flehen, keine Schüchternheit, sondern nur Trotz und Stolz, nicht Gegenbeweise, daß wir keine Barbaren, keine Rohlinge sind, sondern nur ein Ton des Selbstbewußtseins, der den Gegner übertrumpft. Eine sachliche Grundlage für einen derartigen Stolz ist garnicht das Hnupterfordernis, nur das starke Gefühl, der Glaube an sich selbst. Der wäre dem deutschen Volke zu wünschen, einhellig ist er bei weitem nicht vorhanden. Noch ein Beispiel außer den Griechen. Wer hat die Iuden zum auserwählten Volke gemacht? Ihr Glaube, nichts weiter. Er war so stark, daß er bis heute noch viele fremde Völker mitgerissen hat. Nebenbei wissen wir doch wirklich, daß der geistige Mangel, von dem die Feinde schwatzen, bei nns nicht vorhanden ist.
Also um dieses Geschwätz uns zu kümmern, als ob wir darauf etwas zu geben hätten, haben wir nicht nötig; einen Gegenstoß zu führen brauchten wir uns auch keinen Augenblick bedenken. Aber für uns, ganz abgesehen von den Feinden, bleibt noch eine Erwägung übrig.
Auch ohne Krieg und ohne Feind ist es für uns eine Frage von höchster Bedeutung: Was verstehen wir eigentlich unter Bildung? Da könnten wir in einem anderen Sinne den Gegensatz zur Barbarei entwickeln, nämlich die Bildung muß im Gegensatze zur Fremdländerei stehen. Wirkliche Bildung eines Volkes kann nur etwas Heimisches sein. Und außerdem kann ihr Inhalt nur sachlich sein. Sprachliche Formen, abgesehen von der Muttersprache, gehören nicht zum Bildungsschal?.
Das wird manchen verblüffen, weil doch die deutschen Schulen, welche eine höhere Bildung vermitteln wollen, nichts so eifrig pflegen als fremde Sprachen, also gerade das Fremde und das Sprachliche am stärksten betonen, dessen Bildungswert eben grundsätzlich verneint wurde. ?eider steht es denn auch so, daß, soweit die Bildung des deutschen Volkes auf der höheren Schule beruht, sie zu einem großen Teile nur Schein und Wabn ist. Wir sind nicht so gebildet, wie wir es bei der aufgewandten Mühe sein könnten. Ein großer Teil des Fleißes trifft nur Nebendinge, aber nicht eigentlich das, wonach der Geist hungert. Er will Erkenntnis,

Wedanken; er will sich und die Welt verstehen, soweit es in menschlichen Grenzen liegt, Gegenwart und Vergangenheit, um sich im Leben zurechtzufinden und auch für Entschlüsse einen Anhalt zu haben, sowohl im Einzel- wie im Völkerdasein. Wären wir in diesem Sinne wirklich gebildet, mit wichtigen Kenntnissen und förderlicher Denkfähigkeit ausgerüstet, so müßten wir mehr einig und mehr deutsch sein. Da fehlt noch viel. Und wenn wir auch wrmhoch über den Standpunkt erhaben sind, auf den uns unsere Feinde — vielleicht ohne es selbst zu glauben — setzen möchten, so brauchen wir unter uns doch nicht zu leugnen und uns keiner Täuschung darüber hinzugeben, daß hier eine gründliche Wandlung je eher desto besser am Platze ist.

Zunächst ein Wort von den Sprachen. Die Muttersprache ist ein wesentlicher Teil der Geistesbildung, denn sie ist das notwendige Gefäß des Denkens. Ihr eine sorgfältige Pflege zu widmen ist wichtig und lohnend. Diejenigen, die fremde Sprachen treiben, kommen zum größten Teil, soweit überhaupt von einer Anwendung die Rede ist, nur zu einer unbedeutenden Fertigkeit im Verkehr. Nur ganz wenige werden es sein, die wirklich wichtige Gedanken und Gedankenzusammenhänge durch Vermittlung der fremden Sprache in sich aufnehmen, weil die Muttersprache ihnen nicht dazu verhilft. Der Wert der Sprachkenntnisse für diesen Zweck und auch für Umgang und Handel soll durchaus nicht in Abrede gestellt werden. In keinem Falle aber ist die Kenntnis der sprachlichen Form an sich ein Stück der Bildung, sondern nur ein Bildungsbehelf und -Beiwerk. Das Wesentliche sind auch hier die Gedanken, die bewußt oder unbewußt erst noch in das Gewand der Muttersprache umgekleidet werden müssen, um eine wirkliche Aneignung zu finden.

Nun hört man oft den Einwand, ein volles Verständnis der in fremder Sprache niedergelegten Gedanken ist durch eine Übersetzung nicht zu erreichen. Diese Art des vollen Verständnisses ist aber auch kein Bildungsbedürfnis, das ist die Vollständigkeit und Genauigkeit, die der gelehrte Forscher haben muß, um den betreffenden Zusammenhang auch mit allen unwesentlichen Bestandteilen und Feinheiten aufzufassen und sich ganz in die Seele des fremden Verfassers und Volkes versetzen zu können. Wo es aber darauf und nur darauf ankommt, ein Stück wertvollen Inhaltes für die deutsche Bildung zu gewinnen, da mag der Lehrer die Mühe und Freude der sprachlichen Erforschung durchleben, der zu Unterrichtende kommt zu seinem Gewinne ohne alle die Umstände am besten und kürzesten. Bibelforscher braucht nicht jeder zu sein, der in der Bibel Belehrung und Erbauung sucht; nicht einmal die Prediger haben es nötig und sind auch größtenteils nicht so beschaffen. Die Sprachkenntnisse allein genügen doch sowieso nicht, um die einzelnen Werke zu verstehen; da erfordert jedes wieder eine umfangreiche Bemühung. Schließlich muß selbst der völlig fähige und ausgerüstete Forscher sich abgesehen von seinem eigentlichen Arbeitsgebiet auf fremde Leistungen stützen, weil er doch nicht allein alles durcharbeiten kann. Tatsächlich quälen sich

wohl die meisten Schüler mit den fremden Sprachen, ohne über die Vorübung und
die Aneignung des Mittels viel zur Anwendung für den Zweck zu kommen. Viel
Zeit wird hier fruchtlos vertan und teils der Gesundheit teils wertvollerem geistigem
Stoffe geraubt. Nebenbei entsteht noch eine auffallende schädliche Wirkung, unter
der wir gerade in Deutschland in böchst betrübendem Maße leiden, und zwar zuletzt
ununterbrochen seit dem 16. Iahrhundert, und hier muß einmal ein Ende gemacht
werden. Damals haben die deutschen Vertreter eines freien Menschentums,
welche wieder die volle Entfaltung des menschlichen Geistes frei von den kirchlichen
Fesseln erstrebten und sich Humanisten nannten, leider ihr Deutschtum gegen-
über dem Griechischen und Lateinischen zurückgesetzt und den Griechen ihr barbaros
allzu gläubig nachgesprochen. Über künstlich angelerntem Latein, auf das sie stolz
waren, haben sie ihre lebendige Muttersprache verachtet und verkannt und es ganz
versäumt sie zu benutzen und zu fördern; solche Männer waren dann auch geradezu
ungeschickt. Und ihre Nachfolger sind es bis auf den heutigen Tag. Es ist unver-
meidlich, daß der auf eine fremde Sprache verwendete Eifer der eigenen entzogen
wird und ihr zum Nachteil ausschlägt.

Wie mit der Sprache, so ist es auch mit den Gedanken. Es ist für ein Volk
nicht unbedingt ein Gewinn, nur möglichst viel Geistesgut aus der ganzen Welt
zusammenzuhäufen, und es wird sich oft fragen, ob die Bereicherung überwiegt
oder das Geständnis der eigenen Armut, welche es nötig hatte, nach der Be-
reicherung aus der Fremde zu streben. Wohl mögen einzelne Forscher sich die
Aufgabe stellen, einen Überblick über die Leistungen der ganzen Welt auf ver-
schiedenen Geistesgebieten zu gewinnen, damit eben ein Urteil darüber möglich ist,
was man etwa für das eigene Volk brauchen kann, aber die Menge der Gebildeten
und derer, die es werden wollen, bedarf dieser Umständlichkeit nicht. Es muß
eben immer wieder zwischen der weltumfassenden Gelehrsamkeit, die nur wenigen
eigen sein kann und keiner größeren Ausbreitung bedarf, und der Durchbildung des
gesamten Volkes unterschieden werden. Die Frage über die fremden Sprachen
soll hier nur für diesen Standpunkt genau gestellt und beantwortet werden. Seben
wir uns einmal die deutsche Bildung ohne fremde Sprachen an, wie sie sich da aus-
nehmen würde, wir werden nichts vermissen. Die alten Griechen dachten garnicht
daran, um ihrer geistigen Erhöhung willen fremde Sprachen zu lernen. Ihre ge-
bildetsten Männer sprachen Griechisch und weiter nichts. Gilt ein Engländer, der
nur englisch, ein Iapaner, der nur japanisch spricht, deswegen für ungebildet?
Auch für uns liegt die Sache nicht anders. Wer in der Geschichte des
deutschen Volkes gründlich zu Hause und wirklich im Stande ist, die fördernden
und hemmenden Kräfte zu erkennen und zu überschauen, welche die guten und
bösen Schicksale unseres Volkes bewirkt haben, wer die Entwickelung deutscher
Sprache, deutschen Geisteslebens, deutscher Sitte, deutscher Kunst und Wissen-
schaft kennen und verstehen gelernt hat, wer eine klare Vorstellung von deutschem
Gewerbe und deutscher Wirtschaft besitzt, der hat wohl eine Bildung, die ibn zu

richtigem Verhalten für sich und die Gesamtheit befähigt, die ihn mit eigener Be»
friedigung erfüllen und den anderen Achtung abnötigeu kann. Durch fremde Zu-
taten kann dann wohl die Menge der Einzelheiten in seinem Gedächtnisse erhöht,
«ine gewisse Buutscheckigleit und Mannigfaltigkeit hervorgerufen, aber nicht der
innere Wert seines geistigen Besitzes gesteigert werden. Dagegen wer sich zwar viel
mit fremden Dingen, aber schon aus Mangel an Zeit nur wenig mit seinem
-eigenen Volkstume beschäftigt hat, der wird an dem fremden Wesen viel mehr Ge-
fallen finden und das eigene zurücksetzen, weil er ja seinen vollen Wert, die Menge
seiner Vorzüge gar nicht kennen gelernt hat. Also entsteht auch hier aus einer
scheinbaren Bereicherung doch eine bedenkliche Verarmung. Der Deutsche weiß
tri sich selbst zu wenig Bescheid und verliert die Selbstachtung. Er läßt das eigene
Erbe liegen und tauscht dafür womöglich fremdes schlechteres Gut ein. Wenn
man alle diese Dinge weiter verfolgt, so ergibt sich schließlich: es ist geradezu
Selbsterhaltungstrieb, der uns nötigt, endlich einmal unseren Geist vorwiegend aus
eigenem Besitze zu befriedigen und das Fremde nur nebenbei heranzuziehen, aber
nicht als Hauptsache zu behandeln. Wenn jetzt, im vierten Iahre des Weltkrieges,
eine breite Kluft im Volke gähnt, weil die untere Schicht ihr Glück auf neuen,
scheinbar lockenden Wegen abseits vom Volkszusammenhange sucht, so fehlt der
oberen und bodenfesteren Schicht ein wichtiges Anziehungs- und Einigungsmittel,
um die betörten Brüder wiederzugewinnen: das gemeinsame allen gleichermaßen
teure Vätererbe in deutscher Sprache, Sitte und Gedankenwelt. Denn diese
Dberschicht ist ja seit Iahrhunderten dnrch die Pflege des Fremden von den in
diesem Punkte bodenständigen Volksgenossen getrennt. Es ergibt sich hier eine
sonderbare Kreuzung der Bestrebungen: die einen verleugnen das beimische
Wesen auf dem Gebiete der Bildung, die anderen wollen es in Wirtschaft und
Staat tun. Unsere ganze bürgerlich« und höherstehende Gesellschaft müßte eine
einbellige Begeisterung für alles deutsche Wesen haben und es hoch und heilig
halten. Das gäbe Wohl für die Masse eine mächtige Anregung und Anziehung.
Im einzelnen ist freilich nicht leicht das ins Werk zu setzen. Denn es handelt
sich darum, die deutsche Denkgewobnheit bei vielen Leuten grundsätzlich umzukebien.
Wir müssen das Selbstbewußtsein der alten Germanen wiedergewinnen,
jenes Selbstbewußtsein, mit dem sich Ariovist auch einem Cäsar gegenüber-
stellte, ohne sich geringer vorzukommen. Nur haben die Germanen mit diesem
Bewußtsein doch die Anerkennung der römischen Feinheit verbunden und auch sonst
immer wieder gern fremde Vorzüge auch über das Maß hinaus anerkannt, und
schließlich ist's Auslandsanbeterei geworden. Sie muß fallen. Den alten
Kämpfer- und Siegerstolz ohne den verfehlten Nebengedanken irgend einer
Minderwertigkeit auf anderem Gebiete, den brauchen wir. Wir würden auf die
Weise nach einem viellmndertjäbrigen Irrgang endlich einen Schritt gerade»
ans machen.

Die Erfahrungen, welche das deutsche Volk auf diesem langen Irrgange ge-

sammelt hat, sind zugestandenermaßen iiberwiegend unerfreulich. Um so mehr muß man sich nach dem Gegenteil sehnen. Um so schwerer ist es aber auch, den vollen Umschwung herbeizuführen, denn der Mensch gewöhnt sich auch an sein Elend und seine Torheit und gewinnt sie lieb. Ein Trost ist der Gedanke, daß trotz aller solcher Hemmungen doch in den letzten hundert Iahren das Geschick nnd die Macht des deutschen Volkes so auffallend in die Höhe gegangen ist. Sollte es da nicht möglich sein, daß ein solches Volk sich auf sich selbst besinnt, sich seiner Art und seines Wertes bewußt wird und auf alle fremden Geisteskrücken verzichtet, nachdem es nun lange genug immer wieder sich fast bemüht hat, sich selbst zu verlieren. Schließlich trägt ja auch die Fremdländerei Gott sei Dank ein Hemmnis in sich. Da es umständlich ist und einer gewissen Kunst bedarf, den fremden Geist ins Land zu bringen, nimmt ihn dir große Menge doch nicht recht auf. Die Volksschulbildung ist im wesentlichen deutsch geblieben. Der Fehler ist nur der, daß sie geringgeschätzt wird, während sie tatsächlich den guten Kern für das Wohl des Volkes enthält. Die höhere Bildung dürfte nichts anderes sein als dieselbe Volksbildung, dieselben Fächer und Gedanken, nur auf höherer Altersstufe erweitert und vertieft. Das höhere deutsche Wesen darf nicht Lateinisch, Griechisch, Französisch und Englisch sein. Alle diese Sprachen, diese Gedanken» und Lrbenskreise sollen ibre uneingeschränkte Geltung haben als Gegenstände der Forschung, als Fundgruben, aus denen Sachverständige für uns etwas holen können — es ist aber nicht nötig, daß jeder selbst herumsucht — als Mittel zu irgend einem besonderen Zwecke sei es der Erkenntnis oder der Wirtschaft, Und wer dazu berufen ist, einen solchen Zweck zu verfolgen, der erwerbe sich das Mittel, glaube aber uicht damit zu seiner geistigen Erböhung beizutragen. Wer eine fremde Sprache gut beherrscht, sodaß er damit etwas anfangen kann, der Kar die Fähigkeit eine fremde Geisteswelt kennen zu lernen, so wie einer, der Gelegenheit hat, das Ausland zu bereisen und dort mit eiuem anderen Volke zu verkehren. Die Tatsache des Verkehrs ist noch keine Bildung und kein Gewinn, sondern das, was er für sich dort findet nnd heimbringt, soweit es etwas Gutes ist: wahllos alles einheimsen frommt nicht. So ist auch die Kenntnis des fremden Geistes noch nicht an sich ein Stück Bildung, sondern das, was man wirklich zu eigenem Nutzen in sich aufnimmt und mit dem eigenen Wesen vereinigt. Tb man das selbst gefunden und mitgebracht hat oder es von einem anderen emvfängt, ist nicht wesentlich. Für den Nang, den wir als Volk einnehmen wollen, ist die Frage sehr wichtig 7 nehmen wir das Fremde, weil das Eigene zu kümmerlich ist und wir die Zutat nicht entbehren können, oder nehmen wir es nur als Überschuß? In letzterem Falle ist es ohne Schaden entbehrlich; im ersteren dürfte freilich die Fremd» länderei nicht angetastet werden, sie bedeutete aber auch ein Armutszeugnis. Es ist beklagenswert, daß vorläufig noch viele „gebildete" Deutsche sich selbst unbedenklich und bereitwillig dieses Armutszeugnis ausstellen. Nötig haben wir es nicht. Die Feinde freilich behaupten es. Und einen äußeren Anhalt finden sie

ganz abgesehen von der bedauerlichen und unbegründeten Zustimmung unserer
eigenen Landsleute. Es ist das Kauderwelsch, das als deutsche Sprache noch
allenthalben im Schwange ist, in allen Schichten und auf allen Gebieten. Das
Deutsche bedarf in seinem überquellenden Reichtum der fremden Brocken wahr-
haftig nicht, aber die meisten Deutschen sprechen so, als ob es nicht anders ginge.
Um es an einem Beispiele scharf und klar hinzustellen, wer noch nicht willens und
fähig ist, seine deutsche Rede ohne „Interesse" und „interessant" zu gestalten, der
kann noch nicht deutsch und weiß noch nicht, wie viel besser und mannigfaltiger
und treffender die deutsche Zunge ist. Luther, namentlich in der deutschen Bibel,
hatte wohl solche Worte nicht. Man möchte sagen, solche Sprache ist „bar»
barischer" Humanistenton. Weniger ist hier mehr, nämlich weniger Fremdes,
da wird mehr Deutsches hervorkommen, das erstickt und erdrückt worden ist. Es
gilt nicht Fremdwörter und fremde Sitte zu verstehen und sich dazu womöglich eine
gelehrte Bildung anzueignen, sondern dieses Zeug zu verachten und abzuschaffen.
Dann darf allerdings auch nicht durch den Zwang der Schule mit aller Kunst das
Fremde hochgehoben werden, indem die fremden Sprachen Zwangs- nnd sogar
Hauptfächer sind. Weder das eine noch das andere haben sie sich verdient, sondern
sie verdanken das der deutschen Selbstverachtung. Alle anderen Fächer können
betont werden, nur nicht die fremden Sprachen. Ihnen muß der Rang zugewiesen
werden, der ihnen ihrem Wesen nach zukommt, der Rang einer für allerlei Zwecke
verwendbaren Geschicklichkeit, eines bier und da brauchbaren Werkzeugs. Als
wahlfreie Bedarfsfächer werden sie nützlich sein, nicht eine Menge junger Leute,
die dafür weder Fähigkeit noch Neigung noch später Verwendung haben, unnütz
plagen und werden nicht mehr den großen Schaden stiften können wie bisher, daß
sie mit wahrer Bildung und wirklichen Kenntnissen verwechselt werden und gerade
da einen häßlichen Dünkel hervorrufen, wo dir Berechtigung am geringsten ist,
daß womöglich jeder männliche oder weibliche Fratz, der in irgend einer fremden
Sprache schon einige Fehler machen kann, sich erhaben dünkt über einen älteren
leistungsfähigen Menschen, dem das abgeht. Es war doch eigentlich schon immer
beklagenswert, daß jemand, der ein Zeugnis über höhere deutsche Bildung er-
werben wollte, sich zu diesem Zwecke möglichst viel mit nichtdeutschen Dingen be»
schäftigen mußte. Auf die Kennwisse selbst wurde und wird dabei auch in richtiger
Ahnung von den Beteiligten weniger Wert gelegt als auf die Erringung des
Zeugnisses. Wäre es da nicht würdiger und ehrlicher, nnr solche Fächer mit
einem allgemeinen Zeugniswert auszustatten, die auch an sich ohne das Zeugnis
einen wertvollen Besitz bedeuten? Ein Liebhaber fremder Sprachen würde durch
eine solche Änderung nicht beeinträchtigt, denn die Gelegenheit zu ihrer Erlernung
soll niemandem entzogen werden. Freie Fachklassen haltten gerade hier weckr-
scheinlich erfreulichere Ergebnisse als der jetzige Zwang, bei dem die Hälfte der
Schiller und manchmal noch mehr den Unterricht und die Fortschritte der anderen,
der Geeigneten und Willigen, nur bemmt. Auch die Vorbildung für die Hochschule

würde aus demselben Grunde keinen Schaden leiden, nur ein großer Schaden an Geist und Gesundheit fortfallen.
Was hier vorgeschlagen wird, ist eine durchgreifende Änderung, aber möglich und heilsam und genau besehen auf diesem wichtigen Gebiete die notwendige Bedingung für eine gesunde Zukunft des deutschen Volkes. Mancherlei Einwände ultd Schwierigkeiten lassen sich denken, auf die hier nicht eingegangen werden soll. Sie sind aber alle zu heben durch das, was sich hier und da erfreulicherweise regt: den deutschen Willen.

G. Vuetz, Dessau:

Die wirtschaftlichen Verhältnisse der Ukraine.

Da bei dem Friedensschluß mit dem ukrainischen Staate ein ganz besonderes Gewicht auf die Wirtschaftsfragen gelegt wurde, dürfte es von einem allgemeinen Interesse sein, die ökonomischen Bedingungen der Ukraine näher zu betrachten. - Um einen Einblick von der Leistungsfähigkeit des Staates zu geben, sei zunächst bemerkt, daß die Ukraine hinsichtlich ihres ethnographischen Territoriums a n Größe jede europäische Großmacht übertrifft. Die Grenzen
sind bisher noch nicht festgelegt, die kleinrussischen Gouvernements, welche heute in den ukrainischen Staat umgewandelt sind, waren jene von Kiew, Pultawa, Charkow, Cherson und Iekaterinoslaw. Heute beansprucht man noch die frübere n Gouvernement? Podolien, Polava, Cholm und Tschernigow, sowie Teile von Wolnnien hinzu, sodaß man auf ein Flächenmaß von 45« 000 ykm rechnet, mit einer Gesamteinwohnerschaft von rund 30 Millionen Einwohnern.
Landwirtschaftlich ist die Ukraine ein unbestreitbar reiches Land, Sie liegt im Gebiete der schwarzen Erde und zwar in demjenigen Teile, der noch mit genügenden natürlichen Niederschlägen rechnen kann, während der östliche Teil von dem russischen Schwarzerde-Gebiet unter der Regenarmut und unter Salzgehalte dro Bodens, sowie unter frühen Nachtfrosten zu leiden hat. Die Ukraine hat einen Rübeuboden und einen Weizenboden. Weniger hat man Hafer und Gerste angebaut, arm ist man an Kartoffeln, dafür aber ist der Anbau von Buchweizen gut. Wenn auch die Landwirtschaft weniger ertensiv betrieben würde, als etwa in Zentralrußland, so muß man sich doch vor übertriebenen Vorstellungen hüten. Die Entwickelnn«, einer Landwirtschaft kann man am besten an den Bodenwerten ersehen. Es wirkt nahezu bildlich, wenn man sich vergegenwärtigt, daß der Bodenwert Polens ini Durchschnitt« auf 279 Rubel pro lin im Frieden angesetzt wurde, der Bodenwert der Ukraine indessen nur auf 252 Rubel pro nn stand. Wir sind

doch nicht gerade bereit, die russisch-polnische Agratwirtschaft der unseren gleichzu-
stellen. Auch hinsichtlich des Kornanbaues gebe man sich keinen übertriebenen
Hoffnungen hin. Es bedarf keines Wortes, daß die Ukraine einen starken
Weizenüberfluß hat. Rußland hatte zwei Kornkammern für Weizen, nämlich:
die Ukraine und Turkestan. Weizen kann in starkem Umfange abgegeben werden,
kamen doch 83 "/„ des Weizenanbaues von Europäisch-Rußland auf die Ukraine.
Wir müssen aber heute mit zwei Hemmungen rechnen. Die Ukraine wird ihren
Weizenreichtum nur unter Golddeckung abgeben, andererseits wird die Transport-
frage große Schwierigkeiten machen. Es ist anzunehmen, daß man der Ukraine
von Seiten Zentralrußlands nur eine beschränkte Menge von rollendem Material
gelassen hat. Die Handelsflotte des Schwarzmeeres aber steht nicht unter dem
Einflusse des neuen Staates. Von Seiten der Zentralstaaten kann bei der schweren
Belastung der Eisenbahnen rollendes Material nur im bedingten Umfange zur
. Verfügung gestellt werden. An Roggen, Hafer und Gerste wird uns die Ukraine
nur geringe Mengen abzugeben haben, infolge des Bodens hat man jene Korn-
früchte nur in den Formen des Selbstverbrauches angebaut. Die Hafergegenden
Rußlands sind der Norden und Nordwesten, Roggen wird in Polen, Weißrußland,
in den baltischen Provinzen und in der Nolgagegend angebaut. Das Gerstenland
ist Mittelrußland und die subtropische Gerstenzone in Asiatisch-Rußland.
Reich ist die Ukraine an Zucker. Außer den polnischen Zuckerfabriken sind jene
der Ukraine die einzigen, welche Rußland besaß. Die ehemalige Ukraine hatte 256
Zuckerfabriken, Kiew war der weltbekannte Zuckermarkt. Hier könnten wir, sofern
der Mangel an Säcken und wiederum der Zablungsmodus neben der Transport-
frage nicht hinderlich ist, eine Entlastung erfahren, die sehr zu begrüßen wäre.
Die Viehzucht ist in der Ukraine nicht überaus entwickelt. Es fehlen die natür-
lichen Weiden und der für eine Viehzucht notwendige Wald. Den hochwertigen
Weizenboden in Weideland umzulegen, erschien allzu unrentabel. Wenn darauf
bingewiesen wurde, daß die Hauptstädte Moskau und Petersburg von der ukrai-
nischen Fleischproduktion abhängig seien, so war das insoweit irreführend, als
man die Steppenebenen und die Wolgamündungen, welche beide eine gute Vieh-
zucht kennen, der Ukraine zugute schrieb. Man kann einen Maßstab von der
ukrainischen Viehzucht gewinnen, wenn man sich vergegenwärtigt, daß im Ver-
bältnis zu dem Ackerland in der Ukraine nur 25,7 "/., Heuland berechnet werden,
während das Heuland in dem nordrussischen Seengebiete 67,2 ^/„, in dem der
Ukraine benachbarten, bei weitem kleineren Gebiete 81,7 "/„ ausmachte. Da
beute der Ukraine neue Gebietsteile zuerkannt sind, verschieben sich die Ziffern
naturgemäß etwas, und zwar zu Gunsten des Heulandes. Der Rindmehbestand
auf 100 s,Km wurde INI 2 für die Ukraine auf 1435 Stück angegeben. Wie
gering diese Ziffer an sich ist, kann man daraus bemessen, daß Polen, das sich durch
keine nennenswerte Viehzucht auszeichnete smußte Polen doch dauernd Vieh ein-
führen), auf 100 qkm 1778 Sück Rindvieh harte und daß das gegen die Ukraine

doch kleine Baltikum es bei einer Heuland-Fläche von 15,7 °/» der gesamten Anbaufläche auf 1212 Stück Rindvieh auf 100 e>Kni gebracht hatte. Neben dem geringen Weideland hat die Weizenzone eben auch zu wenig Futtermittel. Die Ölpflanzen, Lein, Hanf, Mais und Sonnenblume, welche in dem russischen Süden anstelle von Kartoffeln und Gerste wie Heufutter zur Viehzucht dienen, werden nicht in der Ukraine, sondern in der Wolgagegend, in dem Steppenstriche zwischen Schwarzmeer und Kaspischen Meere, im Baltikum (Leinanbauzentrum) und in Bessarabien angebaut.

Da der Markt von Zentralrußland ausfällt, wäre bei dem geringen Fleischverbrauche im Innenwande an eine Ausfuhr zu denken. Indessen Konservenfabriken hat die Ukraine nicht, Räuchereien in Pökelanstalben sollen zwar im Kriege eingerichtet sein, es scheint aber, die Fabriken liegen in dem Knie des Don, also außerhalb des heute gebildeten Staates. Zu rechnen wäre indessen auf Butter und Eier.

Die Ukraine ist nun aber nicht nur ein Land des guten Bodens, die Ukraine ist von den in der großen russischen Tiefebene gelegenen Gebieten das einzige, welches einen Erzreichtum kennt. Nun hat man aber gerade die Hoffnungen auf den Erzreichtum der Ukraine zu weit gespannt. Wenigstens insofern, als man der Ukraine eine ganze Reihe von Erzen zuschreibt, welche sie überhaupt nicht besitzt. Die Erze des Urals, jene des polnischen Berglandes und nicht zum wenigsten die transbaikalischen Erze werden alle frohen Glaubens voll nach der Ukraine verlegt. Man muß einmal damit sein Begnügen finden, daß die Ukraine einen großen Reichtum an Erzen hat, daß aber nur Eisenerze und Kohle vorhanden sind. Wir können kein Kupfer von der Ukraine erhalten, denn in Rußland sind Kupferlager bisher nur im Ural, in Kaukasien und in Transsibirien gefunden worden. Die Kupferfunde der Ukraine sind so gering, daß sie nicht mitsprechen. Zink können wir ebenfalls nicht erhalten, weil die Zinkvorkommen im polnischen Berglande und im Ussurigebiet« liegen. Ebenso hat die Ukraine nicht eine Platinader, denn Platin kommt ausschließlich im westlichen Ural und in der Amurprovinz vor. Vielfach wird auch angenommen, die Ukraine habe Petroleum. Die Napbthavorkommen Rußlands sind über Kaukasien, das kaspische Revier bis nach Turkestan hingestreckt, die Ukraine hat demnach nicht ein Naphthagebiet. Bleierze sind im Donez vorhanden, ihre Ausbeute ist aber gering.

Von stärkster Bedeutung sind die Eisenlager. Wir haben es in der Ukraine mit mächtigen Eisenlagern zu tun. Die Eisen sind dazu hochwertig. Zumeist handelt es sich um Manganeisen. Man förderte im Iahre 1911 die achtunggebietende Summe von 30« Millionen Pud Eisenerze. Die Vorkommen wären im Augenblicke für uns umso wertvoller, als eine kraftvoll entwickelte Hüttenindustrie die Verarbeitung der Eisenlager vornimmt. Die Moskauer Maschinenindustrie hatte allzuviel Interesse an der Schaffung einer Donez-Hüttenindustrie. Man hat

die heutigen ukrainischen Hüttenwerke so'gefördert, daß die altbekannten Hütten
werke im Ural sich nur schwer gegen diese Konkurrenz schützen konnten. Ein
Hindernis ist allerdings auch bier zu überwinden. Die Eisenlager und die
Hüttenwerke sind in dem großen Dnjeprknie zwischen Cherson und Iekaterinoslaw
gelegen (es ist das Gebiet von Kriwi Rog). Der Dnjexr ist hier bei dem Durch'
bruch des Donezgebirges mit zahllosen Stromschnellen versehen und demzufolge
nicht schiffbar. Die Erzlager liegen also überaus ungünstig für den Verkehr.
Immerhin könnten (und werden) diese Schwierigkeiten zu beheben sein. Kann ee
der ukrainischen Hüttenindustrie doch nicht unwesentlich sein, sich im Westen einen
festen Absatzmarkt zu suchen, um einen Ersat z für den Moskauer Markt zu finden.
Das Kohlengebiet der Ukraine ist das größte, über welches das ehemalige
russische Reich zu verfügen hatte. Es muß allerdings betont werden, daß- Rußland
an sich arm an Kohlen ist und daß die Ukraine keine Ersatzmittel für Brennstoffe
hat, da ihr, wie zuvor angeführt, sowohl Waldungen wie Petroleum fehlen. Da
die Ukraine sich ihre Brennstoffe zu sichern hat, wird sie haushälterisch umgeben.
Immerhin sind die Donezlager heute noch so groß, daß man, bei der Einschränkung
der Zufuhren nach Zentralrußland, durchaus bereit sein dürfte, Kohlen abzugeben.
Besonders das kohlenarme Bulgarien wird sich seinen Bezug sichern können. Man
hat im Donezbecken eine durchschnittliche Förderung von 18 Millionen Tonnen
Kohle gehabt, während die Gesamtkohlenerzeugung in Rußland etwa im Durch-
schnitte 25 Millionen Tonnen ausmachte. Um nun aber die Zahlen bildlicher zu
machen, und um einer Überschätzung des Kohlenreichtums der Ukraine vorzubeugen,
möge man sich dessen erinnern, daß die Kohlenförderung des territorial kleineren
Deutschlands im Durchschnitte rund 150 Millionen Tonnen Steinkohle aus»
machte! (An Stein- und Braunkohle förderten wir 1913 278,98 Mill. Tonnen
Kohle, an Steinkohle allein 191,51 Mill. Tonnen.)
Das Donezvorkommen ist indessen äußerst hochwertig. In dem östlichen
Teile des Beckens ist die Kohle anthrazitisch, das heißt, sie enthält die beste Stein-
kohle, im westlichen Teile lagert die verkoksbare Backkohle, welche vornehmlich dem
Hochofenprozeß zu dienen hat. Leider ist auch hier die Lage ungünstig, weil die
Vorkommen sich abseits der großen Wasserstraßen befinden. Iene aber gerade sind
entscheidend für den Transport von Massengütern.
Leider besitzt die Ukraine keine nennenswerten Industrien außer der Zucker-
r-übenindustrie. Infolge des Holzmangels hat man nicht die geringste Holzindustrie,
weder eine Holz-Kleinindustrie, wie sie die Wolgagebiete und das Baltikum
kennen, noch eine Möbelindustrie, wie sie in Warschau und St. Petersburg be-
heimatet war. Infolge seiner Anbauarmut an Leinsampflanzen hat die Ukraine
auch keine Tertilindustrie. Gewebe, Garne, tertile Industnestoffe wurden von den
drei großen russischen Tertilzentren, dem Moskau—Wladimir Bezirke, den Peters-
burger Tertilzentren und dem Lodzer Rayon bezogen. Diese Tatsache ist für uns

so bedauerlich, wie für die Ukraine selbst. Die Ukraine besitzt auch keine Metall- und Maschinemndustrie, ebenso hat man keine Lederindustrie. Es lag nicht in dem Interesse Großrußlands, sich in seinen kleinrussischen Gouvernements eine Konkurrenz zu schaffen. Es lag auch in den ganzen Lebensverhältnissen der Ukraine, daß eine Industrie hier keinen Boden fand. Die Gründe sind mannig faltig und mögen hier kurz angegeben werden.

Nord- und Mittelrußland hat eine lange Winterzeit. Das heißt volkswirt- schaftlich genommen, diejenigen Zeitabschnitte, in denen die Masse zu keinen Ver- diensten kam, waren erheblich. Es bildete sich, dem Triebe des Hungers folgend, schon in dem achtzehnten Iahrhundert eine Heimindustrie heraus. Die polnische Industrie, die Kleinmetallindustrie von Tula, Kaluga und Moskau, wie die Holz- industrie -um Astrachan verdanken ihr schnelles Emporkommen in erster Linie der Heimindustrie. Als die Deutschen Heyer, Kursche und Ender ihre Dampf- maschinen und Webmaschinen in Rußland einführten, als Knoop seine Fabriken gründete, fand man neben dem Kapital eine der ersten Vorbedingungen einer in» dustriellen Landerschließnng — den leicht zu schulenden Arbeiterstamm vor!

Anders in der Ukraine. — Die Ukraine hat ein Klima jenem Süddeutschlands gleich. Die Zeit, in welcher man ohne Verdienste auszukommen hatte, war um die Hälfte verkürzt. Ein Anlaß, zu einer Heimindustrie überzugehen, lag nicht vor. Zudem sicherte die stärkere Ertragsfähigkeit des Bodens reichlichere Lebens» bedingungen und der in der Südukraine stark betriebene Tabaksanbau lieferte vielfach auch für den Winter Verdienste.

Ein weiterer Umstand, warum die Ukraine industriell zurückblieb, hängt mit der Landverfassung zusammen. Bekanntlich lebt der großrussische Bauer in der Gemeindeverfassung (Mirsystem), die Landantoile, seit der Aufhebung der Leib- eigenschaft festgestellt, waren von Anbeginn nicht reichlich. Durch die starke Volks- vermehrung wurden sie im höchsten Maße unzulänglich, sodaß der bekannte Land- hunger des russischen Bauern entstand. Ein Ergebnis hiervon war, daß ein Teil jeder Familie sein Brot in der Stadt und zwar als Industriearbeiter suchen mußte. Ohne sein Zlttun wuchs dem Industriellen so sein Arbeiterheer heran. In der Ukraine hat das Mirsystem nie bestanden. Hier lebte der Bauer in einer Art von Erbhufenwirtschaft. Das Land lag nicht im Gemenge, dem Arbeitswillen waren keine unnatürlichen Grenzen gezogen, der Landankauf war möglich. Ein Land- hunger kam nicht auf, die Massenverarmung trat nicht ein. Der mit Leib und Seele dem Boden ergebene Ukrainer dachte nicht daran, freiwillig die Scholle zu verlassen; das industrielle Arbeitsheer war nicht vorhanden.

Neben der Tatsache, daß die Ukraine als immerhin neurussisches Gebiet ver- kehrstechnisch weniger entwickelt war, kommt hinzu, daß Kleinrußland als Be, standsteil Zentralrußlands garnicht weiter an einer vermehrten Industrialisierung als jener einer landwirtsä>aftlichen Industrie und einer Hüttenindustrie in-

teressiert war. Man verkauste seinen Weizen und seine Viehprodukte nach Zen-
tralrußland, man lieferte seine Erze an denselben Markt, man deckte Rußland mit
Zucker ein und sandte ihm einen Teil seines Tabakkonsums. Hiermit bezahlte man
seine gebrauchten industriellen Artikel. Werbende Ausgaben, gleich der Schaffung
einee Heeres, eines Beamtentumes, einer Polizeigewalt und dergleichen mehr,
hatte man nicht, also bildete man sich zu einem Agrarlande aus und begnügte sich
mit seiner Hüttenindustrie, nur da Forderungen erhebend, wo es sich um die in-
dustrielle Verwertung agrarischer Produkte handelte: um die Mühlen-, Zucker» und
Tabakindustrie.

Aus dem kurzen Hinweise ist ersichtlich, daß der neue Staat starke Lebens»
bedingungen aufweist, dir ihm im Vereine mit dem Westen seine Staatenbildung
ermöglichen wird. Zugleich dürfte gezeigt worden sein, daß auch die Möglichkeiten
der Ukraine begrenzt sind, und daß man es mit einem Staate weiter Entwicke-
lungsfähigkeiten, doch nicht mit jenem Wunderlande zu tun hat, zu dem man jetzt
häufig die Ukraine stempeln will.

Ezzatolah Hedayat:

Persien, England und Deutschland.

Der Orient, der vor dem Kriege immer noch als ein entferntes Land
selten das Interesse der Kulturländer Europas erregte, ist heute immer mehr
in den Vordergrund getreten. So seltsam es auch klingen mag, hat der
Krieg dennoch zu einer größeren Annäherung der entferntesten Völker unter-
einander beigetragen. Ein australischer Soldat kämpft heut auf türkischem
Boden gegen einen Soldaten der aus Hamburg stammt! Es ist nur natürlich,
daß diese Menschen, deren Heimat voneinander so fern liegt, trotz ihrer
Feindschaft ein Interesse zu einander finden werden.

Eines dieser Länder, das vor dem Kriege kaum bekannt war, von dem
man vielleicht nur wußte, daß einstmals sein Schah eine prunkvolle Reise
durch Europa gemacht hat, das heute aber in den Vordergrund des
allgemeinen Interesses getreten ist, ist Persien.

Ieder weiß und wird sich daran erinnern, daß auch Persien, das in
der Neuzeit zu scheinbarer Unbedeutung herabgedrückt war, doch eine glanz»
volle Geschichte gehabt hat. Iedem werden noch die gewaltigen Züge eines
Darius und terres, die einst Persiens Weltmachtstellung begründeten, der
Glanz an den Höfen und die Zeit, wo die persische Literatur und Dichtkunst
in schönster Blüte stand, in Erinnerung sein. Die Namen Saadi und Hafis
waren in ganz Europa bekannt.

Dagegen ist die neuere Geschichte Persiens die Geschichte eines ununter-
brochenen Leidensweges, die Geschichte dauernder Vergewaltigungen und
Demütigungen von feiten der mächtigen Nachbarn Persiens, England und
Rußland in ihrem Konkurrenzkampfe, der hervorgerufen wurde durch deren
Erpansionsgelüste. Rußland im Norden dehnte seinen Einfluß immer mehr
nach Süden aus, um an das Meer zu gelangen, England arbeitete von
Süden her dagegen, um einerseits diesen Einfluß zu schwächen, andererseits
eine Sicherungsetappe seiner wertvollsten Kolonie, Indiens, zu haben.
Dieses Intrigenspiel, das bald offen, bald versteckt gespielt wurde, war
die Ursache des systematischen Verfalls Persiens. Diese Zeit begann vor
allem schon zu Beginn des vorigen Iahrhunderts. Um ihren Konkurrenzkampf
glücklich und erfolgreich zu Ende kämpfen zu können, kam es diesen beiden
Mächten hauptsächlich darauf an, Persien politisch zu schwächen. Und so nahm
Rußland bereits im Iahre 1813 Persien das Recht, Se estreitkrä fte auf
dem kaspischen Meere zu unterhalten. Im Iahre 1828 beraubte es Persien
der Freiheit, über seine Zolltarife zu verfügen.
Da schnelle Verbindungen, wie sie durch Eisenbahnen erreicht werden,
politisch und militärisch von größter Wichtigkeit sind, wurde im Iahre 1890
der persischen Regierung auch das Recht, Eisenbahnen zu bauen oder
die Erlaubnis dazu zu erteilen, entrissen, u. s. w.
Ferner wurde im Iahre 1900 der persischen Regierung von Rußland
verboten, Anleihen im Auslande zu machen. So ging diese systematische
Lahmlegung der persischen Entwicklung immer weiter. Im Iahre 1910
verboten England und Rußland durch zwei drohende Noten den Persern,
Fremden irgend welche Konzessio nen zu erteilen, die ihre po lirische n
und strategischen Interessen gefährden könnten, besonders
Konzessionen für Verkehrswege aller Art, Telegraphenlinien und Einfahrt in
die Hafenplätze ete.
So könnte man, wenn man alle diese Gewalttaten und Unbotmäßigkeiten
aufzählen wollte, ganze Bücher füllen.
Es wäre nun eine irrige Ansicht, zu glauben, daß Persien alle diese
Unbotmäßigkeiten widerstandslos über sich hat ergehen lassen und untätig
verharrte. Nein, es protestierte gegen diese Anmaßungen und lehnte sich
auf, doch seine Hilferufe verhallten ungehört in der Welt. Und wann es
selbst sich aufraffen wollte, wurde jede Regung dazu von Seiten Englands
und Rußlands mit den brutalsten Mitteln im Keime erstickt.
Bekanntlich wurde im Iahre 1906 die persische Konstitution errichtet und
das erste Parlament eröffnet, das die Aufgabe harte, andere und
gesündere Verhältnisse zu bringen. Doch alle Reformversuche, die irgendwie
Persien politisch und wirtschaftlich stärken konnten, wurden von den Nachbarn
unterdrückt. Welcher Mittel sich Rußland dabei bediente, beweisen die

Schreckenstage von Tiibriz, wo die Russen 8 persische Freiheitskämpfer mitsamt dem höchsten Geistlichen der Provinz Azerbajdjan, dem Sikat-ul-Islam, und anderen bedeutenden Persönlichkeiten im heiligen Monat Moharrem des Jahres 1911/12 an den Galgen hingen.
Ein weiteres Beispiel dafür, wie England und Rußland Persiens innere Entwicklung unterdrückten, war der Fall Shuster. — Der Amerikaner Sir Morgan Shuster war von der persischen Regierung engagiert worden, die persischen Finanzen zu ordnen, und traf am 12. Mai 1911 in Teheran ein. In der Tat gelang es ihm auch in kurzer Zeit glänzend Ordnung in die Finanzen zu bringen, so daß man sich schon den besten Hoffnungen hingeben konnte. Da fiel den „wohlmeinenden" Nachbarn im Norden und Süden dieser Mann unangenehm auf. Er schien ihren Plänen gefährlich zu werden. Und schon im Dezember desselben Iahres schickte die russische Regierung, ermutigt durch die Regierung in London, Persien ein höchst anmaßendes Ultimatum und zwang Persien, die amerikanischen Sachverständigen und Morgan Shuster zu verabschieden. Persien weigerte sich natürlich, dieser unerhörten Forderung zu entsprechen, und ließ sich erst dann dazu bewegen, als die russischen Truppen die Grenzen bereits überschritten hatten und die Hauptstadt bedrohten. So mußte sich dann außerdem noch die persische Regierung vertraglich verpflichten, keinen fremden Beamten anzustellen, ohne die Zustimmung ihrer beiden Diktatoren: England und Rußland.
Im Iahre 1912 hatte die persische Regierung zur Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung und zur Ausbildung einer Gendarmerie schwedische Offiziere unter Leitung Hjalmarsons kommen lassen. Sie gaben sich ihrer Arbeit mit großem Eifer und Erfolg hin und bildeten in kurzer Zeit einige Tausend Gendarmen aus, die besonders für den Schutz der Handelsstraßen verwendet werden sollten. England stand dieser Einrichtung ganz sympathisch (?) gegenüber. Es sah darin schon einen späteren Vorteil. Und tatsächlich versuchte es später die Gendarmerie des Südens als sein Werkzeug in die Hand zu bekommen, um einen Gegendruck auf die russische Kosakenbrigade des Nordens ausüben zu können. Da sich die schwedischen Gendarmen nicht dazu hergeben ließen, zog England andere Seiten auf. Es stachelte die südlichen Nomadenstämme gegen die Gendarmen und gegen die Ordnung auf, und fand so Veranlassung, gegen die so wieder eingetretene Unsicherheit der Wege militärisch einzuschreiten. Die schwedischen Offiziere, die zuerst von den Engländern wegen ihrer Tüchtigkeit sehr gelobt worden waren, besonders Hjalmarson, den der britische Konsul vor zwei Iahren noch „einen schneidigen Soldaten" genannt hatte, wurde jetzt zum „Verrückten mit geschwächtem Gehirn!"
Und Kerr, der englische Legationssekretiir sagte zu Merill, der früher der amerikanischen Mission Morgan Shusters angehört hatte, dann aber in eng»

lischen Sold getreten war: „daß man eher die Gendarmerie der Sodomiterei verfallen sehen würde, bevor sie auch nur einen Schahi englischen Geldes erhalten würde".

Der eine Feind Persiens, Rußland, liegt nun Gott sei Dank zertrümmere und geschlagen am Boden. Es war der brutalere, rohere. Der raffiniertere und schlauere aber ist noch geblieben. Der Kampf mit diesem wäre zu ungleich, was aber uns Perser nicht abhalten soll, ihn dennoch unablässig und mit allen uns zu Gebote stehenden Mitteln fortzusetzen. Der Weltkrieg ist nunmehr in eine Phase getreten, in der es nur noch einen großen Zwei» kampf zwischen Deutschland und England gibt. Englands Feinde sind Deutschlands Freunde, und Deutschland muß es dort zu schlagen suchen, wo am empfindlichsten der Lebensnerv Englands getroffen wird. Und das wäre nach meiner Meinung in Indien und Persien. Von Indiens Reichtum lebt England und ohne dieses kann es nicht eristieren.

Erst wenn England auch aus Persien vertrieben sein wird, wird Persien sich ganz entwickeln können und eine große Stellung in der Wellwirtschaft einnehmen. Denn schon ist es nicht mehr unbekannt, welche immensen Schätze noch ungenutzt im persischen Boden ruhen. So sagte schon Polak, der Leibarzt Nasr-ed'Din Schahs, der ein ausgezeichnetes Werk über Persien und seine Leute geschrieben hat, daß kein Land der Erde sich in Bezug auf Kupferminen mit Persien messen konnte. Ja, die Bodenschätze sind unermeßlich. Doch sie konnten nicht gehoben werden, weil die notwendigen Materialien dazu nicht vorhanden waren, sie hatten nicht verschickt werden können, da es keine Eisenbahnen gab und der Bau solcher von Rußland und England systematisch unterdrückt wurde. Doch das wird in Zukunft anders werden. Die Bagdadbahn wäre die gegebene Verbindung zwischen Persien und Mitteleuropa, wenn man das schon längst geplante Projekt, die Abzweigung der Bagdadbahn über Chanekin nach Persien (Teheran) verwirklichen würde. Persien könnte Deutschland reichlich mit allen Rohstoffen, Metallen, Chemikalien sowie Seide, Getreide, Baumwolle und anderem mehr versorgen, und andererseits würde Persien ein ausgezeichnetes Absatzgebiet für die Erzeugnisse der deutschen Technik und Industrie bilden. Und so könnten sich beide Länder ein gesundes und vorteilhaftes Wirtschaftsleben geben, das noch dadurch erleichtert würde, daß jetzt der umständliche Transitverkehr über Rußland aufgehört hat. Eine Bahnverbindung durch das neue ukrainische Reich würde auch diesbezügliche Vorteile bringen. Und so können wir denn getrost und hoffnungsvoll in die Zukunft sehen und geduldig der Stunde harren, wo die Morgensonne der Freiheits»Entwicklung wieder über unsere geliebte persische Heimat aufgehen wird.

Bharat Das:

Afghanistan — ein unerforschtes Land.

Ein Wort der Fürsprache für die wissenschaftliche Erforschung des Landes.

Trotzdem Afghanistan achtzig Iahre lang der Spielball der europäischen Politik gewesen ist, sind die inneren Zustände jenes Landes der Außenwelt doch völlig unbekannt geblieben. Abgesehen von den gelegentlichen Berichten einiger flüchtiger Reisenden, die Afghanistan in politischer Mission besuchten, wissen wir von dem Lande so gut wie nichts. In Bezug auf Anthropologie, Philologie, Archäologie, Numismatik, Geologie usw. ist es völlig unerforscht. Dabei ist Afghanistan dank seiner strategischen Lage und historischen Bedeutung ein Gebiet, dessen Erforschung größeres Interesse hätte beanspruchen dürfen als das scheinbar so geheimnisreiche Abessynien oder Tibet.

Ein kurzer Überblick über die Geschichte Afghanistans dürfte die Bedeutung des Landes — und damit die Notwendigkeit seiner wissenschaftlichen Erforschung — begründen. Für die heutige Generation bedeutet Afghanistan ein zwischen Persien, dem Asiatischen Rußland und Indien gelegener Pufferstaat; nur sehr wenige wissen, daß es von uralten Zeiten her bis zur Eroberung durch Nadir Schah eine indische Mark war, — der am meisten vorgeschobene Grenzposten Indiens, und in seiner heutigen Gestalt eine Schöpfung der englischen Regierung ist. Seit grauester Vorzeit hat der Weg aller Völkerwanderungen und Eroberungszüge nach Persien und Indien durch Afghanistan geführt. Verschiedene Zivilisationen, die indische, die persische, die griechisch-baktrische und die islamische, haben dort geherrscht und im Lande und bei dessen Bewohnern Spuren und Eindrücke hinterlassen. Das Land ist daher reich an kulturgeschichtlichen Erinnerungen und Hinterlassenschaften. Eine gründliche wissenschaftliche Erforschung Afghanistans, wie die von Dr. Cchliemann in Troja oder Dr. Pompelly von der Carnegie-Erpedition in Zentralasien durchgeführte, würde gewiß geschichtlich sehr interessantes Material zutage fördern und aller Wahrscheinlichkeit nach auch die verwickelten Fragen der indischen Archäologie und Philologie lösen, z. B. die der Entstehung der Kharosti-Schrift und des vielbesprochenen Einflusses der griechisch-baktrischen Kunst auf die Kunst Indiens. Ferner würden anthropologische und soziologische Forschungen Licht in das Dunkel des Verhältnisses zwischen Afghanen und Indern bringen.

Wie bereits gesagt, ist Afghanistan früher ein Bestandteil Indiens gewesen, durch den hindurch sich die wandernden Arier nach den übrigen Gebieten des Reiches ergossen. In den berühmten Flußhymnen der Veden finden wir bereits den heutigen Kabulstrom erwähnt und in allen Sanskritbüchern wird Bahlika (Balkh) Mittelpunkt eines Hindukönigreiches genannt. Späterhin wurden Gondar (Kandahar) und Tarila zwei wichtige Grenzmarken. Dann hören wir kaum mehr

etwas über diese Länder, bis wir zur Zeit des großen Darius von Persien kommen, der in seiner Inschrift von Behistun Gondar als Teil des ihm tributpflichtigen Indiens erwähnt. Die Oberherrschaft des Darius über Nordindien erstreckte sich wahrscheinlich nicht über den Pandschab, sondern über das heutige Afghanistan bis hinauf zum Indus. Zur Zeit der Eroberungszüge Aleranders widersetzten sich einige Grenzstämme (von denen einer aus den Nachkommen der Kaffire von Pamir bestanden haben soll) dem Sohne Philipps; der König von Tarila aber stellte sich auf die Seite des Eroberers. Von den griechischen Geschichtsschreibern wird dieses Gebirgsvolk (die Grenzstämme) Afghanistans als Inder bezeichnet. Als dann Kaiser Chandragupta zur Macht gelangt war, wurde ihm jenes Land von Seleukos Nikator abgetreten und das Reich Chemdraguptas erstreckte sich bis nach Herat. Späterhin, zur Zeit des Einfalls der Hunnen, wurde dieses Land zusammen mit dem Pandschab und Kaschmir dem Reiche Kanikhsas angegliedert, der den Buddhismus als Staatsreligion einführte. Beim Zusammenbruch des Hunnenreiches und dem Aufstieg der Radschputs in Indien jedoch wurde Afghanistan in eine Reibe kleiner Fürstentümer aufgeteilt: Kabul, Gasna, Kandahar, Herat. Aus dem Tale des Ganges drangen die Radschputen vorwärts nach dem Pandschab und von dort weiter nach den angrenzenden Gebirgsprovinzen Kaschmir und Afgha» nistan. So gründete das Volk Gondhars das heutige Kandahar und der Maharadscha Gadscha Singh aus dem Radschputstamme der Bhatti (zum Geschlecht des Maharadschas von Ieysolmer in Radschputana gehörend) gründete Gadschna (arabisch Gasna und pusthu Gasni), während bei Kabul und Herat es sich um alte Städte handelt, die unter anderen Namen schon von früher her eristierten. In jener Zeit war der orthodore Hinduglaube die herrschende Religion, der Buddhismus dagegen war die Religion der Massen. Als der berühmte chinesische Forschungsreisende Hiewen-Tsang zu Anfang des siebenten Iahrhunderts von China durch Afghanistan nach Indien reiste, stellte er fest, daß das Volk Kabuls (damals Udnana genannt) buddhistisch war und dieselbe Sprache redete wie die Madhya-desa (im nördlichen Gangestal).

Im Laufe des siebenten Iahrhunderts erfolgte von Persien aus der Einfall der Mohammedaner. Kabul wurde während der Regierung des Kalifen Mu'awiya (661—680) von den Sarazenen nach sechsmonatiger Belagerung erobert, späterhin ebenso auch Gasna, Balkh, Kandahar und andere befestigte Plätze. Wie der sarazenische Geschichtsschreiber BalZ,dhargl mitteilt, wurde dabei das große Götzenbild Al-Budd (Buddha) zerstört.

Der eingedrungene Feind hinterließ jedoch keine dauernden Spuren oder Eindrücke. Sir W. Muir sagt hierüber in seinem Werke „Das Kalifat, sein Aufstieg, Niedergang und Fall" (S. 201): „Die Herrschaft der Sarazenen scheint leicht, aber ganz planlos gewesen zu sein; noch nach langen Iahren wollten in jenen entlegenen Provinzen die Kämpfe gegen die islamische Herrschaft nicht enden, ja es gelang einzelnen Teilen, vorübergehend wieder die Freiheit zu ge-

winnen." In der Zeit der Abbasidenherischaft unternahm der berühmte Khorosaner Iakub der Kupferschmied viele Beutezüge nach den Gebirgsgegenden. Nöldeke schreibt in seinem Buche „Skizzen aus der Geschichte des Ostens" (S. 182): „Sie (die Streifzüge) trugen viel zum Aufstieg des Islams in jenem Lande bei, das heute Afghanistan genannt wird. Im März 871 kam von ihm (Iakub) eine Gesandtschaft an den Kalifen Motamid und überbrachte Götzenbilder, die er in Kabul oder Umgegend erbeutet hatte."

Fortlaufende Berichte oder zusammenhängende geschichtliche Aufzeichnungen, nach denen man das Erstarken des Islams in Afghanistan verfolgen könnte, sind nicht vorhanden. Obgleich im neunten Iahrhundert der Islam auch große politische Bedeutung und Macht gewann, war Afghanistan im zehnten Iahrhundert noch immer nicht ein islamisches Land. Der erste muslimische Herrscher des Landes war ein Türke namens Subuktagin, der Vater Mahmuds des Sasnaviden. Er führte in seinem Reiche persische Kultur ein, die, in Verbindung mit der Verbreitung des Islams und der Einführung der persischen Sprache, über die Afghanen eine solche Macht gewann, daß sie ihre indische Abstammung und Überlieferungen vergaßen.

Noch einmal, und zwar während der Blütezeit des Mogulreiches, wurde Afghanistan zu einem Bestandteile Indiens, wurde dann jedoch durch Nadir wieder losgerissen. Beim Tode des Letzteren erhielt das Land indessen in Ahmed Schah Abdali, einem Afghanen, seinen ersten nationalen Herrscher seit dem Zusammenbruch der Hindu-Shahi-Dynastie von Kabul und der Einführung der islamischen Religion. Während der Zeit der Mogulherrschaft hatten größtenteils Hindus in Afghanistan regiert, wie z. B. Radscha Bir Bal, Man Singh,Dscheswant Singh usw.

Dies ist, in engsten Umrissen, die Geschichte Afghanistans. Die Bevölkerungen der einzelnen Provinzen Indiens haben in der indischen Geschichte wichtige Rollen gespielt: Die Bewohner des alten Maghadas, die Andhras, die Rnschtrakutas, die Kanaudschians, Bridschis, Radschputs, Telugus, Marhattas, Sikhs, — sie alle haben ihren bedeutsamen Anteil an der Entwicklung Indiens gehabt. Auch die Grenzvolker fehlten hierbei nicht. Als „Pathanen" (Afghanen) dominierten sie im nördlichen Indien vom dreizehnten bis zum fünfzehnten Iahrhundert. Die Bemerkung eines englischen Geschichtsschreibers, daß die Nachkommen der Hindus, die im vierten Iahrhundert nach Afghanistan auswanderten und dort Kandahar und Gasna gründeten, im dreizehnten Iahrhundert als Muslimen zurückkehrten, trifft durchaus zu.

Von oberflächlichen Geschichtsschreibern werden die ersten Mohammedaner, die in Indien einfielen, irrtümlich als Afghanen bezeichnet. Von den Indern dagegen wurden die Eindringlinge stets Türken genannt, und Türken waren es, die in Afghanistan eine muslimische Regierung einsetzten und in Indien einfielen; die Afghanen befanden sich in dem die türkischen Heere begleitenden Troß. Der Name „Afghane" ist verhältnismäßig neu und sein Ursprung nicht bekannt; in Indien

bezeichnet man die Bewohner Afghanistans als „Pathanen". Im „Imperial
Gazetteer of India", Bd. I, S. 353, heißt es: „Die Pathanen sollen mit den Pak-
thanen identisch sein, einem in der Rigveda erwähnten Stamme, und mit den
Nlix-ruL? des Herodotus." Ietzt spricht das Volk eine Sprache, die nach früheren
Forschungen aus dem Sanskrit hervorgegangen, nach den neuesten Feststellungen
jedoch ein von Sanskrit stark beeinflußtes Altiranisch sein soll.
Ebenso wie fast alle islamischen Völker haben die Afghanen nach
ihrer Bekehrung zum Islam ihren Ursprung verleugnet und wollten als etwas
anderes gelten, als was sie waren. Sie behaupteten, die Nachkommen eine«
Aegypters zu sein, der als einziger aus dem Moses und die Iuden verfolgenden
Pharaonenheere dem Tode des Ertrinkens im Roten Meere entging. Nach seiner
Rettung sei er zum Iudentum übergetreten und nach der Gebirgsgegend von
Suleiman gekommen, wo er eine Inderin geheiratet habe und zum Stammvater der
Afghanen geworden sei! (Siehe Indische Geschichte von Ferista.) Dieses Märchen von
der jüdischen Abstammung war von islamischen Priestern erfunden worden, die
beweisen wollten, daß ihre ganze Gemeinde zum „Volke der Schrift" (Al-Ketabi)
gehört habe. (In dieser Beziehung mag noch erwähnt werden, daß die Muslimen
Bengalens vorgeben, Araber zu sein, während die sonstigen reichen Mohammedaner
Indiens behaupten, mit den Herrscherhäusern der Türkei oder Persiens verwandt
zu sein, während die zum Christentum Bekehrten europäischer Abstammung seien
und „irgendwo in London" lebende Väter haben wollen!)
Eine gründliche wissenschaftliche Untersuchung jedoch wird die Tatsache er-
hellen, daß die Afghanen indo-arischen Typus aufweisen. Wenn auch der Schrift-
steller Risley den Grenzvölkern turko-iranischen Typus zuschreibt, so gibt er doch
zu, daß bei gründlicher Prüfung die Pathanen die Merkmale der indo-arischen
Rasse erkennen lassen, d. h. Merkmale, wie sie die Bewohner Nordindiens besitzen.
Auch bei der Untersuchung der Pathanen, die sich im Pandschab und im Industale
angesiedelt haben, stellt er einen mit den Nordindern gemeinsamen Typus fest.
Denikar sagt von den Nordindern und den Afghanen, sie seien „indo-afghanischer
Rasse". Die Afghanen an der indischen Grenze sind rein indischer Abstammung und
bestehen zumeist aus Bekehrten der Radschputkaste. Kratzt man also einen Pathanen,
so kommt der Inder zum Vorschein. Der Schreiber hat mit Afridi-Afghanen ver-
kehrt und dabei festgestellt, daß ihr Aussehen dem der Nordinder gleicht und daß
ihre Gebräuche noch heute an ihren Hinduursprung erinnern!
Eine umfassende Erforschung Afghanistans ist notwendig zur Erhellung der
Geschichte Indiens. Der Schriftsteller Holdich sagt in seinem Buche „Indien"
auf Seite 95: „Bei der Erforschung des Ursprunges der Inder darf man die Ethno-
graphie Afghanistans nicht außer acht lassen. Sie ist eine höchst interessante Frage,
die weit größere Kenntnisse des früheren Zustandes der Bewohner Asiens und eine
wissenschaftlichere Anwendung dieser Kenntnisse verlangt, als ihr bisher je zuteil
wurden." Nicht nur der Ursprung der verschiedenen heute als Afghanen bezeichneten

Rassen ist unbekannt, sondern auch der der vielgenannten Schiaposch-Kaffire von
Pamir, die, wie es heißt, ein blonder Menschenschlag sind. (Letzteres hat europäische
>Gelehrten zu absurden Theorien verführt; einige von ihnen meinen, daß die Kaffire
von den Griechen abstammen. Dies fordert zwei Einwände heraus: 1. Es ist nicht
erwiesen, daß die Griechen blond waren. 2. Helle Hautfarbe ist nicht Monopol
der Europäer!) Die Sprache der Kaffire ist dem klassischen Sanskrit ähnlich. Noch
ist es Zeit, linguistische, anthropologische und soziologische Forschungen bei diesem
einzigartigen Volke vorzunehmen, in der nächsten Generation wird es bereits in
der großen Masse der Afghanen aufgegangen sein. (Der vorige Emir hat sie gewalt-
sam zum Islam bekehren und über das ganze Land zerstreuen lassen.) Von verschie-
denen Afridis, die mit Kaffiren persönlichen Umgang hatten, habe ich gehört, daß
letztere durchaus als Mitteleuropäer gelten können. Auch archäologische Forschungen
-»vürden in großem Maße zur Bereicherung der Wissenschaft beitragen. Es ist eine
bekannte Tatsache, daß sich in Afghanistan mancherlei Überreste aus der Buddhisten-
zeit erhalten haben (die Bettelschale Buddhas befindet sich zu Kandahar), von denen
die berühmtesten sich in Bamian befinden. Obgleich Muslimenfanatismus alles
'Nichtmuslimische glatt hinweggefegt hat, ist doch noch genug vorhanden, um den
Wechselwirkungen zwischen indischer und griechisch-baktriarischer Kunst nach-
zuspüren und die Geschichte des Buddhismus erheblich zu erhellen.
Soziologische Forschungen werden vielleicht ergeben, daß der Islam, obgleich
-er angeblich nirgends Zugeständnisse macht, sich den Hindu- und buddhischen Über-
lieferungen angepaßt hat (z. B. in Indien), und daß Gräber buddhistischer Heiliger
zu Grabstätten muolemischer Pirs (Heiliger) umgewandelt wurden.
Endlich aber wird eine wissenschaftliche Erforschung des Landes mancherlei
numismatische Altertümer und verschiedene andere Dinge zu Tage fördern, die zur
Aufklärung der Geschichte Indiens und Afghanistans dienen werden. Aus diesen
Gründen würde es also dringend nötig sein, nach dem Kriege in Afghanistan ans
Werk zu gehen. Da jenes Reich seit alters her die große Völkerstraße zwischen dem
westlichen und dem östlichen Asien gewesen ist, ist es reich an geschichtlich wertvollen
Altertümern, deren Entdeckung und Erforschung wie gesagt notwendig ist zu lücken-
loser Kenntnis der Geschichte Indiens und Mittelasiens.
Es ist sehr zu wünschen, daß nach Beendigung des Krieges ein europäisches
wissenschaftliches Institut das Werk in Angriff nimmt, ehe es zu spät ist, und eine
Erpedition ausschickt zur gründlichen und umfassenden Erforschung Afghanistans.

Erklärung des Indischen Nationalkomitees

Erklärung des Indischen Nationalkomitees.

An die Redaktion der Zeitschrift „Nord und Süd", Berlin.

Bezugnehmend auf den Artikel „Die Entwickelung der politischen Verhältnisse Indiens in den letzten Iahrzehnten" (Von einem Arzt, der lange in Indien lebte), im Märzheft 1918 Ihrer Zeitschrift „Nord und Süd", erlauben wir uns zum Schlußsatz eine erläuternde Berichtigung zu machen.

Im Artikel heißt es: „Daß die Bildung einer sozialistischen Partei unter diesen Umständen einer viel späteren Zukunft verbleiben muß, erwähne ich nur, da vor einiger Zeit die Nachricht über die Beteiligung indischer Sozialisten an der Stockholmer Konferenz in einigen Zeitungen die Runde machte." — Wir sind nicht als indische Sozialisten aufgetreten, sondern als Vertreter der indischen National-Revolutionären Partei. Auch ist von einer Beteiligung unsererseits als Sozialisten an der Stockholmer Konferenz keine Rede. Wohl sind wir vom Holländisch-Skandinavischen Komitee empfangen worden und haben dort unsere Ansicht geäußert und unseren Standpunkt klargelegt:

1) Die Eristenz einer sozialistischen Partei in Indien ist unmöglich nicht nur wegen der industriellen Verhältnisse, sondern auch wegen der politischen.

2) Die einzige politische Partei, die in Indien eristiert, ist die nationale mit ihren zwei Richtungen.

3) Daß wir die Vertretung Indiens bei jeder Friedenskonferenz unabhängig von allen englischen politischen Parteien fordern.

4) Daß wir, was Indien anbelangt, keinen Unterschied machen zwischen der englischen Arbeiterpartei und den englischen Imperialisten.

und

5) Daß wir uns als Nationalisten an den internationalen Sozialismus wenden aus dem Grunde, weil letzterer das Nationalitätenprinzip anerkennt.

In vorzüglichster Hochachtung

Indiska Nationalkommittsen.

Oswald Lohan

Konsul Oswald Lohan:

Die Kriegserklärung Amerikas und die Lage der dortigen Deutschen.

Der Krieg, dessen Flammen noch immer hell emporlodern, hat uns bei seinem Ausbruch und in seinem bisherigen Verlauf so manches enthüllt und offenbart, was wir bis dahin nicht für möglich gehalten hätten, so manche Illusion, der wir uns in blindem Vertrauen hingegeben hatten, zerstört. Wir mußten zu unserem Erstaunen erfahren, welche Fülle von Neid, Mißgunst und Gehässigkeit sich draußen in der weiten Welt gegen unser Vaterland angesammelt hatte, seitdem es, in sich geeinigt, mit Kraft und Erfolg zur Höhe einer alle seine Stämme umfassenden, Achtung gebietenden Großmacht emporgestiegen war. Wir mußten erleben, daß die mächtigste Koalition, die die Geschichte kennt, sich zum Zwecke unserer politischen und wirtsihaftlichen Vernichtung gebildet hatte.

Keine Enttäuschung aber war wohl bitterer als die Haltung, welche das stammverwandte Land jenseits des allantischen Ozeans in unserem Ringen mit einer fast erdrückenden Übermacht eingenommen hat. Eingedenk der Tatsache, daß Deutschland mit der nordamerikanischen Republik seit deren Bestehen in ungetrübter Freundschaft verbunden war, daß Millionen seiner Söhne sich dort angesiedelt und in hervorragendem Maße zu der Aufschließung, zur Förderung der geistigen und kulturellen Entwicklung des Landes beigetragen haben, sowie im Hinblick darauf, daß beide Länder das Band eines sehr regen Handelsverkehrs und Warenaustausches umschloß, durften wir zuversichtlich erwarten, daß die Union in dem uns ruchlos aufgezwungenen Kampfe um unsere Freiheit und unser Dasein, wenn.auch nicht uns aktiv beistehen, so doch eine uns wohlwollende Neutralität bewahren würde. Diese begründete, auch in unseren amtlichen Kreisen bestehende Auffassung trat u. a. auch in die Erscheinung bei dem Vorgang, der sich am 11. August 1914 im Berliner Rathause abspielte. Um den in der Reichshauvtstadt in beträchtlicher Masse ansässig und heimisch gewordenen Amerikanern eine be sondere Huldigung darzubringen, hatte die dortige Stadtverwaltung eine feierliche Kundgebung veranstaltet, an der sich auch Vertreter der Reichsbehörden beteiligten und zu der die Amerikaner sich so zahlreich eingefunden hatten, daß der größte Saal des sehr geräumigen Stadthauses zu ihrer Aufnahme bei weitem nicht ausreichte. Der Oberbürgermeister Dl». Wermuth, der greise Professor Nr. Harnack und Andere hielten Ansprachen, in denen die amerikanische Nation und deren glänzende Eigenschaften in überschwenglicher Weise gerühmt wurden. Es wurde die Versicherung abgegeben, daß Deutschland die Amerikaner stets als seine

Brüder ansehen und den in Berlin bleibenden während des Krieges treu zur
Seite stehen werde. Der gleichfalls anwesende Botschafter Gerard beschränkte
sich seinerseits auf eine kurze, wenig sagende Erwiderung, die in ein Hoch auf
den Kaiser auslief. Wer hätte damcle in Deutschland ahnen können, daß die
Erwartung, Amerika würde während des Krieges gleiche brüderliche Gesinnungen
für uns bekunden, so gründlich enttäucht werden, ja, daß es sogar schließlich die
Waffen gegen uns ergreifen würde! —

Weniger überraschend war die wider Vermuten erfolgte Stellungnahme der
nordamerikauischeu Republik für den Kenner d<s Landes, der einen tieferen Ein-
blick in die dort obwaltenden eigenartigen Verhältnisse, die bei uns nicht immer
richtig beurteilt und eingeschätzt worden sind, gewonnen hat. Wenn man bei den
Amerikanern Sympathien für unier Land voraussetzte, so wurde dabei übersehen,
daß der Amerikaner im großen und ganzen für deutsches Wesen und deutsche Art
nur geringes Verständnis hat, wie er auch über unsere politischen Einrichtungen
nur äußerst mangelhaft unterrichtet ist. Er lebt in der Vorstellung, daß im
Deutschen Reiche in vieler Beziehung rückständige Verhältnisse bestehen, daß dort
Aristokratie und Militarismus herrschen und der Kaiser ein fast unbeschränkt
autokratisches Regiment führt. Der Bürger der „freien" Republik fühlt sich un-
geheuer erhaben über di« Angehörigen einer Monarchie des „altersschwachen"
Europa. Er ist felsenfest davon überzeugt, daß nicht nur seine Regierungsform
und seine politischen Einrichtungen, sondern überhaupt alles, was er tut und zu-
stande bringt, das Beste, Praktischste und Großartigste ist. Der Amerikaner fühlt
sich naturgemäß und instinktiv mehr zum Engländer, mit dem ihn Sprache, Sitten,
Anschauungen, Überlieferungen und Lebensgewohnheiten verknüpfen, hingezogen
als zum Deutschen, dessen Seele und Denkweise er nicht versteht, von dem ihn im
Grunde eine kaum überbrückbare Kluft trennt. An dieser fest wurzelnden Lage
der Dinge haben weder die allzu häufigen, von deutscher Seite erfolgten Freund-
fchaftsbeteuerungen, die auf Erlangung der amerikanischen Gunst hinzielenden
Bemühungen unserer Botschafter in Washington, noch der Anstausch von Pro»
fessoren und die Vortragsreisen unserer Dichter sowie die Besuchsreisen unserer
Künstler etwas ändern können. D«r Professor Dr. Knno Francke hat seine ln
Amerika gewonnene Meinung dahin zusammengefaßt: daß trotz der sozialen und
politischen Bedeutung des deutschen Elements der amerikanischen Bevölkerung,
trotzt der tiefgehenden Einwirkung deiitscher Wissenschaft auf amerikanisches Uni-
versitätswesen, trotz der hohen Stellung, die die deutsche Musik im amerikanischen.
Konzert- und Theaterleben einnimmt, der deutsche Einfluß auf die Kultur der
Vereinigten Staaten eher im Abnehmen als im Anwachsen begriffen seien. Nicht
Verlin und München, sondern London und Paris seien die vornehmsten Herde
zeistiger Anregung für Amerika.

' Wie sehr das Verständnis für deutsches Wesen sowie für die Ziele der
»«ttschen Politik selbst in den maßgebenden Kreisen der Dundes-Regierung

die Lage der dortigen Deutschen Oswald Lohan
mangelt, tritt grell in den zahlreichen gegen Deutschland gerichteten Noten, Bot-
schaften und Reden des Präsidenten Wilson hervor, in denen ein weltfremder
politischer Dilettantismus, der zudem noch mit widerlicher Heuchelei gepaart ist,
in verblüffendem Maße sich offenbart.
Eine andere Ursache dafür, daß Amerika sich nicht uns, sondern der Partei
unserer Gegner zugewendet hat, ist darin zu suchen, daß England in der Voraus-
sicht, daß eine kriegerische Auseinandersetzung mit seinem kommerziellen und
industriellen Rivalen früher oder später kommen müsse, rechtzeitig deu Boden vor-
bereitet und bearbeitet hat, um die Stimmung der Vereinigten Staaten für sich zu
gewinnen. Es hat seit ungefähr zwei Iahrzehnten mit Eifer und Bedacht es sich
angelegen sein lassen, die amerikcinische öffentliche Meinung gegenüber Deutsch»
land systematisch irrezuführen. Dadurch, daß England die in der Union bestehen»
den Depeschen-Agentnren unter seinen ausschließlichen Einfluß gebracht hat, sowie
durch Bestechung der stets auf Sensation ausgehenden „gelben" Presse bat das für
Recht und Wahrheit eintretende Albion diese Brunnenvergiftung mit bester
Wirkung zu betreiben vermocht. Mit Geschick hat es hierfür die Verstimmung und
das Mißtrauen ausgebeutet, welches während des amerikanisch-spanischen Krieges
im Iahre 1898 durch die unglückselige Dewey-Diederichs Episode vor dem Hafen
von Manila in Washington gegen die vermeintlichen bösen Absichten der Leiter
der deutschen Politik hervorgerufen wurde*). Mit frohem Behagen schürten unsere
lieben Vettern jenseits des Kanals das angefachte Feuer, das nicht so bald erlöschen
sollte. Sie versäumten nicht, Auslassungen einzelner deutscher Blätter, die
Amerika's Vorgehen gegen Spanien als brutalen Raubzug gegeißelt hatten, als
symptomatisch für die Stimmung im deutschen Reiche nach New-Vork zu kabeln.
Dem Kaiser, den man geflissentlich zumeist als „n-arlord" bezeichnete, wurden
düstere Anschläge auf die Monroe-Doktrin untergeschoben und er als der Haupt-
friedensstörer, gegen den auch die Vereinigten Staaten ,iuf der Hut sein müßten,
hingestellt. Iedes unwesentliche Vorkommnis, das die deutschen Verhältnisse in un»
günstigem Lichte erscheinen ließ, wurde von London aus mit stark gepfefferten
Zusätzen übermittelt, während wichtige Vorgänge, die Deutschland zu Ehre und
Ruhm gereichten, einfach totgeschwiegen wurden. Da der Amerikaner seine
Meinung über Deutschland sich fast ausschließlich aus den von London und Paris
kommenden, zumeist von den Agenturen der „.V»s0s'i«te^ I^es»" veröffentlichten,
tendenziös gefärbten oder auch erlogenen Nachrichten bildet, so konnte er von
Deutschland und den dortigen Zuständen nnr ein völlig entstelltes nnd verzerrtes
Bild gewinnen. '
So hat ein unheilvolles Verhangnis es denn gefügt, daß ein großes und
mächtiges Volk, das wie kein anderes vom Schicksal berufen erschien, für den

') Niwres Iiien,der e„tlM der im Oltoberlieft IUI? dieser Zeitschrift veroffenti,chti Artikel
desselben Verfasser« „Ein Niickblick auf den ameiikanilch.svm!ischen Krim."

Frieden zu wirken, durch eine skrupellose Presse wie auch durch die geld»ä'chligen, profitgierigen Kreise, die jeyt die Vereinigten Staaten beherrschen und in deren Hand ihr Präsident ein gefügiges Werkzeug ist, sich verleiten ließ, von Deutschland, das niemals ein nordamerikanisches Lebensinteresse irgendwie bedroht oder angetastet hat, abzurücken und auf die Seite derer zu treten, in denen sich allein der Kriegswille verkörpert. Von Anfang des Weltkrieges an hat sich der Präsident Wilson, der von jeher ein Bewunderer Alt-Englands gewesen war, als dessen Verbündeter gezeigt, alo ein starrköpfiger Ideologe, der in Deutschland, wiewohl dieses mehr als vier Iahrzehnte hindurch Frieden bewahrt hat, den militärischen Gegner erblickt. Wilson und seine Helfershelfer haben dadurch, daß sie durch salbungsvolle Phrasen von Freiheit, Gerechtigkeit und Menschlichkeit ibr Volt in den Krieg hineingezerrt haben, eine schwere Blutschuld auf dieses geladen. Ist es doch eine unbestreitbare Tatsache, daß die verlängerte Dauer des Krieges hauptsächlich auf die Machthaber der Vereinigten Staaten zurückzuführen ist. Längst wäre das unendliche Leid und Elend, das der fürchterliche Krieg heraufbeschworen hat, beendet, wenn die Union nicht ihr Geld, ihre gewaltigen Rohstoffe und ihre Industrie in den Dienst des Verbandes gestellt hätte. Die ungeheuren Munitions- und Kriegsmateriallieferungen, die den Lieferanten Milliarden ein» brachten und das ganze Land in eine große Waffenfabrik verwandelten, gaben allein der Entente die Möglichkeit, den Krieg mit schier erdrückender Überlegenheit an Material weiterzuführen. Das irregeleitete Volk des Landes des Sternen» banners wird indessen nach und nach zu der Erkenntnis kommen, daß es für keine anderen als unamerikam'sche Interessen, d. h. für die Raubpläne des englisch-amerikanischen Großkapitals, in den Krieg mit uns gehetzt worden ist.
Der feindliche Ton gegen Deutschland machte sich bereits bemerkbar, als die ersten großen Erfolge unserer tapferen Heere erstritten wurden. Di« Aufregung über die Verletzung der belgischen Neutralität, zu der uns die harte Not der Stunde zwang, die Schauergeschichten über Löwen und Reims, ganz besonders aber die am 6. Mai 1915 erfolgte Versenkung des Passagierdampfers „Lusitania", bei der etwa 1400 Menschen, darunter mehr als hundert den ersten Familien des Landes angehörenden Amerikaner, umkamen, erzeugte drüben einen Sturm, der für alles, was deutsch hieß oder das Vorgehen Deutschlands verteidigte, nicht nur äußerst unbehaglich, ja, überaus gefahrvoll wurde. Hand in Hand mit der den Deutschenhaß schürenden englischen Preßmache hetzte die mit allen sensationelle« Mitteln arbeitende Iingopresse gegen Deutschland als den FriedeUsbrecher. der an dem ganzen Weltunglück schuld sei. Es wurde ausgestreut, daß Deutschland nicht um Leben und Eristenz, sondern um Ausbreitung und um Weltherrschaft kämpfe, und es entstand die unsinnige Furcht, daß Deutschland sich zur Hegemonie in Europa aufschwingen könne und selbst vor Amerika nicht Halt machen werde.

die Lage der dorrigen Deutschen Oswald Lohan
Um nun die durch die Entwicklung und Gestaltung des Völkerkrieges für
unsere Stammesgenossen in den Vereinigten Staaten entstandene Lage näher zu
kennzeichnen, ist es geboten, von der Stellung, die allgemein die Deutschamerikaner
gegenüber der angelsächsischen Bevölkerung einnehmen, ein genaueres Bild zu
entwerfen.
In welch' hohem Maße Mch die deutscht"Tinwanderung nach der Union zu
deren Aufschwung, Bevölkerung und Blüte beigetragen hat und wie stark auch der
germanische Blutzusatz im Amerikanertum vertreten ist, so kann man doch nicht
ehaupten, daß eine eigentliche Verschmelzung des deutschen mit dem anglo-ameri-
^.inischen Element erfolgt sei. Der eingewanderte Deutsche bildet vielmehr bs
zur zweiten Generation einen in sich abgeschlossenen Bestandteil der in den letzten
Iahren auf ungefähr 1(10 Millionen Köpfe angewachsenen Bevölkerung der
Vereinigten Staaten. Wie der Amerikaner mit der Sprache nnd dem Recht d.s
britischen Mutterlandes auch englische Anschauungen und Lebensgewohnheitrn
übernommen hat, so vermag der Deutsche, auch wenn er Bürger der Republik ge-
worden ist, sich nicht obne weiteres von der Sprache und Denkweise seines Vater-
landes loszumachen. Hieraus ergeben sich mancherlei Verschiedenheiten, die im
öffentlichen und gesellschaftlichen Leben, wie es sich in der Neuen Welt absvirlt,
oft scharf und unversöhnlich hervortreten. Die mehr gemütvolle Lebensauffassung
des Ansiedlers germanischen Ursprungs läßt sich mit dem starren Puritanismus,
mit dem vielfach eine gemachte Prüderie und den Deutschen abstoßende Heuchelei
verknüpft ist, nicht vereinigen.
In den früheren Zeiten der nationalen Zerrissenheit, als Deutschland nur
ein geographischer Begriff war, hatte der deutsche Einwanderer in Amerika viele
Demütigungen und öffentliche Beschimpfungen zu erdulden. Er wurde verächtlich
als „slutllimllu" bezeichnet, der sich hauptsächlich von Sauerkraut, Wurst und
Käse nährt und unheimlich viel Bier trinkt. Anders und besser wurde es erst,
als nach der Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches der nationale Gedanke
festere Formen annahm und auch bei den Auslandsdeutschen zu wirken begann,
als nach 1870 der Handel Deutschlands in erhöhtem Maße über die Reichsgrenzen
drängte und der deutsche Name, dank unserem großen Bismarck, zu verdienter
Ehre gelangte.
Trotzdem der verständige, vorurteilsfreie Amerikaner die guten Eigenschaften
der Deutschen: ihren Fleiß, ihre Genügsamkeit und Gewissenhaftigkeit, Sparsam-
keit und Rechtschaffenbeit zu schätzen weiß und sie als wünschenswerte Ein»
Wanderer ansieht, so baben unsere Stammesgenossen doch ungeachtet ihrer Tüchtig-
keit niemals in der eigentlichen amerikanischen Gesellschaft volle Anerkennung ge-
funden. Sie spielen in den großen atlantischen Städten tatsächlich nur eine
untergeordnete Rolle. Auch ist es ibnen nicht gelungen, sich in der Politik eine
ihrer Zahl entsprechende Geltung zu verschaffen. Wobl geben sie durch ihre

numerische Stärke bei den Wahlen nicht selten den Aueschlag, aber ihr Einfluß innerhalb der politischen Parteien ist verhältnismäßig gering. Die Gründe für die Zurückhaltung des Deutsch-Amerikanertums liegen in erster Linie in der sprach» lichten Schwierigkeit, die nur wenige der einwandernden Deutschen ausreichend zu überwinden imstande sind, die aber dem Irländer nicht im Wege stehen. Dazu kommt, daß dem Deutschen in der Regel politisch« Schulung fehlt, die dem Amerikaner aber in nicht geringem Grade eigen ist. Da im großen und ganzen es nicht Angehörige unserer besten, Volksklassen sind, die nach der Neuen Welt aus-wandern, so kommt dort mehr die rauhe Seite des Deutschen, ,'eine mangelhafte gesellschaftliche Bildung, seine Formlosigkeit und die nicht immer zarte und rück-sichtsvolle Art, wie er die Frau behandelt, zum Vorschein, ein Verhalten, das den feiner empfindenden, dem Frauenkultus huldigenden Amerikaner abstoßend le> rührt. Von den Kreisen der englisch-amerikanischen Kirchen ist auch den Deutschen nicht selten der Vorwurf gemacht worden, daß diese, weil sie das Biertrinken in Amerika eingeführt haben, dadurch die Trunksucht gefördert hätten. Ferner wird es unseren Landslenten verübelt, daß sie den Kirchenbesuch vernachlässigen und statt dessen in der schönen Iahreszeit es vorziehen, den Sonntag in der freien Natur, im Walde oder auf den Bergen zu verbringen.

Es ist keineswegs Haß, noch Animosität, was beide Völker trennt; es besteht vielmehr eine Art Apathie, eine balb ethische, halb ästhetische Abneigung. Deutsche Amerikaner und englische Amerikaner bilden von jeher zwei gesonderte Lager, die nur die Arbeit vereint. Im übrigen geht jeder getrennte Wege; niemals bestand zwischen ihnen ein engeres geistiges oder seelisches Band. Die breite Masse d^r Deutsch-Amerikaner, die der Drang nach wirtschaftlicher Selbständigkeit übers Meer getrieben hat, setzt sich aus kleinen Leuten, aus Bauern, Handwerkern, Ge» schäftstreibenden zusammen. In dem Kampfe um die ökonomischen Interessen geht ihnen jedoch die Berührung mit den Besten der einheimischen Tradition großenteils verloren, ohne daß sie dafür eine wirkliche Vertrautheit mit ameri-kanischen Lebensidealen eintauschten. Und lo leben sie in einer gewissen geistigen Isolierung dahin, entfremdet dem, was dem Dasein ihrer Vorfahren seinen eigent-lichen Wert verlieh, innerlich fremd auch demjenigen gegenüber, was die ameri-kanische Welt am tiefsten bewegt. Wohl aber ist es ihnen bei den im Lande des Sternenbanners sich darbietenden günstigen Erwerbsbedingungen vielfach ge lungen, zu einer befriedigenden einträglichen Eristenz, ja, teilweise zu ungeahntem Reichtum zu gelangen. Natürlich und begreiflich ist es daher, wenn solche Ein-gewanderte das Land, mit dem sie mehr und mehr materielle Interessen verknüpfen, schätzen und lieben. Damit soll indessen nicht gesagt sein, daß dieser Klasse von Deutschen das warme Gefühl für das Land ibrer Geburt, wenn es auch viel-leicht zeitweise schlummert, verloren gegangen sei.

Etwas anderes ist es mit den aus den böber gebildeten Ständen hervorge» gangenen, feiner organisierten Deutschen, die nicht um irdischen Gewinns halber,

sondern aus anderen Gründen über das Weltmeer getrieben wurden. Zu dieser
Klasse gehörten vornehmlich die sogenannten Achtundvierziger, die wegen der
politischen Verfolgung, der sie sich daheim ausgesetzt hatten, als mächtige Flut-
welle nach dem „Lande der Freiheit", das ihnen ein Asyl gewähren sollte, geströmt
waren. Diese deutschen Geistesarbeiter, die der deutschen Auswanderung ein
wesentlich verändertes Gepräge gaben, erlitten zum Teil schmerzliche Ent>
täuschungen. Ihnen starrte das amerikanische Leben so kalt und fremd entgegen,
daß sie sich vielfach noch unbehaglicher darin fühlten als unter den despotischen
Gewalten, denen sie soeben entronnen waren. Sie mußten wahrnehmen, daß man
sie gleich anderen Fremdgeborenen mit Geringschätzung behandelte. Ferner
mußten sie erkennen, daß der Deutsche im politischen Leben eine seiner Zahl keines
wegs entsprechende Rolle spielt, daß er bei der Beratung der Gesetze und Neuein-
richtungen kaum mitzureden hat und daß auch sein geselliger Verkehr vielfach
durch allerhand Einschränkungen beengt wird, die einen schreienden Widerspruch
zu der so viel gepriesenen Freiheit bilden, die man drüben zu finden erwartet hatte.
Sie fühlten bald die unverhüllt hervortretenden Mängel des herrschenden schranken-
losen Demokratismus heraus: die Unehrlichkeit und Heuchelei in der Politik, die
über das ganze Land verbreitete, allgemein zugestandene Korruption in fast allen
Verwaltungszweigen, sowie die Schattenseiten des andererseits viele rühmens-
werten Eigenschaften aufweisenden amerikanischen Nationalcharakters; nämlich:
die hastige Oberflächlichkeit, die maßlose nationale Eitelkeit und Überhebung sowie
der Hang zu lächerlichen Prahlereien. So entstand bei vielen von jenen gebildeten
Einwanderern ein Zustand unbefriedigter Sehnsucht und getäuschter Hoffnung.
Es kam ihnen zum schmerzlichen Bewußtein, daß die Zugehörigkeit zu
zwei Welten für edle, feinfühlige Charaktere ein nicht
auszugleichender seelischer Zwiespalt ist und bleibt.

Die klaffende Gegensätzlichkeit, die zwischen deutscher und amerikanischer
Denkweise, Lebensanschauung und Kultur besteht, hat nun der vor drei und ein-
halb Jahren entfachte Weltkrieg, der sich zur größten Menschheitstragödie ausge-
wachsen hat, noch ganz erheblich verschärft. Die Deutschen, die mit ihren besten
Kräften zum Aufbau der amerikanischen Nation beigesteuert, die dem Lande ihrer
Wahl unberechenbaren Segen und Vorteil gebracht, ihm die Errungenschaften
einer alten Bildung und Kultur zugeführt, die ihre Bürgerpflicht im Frieden
wie im Kriege stets voll und ganz erfüllt hatten, mußten bitterste Enttäuschung
und schnöden Undank erleben. Mit tiefem Schmerz mußten sie empfinden, daß
das Freundschaftsband, das Iahrhunderte lang beide Völker mit einander ver-
knüpft hatte, aus nichtigen, frivolen Gründen jäh zerrissen wurde, daß ihr neues
Vaterland die Waffen erhob gegen die alte, um Freiheit und Unabhängigkeit
ringende Heimat, an die sich für sie liebevoll-wehmütige Erinnerungen binden.
Sie hörten jetzt um sich das Toben wütendsten Deutschenhasses und blinder Ver-
leumdung, sahen sich selbst als Spione und Verräter verdächtigt, in ihrem beruf-

lichen Dasein bedroht, vielleicht auch in ihrer Familie von gegensätzlichen
Stimmungen umgeben. Sie mußten es erleben, wie Deutschland und sein Kaiser
von einer wilden, haßerfüllten Presse in öffentlichen Erörterungen von der geistigen
Elite in den Vereinigten Staaten in einer Weise angepöbelt, beschimpft und ver»
lästert wurde, die alle Grenzen der Vernunft und des Anstandes weit überstieg.
Sie mußten, nachdem England als erste Kriegsmaßregel die Kabelverbindung
Deutschlands mit den Vereinigten Staaten zerstört hatte, die von London, Paris
und Petersburg ausgehende Sturmflut gefälschter und erlogener Nachrichten
hereinbrechen sehen, nach denen die deutschen Heere schwere, blutige Niederlagen
erlitten hatten, der Feind überall auf deutschem Boden vorgedrungen, in Berlin
die Revolution ausgebrochen war, der Kaiser und der Kronprinz gefangen oder
gar getötet worden waren und Deutschland allein und ausschließlich die Schuld an
dem Ausbruch des Krieges trage. Wochenlang standen die Deutsch-Amerikaner
unter dem niederschmetternden Eindruck solcher Lügendepeschen, ohne diese auf
ihren wahren Gehalt und ihre Richtigkeit prüfen zu können. Sie vermochten im
späteren Verlaufe der Ereignisse es nicht zu verhindern, daß von ihrem Adoptiv»
Vaterlande, als es noch vorgab neutral zn sein, Millionen von Granaten, Schrap-
nells und Pattonen, Tausende von Tonnen von Pulver, Zehntausende von Röbren
mit giftigem Gas an Deutschlands Feinde geliefert wurden, um unzähliger Mütter
Söhne zu vernichten und zu verkrüppeln.

Diese ernste und verwirrende Zeit war eine schwere Belastungsprobe für das
Deutschtum in Übersee. Unsere Volksgenossen haben sie indessen mit Mut und Kraft
überstanden. Manches deutsche Herz hat wohl gebangt, ob nicht angesichts so
vieler Feinde wirklich die Vernichtungsstunde des alten Vaterlandes geschlagen
haben möge. Aber im großen und ganzen fand die Stnnde der Gefahr, wie in
der Heimat, so auch in der Fremde die Deutschen zuversichtlich und gefaßt. Zu-
nächst traten sie instinktmäßig den englischen Verleumdungen entgegen, bis es
möglich war, ein von feindlicher Seite unabhängiges Tatsachenmaterial zu er»
langen. Auch die in deutscher Sprache erscheinenden Zeitungen, die allerdings in
den stockamerikanischen Kreisen wenig oder gar keine Beachtung finden, nahmen
unerschrocken den Kampf für Wahrbeit und Gerechtigkeit auf. Freilich mußten
diejenigen Deutschen, welche das Bürgerrecht der Vereinigten Staaten erlangt
batten — und das ist die weit überwiegende Mehrzahl — sich diejenige Zurück-
baltung auferlegen, die die durch die Naturalisation übernommenen Pflichten
gegenüber ihrem Adoptiv'Vaterland geboten. So konnten sie insbesondere nach
dem im Februar 1917 erfolgten Eintritt der Vereinigten Staaten in den Krieg
gegen Deutschland, weil dieses den uneingeschränkten Unterseebootskampf be»
aonnen hatte, nicht daran denken, ihrer nunmehrigen Regierung in den Rücken
zu fallen.

Diejenigen wehrpflichtigen und waffenfähigen Deutschen aber, welche durch
selche Pflichten nicht gebunden waren, strömten zu vielen Tausenden in den Kon-

sulaten des Reiches zusammen, um sich, getragen von flammender Begeisterung,
zur Ableistung ihrer militärischen Dienstpflicht in den Reihen der deutschen Heere
und der Marine zu melden. Leider scheiterte bei deu Allermeisten das patriotische
Vorhaben an der Unmöglichkeit, den heimatlichen Boden ungehindert von den
den gesamten Schiffsverkehr nach Europa scharf und rücksichtslos überwachenden
britischen Häschern zu erreichen. Trotzdem unternahmen einzelne von diesen
wehrhaften jungen Männern, ihr Hab und Gut im Stich lassend, immer wirrer
den Versuch, auf irgend einem Wege, sei es auch unter einer grotesken Verkleidung
oder mittels eines falschen Passes, an das Ziel ihres brennenden Wunsches zu g'>
langen. Sie gerieten jedoch zumeist in harte englische Gefangenschaft, in der sie
noch heute schmachten. Schließlich sahen die deutschen Konsulate sich genötigt,
von weiteren derartigen aussichtslosen Unternehmungen dringend abzuraten.
Am schönsten und wirksamsten kam indessen der mächtige und nachhaltige
Zusammenschluß des Deutsch-Amerikanertnms infolge des Krieges zum Ausdruck
durch dessen opferfreudige Anteilnahme an der allgemeinen Fürsorge zur Linde»
rung der heimischen Kriegsnot. Wie sich in Deutschland die Daheimgebliebenen,
und zwar AltAnd Iung, Mäinner und Frauen, in edlem Wetteifer vereinigt hatten,
um unseren wackeren Streitern mit Werken der Liebe helfend zur Seite zu stehen,
so haben für den gleichen Zweck auch die Auslandsdeutschen Herzen und Hände
geöffnet und eine überaus rege, erntereiche Werbe- und Sammeltätigkeit im
Dienste der Kriegshilfe entfaltet. Sie haben sich auf diesem segensreichen Gebiete
mit dem deutschen Volke in Denken und Empfinden eins gefühlt und nach
Millionen zählende Spenden zur Milderung der durch den Krieg geschlagenen
Wunden nach Deutschland überwiesen. Der Ruf zum Liebeswerk fand auch
drüben, wie hier in der Heimat, nirgends stärkeren Widerhall als in den Frauen-
herzen. Hunderte von deutschen Vereinigungen, deren Ziele sonst einzig in der
Pflege des deutschen Liedes lagen oder im Turnbetrieb oder in der Pflege des
deutschen Frohsinns und deutscher Gemütlichkeit — sie alle wurden zu Mittel-
punkten deutschen Wohltuns, deutscher Hilfsbereitschaft, deutscher Tatkraft. Dem
gleichen Beispiel folgten die deutschen Logen, die deutschen Kirchen. Ie länger der
Krieg sich hinzog, desto mehr galt es, den Gabenstrom zu vertiefen; desto mehr
wurde man sich bewußt, daß ein Versiegen des Quells nicht stattfinden dürfe.
Bei uns in Deutschland bestand in früheren Zeiten die Auffassung, daß die
Landsleute, die ihrer Heimat den Rücken gekehrt und eine fremde Staatsan-
gehörigkeit angenommen haben, als Abtrünnige, als „verlorene Kinder" anzu-
sehen seien, die man ihrem Schicksal überlassen müsse
Auch die amtlichen deutschen Stellen verhielten sich den Ausgewanderten
gegenüber vielfach kühl und gleichgültig. Diese haben indessen im Verlaufe des
gegenwärtigen Schicksalskampfes, der Dasein und Zukunft des Deutschen Reiches
entscheiden wird, durch die Tat reichlich bewiesen, daß sie weder in wirtschaftlicher

noch in geistiger Beziehung für das alte Vaterland als verloren zu betrachten sind. Sie haben gezeigt, daß sich mit ihrer Anhänglichkeit an das Land ihres jetzigen Lebens und Wirkens, zu dessen Gedeihen sie redlich beigetragen haben, sehr wohl warme Empfindungen für das Land ihrer Geburt, Kindheit und Iugend vereinigen lassen. Di« Anerkennung und Achtung, die es ibnen in der Vergangen heit nicht, selten versagt bat, wird das Mutterland ihnen fortan nicht mehr vorenthalten dürfen.

Walter Peters, Berlin-Lichterselde:

Die Aufgaben der Banken im und nach dem Kriege.

Der Krieg hat die Banken vor ungeheure Aufgaben gestellt, deren Bewältigung nur dank ihrer großzügigen Organisation möglich geworden ist. Schien bei Beginn des großen Völkerringens das ganze Wirtschaftsleben ins Stocken zu geraten, so hat sich schon im Verlauf der ersten Kriegsmonate herausgestellt, daß Deutschlands wirtschaftliche Kräfte über alles Erwarten groß waren, und je mehr die militärischen Aufgaben und Erfordernisse wuchsen, je weiter die Kriegsgebiete wurden, desto größer gestalteten sich die Aufgaben, die an unsere ganzen Wirtschaftskörper gestellt werden mußten. Die anfangs auftauchende Arbeitslosigkeit wandelte sich sturzvoll in einen enormen Arbeitsüberfluß um, es galt, mit allen nur denkbaren und verfügbaren Mitteln neue Arbeitskräfte zu gewannen, arbeitsparende Methoden zu ersinnen und alles hier in der Heimat mobil zu machen, um den gewaltig anschwellenden Strom aller Art Arbeit zu bewältigen. Unsere gesamte Industrie ging eine einzigartige Umwandlung durch, Betriebe, die ausschließlich Zwecken des Friedens dienten, wurden zu vollkommenen Kriegsbetrieben umgestaltet. Hier zeigte sich die wunderbare Anpassungsfähigkeit des deutschen Kaufmanns und Industriellen; hier bewährte sich die Fähigkeit des Organisierens, das wir während der Kriegszeit nunmehr zur höchsten Entwicklung gebracht haben. Nur durch diese gewaltigen organisatorischen Leistungen konnte die Fülle der Arbeit bewältigt werden, die in nnserm ganzen Wirtschaftsleben ihrer Erledigung harrte. Reich, Bundesstaaten und Kommunen wetteiferten in der Lösung der ihnen zuströmenden Aufgaben, die insbesondere in der Sicher» stellung und gleichmäßigen Verteilung der Rohstoffe und Lebensmittel gipfelten. Ein vollständiges Neuland galt es zu beackern, um gerüstet zu sein für alle durch den ungeheuren Krieg gegebenen wirtschaftlichen Notwendigkeiten.

Iedes Produkt unserer Landwirtschaft wurde in den weiten Rahmen einge-
spannt, jedes Erzeugnis unserer Industrie) soweit es für Kriegszwecke erforder-
lich war, mußte dem Ganzen nutzbar gemacht werden und jeder Rohstoff, mit dem
es sparsam und ökonomisch zu wirtschaften galt, war in die große organisatorische
Maschinerie einzugliedern. Es galt fortgesetzt, Erzeugung und Bedarf mitein-
ander abzuwägen, jede Möglichfeit zu erfassen, die vorhanden war, Lebensmittel,
Rohstoffe und sonstige Gegenstände des täglichen Bedarfs heranzuschaffen, kurzum,
^e notwendiger mit der Dauer des Krieges die Erfassung aller wirtschaftlichen
Elemente wurde, je weitverzweigter mußte der Ausbau unseres ganzen auf den
Krieg eingestellten Wirtschaftskörpers vor sich gehen.
Es ist viel über die Organisation der Kriegsgesellschaften gespottet worden,
über den allmählich vollzogenen Umsturz der Gütererzeugung und Güterverteilung,
aber es leuchtet doch wohl ein, daß, abgesehen von einigen Mißgriffen in diesem
gewaltigen Organismus, im großen und ganzen sich die geschaffene Organisation
vollauf bewährt hat. Daß es,ohne bürokratische Maßnahmen nicht abging, liegt
in der Natur der einzelnen Erzeugnisse, die es zu erfassen und zu zentralisieren
Halt. Würde der freie Wettbewerb ungehindert fortbestanden haben, so hätten
wir vielleicht einzelne Möglichkeiten, Waren und Rohstoffe heranzuschaffen, z. B.
aus dem neutralen Auslande, intensiver ausgeschöpft, die Preise wären aber fort-
gesetzt ins Ungemessene gestiegen und hätten einen Erwerb der Güter für den
größten Teil unseres Volkes unmöglich gemacht, ganz abgesehen davon, daß eine
einigermaßen gleichmäßige Verteilung ganz außer dem Bereich der Möglichkeit
gelegen hätte. Daß dabei die Frage der Valutaregulierung ganz ausgeschaltet
worden wäre, liegt klar auf der Hand. Wir müssen darum je länger je mehr zu
der Einsicht kommen, daß die Zentralisation der einzelnen Naturprodukte und
Rohstoffe eine wirtschaftlich«.Notwendigkeit war. Daß hierbei dem freien Handel
.große Schranken gesetzt wurden, ist ein notwendiges Übel, das aber mit Be-
endigung des Krieges allmählich von selbst aufgehoben wird.
Wenn wir nun die Aufgaben der Banken, die sich innerhalb des Rahmens
dieser großen wirtschaftlichen Organisation ergeben haben, näher betrachten, so
müssen wir zunächst die eine Tatsache als gegeben betrachten, daß ohne eine weit-
gehende Mitwirkung, insbesondere unserer großen Bankinstitute, der vielgliederige
Aufbau der gesamten Kriegswirtschaft schlechterdings nicht möglich gewesen wäre.
Gestützt auf ihre vorhandene weitverzweigte Organisation, auf ihren großen
Apparat, auf die zahllosen geschnlten Kräfte und nicht zuletzt auf ihre überaus
wertvollen, ausgedehnten Beziehungen zu Handel und Industrie, mußte das neue
große Arbeitsfeld, das sich vor ihnen auftat, die Banken ganz von selbst zur Mit-
wirkung an dem gewaltigen Aufbau dieser wirtschaftlichen Kriegsorganisation
anregen.
So wurde denn schon gleich zu Anfang des Krieges die Erfassung und Be-
wirtschaftung besonders wichtiger Rohstoffe von einzelnen großen Banken selbst

in die Hand genommen oder es wurde den Banken die finanzielle Durchführung des Planes von Reichswegen übertragen, sodaß heute eine groß« Anzahl Kri?gs» Wirtschaftsorganisationen den Banken eng angegliedert ist. Ganz selbstverständlich erscheint es, daß Kriegsgesellschaften, die auf Anregung des Reichs oder der Bundesstaaten gegründet und als Aktiengesellschaften ins Leben gerufen wurden, der Mitwirkung leistungsfähiger Banken nicht entbehren konnten; so ist denn in vielen Fällen das Aktienkapital zum Teil von den Banken selbst aufgebracht worden. Hierdurch kommen natürlich die betreffendeu Kriegsorganisationen unter die Kontrolle der Banken, die sehr häufig den Gesellschaften eigene Räume in den Bankgebäuden zur Verfügung stellen. Naturgemäß wird dadurch auch die Verantwortlichkeit der Banken an den Kriegsgesellschaften wesentlich erhöht, was aber im Interesse des Volksganzen von nicht zu unterschätzender Bedeutung ist. Die Mitwirkung der Banken bei den Kriegsgesellschaften beschränkt sich im wesentlichen auf die Abwicklung des gesamten meist ausgedehnten Geldverkehrs, in der Bereitstellung von Devisen für ausländische Einkäufe und in der Hergabe von Krediten in der Regel unter Garantie des Reichs. Ist das Risiko der Banken somit auch auf ein bestimmtes Maß herabgemindert, so sind doch die großen Leistungen der Banken den Kriegsgesellschaften gegenüber nicht zu verkennen. Hierfür fließen ihnen angemessene Provisionen zu, die natürlich die Mitwirkung der Banken an diesen Kriegsorganisationen sehr einträglich gestalten.

Haben die Banken bei der Gründung derartiger kriegswirtschaftlicher Stellen mitgewirkt und ihnen während des Krieges ihre Dienste zur Verfügung gestellt, so fällt ihnen naturgemäß nach dem Kriege die nicht unwesentliche Aufgabe eines rationellen Abbaues und einer allmählichen Liquidation dieser Kriegsoesellschaften zu, woraus sich dann wiederum eine große Mitwirkung bei der Überleitung zur Friedenswirtschaft ergibt. Diese Tätigkeit wird eine der wichtigsten Aufgaben der Banken nach Friedensschluß bilden. Daß die Auflösung der Kriegsorganisationen nur Schritt für Schritt vor sich gehen kann und in den meisten Fällen eine Frist von 6—12 Monaten nach Friedensschluß bedingt, ist selbstverständlich und auch in den Satzungen der Krieqsgesellschaften vorgesehen, da naturgemäß eine sprunghafte Veränderung der wirtschaftlichen Verhältnisse nicht eintreten wird. Eine Anzahl der wichtigsten Rohstoffe und Lebensmittel wird auch eine gewisse Zeit nach Kriegsende noch rationiert und zentralisiert bleiben müssen, da die Versorgung des ganzen Marktes erst allmählich wieder in die alten Bahnen gelenkt werden kann. Hierbei spielen die Verhältnisse in den feindlichen und neutralen Ländern, die natürlich durch die lange Dau?r des Krieges ebenfalls nur einen sehr beschränkten Markt haben, eine außerordentlich wichtige Rolle. Ebenso müssen wir unsere wieder einsetzende Einfuhr infolge des überall vorhandenen Mangels an Schiffsraum zunächst auf ein Mindestmaß beschränken und eher unsere Ausfubr foreieren, um unsere Handelsbilanz und damit die Markvaluta in günstigem Sinne zu beeinflussen. Wenn auch unsere Feinde

jetzt noch mit großsprecherischen Phrasen den Wirtschaftskrieg nach dem Kriege propagieren, so werden wirtschaftliche Notwendigkeiten in den feindlichen Ländern selbst dafür sorgen, daß eine Absperrung Deutschlands vom Weltmarkt zur Un» möglichkeit wird.

Hier nun eröffnet sich gerade den Banken, die über internationale Ver» bindungen in reichstem Maße verfügt haben, ein ausgedehntes Arbeitsfeld, um durch Wiederanknüpfung dieser Beziehungen dem Handel und der Industrie die notwendigen Erleichterungen zu verschaffeu. Wir müssen ein mit Übersee Handel treibendes Volk bleiben, um die großen wirtschaftlichen Wunden, die uns ge» schlagen wurden, nach und nach wieder auszugleichen und uns aus Übersee die unbedingt erforderlichen Rohstoffe zum Wiederaufbau unserer Friedensindustrie und die für den Verbrauch bestimmten Waren zu sichern. Gewiß haben wir uns durch bedeutsame Erfindungen, durch rationelle Ausnutzung hochwertiger Ersatz- stoffe in vieler Hinsicht vom Auslande unabhängig gemacht, aber es ist doch nicht zu verkennen, daß unser ganzer Wirtschaftskörper, wenn er wieder gesunden soll, auf den Austausch der Güter angewiesen ist. Darum müssen wir alle Kräfte an- spannen, um unsern Erport wieder auf ein hohes Maß zu bringen — und hierzu beizutragen sind die großen Banken vornehmlich berufen. Unsere Großbanken unterhalten in Übersee weitverzweigte Tochterinstitute mit einem großen Filialen- netz, diese werden dem deutschen Kaufmann ein außerordentlich wichtiges Binde- glied sein, um ihm die Möglichkeit zu geben, Waren drüben einzukaufen und nach Deutschland zu verschiffen und anderseits deutsche Erzeugnisse in Übersee abzusetzen. Noch mehr als vor dem Kriege werden die Banken die Aufgabe haben, durch Gewährung von Rembourskrediten, Eröffnung von Akkreditiven und Ausschreibung von Kreditbriefen für die nach Übersee reisenden Kaufleute dem Handel ihre Dienste zur Verfügung zu stellen. Sie werden daher sofort nach Friedensschluß eine Anknüpfung an ihre eigenen Filialen und sonstigen Ver» bindungen zu erreichen suchen müssen, um für alle Erfordernisse gewappnet zu sein. Freilich dürften hier zunächst manche Schwierigkeiten zu überwinden sein, denn es gilt, etwa noch vorhandene Verstimmungen zu beseitigen, die sich in den meisten Ländern durch die Ereignisse des Krieges ergeben haben. Viel wird auch davon abhängen, ob sie imstande sind, den vielen während des Krieges im überseeischen Auslande gegründeten englischen und amerikanischen Konkurrenz- banken machtvoll an die Seite zu treten. Auch spielt die Frage einer inter- nationalen Währung eine Hauptrolle, ob wie vor dem Kriege das englische Pfund weiter überall Geltung haben soll, ob der amerikanische Dollar den Rang abläuft oder ob die deutsche Mark endlich daneben den Platz erhält, der ihr gebührt.

Wir denken jedenfalls nicht daran, nach dem Kriege einen Wirtschaftskrieg fortzusetzen, und unsere Feinde werden sich im weiteren Verlauf der Dinge davon überzeugen müssen, daß auch wir den Platz an der Sonne verdienen und die Freiheit der Meere unbedingt zu einer der wichtigsten Frietxnsbedingungen ge-

hören muß. Von diesem Gedanken geleitet, wird auch das wirtschaftliche Leben
in Deutschland nach und nach erstarken und uns die ungeheuren Kriegslasten all-
mählich, wenn auch vielleicht langsam fortschreiteend, erträglicher machen.
Daß die Banken neben dem überaus wichtigen Aufbau unserer überseeischen
Beziehungen auch hier im Lande selbst bei Friedensschluß gewaltige Aufgaben
vorfinden werden, versteht sich von selbst. Groß wird vor allem das Kredit-
bedürfnis in Handel und Industrie sein, der jetzt vorhandenen Geldflüssigkeit, her-
vorgerufen durch den immerwährenden Umschlag im eigenen Lande, wird eine
Geldversteifung folgen, die ein Bedürfnis nach Krediten bedingt. Riesige An>
schaffmigen wird unsere Industrie machen müssen, um die durch den Krieg aufs
äußerste ausgenutzten Maschinen und Anlagen zu erneuern, die angesammelten
Reserven werden hierdurch mehr oder minder aufgebraucht werden und große
Kapitalien gilt es bereitzustellen, um den gigantischen Erneuerungsprozeß voll-
ziehen zu helfen. Die vor sich gehende vollkommene Umstellung kleinerer Be-
triebe, die jetzt ganz auf den Krieg eingestellt sind, wird ganz besonders die Stütze
der Bauken nicht entbehren können, um wieder rationell ihren ursprünglichen
Zwecken zu dienen. Daß bei der Überleitung in die Friedenswirtschaft sich in
vielen Betrieben große Schwierigkeiten ergeben dürften, ist als sicher vorauszu-
sehen. Hier wird den Banken Gelegenheit gegeben sein, kleineren, weniger
kapitalkräftigen, an sich aber gesunden Betrieben den Umschwung zu erleichtern.
Die ganze Kreditfrage wird auf eine andere Grundlage gestellt werden
müssen, als sie vor dem Kriege bestanden hat. Die Grundsätze der Banken werden
nicht so engherzige sein müssen, aber auch bei der Ungewißheit, die zunächst Platz
greifen wird, dürften vorsichtige Erwägungen obwalten. Daß nicht unwesentlich
veränderte Bedingungen seitens der Banken festgesetzt werden, ist zweifellos anzu-
nehmen, da ja auch das Risiko der Banken in der ersten Zeit nach dem Kriege
ein gesteigertes sein.wird. Iedenfalls aber sollten es sich die Banken schon jeot
zur Pflicht machen, nach Kräften dazu beizutragen, dem gesamten Kaufmanns» und
Gewerbestand den Übergang zu erleichtern, da unzweifelhaft hierin eine der vor»
nehmsten Aufgaben der Banken bestehen wird.
Aber auch biermit ist das Arbeitsfeld der Banken noch längst nicht erschöpft.
Ungeheuer dürften die Ansprüche sein, die Staat und Kommunen an den Geld-
markt stellen werden, denn die Lasten der kommunalen Körperschaften sind durch
dir Ausgaben während des Krieges ine Ungemessrne gestiegen. Durch Ansamm-
lung aller verfügbaren Mittel seitens des Reichs in den Kriegsanleihen und Ge-
währung von Vorschüssen durch das Reich an die Bundesstaaten, Städte und
Kommunen ist allen diesen zahllosen Einzelgliedern unseres Staatswesens eine
überaus große Verpflichtung gegenüber dem Reich erwachsen, deren Tilgung
«lsbald nach Friedensschluß durch Ausgabe von Anleihen vor sich gehen dürfte.
Die Begebung dieser Anleihen wird eine wichtige Aufgabe der Banken sein,
wn sie überhaupt auf dem Anleihemarkt eine bedeutsame Mitwirkung zu erfüllen

haben werden. Gilt es doch dir schwindelhafte Milliardenhöhe der Kriegsanleihen
am Markt zu halten, einer Verwässerung vorzubeugen und durch geeignete, von
der Reichsbank bereits ergriffene Maßnahmen ein sprunghaftes Zurückschnelle»
des Kurses hintenanzuhalten. Was von den Kriegsanleihen gesagt ist, hat auch
Geltung bei allen anderen Anlagepapieren, die vielleicht durch ein gesteigertes
Geldbedürfnis nach dem Kriege unter ihren inneren Wert zu sinken drohen könnten.
Und hiermit kommen wir zu einem weiteren wesentlichen Faktor in der Be-
tätigung der Banken nach dem Kriege: — Dem Wiederaufbau des internationalen
Börsenverkehrs, der während des Krieges vollkommen geruht hat.
Über die Kursgestaltnng des Devisenmarktes nach Friedensschluß läßt sich
beute auch noch nicht annähernd ein einigermaßen zuverlässiges Urteil abgeben,
und doch gehört diese Frage nach dem Kriege zu einem der wichtigsten der auf»
tauchenden Probleme. Durch die bei uns während des Krieges außerordentlich
gestiegene Nachfrage nach neutralen Werten sind die Kurse der Devisen zu einer
nie geahnten Höhe gestiegen, obgleich die Reichsbank die Einfuhr von Gütern
aus dem neutralen Auslande gewissermaßen kontengiert und Vorschriften erlassen
hat, die die Einfuhr von Waren auf ein Mindestmaß beschränken. Mit dem
Wiedereinsetzen des Austausches der Güter und der Ablösung der gegenseitigen
kommerziellen Verpflichtungen, ja schon mit dem Auftauchen konkreter Friedens-
pläne werden natürlich die Kurse automatisch zurückgehen und eine große Er-
leichterung bringen. Bei der Regulierung des ausländischen Zahlungsverkehrs
werden die Banken eine bedeutende Rolle spielen und durch ihre Mitwirkung einen
schrittweisen Rückgang der Devisen zu erreichen suchen.
Neben der Frage der Valutaregulierung wird aber ganz besonders der Frage
der Kursgestaltung unserer heimischen Anlage- und Industriepapiere Beachtung
geschenkt werden müssen. Hier liegt es zum großen Teil in der Hand der Banken,
ungesunden Kursstürzen vorzubeugen, indem die zu erwartenden teilweise erheb-
lichen Kursrückgänge bestimmter Industrieaktien nach Möglichkeit beizeiten in
sanftere Bahnen gelenkt werden. Wenn auch durch die Einführung von Einheits-
kursen dem in letzter Zeit bedenklich grassierenden Börsenspiel einigermaßen Ein-
halt geboten werden dürfte, so bleibt doch noch außerordentlich viel zu tun übrig,
um bei Wiedereinführung eines öffentlichen amtlichen Kurszettels den Verhält-
nissen annähernd angepaßte normale Kurse vorzufinden.
Hiermit ist in großen Umrissen ein Ausblick auf die gewaltigen Zukunftsauf'
gaben der Banken gegeben; daß es daneben noch unzählige andere Probleme gibt,
die es zu lösen gilt, liegt auf der Hand. Vor allen, werden den Banken auch
durch die geschaffenen engen Beziehungen zn unseren Bundesgenossen neue große
Aufgaben erwachsen, die in dem so oft ausgesprochenen Gedanken eines großen ge-
einten, in sich gefestigten „Mitteleuropa" wurzeln; insbesondere der Orient
regt zu neuen Zielen an und, wird die Banken anspornen, neue Gebiete ihres
Wirkungskreises z« erschließen oder vorhandene weiter auszubauen.

Vor allem werden die großen Banken berufen sein, Weltpolitik zu treiben und nicht in engen Schranken ihre für das Wirtschaftsleben so außerordentlich ersprießliche Tätigkeit einzudämmen, denn Deutschland muß, wie schon eingangs gesagt, auf eine ausgedehnte Freiheit seiner Handelsbeziehungen bedacht sein. Hierzu nach Kräften mitzuhelfen ist und bleibt eine der wesentlichsten Aufgaben der Banken im und nach dem Kriege.

Professor Dr. Marte, München.

Weltpolitische Gedanten Friedrich Lists und ihre Weiterentwicklung.

Unter den politischen Größen des vorigen Jahrhunderts ist gar mancher vor den klarer sehenden Blicken der Gegenwart recht klein geworden. Andere dagegen, die von ihren Zeitgenossen auf das heftigste bekämpft wurden, weil sie Weitblicken» der und fähiger waren, die Dinge in der Welt zu beurteilen, sind heute wieder neu entdeckt worden.

Zu den letzteren gehört der geniale Schwabe Friedrich List. Er hat schon vor nahezu 100 Iahren, als seine Mitbürger noch kaum aus der Enge spießbürgerlichen Daseins zu einer nationalen Auffassung gekommen waren, nicht nur europäisch, sondern in Weltteilen zu denken vermocht. Keinem vor ihm waren die Zusammenhänge zwischen Wirtschaftsleben und politischer Macht klarer geworden; darum hat er auch in unermüdlicher Agitation für den Zollverein und den Vau von Eisenbahnen seinem Volke neue Wege gewiesen. Leider war es sein Schicksal, Verbannung und Verfolgung zu erleiden und den größten Teil seiner Begabung und Arbeitskraft in einer unreifen Zeit an bornierte Widerstände verschwenden zu müssen. Deshalb starb er, im 57. Lebensjahre noch obne Amt und festes Einkommen, als politischer Märtyrer durch Selbstmord.

Gerade in seinem letzten Lebensjahre beschäftigten ihn große, weltumspannende Gedanken. Seine Erfahrungen, sein offener Blick für alles Wirkliche, sein fünfjähriger Aufenthalt in Amerika, seine genaue Kenntnis der Zustände in England, Frankreich, Belgien nnd Österreich hatten ihm das wahre Gesicht der Weltlage enthüllt.

Schon vor 80 Iahren sah er England, wie wir es heute sehen: riesengroß, dämonisch skrupellos, brutal durch die Welt schreitend und unter heuchlerischen Humanitcitsphrasen alles seinen Interessen dienstbar machend. Daneben sein armes Vaterland, politisch zerrissen, im wirtschaftlichen Emporkommen durch eine engherzige Bürokratie, durch eigenen Unverstand und durch die Intrigen der Engländer gehemmt. Zu seinen beiden Seiten saßen zwei übermächtige Gegner.

Frankreich, sprungbereit, die Rheingrenze zu gewinnen, Rußland in beständigem Wachsen und dringend verdächtig, mit seinen kulturlosen Massen erobernd nach dem Westen vorzubrechen. Was lag näher, als eine Verbindung der beiden Gegner zu gleichem Zwecke. List rechnete schon damals mit der Wahrscheinlichkeit eines Zweifrontenkrieges. Für England gab es aber noch einen gefährlichen Rivalen. Denn List stellte schon damals den Vereinigten Staaten die Prognose, daß sie sich in absehbarer Zeit zu einer Weltmacht ersten Ranges entwickeln würden, mit der der Riesenstaat England in letzter Linie um die Welthegemonie zu ringen habe. Um min für ein solches Wettrennen in fernster Zukunft gerüstet zu sein, müsse England selber wachsen, ohne Unterlaß darauf bedacht sein, seinen Reichtum und seine Macht zu vermehren. Er sieht Englands Rettung allein in der Gründung einer asiatisch-ozeanischen Riesenmacht, alle von dem Nil, dem Euphrat und dem Tigris, von dem Roten Meere und dem persischen Meerbusen bespülten Länder müsse es für immer in seine Gewalt bekommen, weil es dadurch nach dem ganzen südlichen Asien und nach Australien einen kürzeren Weg als die Vereinigten Staaten hätte. List meint, daß die Engländer alles daran setzen müßten, anstatt des Weges über das Kap einen kürzeren Weg über Gibraltar, Suez, Damaskus und Bäsora früher zu finden, ehe Amerika die Westküste Asiens für sich erobert hätte. Nur wenn England die europäische Riesenmacht geworden sei, werde sie der sich noch entwickelnden Riesenmacht jenseits des Ozeans das Gleichgewicht halten können. Für die fünfziger Iahre des 20. Iahrhunderts sagt List voraus, daß es nur noch zwei Riesenmächte und drei oder vier unabhängige Nationen geben würde.

Einstweilen besitze aber England auf dem Kontinente noch zwei gefährliche Rivalen, mit denen eine kriegerische Verwicklung wohl im Dereich der Möglichkeit liege: Frankreich und Rußland. Also dieselben Gegner wie Deutschland. Was läge da näher als eine enge Verbindung zwischen England und Deutschland.

Er, der ein ganzes Leben lang England bekämpft und die Engländer gründlich hassen gelernt hatte, sah schließlich doch in dem Anschluß an dasselbe die einzige Möglichfeit, das letzte verzweifelte Mittel, um doch noch sein über alles geliebtes Vaterland aus der Ungunst der Verhältnisse zu sonniger Höhe herauffübren zu können.

Seine Idee war folgende:

Deutschland erkannte die eben dargelegten weltpolitischen Notwendigkeiten Englands an und erklärte sich bereit, sie nach Kräften zu fördern, damit England in dem letzten Ringen mit Amerika sicher den Sieg davon trage. Auf dem Konti-nente stellten wir England unser gutes Schwert zur Verfügung, um seine Feinde niederzuhalten. Dafür verlangten wir als Gegenleistung, daß England Deutich-lands wirtschaftliches Aufkommen nicht weiter hemme, sondern fördere, daß es die Entbindung aller Volkskrälfte durch eine freie Verfassung begünstige, daß es die politische Einigung herbeiführen helfe, kurz alles tue, um im wohlverstandenen

eigenen Interesse den Bundesgenossen möglichst stark zu machen. Ferner sollte dem deutschen Volke die wirtschaftliche Erschließung aller europäischen Besitzungen der Pforte vorbehalten werden und das ganze Bündnis unter der Voraussetzung von gleich und gleich geschlossen werden.

Im Iahre 1846 reiste List persönlich nach London, um mit den englischen Staatsmännern zu verhandeln, ihnen seine Pläne auseinanderzusetzen und mund-gerecht zn maÄM. Gleichzeitig verfaßte er eine Denkschrift unter dem Titel: „Über den Wert und die Bedingungen einer Allianz zwischen Großbritannien und Deutschland", worin er die genannten Gedanken logisch wirksam zusammenstellte. Die Schrift wurde der englischen und preußischen Regierung überreicht.

Leider war List nur Privatmann und konnte nicht mit der Autorität eines Staatsmannes auftreten, hinter dem der Wille und die Macht des geeinigten Deutschlands stand. Wie sehr seine Pläne, nach der heutigen Perspektive beurteilt, im Interesse beider Länder gewesen und die europiAsche Zukunft glücklicher gestaltet haben würden, so begreift man doch, daß die englischen Staatsmänner nicht auf sie eingingen. Sie waren viel zu stolz, um das noch uneinige und unentwickelte Deutschland als ebenbürtig zu behandeln. Sie glaubten ihrem Interesse besser zu dienen, wie bisher die kontinentalen Mächte gegeneinander auszuspielen, Deutschland dauernd politisch uneinig und wirtschaftlich ohnmächtig erhalten zu können.

Als sich die Engländer dieser in die weiteste Zukunft ausmündenden Politik List's versagten, hatten sie eine für beide Länder folgenschwere Entscheidung ge-troffen. Sehen wir zu, wie die Weiterentwicklung gekommen ist.

Deutschland hat sich trotz aller Mißgunst Englands, wenn auch schwer und langsam, schließlich doch durchgesetzt. Eigene Kraft und das Auftreten eines genialen Staatsmannes haben ihm zu Einheit, Wohlhabenheit und Weltgeltung verhelfen. Hauptsächlich wegeu der Not, der politischen nnd der wirtschaftlichen, in die England das mißhandelte Land versetzte, schreckte es aus seinen Träumereien von ehemals zu harter Arbeit auf und so ist durch den Neid Englands gerade das geschehen, was es verhindern wollte: Deutschland ist zum gefährlichsten Rivalen im Handel, in der Industrie und zur See emporgeivachsen.

Zur Zeit, als List seine Ideen mit den englischen Staatsmännern besprach, war Frankreich noch die stärkste Macht auf dem Kontinent. Aber England besaß durch seine Stellung in Gibraltar und Malta das Mittel, die Franzosen im Zaum zu halten. Seit die Kanonen von Gibraltar die Meeresstraße beherrschten, war Frankreich in eine atlantische und eine mittelmeeriich? Hälfte zerrissen und gezwungen zwei Flotten zu halten, die es ohne den Willen Englands nicht ver einigen konnte. Ferner machte der Besitz Maltas die Engländer zu Türhütern zwischen dem östlichen und westlichen Mittelmeerbecken nnd somit zu dem wahren Herrn dieses Meeres, das die Franzosen gern als ein mnr? nnntrum angesehen häitten. Mochten diese immerhin Kolonien erwerben an der Nordkuste Afrikas,

sie konnten es nur tun in dem Bewußtsein, vom Augenblicke ihres Besitzes an von
der Gnade Englands abhängig zu sein.
So konnte es England ruhig wagen, im Iahre 1898 den Franzosen am Nil
ihr Faschoda zu bereiten. Frankreich blieb nichts übrig, als angesichts der ganzen
Lage vor dem brutalen Gegner zurückzuweichen. Heroisch verbeißt es seinen
Schmerz und faßt verzweifelt denselben Entschluß, mit dem ein Menschenalter
vorher List für Deutschland nach London gereist war: Anschluß an den verhaßten
Gegner, um seine europäische Stellung zu behaupten.
Sein Verhältnis zu Rußland erleichtert ihm diese Politik und England ver»
sagt sich diesmal nicht. Denn der Brite hat jetzt Gelegenheit, seine alte
Methode des Aufeinanderhetzens der Kontinentalmächte nach Herzenslust zu be-
tätigen. Auf diese Weise kann es, ohne sich selbst zu sehr anzustrengen, seinen ge»
fährlichsten Rivalen Deutschland los werden.
Die Ereignisse folgen jetzt Schlag auf Schlag. Frankreich darf Marokko
nehmen, die stärkere Verfeindung mit Deutschland, die Frankreich dadurch auf sich
zieht, ist England ja willkommen. Italien wird ermuntert Tripolis zu nehmen,
man bereitet dadurch seinen Abfall vom Dreibund vor. England nimmt die Bucht
von Solum und läßt keinen Zweifel darüber, daß es Ägypten nicht mehr heraus-
gibt. Nach der Schwächung der Türkei in den sich daraus entzündenden zwei
Balkankriegen kann es die Aufteilung der Türkei in Angriff nehmen, seine Ver-
bindung zu Lande mit Indien gewinnen und trotz der Öffnung der Dardanellen die
südlichen Wasserwege unbedingt beherrschen. Das Risiko, Rußland den Weg
nach Konstantinopel frei zu geben, war jetzt nicht mehr groß.
So sind die Wege Englands gegangen. Wie sind nun seine Aussichten, ge-
messen an List's prophetischen Anschauungen? Schon beute ist sein letztes Ziel,
iu dem Rivalitätenkampf mit Amerika um die Welthegemom'e zu obsiegen, un-
möglich. Denn die finanzielle Führung liegt jetzt schon unbestritten in Amerika
und England ist von Wilsons gutem Willen abhängig, ob es noch weiter Krieg
führen kann. Englands Machtmittel gehen zu Ende, sein Menschenmaterial ist
geschwächt, sein Prestige gesunken, seine Weltherrschaft im Wanken, der Friede
noch nicht geschlossen. Wie es auch dabei abschneidet — Amerika hat ihm end-
gültig den Rang abgelaufen und Deutschland bleibt bestehen.
Zu spiüt wird England einsehen, daß es 1846 einen falschen Weg ging und
auch später als Folge dieses ersten Fehlers immer wieder auf das falsche Pferd
gesetzt hat. Einen Bundesgenossen wie Deutschland hat es nie mehr gefunden
und wird es nie mehr finden. Wer weiß, ob nicht bald die Zeit kommt, wo
England um ein Bündnis mit Deutschland bettelt. Es ist nicht ausgeschlossen,
daß es ihm einfiele, sich an die Spitze der vereinigten Staaten von Europa gegen
Amerika zu stellen. Aber dann liegen die Verhältnisse für Deutschland anders.

Professor Dr. Adolf Koch, Verlin:
Etwas zum Kapitel unserer Unbeliebtheit.

Wie der Weg zur Hölle mit guten Vorsätzen, so ist jetzt der Weg nach dem Orient mit guten Ratschlägen gepflastert. Eine ganze Literatur hat sich in einer beinahe schon beängstigenden Fülle angehäuft, mittels deren eine Schar von Spezial-Knigges den Umgang mit Menschen des Morgenlandes und den guten Ton in allen Lebenslagen dorr zu Nutz und Frommen aller Türkeifahrer predigt. Und kein Monteur ist zu gering, kein Kaufmann zu Nein, kein Leutnant zu un» wichtig, keine Krankenschwester zu unbedeutend, als daß ihnen nicht die Verkündigung von der „Seele des Orients" zuteil werde, die auch nur im geringsten zn verletzen, ja selbst nur aus Versehen ein weniges zu ritzen, die schlimmsten Folgen, am Ende gar Gefahren für Leib und Leben nach sich ziehen könne. So begegnet denn heute landauf landab im lieben Deutschland die Schillersche „Buch» händler-Anzeige" in etwas veränderter Fassung:

„NiäM ist der Menschheit so wichtig, als des Orients Seele zu kennen:
Um zwölf Groschen Kurant wird sie bei mir jetzt verkauft".

Ist denn nun aber in der Tat dieses Seelenstudium, dieses Aufspüren» und Erfassenwollen des innersten Wesens- und Lebenskernes des Orientalen für alle diese Leute, die schlecht und recht in dem fremden Lande ihre Arbeit tun, ihren Beruf erfüllen, ihre Geschäfte machen wollen, so unumgänglich notwendig? Ia, ist sie überhaupt für ihn so wichtig, oder auch nur möglich?

Wie, wenn gerade der im Auslande, auch im Orient, mit Erfolg tätige Deutsche dies leugnete, wenn er gar eingestände, sich um solche „Seelenriecherei" gar nie gekümmert zu haben? Wie, wenn er und mit ihm viele, die draußen sich fleißig und mit offenen Augen umgesehen, die Meinung äußerten, es genüge, daß der Deutsche auch im Handel und Verkehr mit dem Orientalen von denselben Grundsätzen sich leiten lasse, die ihm bei seinen Verbindungen mit Ausländern überhaupt zur Richtschnur dienten; daß er etwa als Kaufmann und Fabrikant sich sorgfältig um den Geschmack und die besonderen Wünsche des orientalischen Kunden kümmere, beste Ware zu billigsten Preisen liefere, die Lieferungsfristen genau innehalte und bequeme Zahlungsbedingungen gewähre, daß er, was immer sonst sein Beruf oder Amt sei, auch im Orient durch sein ganzes Auftreten, durch Zurückhaltung, Selbstbeherrschung, Takt, seine Zugehörigkeit zur „guten Gesellschaft" bekunde? Daß dies — nicht mehr und nicht weniger — genüge, jedenfalls genügt habe, um dem Deutschen, obwohl er zumeist unter erheblich schwierigeren äußeren und inneren Bedingungen arbeite als seine Konkurrenten, einen ersten Platz im ungeheuren Getriebe der Weltwirtschaft und Weltgeltung zu verschaffen?

Und dies wenigstens ist nicht zu bestreiten, daß der Deutsche dasjenige Maß

psychologischer Erkenntnis, das erforderlich ist, um gute Geschäfte mit dem
Orientalen zu machen, in erheblichem Maße besitzt. Daß er darin sogar seine
Nebenbuhler übertrifft, mag vielleicht ein Grund mit zu seiner „Unbeliebtheit"
in der Welt sein. Ia, diese „Unbeliebtheit"! Sie wird dem Deutschen heute von
nicht wenigen seiner eigenen Landsleute zu schwerem Vorwurf gemacht und als
Folge einer Fülle von allen möglichen Untugenden, Unarten und Fehlern, mit
denen er behaftet ist, höllisch übelgenommen. Angenommen aber, diese Gebrechen,
um nicht zu sagen Laster, fänden sich wirklich sämtlich im Charakterbild? des
Deutschen vor, ließen sich für den Sünder nicht am Ende auch dann noch mildernde
Umstände geltend machen?
Wenn sich wirklich ein Charakter „in dem Strom der Welt" bildet, so war
Verkümmerung des Deutschen Los. Auch Engländer und Franzosen hatten ja im
Laufe ihrer Geschichte den Iammer der Bürgerkriege — es sei nur an die Kämpfe
der Rosen und der Hugenottenzeit erinnert — gekostet, aber niemals noch war in
neueren Zeiten ein menschenreiches Volk in allem seinem wirtschaftlichen und
geistigen Besitz so bis auf den Grund verheert worden wie das deutsche in dem
Krieg der 30 Iahre. Als es ihm nach unsäglichen Mühen gelungen war,
wenigstens das nackte Dasein zu retten — denn mehr als einmal schien selbst der
Untergang des deutschen Namens unvermeidlich! —, da war ihm bis an die
Schwelle der neuesten Zeit Einzelleben unter gewalttätigen Regierungen be-
schieden. Der gerechte, billige, abwägende Sinn war dem Deutschen geblieben,
der Adel politischer Leidenschaft war ihm verloren. Er war ein Einzelner unter
Einzelnen. Kleinlich, grämlich, pedantisch, philiströs wie sein Leben verlief, so
wurde er selber. Dann rissen ihn die Stürme und Kämpfe einer beispiellos be-
wegten Zeit plötzlich auf die Höhe vaterländischen Empfindens. Er begann inne
zu werden, daß auch ihm Anteil an der Ehre nnd den Gütern dieser Welt gebühre
und daß er an Wert den anderen in vielem gleich, in manchem überlegen sei.
So durchaus dieser glanzvolle Aufschwung in einer langen Entwicklung be-
gründet, so tief und organisch er erwachsen war, der gewaltige Unterschied in der
äußeren Stellung, der zwischen dem Heute und dem Gestern sich auftat, stempelte
den Deutschen zum Emporkömmling, gab ihm etwas Unsicheres, Schwankendes,
Unausgeglichenes, das ihn zwischen dem bisherigen gedrückten, das Fremde allzu-
leicht überschätzenden Wesen und dem stolzen Machtbewußtsein des Herren-
menschen, der die Welt auf die Spitze seines guten Schwertes gestellt sah, umtrieb.
Die sichere, ausgeglichene Haltung, die Geltung und Wert in Welt und Gesell-
schaft als etwas selbstverständliches an» und hinnimmt, als etwas, das seit alters
da ist und in alle Zukunft sein wird, konnte er, der Angehörige eines Volkes,
dessen ganze Entwicklung in ungeheuren Schrecknissen und Leiden entzweige-
brochen war, nicht zeigen.
Aber noch ein anderes kam hinzu. Die Tiefe deutschen Wesens, das Schwere,
wohl auch Schwerfällige und doch wiederum so Erhabene und Kühne seiner Ge-

dankenwelt, die strenge Gewissenhaftigkeit in allem Tun, die jeglichem Schein und äußerem Gepränge abholde Innerlichkeit werden, bei den Massen der Ausländer wenigstens, den Deutschen wohl immer in demselben Maße unbeliebt machen, wie die Klarheit und, wenn mitunter auch seicht«, Gefälligkeit und Anmut romanischer Art, die Liebenswürdigkeit ihrer äußeren Formen, Franzosen und Italiener, oder die praktisch-kluge selbstsichere und korrekte Haltung der Angelsachsen diese beliebt oder doch respektiert macht.

Dabei verstanden es Romanen und Angelsachsen meisterhaft, diese ihre Vorzüge durch kräftige zielbewußte Propaganda in das rechte Licht zu stellen und eine auf lange und tiefe Wirkung berechnete großzügige Werbetätigkeit durch die Presse, die Literatur, durch Vorträge, Ausstellungen usw. zu entfalten, während sich der Deutsche von den ihm von Haus aus wenig zusagenden Gepflogenheiten und Machenschaften eines solchen Betriebes sehr zu seinem Schaden stolz oder gleichgültig zurückhielt.

Da, wo die Unbeliebtheit des Deutschen eine Begleiterscheinung ihm eigentümlicher Vorzüge ist, wird er sich damit als mit etwas Unabänderlichem abfinden müssen; und keineswegs wird er sich dazu verstehen woUen, die Erfüllung von Pflichten, die ihm sein Gewissen vorschreibt, zu Gunsten einer praktisch klügeren und bequemeren Politik, auch wenn sie noch so beliebt macht, zu vernachlässigen und einer Verantwortung sich zu entziehen, die ihm, etwa mit der Beherrschung von auf einer tieferen Kulturstufe stehenden Stämmen in kolonialen Gebieten, nun einmal nach seiner Überzeugung zufällt. Wenn nach 150 jähriger englischer Herrschaft in einem Lande von alter und hoher Kultur wie Indien noch 95"/, Analphabeten gezählt werden, wenn die sanitären und wirtschaftlichen Zustände der niederen Bevölkerung dort jeder Beschreibung spotten, so mag dieses Snstem des I^nisse2 aller, wisse? p»sser, der Grundsatz des Huieta non movere, klug, bequem und der fremden Herrschaft recht nützlich sein, dem deutschen Standpunkt entspricht es nicht. Wie der Deutsche inmitten des Weltkrieges die Universität Warschau wieder hergestellt und zu einem national-polnischen Dildungszentrum ausgestaltet, wie er In Belgien die allgemeine Schulpflicht eingeführt hat, so ist er immer und überall bemüht, Schäden auszurotten, Trägheit und Unwissenheit zu bekämpfen. Kennwisse und Bildung zu fördern — unbekümmert darum, ob ihn die oft wider Willen so Beglückten deshalb hassen. Gerade wegen dieser Energie, mit der seine Tätigkeit überall mit dem Unnützen und Schädlichen aufzuräumen sucht, mit der er namentlich im wirtschaftlichen Kampfe vorwärts drängt, dem Gegner gleiche Methoden und gleiches Tempo aufzwingt, wird er als Treiber der Nationen unliebsam empfunden. Und die großen Erfolge, die er unleugbar errungen, haben diese Empfindungen vielerorten zu Neid und Haß gesteigert.

So mag diese „Unbeliebtheit" den Deutschen, der sich gern des stolzen Wortes: Viel Feind', viel Ehr! erinnert, durchaus nicht verunehren, ja ihm sogar als ein

Zeugnis und Beglaubigung seiner größeren Tüchtigkeit erscheinen. Auch wird ihm
die Frage erlaubt sein müssen, ob denn die Beliebtheit der Engländer in Irland,
Ägypten und Indien, die der Franzosen in Algerien und Marokko, die der Nord-
amerikaner auf den Philippinen und in Meriko gar so groß, und ob umgekehrt die
treue Anhänglichkeit der Askaris in Deutsch-Ostafrika und ihre Opferbereirschaft
bis zum Tode, die sie in diesem Weltkriege bekunden, ein Zeichen der Unbeliebtheit
der Deutschen sei?
Und dennoch aber — mag die Unbeliebtheit des Deutschen in der Welt zum
großen Teil aus den Fehlern seiner Vorzüge, mag sie in noch so weitem Maße aus
dem Unwillen und Neide dem tüchtigeren und erfolgreicheren Konkurrenten gegen-
über entsprungen sein — in keinem Falle entbindet ihn dies der Pflicht, an der
Beseitigung dieser Fehler zu arbeiten. Und wenn er diese Pflicht nicht anerkennt,
müßte ihn die Klugheit dazu bringen. Und darum hat auch jene Literatur, die den
Weg nach dem Orient mit guten Ratschlägen pflastert, so unrecht nicht, wenn
sie dem Deutschen Auge und Gewissen für seine Fehler schärfen und ihn zur Selbst-
erkenntnis führen will. Nur soll sie es bei dem Praktisch-Politischen, wirklich Er-
reichbaren und Nützlichen, bewenden lassen und Seelenanalyse und Völkerpsycho-
logie den berufenen Vertretern dieser noch so jungen Wissenschaft überantworten,
die vorerst, und wohl noch auf lange hinaus, mit dem Legen sichrer Fundamente
für ihre schwierigen Disziplinen beschäftigt sein werden. Auch soll sie den
Deutschen nicht unnötig verunglimpfen und das meist ganz ungerechte Vorhalten
anderer Nationalitäten als Muster lieber ganz bleiben lassen.
Mit diesen Einschränkungen mögen die dazu Berufenen immerhin den
Deutschen den Spiegel vorhalten, in dem sie sich selbst und die Orientalen sehen,
wie sie wirklich sind. Und sie dürfen sich nicht durch das Geschrei derer, die sich
„getroffen" fühlen, abhalten lassen, vielmehr mögen sie sich mit Sokrates sagen,
daß es ihr Beruf sei, im Volke einen gesunden Ärger zu unterhalten.
Ganz nach diesem Grundsatz handelt „Bombatoppo", der in Nr. 46 der
„Grenzboten" vom 14. November 1917 einen „TUrkenspiegel" aufgestellt hat, iu
den er Streiflichter aus seiner Lern- und Lehrzeit fallen läßt, die er bei türkischen
Sendtruppen in Galizien, Mazedonien oder Rumänien durchlaufen und wohl aus-
genutzt hat. Da hat er denn die echten Türken, denen ja der Konstantinopelfahrer
fast nie begegnet, gesehen, sie im Kampfe gesehen, wo sie alle Vorzüge ihrer
kriegerischen Rasse entfalten. Und in das hohe Lob, das er dem tapferen, genüg-
samen, gottesfürchtigen anatolischen Soldaten widmet, wird jeder Deutsche gern
einstimmen, der diese braven Leute in ihrer Heimat oder im Felde gesehen und unter
ihnen geweilt hat. Und die Lehren, die er aus der Praris des täglichen Lebens
heraus gibt, können wohl dazu helfen, daß der Deutsche, der sich im Orient ;rst
„seine westländischen Hörner abstoßen muß", diese Prozedur wenigstens nicht gar
so schmerzhaft empfinde. Denn wenn „Bombatoppo" seine Landsleute also
apostrophiert: „Norddeutscher, der du dir das preußisch-berlinische Hochmnts-

geweih abgestoßen, Bayer, der du mit deinem lauten Sonderdünkel, für den die Türken so gar kein Verständnis haben, hereingefallen, ihr Alle, die ihr mit eurem Überlegenheitsgefühl des deutschen Offiziere, Beamten oder Kaufmanns, eurem Allesbesserwissenwollen, eurer Strebsamkeit, euren schnoddrigen Redensarten, eurer Wichtigtuerei, eurer Unmäßigkeit oder was sonst euer Febler gewesen sein mag, ihr alle, die ihr euch damit gründlich „geschnitten" habt, ihr seid fortan für die Türken die rechten Leute" —, so gibt er dem Neuling gleichsam prophylaktisch ein „Antitorin", das ihn vor späteren Orientfehlern so ziemlich sichert.

Wer den Deutschen so den Spiegel vorhält, der darf dann auch, ohne falsche Empfindlichkeiten befürchten zu müssen, daran erinnern, daß auch die Orientalen keine Engel sind, daß insbesondere auch die Türken ihre Fehler haben.

Und daraus folgt, daß ebensowenig wie Überhebung und Übermenschen-tum gegenüber dem Türken kritiklose Bewunderung am Platze sei. Daß man seinen Freunden und Verbündeten womöglich Gutes und Angcuehmee sage, ist freilich natürlich. Aber es gibt eine Reihe deutscher Schriftsteller, die darin des Guten zu viel tun und zur Befestigung der deutsch-türkischen Beziehungen beizutragen glauben, wenn sie alles, was die Türken betrifft, über den grünen Klee loben. Dagegen hat Gustav Herlt in Nr. 3 des 2. Bandes der vortrefflichen Halbmonatsschrift: „Der Neue Orient" schon ein kräftiges Wort gesagt. Mit Recht hat er darauf hingewiesen, daß den einsichtigen Türken, denen die Mangel ihres Landes bekannt und die redlich bemüht sind, ihr Volk darüber aufzuklären und zu besseren Zuständen hinzuführen, derartige Aus-lassungen peinlich sein müssen. „Solche Lobhudeleien langen gar nichts. Sie machen uns nur in den Augen der Türken lächerlich und sind überdies ein trauriger Beweis von mangelndem Selbstbewußtsein und Nationalaefühl." Zum Glück sind denn auch jene deutschen Psychologen, die zu Beginn des Krieges die türkische Seele entdeckten und in ihren Schönheiten schwelgten, seit einiger Zeit stiller geworden. Gegenüber diesen verstiegenen ideologischen Auffassungen er» innert Emil Ludwig in der Vossischen Zeitung vom 24. November v. I. an jene deutschen Männer in der Türkei, die dort „in jahrelanger, oft sehr ermüdender Arbeit, als Offizier und Arzt, Bankmann und Ingenieur mit wunderbarer Geduld sich in das Tempo und die Eigenheiten des morgenleindischen Wesens zu finden wußten". Sie haben, so meint er nicht mit Unrecht, diese Seele auf ihre Art wort-los besser studiert, als jene Herolde einer mißverstandenen Völker-Psychologie.

In Summa: Wie in allen Beziehungen von Volk zu Volk, so wird sich der Deutsche namentlich in seinem Verkehr mit dem Orientalen und insbesondere da, wo er Lob oder Tadel auszusprechen sich gedrungen fühlt, das Tallenrandsche Wort zur Richtschnur nehmen müssen:

?lis rrop <ie 2^1«!

Walter Meckauer

Dr. Walter Meckauer, Breslau:

Carl Hauptmann als Dramatiker und Denker.

Zum 60. Geburtstag des Dichters am 11. Mai 1918.

Carl Hauptmanns Persönlichkeit in ihrer Vielheit zu erfassen, gelingt nur dem, der hinter der Erscheinung des formenden und gestaltenden Dichters die einsame ruhelose Stoßkraft des Denkers sieht. Eines Denkers freilich, der nicht zufrieden ist M't dem Gedanken und mit dem Ausdruck dieser Gedanken in erakten Formeln von Worten, sondern der mehr will als Formeln und Worte, mehr als Gedanken, der Ideen im höchsten Sinne anschaulicher Erfüllung will, entsprechend seinem eigenen, sein Schaffen kennzeichnenden Worte: „Unser Leben schauend ge< lebt, ist unsere Ernte gehalten." Sein Geist schaut die Idee in ihrem anschaulichen Glanze, er ringt sich in erlebenden Gesichten empor zu ihr, Gedanken sind ihm auf diesem Wege nur Mittel. „Aller Glanz liegt in dem Sinnlich-faßbaren draußen. Und an jeder Zufälligkeit muß man freudig anpacken und das tiefe Gefühl darin entschleiern." Wenn daher ein Ver-. künder Carl Hauptmanns*) als Grundlagen seiner Dramatik „Milieu und Charakterzeichnung" erkennt, so erscheint mir diese Charakterisierung nur ein Teilbegriff der eigentlichen Wesensnatur Hauptmanns zu sein. Wie alles Künstlerische einer sinnlich-geistigen Sphäre entstammt, in welcher Geistiges und Sinnliches in inniger Verschwisterung einander durchdringt und ineinander wächst, so entstammen die Werke Hauptmanns in einem besonderen und gesteigerten Sinne jener doppelten Einheit, deren widerspruchsvoller Gebundenheit die schöpferische Tat der Dichtung entspringt. Diese Beschaffenheit der Kunst Carl Hauptmanns offenbart sich am deutlichsten in seinem Drama.

Das dramatische Schaffen Carl Hauptmanns läßt sich jener Durchdringung gemäß als eine ringend aufsteigende Entwickelung erkennen, deren Hauptphasen in den drei wesentlichen Perioden seines Dramas gegeben sind. Im Anfange von der Gestaltungsform des Naturalismus befangen, der sich besonders in seinem ersten Schauspiel „Marianne" (1893) ausprägt, aber seine vorherrschende Bedeutung auch in „Waldleute," „Ephraims Breite," der „Austreibung" und den „Rebhühnern" nicht verloren hat, hebt sich der Dramatiker im weiteren Fortgange zu der mehr symbolistischen Strömung um die Iahrhundertwende empor, die in der „Bergschmiede" (1901) und in „Des Königs Harfe" zu vollem Ausdrucke

*) Hans Heinrich Borcherdt: Carl Hauptmann, Er und über ihn. München-Leipzig '.91l, S. 130 ff.

gelangt. Etwas abseits davon, aber doch verbunden damit, stehen in mo»
numentaler Größe seine beiden alles Wirkliche überragenden Bühnenwerke
„Moses" und „Napoleon Bon aparte." In den „Panspielen"
und der Tragödie „Die lange Iule" kündigt sich dann seine dritte
Schaffensperiode an, die, Naturalistisches und Symbolistisches verschmelzend,
über beide hinaus zu einer Art Synthese führt. Hier finden wir den
eigentlichen Carl Hauptmann, der sich in den „Armseligen Besen-
bindern" und in dem Tedeum „Krieg" zu seiner persönlichsten Eigenart,
die gleichzeitig eine neue Einheit ist, entfaltet. Wenn früher die Borcherdt'sche
Charakterisierung der Hauptmann'schen Dramen als „Milieu"» und „Charak-
terstücke" in einem gewissen Sinne zutraf, so hat sich gerade in seiner neu-
esten und letzten Periode ein neuer, erweiterter Sinn für seine Dramatik
ergeben. Zwar behält er auch in seinen letzten Stücken, den Szenen „Aus
dem großen Kriege," der Erfinder-Tragikomödie „Tobias Buntschuh"
und dem Spiel „Gaukler, Tod und Iuwelier" die „Milieu"stimmung
in einer naturalistischen Weise bei, doch ist in sie ein huschender Wirbel von
Lichtern gekommen, der sie mit dem wesenhaften Schein unzeitlicher und
raumloser Phantastik übergießt. Und auf der anderen Seite wurde die
Begrenzung einer bloßen „Charakterkunst" überschritten: aus dem Individu-
ellen und Einmaligen ins Allgemein-Menschliche und Typische hinein. Wäh-
rend die metaphysische Seite tieferer Bedeutung in den früheren Dramen
nur in einzelnen Personen wie dem Händler Lipps in „Austreibung," dem
Vater Ionathan in der „Langen Iule," der irren „Prinzessin" in den „Be-
senbindern" in das Alltagsgrau naturalistisch derber Vorgänge einfloß, öffnet
sich seit den Besenbindern immer entschiedener eine Welt höherer Bedeutung
hinter der eigentlichen Bühnenhandlung. Und zwar nicht mehr im Sinne
der früheren symbolistischen Periode einer märchenhaften oder mystischen Ab-
schweifung ins Phantastische, sondern in einer lichten Erdgebundenheit, die
nicht von außen durch höhere Mächte und allegoristische Ideendarstellungen
in die Handlung einwirkt, sondern von innen heraus, aus der Seele der
Gestalten selbst und aus dem rauschhaften Glanz einer prunkvoll hastenden
Sinnlichkeit. In dem Tedeum „Krieg", das Mai 1914 erschien, mischen
sich noch naturalistisch-bäurische und symbolistisch-ideelle Elemente, aber schon
hier wird in der Konzeption des Berghäuers Petrus Heißler die Vertiefung
beider Züge in das Wesenhafte erreicht, die in den beiden letzten drama-
tischen Werken „Tobias Buntschuh" und „Gaukler, Tod und Iuwelier" zu
voller Auswertung gelangt. Das überirdische wird in diesen letzteren völlig
in das Irdische anschaulicher Glanzfülle hineingezogen, es gelingt die Bindung
des Bedeutungsvollen in die stofflichen Erscheinungen einer üppigen Sinn-
lichfeit. Hier vollzieht sich das, was Hauptmann in seinem „Tagebuche"
(1900) in den Sätzen ausspricht: „Der Stoff des Kunstwerkes ist nur der

Köder, daß der notdürftige, eingeschränkte Mensch an die irrationalen
Sonnenwerte anbeiße und sich so den Weg zum Unbegreiflichen vor-
wärts ziehen lasse. Es ist das Vehikel, in dem wie auch in allem Fleisch
das Unfaßbare einherfährt." Die stoffliche Buntheit, der sinnlich»naturalistische
Reiz wird zur „Kutsche", in welcher „der Sonnenprinz", das Geistige,
sitzt. In dem „Grab des Lichtes", in dem „Grab der Seele", dem Stoff,
will letzten Endes doch immer nur „der offenbarte Geist" im Innersten
wirklich werden.
Die Erschließung der tieferen Wirklichkeit hinter der nur durch Gewohnheit
und Übereinkommen angenommenen Wirklichkeit des Alltags ist der tiefste
Zug Carl Hauptmann'schen Strebens.*) Suchte er sie früher in jenseitigen
Gebilden eines phantastischen Symbolismus, so findet er sie nun in dem
Wesen des Wirklichen, und sein Ringen ist es, dieses Wesentlich'Wirkliche,
diesen wahren Kern des Wirklichen zu entschleiern. Er will nicht, „daß der
Kunsteindruck wie Traum vor der Wirklichkeit verweht." Er muß so wirklich
sein, daß er mit dem alltäglich-Wirklichen konkurrieren kann. Aber nicht um
des Wirklichen willen muß das Werk des Künstlers leibhaftig sein, es soll
nicht das „bloß wirkliche" sein, „es muß Geist sein, der darin leibhaftig
wird." Dieser Aufgabe, der höchsten der Kunst, dient Carl Hauptmann«!
Dramatik. Und ihre „Unfertigkeit," ihr „Ringen, Suchen und Tasten," von
der einer seiner Kritiker spricht und der er die Schwierigkeit der Bühnenauf»
führung zuschreibt, entspringt gerade dieser tiefsten Ursache, daß er sich jene
fast unmögliche Aufgabe stellt, „das Unfaßbare faßbar zu machen, das
Unergründliche zu ergründen".**) Gegen das bloß Handgreifliche, zu Berech-
nende, Gewohnte wenden sich seine tiefsinnigversonnenen Abhandlungen des
1902 erschienenen Vortrages: „Unsere Wirklichkei t". Gegenüber einem
uur auf die Notdurft der sich gebenden zweckvollen Erfahrung gerichteten
Intellektualismus betont er die Macht der Erlebnisse und Bilder, den höheren
Sinn des Traums, das seelische Wachsen der Persönlichkeit in Anschauungen,
stummem Wissen und der Weite des Gefühls und der geheimnisvollen
Ahnung. Nur das Intellektuelle läßt sich vorhersagen, die schöpferische Ent-
wickelung des Persönlichen aber ist neu und unvorhergesehen. Sie ist unbe-
rechenbar, so sehr sich auch kleinliche Gewalten dagegen regen wie in „Moses",
„Genie und Gespenster", „Gaukler, Tod und Juwelier". Auch das Wort ist
nicht das „Wirkliche", sondern der Sinn, der sich hinter ihm verbirgt, wie

*) Vergl. meine Aufsätze: „CarlHauptmannsbuileskeTragodie-in »Der Osten",
43. Ig. H. 4., S. 78 ff. imd „Carl Hauptmanns neueste Schöpfu n a" in „Nord und
Süd" 42. Jg. Februarheft, S. 223 f., sowie über „Die lange Iule" in der „Schles. Woche",
1918, Nr. 5, 3. 46.
**) Ich. M. Fischer: „Carl Hauptmann" in „Mitteil. d. literarhist. Ges. Bonn", Dort-
mund, 4. Jg., Nr. ?, Z. 180.

seine Anekdote von der Schildwache im Parke des Winterpalais*) aufs
trefflichste illustriert. Der Beziehung zwischen Leib und Seele/*) zwischen
Kunst und Wissenschaft,***) zwischen Sinn und Tatsache ist das Interesse
seines Denkens gewidmet, schon in seiner großen Arbeit über die „Meta»
Physik in der modernen Physiologie" und noch spezieller in
seinen gelegentlichen Vorträgen über das „Geh ei m n is der Gestalt" und
„Die uralte Sphinr" der Menschennatur, f) Als den Höhepunkt seiner
preisgekrönten Bergschmiede-Dichtung erkennt Georg Muschnerff) mit Recht
die Worte: „Du kannst dich ja im Wahn verzehren, Ein weiter Geist in
Einigkeit zu sein. Bist doch ein Einzelner! bist doch allein. . ." Dieser
tiefsten Antinomie von Allgemeinheit und Vereinzelung, von Geist und Leib,
Wesen und Wirklichkeit ist das Denken Carl Hauptmanns hingegeben. In
der Entwickelung seiner dramatischen Kunst erhält es seinen ringenden Ausdruck.
In seinen neuesten Werken findet es einen Weg zu eigenster Gestaltung.
Carl Hauptmann hat sich nach einem Leben steten Kämpfens mit diesem
Dualismus seiner Natur, welcher der des Lebens überhaupt ist, diesen Weg
geschaffen. Nun geht er aus ihm. Immer noch vorsichlig fühlend und
tastend. Aber doch aus eigener Sicherheit und aus eigenen Quellen. Er
ist noch nicht am Ende. Vielleicht steht uns seine höchste Offenbarung, nun,
da er den Boden seiner Form gefunden hat, noch bevor. Ein neuestes
Werk — „Musik" — kündigt er uns an. Wird er sie uns hier schenken?
Die ganze junge Kunst Deutschlands harrt ihrer und blickt auf Carl Hauptmann,
den jugendlichen Sechzigjährigen, als auf einen ihrer Führer!

') Carl Hauptmann: Unsere WirklichkeU, München 1902, S. 23.
'*) Carl Hauptmann: Ans meinem Tagebuch, Berlin 1900, S. 14, 15 u. a. a. O.
»") Ebenda S. 17. 18 u. ll. ll. O.
-<-) In einem neuen Vortrage: „Der Mntho » an der Seele" handelt es sich, wie ich
aus mir vom Lichter vorgelesenen Teilen ersehe, wieder um die gleiche Problemstellung, die hier
scharf und llnuertraulich formuliert wird.
1^) Georg Muschner: Carl Hauptmanns Bergs ch miede, München 1905, S. 11.

Therese Lehmann-Haupt.

Midilli.

Auf der Ägäis glitzernder Flut
In trügendem Frühlingsglanz
Kämpft die Breslau mit altem Mut;
Heissa, jungdentsches Heldenblut,
Nun greife zum Ruhmeskranz.
Heut haben die argen Britten
Ehrlichen Seetod erlitten.
Krachender Donner ehern gellt.
Midilli, dich traf es ins Mark, —
Englische List hat Fallen gestellt.
Todweißer Halbmond auf blulrotem Feld
Sinkt tief in den gleißenden Sarg. —
Viel Himmelssaat deutscher Mannen
Sinkt, eh' Minuten verrannen.
Aus der Ägäis Frühlingsschein
Durch tosenden Schlachtenbrand
Gleitet ein Weheruf, geisterfein,
Ins fernferne Heimatland.
Dort rieselt leise todweißer Schnee, —
Zum Herzen zuckt eine Hand,
In wildem, rätselvollem Weh
Flüstert es schmerzgebonnt:
Meine Augen, tränenmüde,
Schau'n in den todweißen Schnee:
Wann endlich kommt der Friede,
Daß ich dich wiederseh'.
Um den ich trag' das herbste Leid
Du meiner Seele Seligkeit — —
Daß ich wiederseh . . .
.'

Konstantinopel, den 21. Ianuar 1918.

Dr. Adolf Kraetzer (Berlin):
Über die Aufgaben des Theaters.
Für ein Theater, das mit einem beschränkten Zuhörerkreis, der sich im
wesentlichen stets aus dem gleichen Publikum zusammensetzt, rechnen muß, wird
es immer darauf ankommen, den Spielplan möglichst abwechslungsreich zu ge-
stalten. Dies darf indessen nicht dazu führen, daß die Güte der Vorstellungen
leidet. Im Gegenteil, es wird darauf Gewicht zu legen sein, jede einzelne Auf-
führung szenisch und darstellerisch vollwertig, möglichst mustergiltig herauszu-
bringen, nicht nur, um dadurch das Publikum allmählich W einem immer
höheren Verständnis und größerer Aufnahmefähigkeit heranzubilden, seinen künstle-
rischen Geschmack zu heben, sondern auch um dem Theater draußen im Lande Be
achtung zu erzwingen. Iede Vorstellung soll nicht die Aufführung eines über-
lieferten Werkes, nicht die Schaustellung persönlicher Leistungen, sondern ein:
schöpferische Tat sein. Ist man durch unablässige, gründliche Einzelarbeit
soweit gekommen, werden sich allmählich von selbst weitere Kreise, auch Besucher
von außerhalb, zunächst der näheren Umgebung, dann sogar von weiter her, zahl»
reich genug, um auch die Einnahmen zu beeinflussen, einstellen und zwar nicht
nur zu den Festspielwochen, sondern ebenso zu den Aufführungen im regelmäßigen
Spielplan. Zur Erreichung dieses Zieles aber ist ein Ensemble erforderlich, das
in sich geschlossen und ausgeglichen ist. Iedes Starsystem muß vermieden werden.
Gewiß ist es wichtig, daß die Hauptpartien in den Händen anziehungsfähiger
Kräfte liegen, die allein ihrer Person willen das Publikum zum Besuch des
Theaters veranlassen. Das ist schon deshalb zu erstreben, um den Aufführungen
auch beim Stammpublikum eine Reihe von Wiederholungen zu sichern, damit die
auf die Vorbereitungen verwandten Mühen und Kosten sich bezahlt machen und
die ausübenden Künstler einen Antrieb erhalten, daß sie ein Werk nicht nur für
einen Abend oder zwei Aufführungen, sondern für eine genügende Anzahl Wieder»
holungen studieren. Stücke, die sich nicht von vornherein als leicht eingämglich er-
weisen, müssen sich durchsetzen können. Derjenige Teil des Publikums, der aus
Unterhaltungsbedürfnis oder Sämulust lediglich Zeitvertreib und Zerstreuung oder
genießerisches Vergügen sucht, dem es seiner Veranlagung nach widerstrebt, nicht
n u r zu empfangen und als passiver Hörer in sich aufzunehmen, sondern auch tätige
Mitarbeit beim Anhören eines Werkes zu leisten, muß aus äußerlichen Beweg-
gründen, z. B. Neugierde oder Verehrung für seine „Lieblinge", dazu gebracht
werden, sich mit dem Werke auch in aktiver, mitschöpferischer Tätigkeit produktiv
zu beschäftigen. Insoweit könnte man dann von einer Erziehung der Gesell-
schaft reden, indem der einzelne, durch äußere Antriebe in seinem Wahrnehmungs-
vermögen angeregt, sich mit dem Werk auch geistig auseinandersetzen und

hierbei, wie durch jede kritische Arbeit, sein Verständnis und seinen Geschmackswillen bilden, seine Urteilskraft schärfen und durch Entwicklung seiner Fähigkeiten zu rezeptiver Aktivität das Musikwerk oder die Dichtung in vertiefter Empfänglichkeit auch innerlich erleben würde. Das Publikum bedarf des leitenden Willens, an dem sich sein eigener Wille stärken und emporrichten kann. Ein schöpferischer Wille aber vermag beim Publikum Kräfte zum Leben zu wecken, die niemand vermutet. Auch die Heranziehung von hervorragenden Gästen wird aus den vorerwähnten Gründen, wie schon um äußerlich dem Spielplan die nötige Abwechslung zu geben und neuen Reiz zu verleihen, nicht zu vermissen sein. Die Hauptsache aber ist und bleibt ein in sich geschlossenes Ensemble guter Kräfte, unter denen frische, entwicklungsfähige Talente im allgemeinen zu bevorzugen fein werden vor solchen, die bereits ausgereifte Leistungen bieten. Kommt doch so viel darauf an, den Geist in der Künstlergemeinde stets in einer gesunden, tätigen Bewegung und der sich daraus ergebenden schöpferischen Spannkraft zu halten, die Künstler an ihren eigenen Leistungen, angespornt von Ehrgeiz, wachsen und ihre Persönlichkeit entfalten zu lassen.

Dr. Franz Mockrauer:

Arthur Schopenhauers Sendung.

Zum Iubiläumsjahre der 1818 erschienenen „Welt als Wille und Vorstellung".

Die Liebe zur Äußerlichkeit, welche nun einmal dem öffentlichen Leben gemeinhin innewohnt, bringt es mit sich, daß die Wellen des Interesses für irgendeine in ihrer Bedeutung von zeitlichen Zufällen ganz unabhängige geistige Persönlichkeit durch die Inszenierung und das Gepränge von Gedenktagen sogleich höher zu schlagen beginnen oder gar die Erneuerung einer geistigen Strömung herbeiführen, wenn die geistesgeschichtliche Situation die geeigneten Bedingungen dazu darbietet. Ob wir für Schopenhauer, etwas derartiges erhoffen dürfen, läßt sich nicht sagen. Dies hundertjährige Iubiläum der Geburt eines der bedeutsamsten Werke der Geschichte der Philosophie fällt in eine eiserne, wahrhaft kulturfeindliche Zeit; all die Stimmen, die den Ruhm des Meisters künden, die das Verständnis für seine Gedanken erwecken und verbreiten wollen, sind verstreut, und sie werden wohl auch ungehört verhallen. Merkwürdig, daß noch jetzt, lange nach Vollendung eines Lebens der Verkennung und Mißachtung, Schopenhauers Philosophie vom Mißgeschick verfolgt wird, sobald sie ein wenig „in Erscheinung zu treten" anfangen will. Rechnen wir es ihr zum Ruhme an, daß sie bisher ihren

angesichts der reservierten Haltung der Universitäten doch verhältnismäßig weit reichenden und langsam um sich greifenden Einfluß nicht dem Pomp öffentlicher Feiern, sondern dem stillen, tiefen Einwirken ihrer Wahrheiten auf den einzelnen denkenden Leser verdankt! Aber das soll uns in einem Zeitalter, welches den seichtesten Produkten und den unbedeutendsten Figuranten Ovationen zu bereiten geneigt ist, nicht davon abhalten, den Anlaß dieses Iubiläumsjahres zu benutzen, um einigen Darlegungen zur Schopenhauerschen Sache bei dem breiteren Publikum der Gebildeten Eingang zu verschaffen.

Wir erwarten es, einem allgemeinen Achselzucken zu begegnen, wenn wir Schopenhauer als einen Unbekannten hinzustellen scheinen. Welcher Gebildete, bezw. sich für gebildet Haltende hat seine Werke nicht gelesen? Und wer, der sie gelesen hat, wird nicht bei der Ehre seines gesunden und „entwickelten" Menschenverstandes versichern, sie natürlich auch verstanden zu baben, und den leisesten Schein eines Zweifels hieran als Beleidigung zurückweisen? Mit Aus" nahmen. Aber es muß doch gesagt werden, daß keinem Schriftsteller die ein» leuchtende Klarheit und überzeugende Kraft seines Stils so zum Verhängnis geworden ist wie ihm, diesem populären Pessimisten und Modeweltschmerzler der 70 er bis 89 er Iahre. Hat doch sogar Nietzsche, vielleicht infolge der Grenzen seiner eignen Natur, das Tiefste der Schopenhauerschen Gedanken nicht verstanden, so daß er mitschuldig wurde an des wahren Arthur Schopenhauers traurigem Zerrbilde, das offenbar auch noch Kuno Fischer als Vorlage diente.

Im persönlichen Leben vermeintlich ein etwas „komischer Kauz", erschien er philosophisch als die Verkörperung der verdrießlichsten Weltverlästerung oder schwärmerischsten Weltflucht und als romantischer Iournalist einer künstlerisch konzipierten Weltwillensphantasie; man lernte ihn durch die Brille des popularisierenden, synkretistischen v. Hartmann fehen und glaubte allen Ernstes, die Quintessenz der Schopenhauerschen Philosophie sei, Lustbilanzen zu ziehen und Welt-Willenswendungen herbeizuführen. Und man verschob den Akzent deshalb so leichtfertig, weil damals wie heute die Geister nicht ruhen, zwischen Theorie und Praris eine kürzere und voreiliger geknüpfte Verbindung herzustellen, als theoretische Besonnenheit und Kritik ihnen erlauben würde, wenn sie es mit der Theorie um ihrer selbst willen nur ernst nehmen und nicht, um mit Schopenhauer zu reden, ihre Einsichten durch Absichten verfälschen wollten. So aber standen und steben bei allen Theoremen, die eine Beziehung zur Praris, zu moralischen Gesetzen, zu Kultur- und Entwicklungsproblemen haben, die „Interessen" einer » priori weltbejahenden Willenshaltung der unbefangenen Meditation ebenso sehr im Wege, wie sie andrerseits die Vorstellung der Menge von einer fremden Gedanklinvelt so spezifisch akzentuieren, daß deren wahre Organisation und das Wesentliche in ihr allzu leicht übersehen werden. Man beachtete, abgesehen von Unerheblichkeiten, wie z. B. Schopenhauers auffallender Geringschätzung der Frauen, damals vor allem leinen Pessimismus und seine weltflüchtige Ethik als die Hauptmomente seiner

Lehre und nahm die klare Diktion seiner Werke als künstlerisch-literarische Ge-
staltung seiner poetisierenden Willensmystik hin, Grund genug für tief erlebende
Künstler und Laien, ihn zu lieben, für die zünftigen und geschulten Fachgenossen,
ihn als PseudoPhilosophen zu perhorreszieren, bezw. nicht für voll zu nehmen; bis
auch innerhalb des größeren Publikums ein praktisch mehr versprechender romantisch-
naturphilosophischer Optimismus und eine dem schal gewordenen Leben Inhalt
gebende, weltbejahende Entwicklungsethik dem pessimistisch-weltflüchtigen Mode»
rausch ein Ende machten, leider aber noch nicht dieser ganz und gar oberflächlichen,
verzerrenden Auffassung des Philosophen.
Und doch erschienen schon 1857 und 1877 Schriften, die das V e r stii n dn i s
der Schopenhauerschen Philosophie zu schulen und zu ver-
tiefen geeignet waren, Carl Biihrs „Die Schopenhauersche Philosophie
in ihren Grundzügen", eine vortreffliche Umformung in die Denkweise Kantischer
Kritik, die doch dem Gedankenwerk Schopenhauers keinerlei Gewalt antat und des
Meisters höchstes Lob erhielt, und Paul Deussens ausgezeichnete „Ele-
mente der Metaphysik", ein regelrechtes, umfassendes Lehrbuch zur Einführung in
eine wohlverstandene Kant-Schopenhauersche Philosophie. Ihre Wirkung blieb
trotz der Gründung der Schopenhauergesellschaft bis vor kurzem beschränkt — ob
jetzt endlich eine Wendung in der öffentlichen Beurteilung dieser Richtung bevor-
steht? Ob eine Schopenhauersche Schule berufen wäre, sich die Herr-
schaft über das allgemeine Denken zu erringen, die unzähligen auseinander fließen-
den Ströme des Forschens und Sinnens zu sammeln und die gesamte Kultur geistig
zu durchdringen, zu beleben, zu entwickeln und zu einer Einheit zu gestalten? —
Gerade das wird der Schopenhauerschen Philosophie bestritten: sie sei un-
methodisch und mystisch-populär, sie sei einseitig und eng,
sie sei im Prinzip entwicklungsfeindlich und unfruchtbar*).

*) Vor allem wird der Schorenhauerschen Philosophie schon seit de«, frühesten Rezensionen
unaufhörlich der Vorwurf gemacht, sie strotze von Widersprüchen. Und damit glaubt man,
sie abgetan zu haben! Hat man je die Kantische Philosophie wegen ihrer Widersprüche in dieser
Weise verlästert? Tah Kants Hnpostase einer doch offenbar in eine intelligible Welt versetzten „Ver-
nunft" und die kritiklose Voraussetzung, dieser „Vernunft" als des ungeprüften Grundbegriffs der
.Kritik' eine p«titio prin«ipii ist, wird allgemein mit Wohlwollen übersehen. Wir selbst halten
diesen Widerspruch nicht für entscheidend, während die Teteltive Schopenhauelscher Widersprüche ihn
konsequenter Weise dafür halten sollten, müssen uns aber ein näheres Eingehen auf das ganze, in zu
viele
Einzelheiten führende Widerspiuchsproblem hier versagen imd wollen nur darauf hinweisen, dast es bei
Schopenhauer drei Arten von Widersprüchen gibt: 1. solche, die von andern aus mangelndem
Verständnis in seine Philosophie hineininterpretiert werden, aber gar nicht in
ihr liegen — das sind die meisten, 2. solche, die auf relativ unbedeutenden Ilnan^geglichenheiten
de« sprachlichen Ausdrucks, der logischen Begriffsveiknüpfung und der Erfahrunasanschanungen in sich
oder gegeneinander beruhen, für die aber Schopenhauer selbst die Entscheidung
und Lösung an dieHanv gibt, 3. solche, die sich in wenigen, aber bedeutenden Diskre-
panzen des Ausdrucks, der Aegrisfsbildung und des Realwissens in sich oder gegeneinander luud-

Und welches ist der wahre Charakter dieser Philosophie?
Sie ist nach Tiefe, Umfang, Gedankenbildung und Ausdrucksform die reinste
Manifestation und die bisher höchste erreichte Stufe dessen, was man überhaupt
unter Philosophie zu verstehen hat, ist das zurzeit einzige Medium, uns gegenüber
dem Chaos der Erfahrungen und Deutungen die geschlossene und tiefdringende
Vorstellung einer „Welt" zu geben, und an ihr wiederum werden wir uns erst bewußt,
was überhaupt Philosophie ist, was sie sein kann und was sie sein will.
Wer immer sich den Stufen des Tempels der ewigen Wahrheit zu nahen
wagt, — er muß rein sein wie ein jeder, der einen Tempel betritt. Rein, d. h.
in diesem Falle frei von allen Willenstendenzen, die ihn vom Wege unbeirrter,
autonomer Erkenntnis abziehen und auch nur im entferntesten den Einflüsterungen
verborgener Nebenwünsche zugänglich machen könnten. Kein Verlangen, irgendein
Einzelproblem an sich und erst um dessentwillen das Weltriitsel zu lösen oder sich
ein Weltbild als Grundlage praktischer Marimen zu machen, darf die Inte»
grität seines Welterkenntnisstrebens verletzen. Rücksichtslos
gegen alles, was mit der Freiheit und Universalität des Erkennens unvereinbar
ist, so auch gegen die vorgefaßten Leitsätze des Willens, geht er geraden Weges
nur dem einen Ziel entgegen, daß er
„— erkenne, was die Welt
Im Innersten zusammenhält."
Mag er selbst oder andere von ihm wünschen, er solle etwa im Sinne der kul-
turellen Entwicklung, der sozialen Interessen, des Staatswohls oder der religiösen
Dogmen bestimmte Gedanken verfolgen oder aufgeben, oder mag Klugheit ihm
anraten, sich der Rücksicht auf die Vorstellungen der Mitwelt nicht zu entschlagen —
er muß das alles hintansetzen und abhängig machen von den leitenden Gedanken
einer Philosophie, die lediglich einer uninteressierten Betrachtung der Dinge ent-
sprungen ist. Ia, er darf nicht im mindesten wollen, daß es anders sei, und muß
nicht aus Grundsätzen, sondern von Natur dieses Leben in und für die Weltweisheit
als das wesentliche Bedürfnis und die zentrale Aufgabe seines Daseins und des
Daseins denkender Wesen überhaupt empfinden. Diese unerläßliche Voraus-
setzung aller ehrlichen und ernsten Philosophie, der von den großen Denkern wie
Platon, Aristoteles, Deseartes, Spinoza, Bruno, Kant entsprochen wird und die
vielleicht das Geheimnis ihrer Größe ausmacht, ist von niemandem mit solcher
Innigkeit ausgesprochen und dabei mit so bedingungsloser Hingabe erfüllt worden
wie von Arthur Schopenhauer, der seinen philosophischen Tagebüchern das Motto
geben, auch nicht mit Schopeichauerscher Hilfe zu beseitigen sind, auf die historische Genesis der Lehre
und ihre zufälligen Äildunasverhilltnisse zurüikgehen, abei durch selbständiges Weiter»
denken in Schopenhauers Sinne eliminiert werden können, ohne den
Grundgedanken seiner Philosophie Gewalt anzutun.

vorsetzte: „Vit»m impenäere vero" und den Unterschied zwischen sich und den anderen Menschen darin sah, daß es ihm mit der Wahrheit, anderen aber letzten Endes eben doch mit andere.i Dingen „ernst sei". Mag sein, daß er ein „komischer Kauz" war (wir haben Zeugnisse, nach denen er es durchaus nicht war) — mit der Wahrheit jedenfalls nahm er es bitter ernst, und nichts blieb ihm fremder als jene großen Spielereien hochbegabter Intellekte, die der bedeutsamsten Assoziationen fähig sind und wundervoll kombinierte Apercus produzieren, ohne im mindesten daran innerlich beteiligt zu sein, und durch ein Gewebe von Worten vortäuschen, Gedanken zu denken, zu denen ihnen jedes Erleben des Inhalts, jede Energie einer zentralen Erkenntnisrichtung fehlt.

Und diesem Mann, der ein ganzes Leben und Erleben, einzig der Wahrheit widmete, gelang es in der Tat, vor genau hundert Iahren, mitten in den Wirren der Befreiungskriege und der Reaktionszeit nach einer stillen Reife von sechs, vorwiegend in Dresden verlebten Iahren der Zurückgezogenheit ein nicht eben umfangreiches Buch „der Menschheit zu übergeben", welches dem philosophischen Publikum aller Zeiten und Länder einen Gedankenorganismus schenkte, zu dem sich emporzuentwickeln der Allgemeinheit leider bis heute noch versagt geblieben ist.

Das Neue und, um mich der Verständlichkeit halber eines nicht sehr treffenden und bedenklichen Modeausdrucks zu bedienen, der „absolute Wert" der „Welt als Wille und Vorstellung" lag und liegt nicht nur in der teils kritischen, teils metaphysischen Zugrundelegung der Kantischen Hauptgedanken als Fundament eines neuen Versuchs zu einer Metaphysik der Welt, nicht nur in der unendlichen Fülle geistreicher, treffender, tiefsinniger Urteile und neuer regulativer Gesichtspunkte für Erkenntnislehre, Naturwissenschaft, Psychologie, Ästhetik und Ethik, nicht nur in dem klaren, glatten Aufbau seiner wohlgeformten und verständlichen Sätze, nicht nur in dem künstlerischen Feuer seiner Beredsamkeit und der schonungslosen Offenheit, die alles ungeschminkt beim rechten Namen nennt, nicht nur in den geheimnisvollen Inspirationen und Intuitionen, welche das Werk hervortrieben —, vielmehr war es diesem Denker, der sich durch die methodolo» gisierende Ängstlichkeit und Pedanterie der unfruchtbaren Schulphilosophie nicht einengen ließ, der nicht bei jedem Worte, das er sprach, in infinitesimale Betrachtungen über die formale und materiale Berechtigung es auszusprechen sich verlor und der nicht die strömende Kraft seiner Erkenntnis durch abstrakte, bewußte Grundsätze (Methode) lähmte und in schleichende Kanäle ableitete, vorbehalten, zwar keine „Methode" zu konstruieren, wohl aber diejenige Form der Philosophie zu schaffen, welche, jeder formalen Kritik standhaltend, die einzige ist, in der gedacht werden muß, sollen über die Welt und die Dinge in ihr Urteile gebildet werden, die zureichend begründet sind und doch mehr und anderes enthalten als Erfahrungsurteile und Urteile im Sinne formaler Anschauung und Logik und die ihrerseits auch eine normierende, also der Erfahrung vorangehende formale Kritik

aller Philosophie erst möglich machen. Durch Schopenhauer hat die Philo»
sophie gleichsam erst ihren Charakter gewonnen und kann sich durch ihn
jetzt in noch höherem Maße als durch Kant ihres Wesens bewußt werden.
Schopenhauer schuf ihr die ideale Erkenntnisgestalt, unsere Sache
ist es, wenn wir ihn würdigen, diese seine Leistung als das Wesentliche seiner
Philosophie, das ihr ganz allein Eigene hervorzuheben und deutlich zu machen.
(Schluß folgt.)

Dr. Hedwig Fischmann:

Goethe und Burckhardt in ihrem Verhältnis zur Renaissance.

Zu Iakob Burckhardts 100. Geburtstag, dem 25. Mai 1918.

Luftspiegelungen der Geschichte aus entlegenen Vergangenheitszonen — i'o
nennt Gregorovius jenes eigentümliche Gesetz der ewigen Wiederlehr, jenes unter»
irdische Dahinfluten und plötzliche Emportauchen einzelner Menschheitstypen wie
ganzer kultureller Strömungen zur sieghaften Sichtbarkeit. Das moderne Mensir,»
heils- und Kultürideal, entsprossen dem Schöße der italienischen Renaissanee; das
ahnungsvolle, kongeniale Erfassen dieses damals noch unerhellten Neulandes durch
Goethes Seherauge, welches geschärft war von dem in seinen Adern pulsierenden
Blut eines nachgeborenen Renaissaneemenschen; Burckhardts lichtvolle Er»
schließung dieser Welt vermöge eines dem leisesten Anhauch mitschwingenden
innern Sinnesorgans: hier entwickelt sich in doppelter Brechung das reizvolle
Schauspiel einer solchen Luftspiegelung.

Parallele geistige Entwicklungswege waren es, auf denen Goethe wie
Burckhardt nicht ohne Umwege, nicht ohne dem Gesetz der Reaktion unterworfen
zu sein, in das Heiligtum der Renaissanee eingedrungen sind. Wie der junge
Straßburger Student im Bannkreis des machtvollen Münsters vorübergehend
zum einseitigen Lobpreiser der Gotik wurde, so hat auch Burckhardts Frühwerf
„Konrad von Hochstaden, Erzbischof von Köln" den Kölner Dom als das Höchste,
was christliche oder heidnische Architektur überhaupt geschaffen, gerühmt. Doch
erst in Italien, auf klassischem Boden, erleben beide ihre wahre Wiedergeburt,
sie haben heimgefunden in ibr geistiges Vaterland. Und wenn Goethe im A^ter
noch einmal unter dem Einfluß jüngerer Freunde sich der mittelalterlichen Kunst
zuzuneigen scheint, so ist hier nichts mehr von dem berauschenden Enthusiasmus
seiner Iugendjahre, nichts von der stetig mit gleicher Glut lodernden Begeiste»
rungsflamme für klassische Kunst, sondern nur das Interesse eines universellen

Geistes für alles Große und Erhabene. Die jüngst veröffentlichten Aufzeich-
nungen Boisser^es erleuchten mit scharfen Streiflichtern, wie Goethe nur mit
halber Seele an diesen Bestrebungen Anteil genommen. No immer in seinem Ge-
sichtskreis die mittelalterlich-christliche Weltauffassung in Widerstreit tritt mit
der sinnesfreudigen Renaissanee, stellt er sich unbetenklich auf Seite der letzteren,
wie in der schroffen Verurteilung Savonarolas im Anhang zur Cellini-Bio-
graphie: „Diesem großen, schönen, heitern Leben setzt sich ein fratzenhaftes,
phantastisches- Ungeheuer, der Mönch Savonarola, undankbar, störrisch, füchter-
lich entgegen und trübt pfäffisch die in dem Medieeischen Hause erblich« Heiter-
keit der Todesstunde."
Aber auch diese heitere Welt der Mediei hat sich Goethe wie Burckhardt nicht
unmittelbar, sondern erst auf dem Wege über die Antike erschlossen. Hatte Goethe
doch zunächst Florenz, die Wiege der Renaissanee, nur in ganz flüchtigem Aufent-
halt durcheilt, vou dem alles verzehrenden Verlangen nach Rom wie von einer un»
sichtbaren Geißel vorwärts getrieben. Rom — das bedeutete für ihn in jenem
Zeitpunkt einzig die Welt der Antike. Als Schüler Winckelmanns ist Goethe
durchdrungen von dem Dogma: aller Kunst nicht wieder erreichter Gipfel sei die
Antike. Sie allein gibt die ewig gültigen Gesetze. Von dem gleichen Evangelium
erfüllt, war auch Burckhardt der Kunst Italiens gegenübergerreten. .Auch er ist
in gewissen Grenzen ein spätgeborener Schüler Winckelmanns. Die hohe, viel»
leicht allzu hohe Einschätzung des antiken Elementes nicht nur in der Kunst,
sondern in der Gesamrkultur der Renaissanee, dieser von der neueren Forschung
bäufig aufgegriffene Angriffspunkt gegen Burckhardts Werk, hat hier seine
Wurzel. Der höhere oder geringere Grad, in dem sich ein Künstler der Antike
nähert, ist für Goethe wie für Burckhardt bei ihrem Eintritt in Italien der Maß-
stab aller Wertschätzung. Die „Italienische Reise" Goethes wie manches Urteil
im „Cieerone" legen davon Kunde ab. In der Bewunderung Palladios, des
„großen Palladio" — ihm allein von allen Meistern der Nachblüte gönnt Burck-
bardt dieses Attribut — treffen der Dichter und der Forscher ebenso zusammen
wie in der anbetenden Verehrung des göttlichen Raffael.
Iedoch was die Iünger Winckelmanns zunächst nur als das am Medium der
Renaissanee gebrochene Abbild der Antike gefesselt hatte, das begann gar bald sein
eigenes selbständiges Leben in ihrem Interessenkreise zu fordern, ein Leben, das
dem reichen, emsigen Forscherdasein des einen köstlichen Inhalt gegeben. Von
einem längern Aufenthalt in Italien, der die schnell schwellende Frucht des
„Cieerone" hat reifen lassen, in die Stille der Baseler Studierstube zurückgekehrt,
steht sein Lebenswerk mit deutlichster Klarheit vor seinen Augen: die tiefsten
Wurzeln jener Kulturepoche in wissenschaftlicher Arbeit bloßzulegen. In seiner
leise ironischen, selbstverspottenden Art schreibt Burckhardt darüber an Albert
Brenner: „Dann ist ein wissenschaftlicher Quälgeist über mir, der vielleicht auf
Iahre hinaus all meine disponibeln Kräfte in Anspruch nehmen wird, der Keim

einer größern Forschung in der Geschichte des Schönen. Ich habe diesen „Breiten" voriges Iahr aus Italien mitgebracht und glaube nun, ich könnte nicht ruhig sterben, wenn ich nicht in dieser Sache mein Schicksal erfüllt habe." So hatte auch Goethe, umgeben von der harmonischen Klarheit dieser Welt, sein Lebensziel und die Befreiung von allen Zweifelsqualen gefunden. Als unverlierbaren Besitz hatte er von der italienischen Reise die unerschütterliche Gewißheit seiner dichterischen Berufung in die Heimat gebracht, von der er unschlüssig, ob er als Maler, ob als Dichter wiederkehren werde, ausgezogen: am eigenen Schaffen enthüllte sich dem Dichter wie dem Forscher das Wunder der Renaissanie, der Wiedergeburt in Italien.

Keiner hat stärker als Burckhardt das neue, originell schöpferische Element in der kulturellen, nicht bloß in. der künstlerischen Welt der Renaissance empfunden, keiner den modernen Geist, der diese Epoche von allen früheren, besonders aber von der mittelalterlichen scheidet, mit empfänglicheren Organen aufgefangen und weitergeleitet als er. Daß er diesen trennenden Strich zwischen mittelalterlich-christlicher und modern-heidnischer Renaissaneewelt so scharf gezogen, das ist der zweite Angriffspunkt, bei dem die neuere Kritik gegen Burckhardt eingesetzt hat. Uns aber ist er Zeuge einer verwandten Geistesdisposition wie jene, der Goethes Savonarola-Urteil entsprungen ist. Und auch Goethe ist den Weg von der Renaissanee um der Antike, zur Renaissanie um der Renaissanee willen gewandelt. Der mit der Wucht einer zwingenden Narurkraft ihn überwältigende Eindruck der Sirtinischen Kapelle, der in den Aufzeichnungen der „Italienischen Reise" einen so machtvollen Niederschlag gefunden und der zeitweilig sogar das sanftere Gestirn Raffaels zu verdunkeln vermocht hatte, gibt davon unzweifelhaft Kunde. Michelangelo, der Gipfel und zugleich die Überwindung der Renaissanie, gesellt sich fortan zu den heiligsten Heiligtümern Goethescher Knnstverehrung, zum Pantheon, dem Apoll vom Belvedere und der Iuno Ludovisi. Und nachdem Goethe aus dem Quell der Renaissanie in seinem Mutterlande einmal geschöpft, war er ihr unlöslich verfallen für Lebenszeit. Die Kunstsammlungen des Goethehauses, unter denen besonders in Werken der Kleinkunst und im Kupferstich die Epoche der Renaissanee hervorragend vertreten ist, sprechen davon eine beredte Sprache. Es ist, als habe Goethe einen Strahl von jener leuchtenden Sonne Italiens, von der zu scheiden ihm so unsagbar schwer geworden, hinüberretten wollen in das nordische Dunkel. Und was ihm die räumliche Entfernung weithin entrückt hatte, das sucht er in der Folgezeit aus literarischen Quellen und aus dem regen Gedankenaustausch mit dem gleichgestimmten Maler und Kunstfreund Heinrich Meyer zu schöpfen.

Hatte Goethe — rein chronologisch gewertet — in seinem Torquato Tasso bereits den Kreis der Hochrenaissanee überschritten und sich in seiner Bewunde' rung Michelangelos stilistisch noch entschiedener von der Klassizität entfernt, so führte Burckhardt, freilich fast ein Iahrhundert später, die Entwicklungsreihe in

der kritischen Wertung noch um einen Schritt weiter zur Anerkennung des einst viel geschmähten Barocks. Auch Burckhardt selber hatte in der Einleitung zum Ur-Cieerone den Barockstil nur als eine Art Folie für die goldene Zeit der Kunst, deren Ende für ihn mit dem Erlöschen der Hochrenaissanie heraufdämmerte, einer Betrachtung für wert erachtet. Aber mit jener wundervollen Entwicklungsfähigkeit, die ihm wie Goethe eignet, mit jener Allempfänglichkeit, die er selbst als wesentliches Kennzeichen unserer Kultur rühmt, gelangt „der Großpriester der Renaissanee" schließlich zu jener Bejahung des Barockstils, die über die bloße Anerkennung einer naturnotwendigen Abfolge der Stile weit hinausgehend, zu seinem Spätwerk „Erinnerungen aus Rubens" und zu jenem sehr charakteristischen Ausspruch geführt hat, der einem Brief aus Rom an den Architekten Alioth entnommen ist: „Mein Respekt vor dem Baroeeo nimmt stündlich zu und ich bin bald geneigt, ihn für das eigentliche Ende und Hauptresultat der lebendigen Architektur zu halten. Er hat nicht nur Mittel für alles, was zum Zweck dient, sondern auch für den schönen Schein." So umschloß, bald an diesem, bald an jenem Punkt den weithin Wärme und Licht spendenden Funken entzündend, Goethes und Bnrckhardts Interessenkreis den ganzen Umfang der Renaissaneekunst von den in ihr assimilierten antiken Elementen bis zu ihrem letzten Ausklingen in der Selb» ständigkeit eines neuen Stiles.
Iedoch die Kunst der Renaissanie bedeutet für Burckhardt nur eine Aus» strahlung, nur eine der kulturellen Betätigungsweisen des Renaissaniemenschen. Wie er diesen neuen Menschheitstypus in seinem Werden und in seinem Zusammenhang mit Vor- und Umwelt, in allen Äußerungen seines Wollens und Handelns gezeichnet hat, das vermochte nur eines Bildners Hand zu gestalten, in dem selbst ein Hauch von jener geistigen Vielseitigkeit, die dieser glücklichen Kulminationsperiode aller Kräfte eignet, über die Iahrhunderte hinweg lebendig lohte. Doch heller nnd ungehemmter, nicht gedämpft durch die engen Mauern einer Gelehrtenstube, brennt diese Flamme im Leben Goethes. Burckhardt hat den Renaissaniemenschen nachempfindend geschildert, Goethe hat ihn gelebt. Gelebt im doppelten Sinne: in seinem eigenen zeitlichen Dasein und in der Welt seiner dichterischen Gestalten, von denen gar manche Blnt vom Blut der Renaissanee in ihren Adern hat. Das Erwachen des Individuums aus der gebundenen Dumpfheit des Herdenmenschen, die Entwicklung zum „uniun »iu^olai'«" und weiter empor zum „unmn unie«" hat Burckhardt als einen der weithin sichtbaren Gipfelpunkte der Renaissaneebewegung hingestellt. Unter einem ganz andern, weniger günstigen Himmelsstrich hat Goethe diese Entwicklung in sich wiederholt: der schrankenlose, in Originalitätssucht ausartende Eigentrieb des Treeentomenschen in der ersten Kraftentfaltung des neuen Freiheitsahnens feiert seine Wiederauferstehung in dem fessellosen Persönlichkeitsdrang des jungen Stürmers und Drängers; aber wie im Quattro- und Cinqueeento die Entwicklung vorwärts streitet zur Vollendung der Persönlichkeit, bis sie ihre strahlende Höhe in dem

„allseitigen Menschen" erreicht, — den Burckhardt freilich in dieser Reinkultur mit Recht für das Italien der Renaissanee allein in Anspruch nimmt, — das ist Goethes des Mannes und des Greises bewußte Bildungsarbeit an seinem eigenen Selbst. Und wenn die Schranken, die sich dem Sohne des 18. Iahrhunderts ent- gegentürmen, vereint mit den Hemmungen, die in seiner eigenen Anlage gelegen, eine Entfaltung zu jener höchsten Stufe eines Renaissaneemenschen unmöglich gemacht haben, so schwindet andrerseits vor dieses Lebens festgefügter Gestaltung jeder Zweifel, der Burckhardt angesichts eines Lorenzo magnifieo und anderer hervorragender Vertreter dieses Menschheitstypus befällt, „ob diese das har- monische Ausrunden ihres geistigen und äußeren Daseins als bewußt ausge» sprochenes Ziel vor sich gehabt hätten". Nicht in dem Sinn einer launischen Göttergabe, nein, als Frucht eigenster Lebensarbeit hat Goethe die Persönlichkeit als höchstes Glück empfunden und errungen.

Parallel mit der Entfaltung der Individualität und diese auf das günstigste befruchtend, ging in der gesamten Renaissaneebewegung, nicht bloß in der Kunst, die Wiedererweckung der Antike. Sie, die nach Burckhardts Auffassung das wichtigste Bauglied, zugleich tragender Grundstein und schimmernde Krönung am ragenden Dom der Renaissaniekultur geworden, bedeutet ja auch für Goethes Leben eines der entscheidendsten Bildungselemente. Nicht bedarf es Zug um Zug einer Aufzeichnung dessen, was er dem Altertum schuldig geworden. Wie Faust durch seine Vermählung mit der Antike emporgeführt wird aus der dumpfen Enge seiner Eristenz in die Sphäre des Heroischen und zur höchsten Abgeklärtheit des Daseins, so hat Goethe die läuternde Urgewalt der hellenisch-römischen Kulturwelt empfunden. Auch Burckhardts Faust — denn der Plan zu einer Faustdichtung, den wir bis heute nur aus dem ausführlichen, kritisch analysierenden Urteil seines Schülers Brenner kennen, hat auch in Burckhardts Seele geschlummert — sollte auf dem Boden der antiken Welt genesen zu einem Dasein werktä!tigen Schaffens. Und indem Mephistos Spukgestalt sich durch die Berührung mit der geweihten klassischen Erde auflöst im Nichts, wird auch der Vertrag, der Faust an ihn ge- bunden, zunichte, die Erlösung vollzieht sich hier durch die entsühnende Kraft des heiligen griechischen Bodens. Inbrünstigster Glaube an die wunderwirkende Macht der Antike.

Die Entdeckung der Welt und des Menschen — das ist die nächste Großtat der Renaissaneeepoche, wie sie Burckhardt vor uns erstehen ließ. Nicht den letzten Anteil hatte daran die in jenen Tagen neu erwachte Naturwissenschaft, die mit den Waffen erakter Forschung dieses Reich erschloß. In den „Materialien zur Ge- schichte der Farbenlehre" hat sich Goethe als Naturforscher eingehend und viel- fach zustimmend mit seinen Vorgängern aus jenen Iahrhunderten auseinanderge- setzt. Namen, die wir heute kaum mehr dem Klange nach kennen, sind ihm wissen' sehaftlich differenzierte Persönlichkeiten, er ist in ihrer Mitte heimisch wie ein jüngerer Bruder.

Und was Goethe, dem Menschen, nicht vergönnt gewesen, aus der Welt der Renaissanee in die Wirklichkeit, des 18. Iahrhunderts umzusetzen, das ließ der Dichter Goethe in seinem „Torquato Tasso" erstehen. Hier gewinnt die Burck' hardtsche Formel vom Staat als Kunstwerk Gestalt, hier erstrahlt eines Renaissaneehofes anmutig graziöse Geselligkeit, verfeinert zur höchsten Blüte durch ein jahrhundertaltes Kulturerbe. Daß zu diesem Bild der Weimarer Musenhof in gleichem Maße wie das Ferrara der Este die Farben geliehen, daß diese zeitlich und räumlich heterogenen Elemente zusammenklingen in reinster harmonischer Vereinigung: auch dies ist Bürge, wie sehr sich das Weimar Goethes den Tagen der Renaissance angeähnelt hat. Es ist Geist von jenem Geiste, der nach Friedrich Nietzsches Wort Basel zur Vormacht der Humanität erhoben, als er in Burckhardt lebendig geworden. Goethe wie Iakob Burckhardt, jeder in der besondern Sphäre seiner Wirkungsmöglichkeit, sind in ihrem Verhältnis zur Renaissanee die Inkarnation des Burckhardtschen Wortes:. „Die Geschichte liebt es, bisweilen sich auf einmal in einem Menschen zu verdichten . . . Diese großen Individuen sind die Koineidenz des Allgemeinen und des Besonderen, des Verharrenden und der Bewegung in einer Persönlichkeit. Sie resumieren Staaten, Religionen, Kulturen und Krisen".

Erich Wentscher:

Das Biwak.

Stumm Die Nacht
Kauern Schatten ums Feuer. Hat einen roten Saum,
Horniste geht herum Das ist die ferne Schlacht!
Blasen. Hört Ihr's grollen?
Habt kein Quartier noch Scheuer, Morgen — nach Schlaf und Traum
Nur den nassen Rasen. — Müßt Ihr die Mäntel rollen. —
Der Posten knirscht ums enge Zelt,
Wimmern erwacht
Rings im kalten, verlassenen Feld.
Abseits auf breiten, baumlosen Spuren
Räder, Räder die ganze Nacht
Wie Uhren. —

Richard Sexau:
Brigitta. Erzählung.
Schluß.
Am übernächsten Tage rief ein Telegramm Renate nach Hause. Ich habe sie
im Verdacht, daß es in ihrem eigenen Auftrag an sie aufgegeben worden war.
Ein wenig befangen trat sie mir beim Abschied entgegen. Aber doch wie eine
Schwester so herzlich.
Ich merkte jetzt erst, wie abgemagert sie war, wie die Haut sich übe» den Ioch-
bogen straffte, wie die farblosen Wangen sich zu Höhlen buchteten.
Sie konnte nicht reden. Iämmerlich nur verzog sie die Lippen. Aber ihre
guten Augen sagten mir alles. Sagten mir, daß sie Werner von ganzem Herzen
liebte, daß sie litt unter diesem unseligen Gefühl, daß sie nur ging, um gegen mich
keine Schuld auf ihr Gewissen zu laden.
„Daran", preßte sie schließlich heraus, „daran hatte ich nicht gedacht; nie;
glauben Sie mir das." Und sie krallte ihre Finger in die meinen, daß ich vor
Schmerz fast schrie.
Ich wußte, woran sie nicht gedacht hatte. Nicht an solch verhängnisvolle
Leidenschaft, nicht daran, in meine Ehe einzubrechen und mir den Gatten zu
stehlen.
Ich mußte lächeln vor Mitleid, als ich ihre Verzweiflung sah. Das gute
Kind verlangte Trost; Trost von mir ... .
Mir war, als müßte ich sie um jeden Preis zurüekhalten. Und ich bat,
flehte, sie möge bleiben.
Sie schüttelte nur hart den Kopf. Ihre Mutter brauche sie. Daheim sei
ihr Wirkungskreis. Dort wolle sie von jetzt an bleiben und ihren Pflichten leben.
Sie riß sich von mir los, nachdem sie diese Worte feierlich wie einen Schwur
ausgesprochen hatte, und lief hinaus, wie um mir jede Widerrede abzuschneiden.
Am Gartentor erwartete Werner sie, der ihr bis zur Bahnstation das Geleite
geben wollte.
Später, viel später kam er zurück als sonst, wenn er jemand zur Bahn ge-
bracht hatte. Und gegen alle Gewohnheit ging er trotz Regen und Sturm erst
noch lange im Garten auf und ab. Auch als er endlich ins Haus trat, schaute er
nicht wie sonst zu mir herein. Wie ein Dieb vielmehr schlich er sich hinauf in sein
Zimmer. Dort hörte ich ihn ruhelos von Wand zu Wand irren.
Das Zeichen zum Abendessen verklang ungehört. Ich ließ den Gong ein
zweites, ein drittes Mal schlagen.
Endlich erschien Werner. Mir fiel auf, wie merkwürdig klein seine Augen
waren, entzündet, geblendet. ' <

Wortkarg nahm er das Essen. Er kämpfte mit Schluckbeschwerden. Wieder und wieder zuekte ihm der Mundwinkel.
Die einsilbigen Reden, zu denen er sich aus Höflichkeit zwang, blieben ihm im Mund stecken oder verröchelten zwischen Stammellauten.
Oft verschwand sein Kopf hinter einer Zeitung. Nie hatte er sich sonst je diese Unart zu Schulden kommen lassen.
Einmal bemerkte ich, wie ein kleiner schwerer Wassertropfen über die Hand langsam herabkollerte, die das große Blatt hielt.
Plötzlich sprang er ans Fenster. Ein Fluch und ärgerliche Murmelworte sollten mich wohl glauben machen, er habe irgend ein verdÄchtiges Geräusch gehört.
Als nun zu allem Übel noch ein Handwerker gemeldet wurde, der ihn zu spreehen begehrte, stieß er zwar barsch etwas hervor von Wartenkönnen und daß er gleich käme. Er g<ing wohl auch ins dunkle Nebenzimmer. Aber nur, um nach einer Weile mit erstickter Stimme herauszurufen, er fühle sich nicht wohl. Ich möchte den Handwerker abfertigen.
Als ich wiederkehrte, war er verschwunden.
Angstvoll ging ich ihn suchen.
Mir war so schwer ums Herz von all den Aufregungen. Ich sorgte mich um seine Gesundheit.
In seinem Zimmer lag er auf dem Divan. Ich sah nur mehr die Umrisse seiner verzerrten Gestalt. So dunkel war es schon.
Meine Hand griff nach der seinen. Sie wich mir aus.
An seiner Stirn fühlte ich ein feuchtes Taschentuch.
Noch konnte ich mir das seltsame Gebaren nicht recht erklären. Und ich frug, was ihm fehle. Bat, mir zu verzeihen, wenn ich ihm wehgetan hätte. Es sei gewiß gegen meinen Willen geschehen; und ohne Absicht.
Er antwortete nicht. Aber meine teilnahmsvollen Fragen brachten ihn um den Rest von Fassung. Er verlor alle Kraft, sich zu beherrschen.
Ich hatte Werner nie weinen sehen.
Es war ein martervoller Krampf. Mich packte die Angst, daß dieser Anfall zu einer Katastrophe führen 'konnte, zu einem völligen Zusammenbruch seiner Gesundheit. Und ich schluchzte mit ihm, von seinem Leid überwältigt.
Er wand sich, bäumte sich, biß vergebens die Zähne knirschend aufeinander, riß Fetzen aus seinem Taschentuch. Wie im Fieber schüttelte es ihn. Erbarmungs» würdig.
Dieser starke Mann wurde zum ersten Mal, seit ich ihn kannte, seiner nicht Herr. Und er rang doch darum; rang mit aller Willenskraft; ich fühlte es.
Aber wie sollte er auch damit fertig werden?
Das ging doch über Menschenkraft hinaus.
Ich verstand ja alles so gut; so gut.

Der Abschied hatte ihm die Binde von den Augen gerissen. Nun wußte er
mit einem Male, was er in Renate besaß, wußte, wie tief er für sie empfand. Und
glaubte, für immer sei sie ihm verloren und mit ihr das einzige Glück seines
Lebens dahin.
Ich fand kein Wort des Trostes. Ich war ja selbst völlig ohne Trost.
Als er sich einigermaßen beruhigt hatte, stahl ich mich davon. Einsamkeit tat
ihm wohler als jeder Zuspruch von mir.
Anderntags begegneten wir einander, als sei nicht das mindeste vorgefallen
gewesen.
Aber von da an verwaiste seine Werkstatt wieder. Die angefangenen Arbeiten
blieben liegen. Er ertrug es nicht einmal, davon reden zu hören.
Müßig schlenderte er im Haus umher und durch den Garten. Die kleine
Birkenallee, die Renate Sonnenweg getauft hatte, wurde er nicht müde, auf und
ab zu wandeln wie jeden Morgen mit ihr, und es schien, als setze er Gespräche
vergangener Tage fort.
An Renates Lieblingsplätzen hielt er sich zumeist auf. Die Kissen streifte
wieder und wieder sein Blick, auf denen sie zuletzt geruht hatte, verstohlen forschend,
ob nicht doch etwa noch die Form ihres Körpers darin zum Ausdruck käme. Auf
jenen Sessel starrte er unentwegt, den Kopf zwischen flache Hände gepreßt, wo
sie ihm sonst gegenübergesessen war. Und ich sah, wie er sich marterte, ihr Bild
Zug auf Zug vor sich erstehen zu lassen, sich vorzuspiegeln, daß sie da vor ihm
lehnte, die Linke am Kinn, die Augen sinnend, warm auf ihn gerichtet.
Armes, armes Kind!
Warum habe ich dir da nicht gleich geholfen? Warum dich noch so lange,
so endlos lange darben lassen?
Aber ich durfte ja nicht so geradewegs aufs Ziel losgehen, selbst wenn ich
das Ziel damals gleich klar vor mir gesehen hätte.
Ich sah es jedoch nicht von allem Anfang an klar vor mir. Man ist doch
auch nur Mensch, hängt am Leben, an den Wenigen, die es einen lieben lehrten.
Das Schicksal hatte inir eben gezeigt, welch wundervollen Inhalt das Dasein
haben konnte. Vor meiner Ehe hätte ich alles hingenommen, wie es kam, ohne mit
den Achseln zu zucken. Mochte es auch noch so freudlos sein. Ietzt aber hatten
meine Wünsche ein Ziel. Auch ich hungerte nach Glück. So, wie ich es eben
verstand. Danach, still neben Werner einhergehen zn dürfen, ihm die kleinlichen
Sorgen fernzuhalten, seinen Alltag zu schmücken und immer aufs neu die Wunder
des schöpferischen Genius andächtig mitzuerleben.
Aber dies mein Glück konnte nur durch sein Unglück erkauft werden. Immer
drohender trat diese Erkenntnis vor mich hin. Was ich ihm darbot, genügte ihm
nicht, konnte ihm nicht genügen. Wenn es auch alles war, was ich zu geben
hatte, mein ganzes Ich, er besaß das Recht, besaß die Pflicht, mehr zu fordern.
Mußte eines von uns verzichten, so war ich es.

Wir Frauen sind eher zur Entsagung geboren. Und er war die weit wert-
vollere Natur, die schöpferische, die der Menschheit viel zu schenken hatte. Ver
kümmerte er, so gingen der Welt unersetzliche Werte verloren.
Was ihm nottat, wohl wußte ich es. Doch vermochte ich nicht, es ihm zu sein.
Diese Erkenntnis bildete den Gipfel meiner Tragödie.
Es war genug, daß ich selbst ausgeschlossen blieb vom Saal der Feste,
llbergenug. Verruchtheit, ja ein Verbrechen ohne gleichen wäre es gewesen, hätte
ich einen andern an mir und meiner erbärmlichen Armseligkeit elend sehenden
Auges zugrunde gehen lassen, ihn um seine Iugend betrogen, um seinen Aufstieg
als Mensch, als Künstler und die Welt um Werke, um unschätzbare, aus denen Un-
zählige Freude, Erhebung, Kraft zu neuem Wachstum gezogen hätten. Wem
schwindelte nicht vor der Ungeheuerlichkeit eines solchen Verbrechens, begangen an
einem Menschen, den man liebte, den man so liebte?
Wahre Liebe besteht eben darin, das Glück des Geliebten weit üter das
eigene zu stellen. Wahre Liebe ist Opferbereitschaft. So sprach ich zu mir selbst.
Immer wieder von neuem. Und doch fand und fand ich den Entschluß nicht, der
nottat.
Es ging auf und ab in mir. Liebe rang mit Selbstsucht. Wunsch mit Ver-
zicht. Leichtfertigkeit mit Verantwortungsgefühl. Meine Tage und Nächte
durchtobten die wildesten Kämpfe. Und Werner verfiel indes immer mehr,
alterte, glich bald einem Schwerkranken, wenn er gebeugt und müde über die Kies-
wege des Gartens einherschlürfte.
Seine Nächte waren voll Entsetzen.
Ich hörte, wie er sich ruhelos wälzte, wie er stöhnte, wie er Licht ansteckte, auf
und ab schritt, stundenlang, dann dunkel machte und sich wieder legte, um nach
kurzer Frist den nächtlichen Kreislauf von vorne zu beginnen, bis endlich der erste
Mergenschimmer zu den Ladenritzen herein kroch.
Er suchte den Tag in die Länge zu dehnen, wenn er auch wie gerädert im
Sessel lag, todmüde, fast unzurechnungsfähig vor wildem Kopfschmerz.
Wie Kinder, die sich vor Dieben oder Gespenstern scheuen, so mag er die
Nächte gefürchtet haben, ihre Verzweiflung und ihre Hoffnungslosigkeit.
Was ging in ihm vor?
Er rang mit großen, mit entsetzlichen Entschlüssen.
Das stand auf seiner gefurchten Stirne zu lesen, in den Runen der wie vor
Ekel und Lebensüberdruß herabgezogenen Mundwinkel.
Es mußte, mußte bald etwas geschehen. Sonst konnte es zu spät sein.
Angst verzehrte mich.
Ich rieb mich auf und alle meine Kraft im Grübeln um einen Ausweg. Und
riß mir die Nägel blutig an versperrten Toren.
Friede brauchte Werner. Um jeden Preis Friede. Fand er ihn so nicht mehr,
fand er ihn nicht bald, wer bürgte dafür, daß er ihn nicht erzwang?

Bei Renkte lockte die Erfüllung. Gewiß. Aber dies Glück konnte nur durch
mein Unglück erkauft werden. Nie und nimmer brachte er übers Herz, von mir
die Trennung zu erbitten. Er war mcht fähig, mir wehzutun. Lieber litt er selbst.
Und daß er sich heimlich stahl, wonach ihn verlangte, dazu war er sich zu gut, dazu
stand ihm Renate zu hoch. Dies Unrecht wäre für ihn ein gräßlicherer Zusammen-
bruch gewesen als der Selbstmord. Bevor solche Männer ihr Bestes verraten,
schaffen sie sich leichter aus der Welt.
Ich mußte also handeln. Bald. Gleich. Iede Verzögerung konnte das
Verhängnis heraufbeschwören. Werners Nervenkrise nach Renates Abreise hatte
zur Genüge bewiesen, wie nah am Abgrund wir schritten. Und an welch furcht»
barem Abgrund ....
Aber wie um Himmels willen Werner zu seinem Glück verhelfen? Wie nur
diesem grauenvollen Zustand ein Ende machen, der jeden Augenblick zu einer Kala»
strophe führen konnte?
Bekennen durfte ich mich zu meinem Opfer nicht. Nimmermehr hätte es sonst
Werner angenommen.
Wollte ich ihm einen Liebesdienst erweisen, wie ihn wohl nur wenige Frauen
über sich gewinnen, ich mußte ihn erst innerlich von mir befreien; mußte das Bild
zerstören, das er sich von mir gemacht hatte; mußte ihm wehtun. Anders ging
es nicht.
Häßliche Schleichwege also blieben mir nur übrig.
Ia ... . verwickelt ist das Leben .... krumm, sinnlos in der Irre führt
es uns.
Ich lebte wie im Fieber.
Wenn ich jetzt von dieser fürchterlichen Zeit erzähle, es klingt so überlegt,
so bedacht. Und war doch alles eher als das.
Wie im Traum handelte ich schließlich. Schlafwandelnd folgte ich einem
dumpfen Gefühl, einer unsichtbaren Hand, die mich geleitete. Fatalistisch ver-
traute ich Gott, Er konnte mich doch nicht im Stich lassen. Ich wollte ja nur
eines andern Menschen Glück. Er mußte meinen Entschluß segnen. Mußte
mich zum Ziel finden lassen, wenn ich mich auch im Dunkel, in finsterster Nacht,
ängstlich tappend, auf den Weg machte.
Ietzt kann ich mich ja kurz fassen. Viel bleibt ohnehin nicht mehr zu sagen,
was du nicht wüßtest.
Als Werner eines Tages zur Stadt gefahren war, verließ ich das Haus.
In ein paar Worten teilte ich ihm mit, daß ich nicht wieder zurückkehren würde,
daß ich ihn bäite, mir zu verzeihen, wenn ich ihm Kummer bereitete. Unsre Wege
müßten sich trennen. Mir nachzuforschen habe keinen Sinn.
Über den Krämpfen, aus denen endlich dieser Entschluß herausgewachsen
war, hatte ich dich, meinen Iungen, vergessen. Aber als der Abschied nun un-
abwendbar wurde, da packte es mich grausam. Ich wagte mich nicht mehr in deine

Nähe, floh angstvoll vor dir, um dein Stimmchen nicht mehr zu hören, deine großen Blauaugen nicht mehr zu sehen. Ich fürchtete, die Kraft zu verlieren, die mir nottat. Auch wenn man so armselig ist, daß man sogar mit dem eigenen, einzigen Kind nicht viel anzufangen weiß, man ist doch ein Fleisch und Blut.
Im Augenblick der Trennung überkam mich das fürchterliche Weh der Enterbten. Da erfuhr ich, was es heißt, verlieren, auch wenn man nie so recht besessen hat. Da quoll zum ersten Mal übergewaltig das Muttergefühl in mir auf. Aber ich rang auch das nieder.
Deiner alten Kinderfrau vertraute ich an, wohin ich floh. Sie sollte mich über dein Ergehen auf dem Laufenden halten. Ich wußte, eher biß sie sich die Zunge ab, als daß sie mich verriet.
Auch an Renate schrieb ich nnd flehte, sie möge mir nun Werner nicht im Stich lassen. Sie dürfe es nicht. Sie müsse zu ihm halten, nachdem ich ihm so bittere Enttäuschung nicht hätte ersparen können. Er leide, leide um mich, aber auch um sie. Denn ihr gehöre sein Denken und Fühlen, weit, weit mehr als mir selbst. Wenn sie sich nun zu ihm bekenne, sie beginge kein Unrecht mehr. Im Gegenteil, sie mindere die Schuld, die ich auf mich geladen hätte.
Ich drückte mich absichtlich so dunkel und verworren aus. Man sollte meine Worte falsch deuten können.
Man tat es auch. Selbst in den weltentlegenen Gebirgsort, wohin ich mich geflüchtet hatte, drangen allerlei häßliche Gerüchte. Bitter weh taten sie. Aber das galt nun gleich. Ich mußte durchhalten. Werner zu lieb. Nur bei Renate fand er sein Glück. Nllr bei ihr.
Das hielt ich mir vor, unablässig, krampfhaft, wenn ich Briefe von Werner erhielt. Er flehte, ich solle zu ihm zurückkehren. Ohne mich könne er nicht leben. Ietzt erst wisse er, was er an mir besäße. Ich solle doch nicht rachsüchtig sein, wenn er auch gedankenlos viel an mir verbrochen habe; solle ihm Gelegenheit geben, alles wieder gut zu machen. Er bettelte, drohte, gebärdete sich wie toll. Von den Gerüchten, die doch auch ihm zu Ohren gekommen sein mußten, erwähnte er keine Silbe.
Ich schwieg, gab nicht das leiseste Lebenszeichen von mir. Er durfte meinen Aufenthaltsort nicht erfahren, wollte ich verhüten, daß er mich aufsuchte. Und das mußte ich auf jeden Fall verhüten. Denn trat er mir erst gegenüber, so bürgte ich für nichts mehr. Ich konnte schwach werden. Und das Elend hätte nur von neuem begonnen.
Mit allem Ungestüm forderte er eine Begegnung. Gewährte ich sie ihm nicht, schrieb er, so müsse er annehmen, daß noch eine Persönlichkeit mit im Spiel wäre, die mich ihm entfremd«.
Als ich auch darauf keine Antwort gab, übte er den letzten Druck aus, den schmerzlichsten. Er erklärte, weiteres Schweigen fasse er als Zugeständnis auf, daß ich eines Andern wegen meine Freiheit begehre, daß ich die Scheidung um

jeden Preis durchsetzen wolle. Bestätige ich diesen Verdacht, indem ich auch diesen
Brief unerwidert ließe, so wolle er mir nicht weiter im Wege stehen. So viel
Stolz brächte er auf, um mich dann nicht weiter zu behelligen.
Ich bestätigte diesen Verdacht, wenn mir auch fast das Herz darüber brach.
Aber ich durfte nicht auf halbem Weg stehen bleiben, durfte nicht feig umkehren,
mir selbst verächtlich, Werner zur Last. Und ich bin froh, daß ich die Kraft
dazu fand. Ia, darin liegt die Lehre meines ganzen Lebens. Um Himmels willen
nichts flicken, nichts leimen. Was Gott getrennt hat, soll der Mensch nicht kitten
wollen. Er sät srnst nur den Keim zu Katastrophen. Klare, scharf umrissene
Linien verlangt das Leben gebieterisch. Es gibt nichts Verhängnisvolleres als
Erperimente; und nichts Gewissenloseres. Wie leicht strauchelt man, kommt zn
Fall. Und ehe man es sich versieht, ist alles vorüber; verspielt das eigne Glück
und das der Andern.
Wenige Monate nach meinem vermeintlichen Geständnis waren wir ge-
schieden.
Für mich gab es nur ein Asyl: das Kloster. Mochten die Menschen immerhin
meinen, weil meine Schuld nach Sühne schrie. Oder weil ich einen sinnlosen
Rausch und das fürchterliche Erwachen daraus vergessen wollte. Das berübrte
mich alles nicht so viel. Mein Gott wußte, daß ich das Beste gewollt hatte. Und-
er ließ mich nicht im Stich. Er segnete mein Opfer. Es konnte ja gar nicht
anders sein. Inbrünstig danke ich dir dafür, Allmächtiger.
Das Gerücht trug mir zu, daß Werner und Renate wunschlos glücklich mit
einander lebten. Einen Aufstieg nahm ja seine Kunst, wie selbst ich ihn nicht für
möglich gehalten hätte. Über alles, was er selnif, ließ ich mir berichten, von all
seinen Arbeiten Abbildungen senden. Wundervolle Werke stammen aus der Zeit^
nachdem er Renate grbeiratet hatte. Werke, wie sie nur ein Mensch bilden kann^
der sich nicht in entkräftendem Sehnen verzehrt, der seine Ergänzung fand, der
lebenbejahend, aus voller Harmonie heraus, von der Gefäbrtin gefördert, un-
eingeschränkt alle Kräfte seiner Schöpfung weihen konnte.
Trotz dieser Wissenstest folterten mich bisweilen doch Zweifel, ich könnde
mich am Ende umsonst bei lebendem Leib und glückshungriger Seele haben frei-
willig begraben lassen. Ans deinem Munde mußte ich drnm die Bestätigung hören,
daß Werner und Renate ineinander aufgingen, daß hienieden kein vollkomme-
neres Glück gedacht werden konnte."
Lange, lange schwiegen Mutter und Sohn.
Durch das Fenster klang das Zwitschern übermütiger Schwalben, die in
schwungvollem Flug vorüberschössen, und das Geplätscher des Sees.
Nach banger Pause endlich frug Berthold, heiser und keuchend: „Und warum
warum hast du Vater in den Tod gehen lassen, ohne ihn von dem
bittern Verdacht zu befreien?"

Die Alte schüttelte das Haupt, das ihr nun müde auf der Brust ruhte:
„Warum? .... Sollte ich ihm etwa noch einmal wehe tun? Weher, viel
weher als damals? Sag selbst! Kommt es denn darauf an, daß die andern
eine Ahnung haben, wie innig wir sie lieben, was wir für sie getan, welche Opfer
wir uns abgerungen haben? Kommt es darauf an? Ich meine vielmehr, daß
wir sie lieben, daß wir bereit sind, alles wegzuwerfen, fordert es so ihr Wohl,
das gibt den Ausschlag. Und es ist vielleicht besser, sie wähnen, Selbstsucht hätte
uns zu dem Schritt getrieben, dem sie ihr Glück verdanken. Besser, sie schätzen uns
gering. Wenn sie ahnten, was uns ihr Glück kostete, sie würden die Kraft dazu
verlieren und die Freude daran. Würden Opfer mit Opfer lohnen wollen. Und
Hölle wäre das Ergebnis, fürchterlichere Hölle, als wenn sich zwei aus Haß und
Feindschaft mit abgefeimter Bosheit verfolgen.
Den Lohn für gute Tat, den finden wir in uns selbst. Wen gelüstet aber
nach Lohn?"
Berthold trat leise an Schwester Brigitta heran nnd ergriff behutsam die
abgezehrte Greisenhand.
Voll ehrfürchtiger Scheu beugte er sich zum Kuß tief herab und kniete schließ»
lich demütig vor der Mutter.
„Verzeih, verzeih mir und uns allen."
„Guter Iunge. Nicht ich habe zu verzeihen. Dich muß ich bitten, daß du Mir
meine Schuld nachsiehst. Denn gegen dich, mein Sohn, lud ich schwere Schuld
auf mich; unsühnbare. Ich beraubte dich der Mutter, überließ dich Fremden.
Nicht leichtfertig, nein. Ich litt unsäglich darunter. Und noch mehr, noch viel
schwerer versündigte ich mich an dir. Ich wälzte den schändlichsten Verdacht auf
deine Mutter, der eine Frau beschmutzen kann, den Verdacht der Untreue, des
Betrugs, des Ehebruchs. Und ich bestahl dich so um alles Vertrauen zum weib-
lichen Geschlecht. Ia, ich weiß, lind du hattest recht. Wer in der eigenen
Mutter nicht das anbetenswürdigste Geschöpf verehren darf, wie soll der andern
Frauen glauben? Ohne Glauben aber kein Glück. Schon darum sollten wir
Mütter uns von jedem Fehl, von jedem Argwohn rein erhalten, damit unsre
Kinder, voll Ehrfurcht vor uns, den Glauben an die Menschheit ans unsern Händen
unbegrenzt empfangen. Ich habe gehört, Berthold, daß mein vermeintlicher Ver-
rat dich zum Frauenverächter machte, zum Einsiedler. Hab' auch gehört, daß dich
trotzdem das Geschick ereilte. Leugne es nicht! Ich weiß sogar, wen du lieb ge-
wonnen hast. Weiß aus ihrem eigenen Mund, wie gut sie dir ist. Sie schrieb
mir. Wußte sich nicht mehr anders zu helfen. Ahnte, was du littest, warum
du ihr aus dem Weg gingst. Laß sie nicht länger warten, Berthold. Höre auf,
sie und dich selbbst zu quälen."
- „Mutter . . .", schrie er auf. Deu Kopf in ihrem Schoß stammelte er wirre
Worte der Freude, des Dankes.

„Nicht so, mein Sohn. Dank Gott! Mir war nur Pflicht, gut zu maehen,
was ich an dir verfehlt batte."
„Ich kann es noch nicht begreifen. Nicht, daß ee> so wundervolle Frauen
gibt. Nicht daß meine Mutter .... nicht daß . . . Gabriele . . . ."
„Ans Glück gewöhnt man sich leicht."
„Du bast mir heute die Mutter geschenkt. Du hast sie mir nicht geschenkt, um
sie mir sofort wieder zu nehmen."
„Eie soll dir nicht wieder genommen werden."
„Wenn du im Kloster bleibst . . ."
„Was bedeutet äußerliche Trennung?"
„Alles, liebe Mutter. Für mich alles. Drum zieh zu uns. Damit wir dich
entschädigen während der letzten Lebensjahre . . . Ich bitte, Mutter."
Schwester Brigitta lächelte wehmütig,
„Als ob sich das je bewerkstellige,! ließe, lind selbst wenn auch ....
Was für ein Mißgriff wÄe es! Guter, dummer Junge. Es ist lieb von dir,
daß du daran denkst. Aber zwecklos, davon zu reden. Ich bin zu alt, um ver-
pflanzt zu werden. Passe nicht mehr in die Welt, Was sollte Eurer Jugend das
verknöcherte, balb schon abgestorbene alte Weibchen? Mir ist hier wohl. Ein
freundlicheres Heim könnte ich nirgends finden. Denk du an die Zukunft. Und
laß die Toten ruhen. Ich wünsche nur eines mehr: eine friedliche Sterbestunde.
Und sollte das mir nicht bestimmt sein, ich werde es auch zu Ende kämpfen, ^abe
wohl schwereres schon dnrchgerungen."
Dumpf rief von dranßen eine klagende Glocke.
In den Gängen verhallte ihre metallische Stimme.
Schritte huschten an der Türe vorüber. Gedämpfte Worte drangen bruch-
stückweise bereiu.
„Abendandacht. Ich darf nicht fehlen."
Schwester Brigitta erbob sich. In ihren Märtvrerzügen flammte Uber-
winderstolz.
„Viellei'ckt seben wir uns bald wieder. Glück zu", sie sehloß den Sohn in.
zitternde Arme und hob beide Hände leicht zu seinem Scheitel empor. „Gott
segne Ench. Und wenn deine Gabriele einer alten Frau . . . ."
„Sie wird kommen, Mutter, wird dir . . . ."
„Geh, geh jetzt", Brigitta schob ihn ungeduldig der Türe zu, winkte ab-
wehrend, ale er stockte, winkte, bis er endlich die Klinke hinter sich ins Schloß ge-
zogen hatte.
Allein fiel die Alte am Betstuhl zusammen uud vergrub das Gesicht in ihre
abgezehrten Hände,
Sie war mit ihrer Kraft zu Ende.

Dem Davoneilenden wurde von der Pförtnerin eine Karte ausgehändigt.
Sie kam von der Prinzessin.
Stein nestelte sie aus dem Umschlag und las sie beim dürftigen Schein einer flackernden Wandkerze.
„Lieber Herr Forstmeister! Ich konnte so lange nicht warten und wollte Sie binwiedernm aber auch nicht stören. Die Dauer Ihres Besuchs zeugt mir dafür, daß die Mutter Sie nicht vergebens rief. Gott lohne es Ihnen! Als Frau danke auch ich dem Mann, der kindlich heiliges Gefübl nicht ale überlebte Sentimentalität abtut, sondern der von sich aus gutzumachen trachtet, was das Leben einer Armen schuldig blieb. Ich hoffe Sie bald zu sehen und grüße einstweilen schönstens
Anna Sofie."
Berthold schritt an grauen Gestalten vorbei, die gesenkten Hauptes der offenen Kirche zuströmten, hinaus in den lauen Sommerabend.
Ein glutroter Ball stand der Mond bewegungslos in tiefblauer Samtluft.
Noch spiegelte der glatte See nur den letzten rötlichen Hauch des entschwindenden Tageslichts. Unter den Riesenbuchen lungerte scheu die Nacht, duftschwer, süß und fast bänglich schwül.
Berthold streckte sich lang bin über den Uferkies aus.
Seine Rechte wurde vom Wasser umspült.
Mit den perlenden Fingern kühlte er die Glut von Schläfen und Stirn.
Der Wind leckte kältend die Nässe.
Kleine Silberzacken sprangen blinkend aus dem Babrtuch des Sees. Ter Mond goß einen Strom flüssigen Goldes über da? Wasser, der immer breiter und breiter wurde.
Im Feuer stand unbeweglich der schwarze Umriß eines bochwandigen Kahns mit spitzem Schnabel.
Eine Frauengestalt kauerte auf dem fast im Wasser verschwindenen Bug,
Ibre weiche Stimme sang ungeschult, doch voll Wohllaut:

Und ich geb mit Einer, dir mich lieb h:t,
Ruhigen Gemütes in die Küble
Dieses weißen Hauses, in den Frieden,
Der voll Schönheit wartet, daß wir kommen.

Der Gesang verballte.
Weiter und weiter trug die Strömung das traumhafte Boot hinaus in den See.

R
u
n
s ch
a
u

Rundschau der Kriegsliteratur XXXIII.

Von Dr. jur. Kurt Ed. Imberg.

Unter dem Titel „Anklagen gegen Deutschland. Das Buch „I'aieuse" und andere Schriften" hat Karl Federn im Berner Verlage von Ferd. Wyß eine Untersuchung veröffentlicht, die mit dem vielbesprochenen, anonym erschienenen Buche „I'aieuse" und ähnlichen Machwerken gründlich abrechnet. Wie der Verfasser am Schlusse ausführt, hat er sich dieser Arbeit mit tiefem Widerwillen unterzogen, da es „peinlich" sei, „sich mit solchem Machwerk beschäftigen zu müssen". Am Ende seiner Schrift faßt Federn sein Urteil über das Buch „7'2ccu8e" dahin zusammen, daß er es mit folgenden Worten charakterisiert: „Wir haben ein Buch vor uns, dessen Titel gestohlen, dessen Inhalt gefälscht ist; von einem Verfasser, der zu unwissend ist, um die Dinge, über die er zu schreiben wagt, irgend zu beurteilen, aber gewissenlos genug, um sie, wo es ihm paßt, zu entstellen, zu voreingenommen und unehrlich, um Gegenstände loyal zu erörtern, aber schlau und tückisch genug, um sie zu verdrehen, zu verworren, um seine Belege auch nur ordentlich zu lesen und zitieren, zu feige, um sich zu nennen." Dieses, den Wesenskern jener anti-deutschen Hetzschrift treffend zeichnende Urteil dürfte sich der ungenannte Verfasser — es war die einzige Klugheit, daß er seinen Namen verschwieg! -^ kaum einrahmen lassen und auf den Schreibtisch stellen. Und auch seinen „Bewunderern", die aueh dieser Verfasser nach dem bekannten Voltaire'schen Worte: „Hu 8vt truuv« toujonr» nn plu» »ot «zur I'll6mire!" („Ein Dummer findet immer einen noch Dümmeren, der ihn bewundert") gefunden hat, dürfte nach dem Lesen des Federn'schen Buches ein Licht aufgehen, vorausgesetzt natürlich, daß ihr Kirn nicht in ein undurchdringliches Dunkel gehüllt ist, und daß sie nicht jenen Grad der Dummheit bereits erreicht haben, gegen den — wie der Dichter sagt — die Götter selbst vergeblich kämpfen.

Von dem Buche „Das deutsche
Sehwert", das von Professor Dr.
Paul Hilde brandt im Ver-
lage von Quelle K Meyer in Leipzig
herausgegeben — Krieg serlebnisse
deutscher Oberlehrer an der West- und
Ostfront schildert, ist eine zweite Folge
erschienen, der wir bald eine weitere

Nachfolge wünschen können. Aus allen diesen Schilderungen, deren Verfasser vor dem Feinde stehen, strömt dem Leser der feste, unerschütterliche Siegeswille, das Bewußtsein entgegen, daß wir siegen müssen und siegen werden.

Der Priuatdozent an der Universität Bonn I)l. I o h s. M. Vermeyen behandelt in einer kleinen Schrift „Die geistig-sittliche Bedeutung des Soldatenleben«" (A. Mareus K E. Webers Verlag Bonn). In lebendiger, anschaulicher Weise schildert hier ein philosophischer Schriftsteller auf Grund eigener Erfahrungen und Beobachtungen, die er als Infanterist und später als Artillerist in Massenquartier und Kaserne, im Barackenlager und Unterstand, im Feld-, Kriegs- und Heimatslazarett gemacht hat, die soldatische Erziehung als eine Schule zur Schürfung des Denkens, zur Läuterung des Fühlens und zur Kräftigung des Wollens. —

Von der bei der Wissenschaftlichen Verlagsanstalt „Globus" in Dresden von Professor Dr. v. Mammen herausgegebenen „Bibliothek für Volks- und Weltwirtschaft" liegen uns drei weitere neue Heste vor. Das 2<i. Heft enthält einen Vortrag, den Professor Dr. Altred Manes über „Australiens Politik vor und in dem Weltkriea" Mitte Witt ''n der Deutschen Gesellschaft 1914 gehalten hat. Mt Recht führt der Verfasser im Vorwort aus, daß es zurzeit zweifellos Länder und Dinge gäbe, die uns näber liegen als Australien und seine Politik. „Aber gerade vielleicht, weil die Bestrebungen bei uns sich ausbreiten, den Blick nicht über Mitteleuropa zu lenken und, w?nn schon von Kolonien die Rede ist, vorwiegend oder ausschließlich an Afrika zu denken, ist es vielleicht nicht ganz unangebracht, gelegentlich auch an fernere Weltgegenden zu erinnern, in denen man hoffentlich vergebens versucht, alles das zu vernichten oder auszuschalten, was auch dort deutscher Geist, deutsche Unternehmungslust, deutscher Kaufmannsfleiß geschaffen haben." Wir können dem Verfasser hierin vollkommen beipflichten; viel zu oft wird heute vergessen, daß man, ohne die mitteleuropäischen Bestrebungen abzulehnen oder zu verkleinern, doch seine Augen auf die großen Vorgänge außerhalb unseres Erdteils richten muß, wollen wir, wenn der Frieden erst einmal wieder über

Europa herrscht, nicht vor Überraschungen stehen, die vielleicht unangenehm und schwer zu beseitigen sind. Es ist daher mit Dank zu begrüßen, daß Professor Manes in dieser kleinen Schrift den Leser in den fünften Erdteil führt, „ins Land der sozialen Wunder," wie er Australien in einem früheren Buche (4. Aufl. Mittlersche Hofbuchhandlung 1914 unter dem Titel „Der soziale Erdteil" erschienen) genannt hat, daß er uns über die Beziehungen Australiens zu England und Amerika, Australiens Iapanerfeindschaft, seine Flottenpolilik und die australische Zukunft belehrt, und wir hoffen, daß auch diese neue Schrift des Verfassers in weitesten Kreisen Beachtung finden wird.

Im 44. Heft der Sammlung, das den Titel „Der einzige Weg" führt, stellt Professor Dr. F r i tz F r i e d r i ch Betrachtungen an über die wirtschaftlichen Ursachen und die Beseitigung der Ehescheu und des Geburtenrückganges in Deutschland. Die schlichte, auf seharfer Beobachtung der Praris des Lebens beruhende Arbeit, die für die weitesten Kreise des Volkes berechnet und deshalb in allgemein verständliche Form gefaßt ist, untersucht zunäehst die Ursachen der weitverbreiteten Eheseheu lind gewollten Kinderlosigkeit, wobei neben psychologischen und allgemein-kulturellen, vor allen Dingen die wirtschaftlichen Ursachen aufgedeckt werden. Friedrich begnügt sich hierbei nicht mit allgemeinen Einweisen, sondern entwirft ein anschauliehes Bild von dem, was der Familienvater leisten, und was er entbehren

muß. Im letzten Teile seiner Ausführungen geht er den Abhilfemaßnahmen nach, die von den verschiedensten Seiten vorgeschlagen worden sind, und erklärt schließlich als den einzigen Weg, der zugleich gerecht ist, alle Volksschichten erfaßt und Erfolg verspricht, eine radikale Umgestaltung der Besteuerung, verbunden mit der Gewährung von Erziehungsbeihilfen, gegebenenfalls bei Beamten außerdem Differenzierung der Gehaltsstaffeln. Die Friedrich'sche Schrift ist sehr lesenswert und interessant und dürfte zweifellos wichtige Fingerzeige für die Losung eines der ernstesten Gegenwartsprobleme bieten. Vielleicht hätte der Verfasser mehr hervorheben können, daß es bezüglich der Beamten, soweit für ihre Anstellung eine akademische Bildung Voraussetzung bildet, wünschenswert wäre, wenn ihnen früher, als es jetzt der Fall ist, Gehalt gezahlt, daß die bestehende ge baltlose „Vorbereitungszeit" abgeschafft oder doch mindestens verkürzt würde, da in vielen Fällen gerade bei den akademiseh gebildeten Beamten ein starker Grund zur Ehelosigkeit der Umstand ist, daß sie kaum vor 32 oder 35 Iahren ein einigermaßen genügendes Einkommen erhalten, das ihnen die Gründung einer Familie gestattet.

Der 45. Band endlich, der ein Sonderabdruck aus der graphischen Monatsschrift Deutscher Buch- und Steindrucker ist, gibt einen kleinen Aufsatz „Von Gulenberg über Luther und Bismarck zum Weltkriege" aus der Feder von Paul Heiden, der in kurzer Form die Wichtigkeit der Buchdruckerkunst und der Presse für die Politik darlegen soll.

„Neu-Deutschlands Wirtschaft" betiteln sich Betrachtungen, die Osear Münsterberg im Verlage von Karl Curlius in Berlin veröffentlicht, und bei denen er zu dem Ergebnisse gelangt, daß zu Deutschlands wirtschaftlicher Machlstellung erforderlich ist, daß der Nationalstaat ohne Belastung mit fremden Volteistämmen bewahrt bleibt, daß Siedlungsland im Osten erworben wird und alle Grenzen militärisch geschützt sind. Kolonien in großen, geschlossenen Kompleren, vor allem in MiUelafrika von der Ost- bis zur Westküste und Südwestafrila, müssen erworben, Kohlen-, Flieger-, U-Boot- und drahtlose Stationen von der flandrischen Küste bis

zu den Kolonien angelegt werden, das
Meer und der Handel müssen frei
günstige Handelsverträge mit Nußland
Rumänien, Polen, Belgien und unseren,
Verbündeten abgeschlossen und bevor-
zugte Handelsrechle bis nach Persien
und Indien erlangt werden. Zu dieser
recht reichlichen „Speisekarte" kommt
noch, was Münsterberg in seiner Schluß-
zusammenfassung als „wertvoll" für die
wirtschaftliche Enlwicklung bezeichnet,
und wovon hier nur genannt seien Steuer
auf Kriegsgewinn, Vermögen und Erb-
schaften, Einfuhrverbot für alle Arlikel,
die durch deulsche Erzeugnisse ersetzt
werden können, Schutz des Mittel-
standes, besonders der Beamten, Qua-
litätsarbeit für Mode und Lurus, Ent-
wicklung der Massenfabrikation nach
Typen und Kolonisation auf dem Lande.
Es würde viel zu weit führen, wollten
wir uns an dieser Stelle mit allen Aus-
führungen des Verfassers auseinander-
setzen. Sie enthalten manches Brauch-
bare und Interessante, wenn man auch
nicht in allen Punkten dem Verfasser
beizupflichten vermag.
Recht lehrreieb und interessant ist
auch eine kleine Schrift von Sieg-
fried Moltke über die „Leipziger
Messen im Kriege", die vom Meßamt
für die Mustermessen in Leipzig beraus-
gegeben worden ist. Der Verfasser
zeigt in seinen Ausführungen, welche

Kraft diesem alten Völkermarkte inne-
wohnte, der dieses Iahr auf ein 65»
jähriges Bestehen zurückblicken kann,
„eine Kraft, die durch nichts zu ver-
nichten war, ... die selbst dann wirkte,
wenn rings um Leipzigs Mauern die
blutigsten Kampfe tobten oder eben erst
getobt hatten".
Von den „Quellenbüchern zur öster-
reichisehen Geschichte", die im Schul-
wissenschaftlichen Verlage von A. Haase
in Leipzig erscheinen, liegt nunmehr
-auch der 8. Band „Römerzeit und Völ-
kerwanderung auf österreichischem Bo-
den" vor. Professor Dr. Iaeob
Weiß bietet hier eine sorgfaltige Aus-
wahl der antiken und frühmittelalter-
lichen Nachrichten übe, die Geschichte des
österreichischen Staatsgebietes. Da das
Quellenbuch für weitere Kreise bestimmt
ist, so mußte es sich naturgemaß darum
handeln, in erster Linie erzählende
Quellenm die Sammlung aufzunehmen,
während die Insehriften, die allerdings
das wertvollste Material für die Ge-
schichtsschreibung jener Tage bilden, nur
in bescheidenem Maße herangezogen
werden konnten. Nichtsdestoweniger
dürfte aueh dieses neue Heft vollauf den
Zwecken der Sammlung entsprechen.
Dem schweizerischen Staatsrecht ge-
hört ein Vortrag an, den Fritz
Fl ein er über „Zentralismus und
Föderalismus in der Schweiz" in der
Neuen Helvetischen Gesellschaft gehalten
hat, und der jetzt im Verlage von Ra-
scher K Eie. lZürich) in Buchform er-
scheint. Fleiner besehäftigt sich in seinem
Vortrage in der Hauptsache mit der an-
gestrebten Reform der Bundesverwal-
tung, die darauf abzielen müsse, „dem
Bundesrat als Gesamtbehörde die klei-
nen laufenden Gesehäfte abzunehmen
und sie auf eidgenössische Amtsstellen
unter dem Bundesrat zu übertragen,
so daß der Bundesrat eine reine Re-
gierungobehörde wird und Zeit und
Muße gewinnt, die eigentlichen Negie-
rungsgeschäfte wieder kollegial zu be-
handeln". Die Fn!ge, ob die Kantone
dann noch ein Recht auf Eristenz hätten,
deantwortet der Verfasser bejahend
dahin, daß die Kantone insofern auch für
den Bund einen wrsenilichen Faktor
bilden, als durch sie eine Garantie dafür
geschaffen wird, daß die versehiedenen
Kulturen in unsern politischen Bundes-
behörden vertreten sind, nicht etwa wie
es ihrer meehanischen Struktur ent-

spräche, sondern gemäß ihrer großen geistigen Bedeutung". Das Problem, ob Zentralisation oder Föderalismus, ist für die Schweiz „nicht eine bloße Frage der Dezentralisation und der Verwaltungsorganisation", sondern hinter diesem Problem stehen die großen Kräfte des schweizerischen öffentlichen Leben«: nationale Einheit, Demokratie und geistige Freiheit.

In I. F. Lehmanns Verlag, München ist unter dem Titel „Die Vertreibung des Königs Konstantin von Griechenland" von der 1N14 gegründeten deutsch-griechisehen Gesellschaft eine kleine Schrift herausgegeben worden, die auf Grund authentisehen Materials die Vorgänge darlegt, die König Konstantin zwangen, Grieehenland zu verlassen.

In der Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt" (Verlag von B. G. Teubner, Leipzig-Berlin), die uns schon so viele nette Büeher beschert hat, ist als einer der neuesten Nummern (Nr. 614) eine Arbeit des bekannten Hamburger Forsehers der Kullur und Geschichte Indiens, Professor Dr. Sten Konow erschienen: „Indien." In dem kleinen Bande war es dem Verfasser natürlich nicht möglich, eine ausführliche Darstellung zu geben. Er ist auch nicht für den Fachgelehrten bestimmt, sondern sein Zweck ist, wie Konow im Vorwort sagt, lediglich der,

„Indien dem gebildeten Publikum etwas näher zu bringen und zu zeigen, was es ist, wie es geworden ist und was die indische Kultur geleistet hat". Diesem Zwecke wird die Konowsche Arbeit vollkommen gereeht; in kurzen Umrissen gibt sie dem Leser ein klares, unparteiisches Bild von dem, was man über Indien, das Land, seine Bewohner und seine Geschichte wissen muß. Erfreulich wäre es, wenn der Verfasser und der Verlag sich entschließen wurden, der 2. Auflage, die wir diesem Bande recht bald wünschen, eine Karte Indiens beizugeben; denn das Buch ist für weitere Kreise bestimmt, und wir möchten bezweifeln, daß der größere Teil der Leser mit der Geographie Indiens so vertraut ist, daß er die Ausführungen des Verfassers ohne Karte wird ganz verstehen und aus innen soviel wird lernen können, wie es ihm an Hand einer Karte möglich wäre.

Das Problem des Wahlrechts, das heute im Mittelpunkte der innerpolitischen Fragen steht, behandelt Prof. Fritz Stier-Somlo in einem bei Dietrich Reimer in Berlin verlegten Buche: „Vom parlamentarischen Wahlrecht in den Kulturstaaten der Welt." Wie seine früheren Schriften, so verdient auch diese neue Arbeit des Verfassers, die er selbst nur als „Versuch" bezeichnet, größte Beachtung. Die Fülle des in dieser vergleichenden staatsrechtlichen Studie verarbeiteten Materials, die kurze, aber klar verständliche Form sind zwei von den Vorzügen dieses Buches, d enen sich die am Schluß gegebenen Anmerkungen als dritter anschließen. In diesen Anmerkungen gibt der Verfasser eine reiche Literaturübersicht, die das Büchlein auch für den Fachmann wertvoll macht. Wir bedauern, an dieser Stelle nicht näher auf das Buch von Stier-Somlo eingehen zu können, werden jedoch, sobald sich die Gelegenhe^ bietet, ausführlicher auf diese Arbeit zurückkommen, und wollen uns heute darauf beschränken, ihr möglichst weite Verbreitung zu wünschen.

Literarische Rundschau.

Von Prof. Dr. Heinrich Brömse.

Unter dem 11. Iuni 1825 vermerkt Eckermann das seitdem oft angeführte Wort Goethes: „Lebendiges Gefühl der Zustände und Fähigkeit es auszudrücken macht den Poeten." Nicht eine restlose Wesensbestimmung wollte

Goethe damit geben, lehnt er doch zugleich „abstrakte Definitionen" der Poesie ab, aber es ist eine so umfassende und glücklich geprägte Formel, daß auf sie ein andres Wort desselben Meisters zutrifft: „Alles kommt in den Wissenschaften auf das an, was man ein Apercu nennt, auf ein Gewahrwerden dessen, was eigentlich den Erscheinungen zum Grunde liegt. Und ein solches Gewahrwerden ist bis ins Unendliche fruchtbar." Impressionismus und Erpressionismus können sich beide auf jenen Ausspruch berufen; sie stehen nicht als sich ausschließende Gegensätze da, sondern müssen sich ergänzen; im großen Werk vereinigen sie sich zu untrennbarer Gesamtwirkung. Für jenen sind die „Zustände" in der Goethischen Formel die Wirkungen des Lebens auf den Menschen, für diesen die inneren Erlebnisse und Werte und ihre Wirkungen auf das Leben. Betont jener mehr den Eindruck von außen, so kommt in diesem mehr die selbsttätige Persönlichkeit zu ihrem Recht. Jener ist mehr passiv, dieser mehr aktiv, jener mehr Stimmung, dieser mehr Wille und Gedanke. Ausdruck zu suchen ist beiden gemeinsam; jener erstrebt ihn in möglichst getreuer Wiedergabe des

Gegebenen, dieser in möglichst bezeichnender und eindringlicher Aussprache des Inneren. Durch einseitige Übertreibung verliert sich jener im Besonderen, dieser im Allgemeinen. Der Gegensatz von Realismus und Idealismus kann sich mit dieser Gegenüberstellung decken, braucht es aber keineswegs. Es scheint mir sogar ein Merkmal des Erpressionismus in unsern Tagen zu sein, daß er vieles von den Mitteln der realistischen Kunst in sich aufgenommen hat und für seine Zwecke verwertet. Was ihn von früheren Richtungen unterscheidet, ist vor allem die leidenschaftliche Stärke, mit der er sein Ich- und Weltgefühl verkündet, wobei er weder vor krassester Wrklichkeitskunst zurückschrickt, noch Sinnbilder allgemeinster Art meidet. Ähnliches gilt von den sprachlichen Mitteln. Der Erpress'onismus benutzt die überkommenen Formen des Satzes, des Rhythmus, des Reims unbedenklich, wenn sie zu zweckentsprechendem Ausdruck geeignet erscheinen; er zerbricht sie rücksichtslos, wenn sie diesem Zweck nicht dienen, und setzt an ihre Stelle freie, regellose Gebilde, die nur dem Gesetz des Augenblicks gehorchen. Es soll freilich vorkommen, daß auch hier aus der Not, d. h. der Unfähigkeit eine Tugend gemacht wird.

Es ist wohl kein Zufall, daß wir unter den Dichtern d,eses neuen Schlages nicht wenige finden, die zugleich als Lyriker und Dramatiker tätig sind. Die rückhaltlose Aussprache des Innern, nicht nur der Stimmung, sondern der ganzen Persönlichkeit mit ihrem Denken und Wollen, die leidenschaftliche Haltung, die zusammendrängende Versinnbildlichung scheinen mir einen Zug zum Dramatischen in sich zu tragen — natürlich nicht im Sinne des sogenannten Milieudramas.

Anton Wildgans, zugleich Dramatiker und Lyriker, legt einen neuen Gedichtband vor: Mittag.*) Seine Wesensart als Lyriker umfaßt etwa diese Grundbestandteile: leidenschaftlich gesteigertes Gefühl, durch das auch Alltägliches wuchtige Größe erlangt, tiefbohrende Gedankenarbeit, durch die jedes Erlebnis mit Geistesgehalt erfüllt, das Einzelne ins Allgemein-Menschliche erhoben wird, und eine breit dahin» strömende, zum Teil etwas schwerflüssige Ausdrucksform, die den ganzen

Inhalt einer Stimmung mit starken
Mitteln darzustellen sucht. Widriges
mit rücksichtsloser Offenheit, Schönes
und Ersehntes mit feierlichsten Klängen.
Das Widrige ist für den Dichter der
Bannkreis der großstädtischen Kultur
mit ihren Narrheiten, Begierden und
Lastern, das Befreiende und Beglük-
kende sucht er in der Na!ur, bei natür-
lichen Menschenkindern und vor allem
in einer Wiedergeburt des eigenen
Wesens und Willens. Hier besonders,
so in der „Zueignung", im „Glück des
Alleinseins," in der „Herbstlichen Ein-
kehr," gelingt es ihm, Kunstwerke von
schlackenreinem Guß zu schaffen.
Schlichter, aber nicht ärmer ist
Franz Karl Ginzkeys**) Lyrik.
Im Herzen blüh» ihm „das Gärtlein
Einsamkeit" voll schöner Blumen, die
er zu zierlichem Strauß zu binden
weiß. Ie sorgfältiger man diesen be-
traehtet, um so mehr erkennt man, daß
jede Blume nicht nur Duft nnd Farbe,
sondern auch eine tiefere Bedeutung
hat. Gerade dies erscheint mir ein
Kennzeichen Ginzkeys zn sein: er ist
voll femer und ernster Gedanken, aber
er wirkt nirgends rein gedankenmäßig,
und er ist ein Dichter liedartiger, oft
volksliedartiger Weisen, aber das Lied
wird nirgends ein bloßes ^piel von
Gefühlen, sondern es verbindet sich
mit dem Gedanken zu einer einheit-
lichen Schöpfung, deren schlichtes Ge-

*) Leipzig, L. Staackmann.

'*) Leipzig, L. Staackmann.

präge ihren Wert erhöht. Er ist ein Lobredner der Stille, der heimlichen Freude am Leben in der Nalur vom Käferchen im Wiesengras bis zum ewigen Schnee der Bergesgipfel. Vor allem aber wendet auch er den Blick nach innen. Er haßt d-e Alltäglichkeit und die satte Zufriedenheit; er kennt das Leid; er sucht das Licht; er schreibt Gedichte voll religiöser Inbrunst, die durch Tiefsinn, wohl auch durch scheinbar widersinnigen Ausdruck an alte Mystiker erinnern. Vielleicht hat dieser Band nickt immer die leuchtende Frische wie „Das beimliche Läuten," und einige matte Wendungen fallen störend auf, aber es ist reiferes Leben.

Aus Wildenbruchs Naehlaß veröffentlicht der Bonner Gelehrte Berthold Litzmann das Drama „Ermanarich der König."*) Wenn man auch wohl annehmen darf, daß der Dichter noch manches in der Fassung des Wertlauts gebessert haben würde, so stellt das Werk, an dem er Iahre lang gearbeitet hat, doch eine abgeschlossene Leistung dar, die sich seinen besten Schöpfungen würdig anreibt. Ermanarich sieht, nachdem er ein mächtiges, alle Goten umfassendes Reich gegründet hat, sein Lebenswerk durch eigene Schuld in Trümmer gehen. Sein zweiter Sohn, dem er nach dem Tode des ersten, tüchtigen Erben die Nachfolge überträgt, obgleich er seine niedrige, ja tierische Art kennt, wird zum Verräter seines Bolkes: er zeigt den Hunnen die Furt, durch die sich die Barbarenhorden ins Land stürzen, um alles zu verderben. Zu spät erkennt Ermanarich den echten Erben seiner Macht und seines Edelsinns, den Westgoten Alarich, nachdem er schon fast zu seineni Mörder geworden wäre. Der wird nun auf sein Geheiß hinausziehen, die versprengten Volksgenossen sammeln und ihnen Helfer und Herrscher sein. Auch- in diesem Werk wie in andern Dich» iungen Wüdenbruchs sind grelle Farben gewählt. Hart platzen die Gegensätze aufeinander, jäh wechseln die Stimmungen, Heldengröße und Untermenschl^ches, jubelnder Stolz und tiefste Verzweiflung. Abgründe trennen die Charaklere, die Adelsmenschen und die Knechte. Ein Stuim der Leidenschaft durchbraust das Stück. Insbesondere der Hauptheld handelt wie in ständi-

gem Fieber, nicht nach Gründen der Vernunft, und feinere Begründung fehlt auch sonst häufig im Wollen und Handeln dieser Menschen. An Stelle mancher großen, hallenden Worte möchten wir oft lieber schlichte Rede hören. Trotzdem verdient dies Vermächtnis des Dichters einen ehrenvollen Platz in unserer dramatischen L'teratur. Der großartige Aufbau der Handlung, die packende Macht dieses Schicksals von Königen und Völkern, d,e Gedankentiefe des Werkes, in kraftvollen Gestalten lebendig verkörpert, lassen in dieser Tragödie das Lebenswerk Wildenbruchs mit starken Akkorden ausklingen.

Krankenstubenpoesie bietet Hans Geruk in seinem Drama „Die Fremden."*) Sehwerblütige und gemületiefe norddeutsche Art wird in eine leichtlebige, zum Teil ziemlich angefaulte Wiener Gesellschaft hineingestellt. Die Schwerblütigen bleiben in ihr fremd, wenn sie auch durch engste Familienbande mit ihr verknüpft sind.' D,e Mutter, die dort nie heimisch geworden ist, stirbt mit dem Gefühl, in einer Mördergesellschaft zu sein: eine kleine Here ist in ihre Häuslichkeit eingedrungen, um ihre Nachfolgerin zu werden, und Vater und Sohn lieben sie beide. Der Sohn aber, der das Innere der Mutter geerbt hat, der einen furchtbaren Kampf mit seiner Leidenschaft zu bestehen hat, wird von

») Nerl!!!, G. Grote.

*) Warnsdorf, Wien, Leipzig, Ed. Stracke.

einem um so tieferen Haß gegen seine Umgebung ergriffen und in den Wahnsinn getrieben. Die kleine Here entgeht mit knapper Not dem Schicksal, von ihm umgebracht zu werden; statt dessen legt er Hand an sich selbst, um dem fremden Kreise zu entfliehen und wieder mit der ihm artverwandten Mutter beisammen zu sein. Das Stück wirkt mehr quälend als erschütternd. Am besten gelungen erscheint mir die Gestalt der leichtsinnigen Wienerin, die freilich an bekannte Muster erinnert. Auch die übrigen Vertreter der Leichtlebigkeit sind durchweg gut beobachtet, ohne die Verwandtschaft mit Sudermannschen und Schnitzlerschen Familien verleugnen zu können. Die eigentümlichste Schöpfung des Verfassers, der Sohn, hat sich nicht einwandfrei gestalten wollen. Die beiden Motive — sein Gegensatz ;u seiner Umgebung und sein Kampf zwischen Selbstbehauptung und Leidenschnfi — kommen weder fur sich noch m ihrem Zusammenwirken klar genug heraus. Der Wahnsinn erscheint schließlich nur als Notbehelf.

Eins der schönsten Vermächtnisse aus Weimars großen Tagen liegt in gediegenster Fassung bereit, als Besitz erworben zu werden. Von dem Briefwechsel zwischen Carl August und Goethe*) ist der dritte Band als Schlußteil des ganzen Werkes erschienen. Groß ist das Verdienst, das sich der Herausgeber, Hans Wabl, erworben hat, und nicht geschmälert werden soll es durch den Hinweis, daß seine Arbeit erst durch den hohen Stand der Goetheforschung und durch die unermüdliche Sammlung und sorgsame Verwaltung der schriftlichen Zeugnisse aus jener Zeit ermöglicht wurde. Ist so die Arbeit zugleich ein Ergebnis und ein Denkmai der gesamten Forschung, so faßt doch seine eigene Leistung nicht nur zusammen, sondern fügt auch viei Neues hinzu. Gegenüber der ersten Ausgabe des Briefwechsel« vom Iabre 1863 ist die Zab! der Briefe — vor allem aus den Schätzen des Goethe-Schiller-Archivs — um mehr als die Hälfte vermehrt: einige hundert Schreiben des Herzogs

*) Briefwechsel des Herzogs ^ ftirchherzogs Carl AiiMit mit Goethe. Hiriuü-qegelien von Hans Wahl. 3 Bände. Berlin, E. S. Mittler und Sohn.

werden hier zum erstenmal veröffent-
licht. Die schon bekannten Briefe sind
berichtigt mit Achtung vor der Schreib-
weise ihrer Verfasser. Viele liegen
erst jetzt im vollständigen Wortlaut vor,
viele mußten neu datiert und einge-
ordnet werden, eine mühsame Arbeit,
die durch genaue Vergleichung zahl-
reicher Urkunden, durch Prüfung der
Papiersorten und anderer teehnischer
Kennzeichen glücklich gelöst wurde und
nur noch bei einigen nebensächlichen
Nlättchen Zweifel übrig läßt. Endlich
sind jedem Bande Anmerkungen hin-
zugefügt, die jede erwünschte und
mögliche Aufklärung geben. Eingefügt
sind den Anmerkungen manche von
andern berrübrende Aufzeichnungen
und Briefe, die zur besseren Veran-
schaulichung dienen, so z, B. im letzten
Bande der sonst schwer zugängliche
Bericht, den Major von Germar, der
Begleiter Carl Augusts, über die letzte
Reise des Fürsten nach Berlin und
seinen Tod erstattet hat. Goethes
Anteil an diesem Briefwechsel ist zum
allergrößten Teil bekannt, gibt aber in
dieser geschlossenen Zusammenfassung
ein weit mehr ausgeprägtes Bild seines
Daseins und Wirkens in Weimar, als
dies in den allgemeinen Ausgaben
seiner Briefe hervortreten kann. Neben
dem seelischen Gehalt und dem le-
benegeschichtlichen Wert ist die Form
reizvoll und merkwürdig. Anfangs
sind die persönlichen Briefe Goethes
und seine amtlichen Schreiben im Stil

und in der Stellung zum Range des Angeredeten streng geschieden, gegen Ende des Iahrhunderts werden Amtsstil und Untertänigkeit auch in den persönlichen Briefen vorher, schend, nachdem e.ne gewisse Förmlichkeit schon seit der Reise nach Italien eingetreten ist. Die Briefe des Herzogs wirken nicht nur als Verbindungsglieder, sondern lassen die bedeu'ende Persönlichkeit ihres Verfassers achtunggebietend in Erscheinung treten. Es ist schmerzlich zu bedauern, daß fast alle seine Schreiben bis 1792 unwiederbringlich verloren sind: Goethe verbrannte sie im Iabre 1797 „aus entschiedener Abneigung gegen Publikation des stillen Ganges freundschaftlicher Mitteilung." Die erhaltenen Briefe des Fürsten geben ein anschauliches Bild: wir lernen ihn menschlich näher kennen, wir sehen ihn in seiner militärischen Tätigkeit, in seiner Politik, seiner landesväterlichen Fürsorge, seiner -regen Anteilnahme an künstlerischen und wissenschaftlichen Bestrebungen, besonders auf dem Gebiet der Naturwissenschaften. Fragen der Literatur werden vor allem im ersten Bande berührt, zum Teil auch eingehend besprochen; später ist weniger davon die Rede. Manche Fingerze ge werden auch für die Deutung Goethischer Werke gegeben, so etwa des Trostgedichtes „An dem öden Strand des Lebens" vom Iahre 1816. Lebhaft nimmt der Herzog wie an allen Theaterfragen so an Schillers Arbeiten teil, obgleich d'ese seinem Geschmack nicht ganz entsprechen. Einmal macht er für ihn sogar einen ziemlich genauen Entwurf für ein Bühnenwerk nach der Geschichte des Kardinals Martinuz;i. Wohin man greift, überall ist eine Fülle bedeutungsvoller Einzelheiten, und alles webt sich zu einem einzigartigen Ganzen. Für das Zusammenleben und Zusammenwirken des Fürsten und des Dichters, wie es sich in auch nur annähernd gleicher Weise nirgends wiederfindet, ist dies Werk im Innern und Äußern ein würdiges Denkmal.

Wilhelm Scherer starb am 6. August 1886. Seine Bücher sind frei geworden, und sein dem gan-en Volke dargebrachtes Meisterwerk, die Geschichte der deutschen Literatur*), erscheint als Volksausgabe in neuem Verlag und in neuem Ge-

wand. An dem Hauptteil ist nichts
geändert worden, nur der Druck ist
schwerer, wuchtiger geworden wie der
einer alten Hauspostille, und das Buch
verdient es, eine solche Rolle zu spielen,
aber bequemer las es s'ch in den ein-
facheren Lettern der alten Ausgabe.
Verloren hat das Werk hier seinen
alten Anhang und dafür einen neuen
bekommen. Der alte enthielt die in
den späteren Auflagen von Edward
Schröder sorgfältig ergänzten Anmer-
kungen, die für jeden Lernenden und
Forschenden von hohem Wert waren,
sowie sehr nützliche Zeittafeln. Der
neue Anhang von Oskar Walzel
erweitert Scherers Darstellung, die bis
zum Tode Goethes führte, durch eine
Übersicht über die Geschichte der deut-
schen Literalur bis zur Gegenwart.
Walzel hat sich seiner schwierigen Auf-
gabe mit Geschick unterzogen. Er ver-
steht es, Massen zu gliedern, er schöpft
aus reicher Kenntnis und zeigt feines
Gefühl für das Kräftige und Frucht-
bare im Geistesleben. Trotz der guten
Ordnung des Ganzen werden sich
übrigens doch nur Kundige in dieser
Fülle von Einzelerscheinungen zurecht-
finden ; eine erste Einführung darf man
hier nicht suchen. Weder von dem
besonderen Inhalt der Werke noch vom

*) Geschichte der deutschen Literatur um
Wilhelm Scherer. Mit einem Anhang: Die
deutsche Literatur von Goethes Tod bis zur
Gegenwart von Oskar Walzel. Berlin, Aekimischer
Verlag.

Leben ihrer Verfasser wird hier viel geredet; ebenso wenig ist die Darstellung eine billige Sammlung von Werturteilen; wohl aber wird die geistige und künstlerische Wesensart der einzelnen Dichter und Richtungen mit klugen Worten bestimmt und in den großen Zusammenhang der allgemeinen Kunstentwicklung, der philosophischen, politischen, sozialen Zeitströmungen eingeordnet. Daß bei Walzet das Ganze stärkere philosophische Färbung ;eigt als bei Scherer, gereicht der Darstellung nicht zum Nachteil. Die Betrachtung verweilt besonders bei denjenigen Gliedern der Entwicklung, die nicht nur an sich wertvoll, sondern vor allem auch auf den Werdegang der Literatur bestimmend eingewirkt haben. Am besten gelungen sind das erste und das letzte Kapitel.: dort die Geistesgeschichte, die sich an die Romantik anschließt, hier der Überblick über die jüngste Entwicklung, unter dem neuen Gesichtspunkt des Impressionismus und Erpressionismus. Die besondere Vorliebe und Begabung des Verfassers für die Erforschung des Stils findet im letzten Abschnitt ein reiches Feld. Er weiß es selbst, daß „die Dichter von gestern" bei ihm „schlechter fahren als die von heute", und so ist es nur eine Bestätigung seiner Absichten, wenn es mir scheint, als ob manche Dichter aus früheren Tagen recht stiefmütterlich behandelt sind im Vergleich mit heute viel genannten Schriftstellern, die in künftigen Literaturgeschichten wohl nur ein bescheidenes Plätzchen einnehmen werden. Am schlechtesten haben es bei ihm die Unmodernen; es gab zu allen Zeiten solche, und es waren nicht immer die Geringsten. Franzos, Seidel, Adolf Stern, Flaischlen, Ginzkey sucht man vergebens. Ein paar Einzelheiten mögen noch angemerkt werden. Neben Reuter und Groth hätte auch der dritte große Niederdeutsche, Iohn Brinckmann, erwähnt werden können. Wildenbruch wird wohl zu gering eingeschätzt, Wilbrandt, Lilieniron und Falke werden nur eben gestreift, der Novellenkunst Storms wird der bloße Vergleich mit Heyse nicht gerecht, Bahr und Schnitzler scheinen mir überschätzt zu sein. Bei Georg Kaiser erkennt Walzel gleich manchen andern Beurteilern nicht die einheitliche Grundanlage seines Schaffens. Im ganzen scheint mir

die ungleichmäßige Berücksichtigung der neueren und der neuesten Literatur in diesem Werk nicht recht am Platze zu sein. Der Zusammenhang mit Scherers Werk, mit der Darstellung des deutschen Schrifttums von den Uranfängen an gebot größere Gleichförmigkeit. Die Form ist wie immer bei Walzel geist- reich und anregend. Kurze Sätze, zwischen denen der Leser oft Brücken ergänzen muß, reihen sich aneinander. Das ständige „nur" im Sinne von „erst" wirkt störend. Alles Schwerfällige, alles, was man pedantisch nennen könnte, ist dem Verfasser ein Greuel. So wird sein Werk jedenfalls in weiteren Kreisen lebhaften Beifall finden, und ich will nicht von ihm scheiden, ohne hervorzuheben, daß es zugleich Be- lehrung und Genuß bereitet und es verdient, von vielen gelesen und ge- würdigt zu werden.

Mit welcher Sorgfalt und Freude sich Walzel den Fragen des künstle- rischen Stils widmet, zeigt er in seinem Buch über Ri iarda H u ch *). Cr will hier nicht die Entstehungsgeschichte der Dichtungen besprechen, auch nicht Wesen und Wer« ihres Gehalts erörtern, sondern vor allem ihre künstlerische Formung. So beschäftigt er sich mit der von Riearda Huch gern geübten „Entfermmgstechnik", bei der Mittels- personen zwischen dem Erzählenden und seinen Gestalten stehen, mit der sachlichen Kühle, der raschen, oft un-

*j Riearda Huch. Ein Wort über Kunst des Erzählens. Leipzig, Insel>Verlag.

erklärten Gefühlswandlung der Personen, der Ilberbrückung von Wirklich» keit und Phantasie, dem Aufbau der Handlung. Er erläutert seine Ausführungen durch wohl ausgewäblte und zergliederte Beispiele. Eigentümlich ist, — Walzel weist dies überzeugend nach — wie Rieard« Huch alles Persönliche in ihren Dichtungen ausschaltet, während sie es in ihren nichtdichterisehen Bekenntnisschriften lebhaft ausspricht. Ihr Weltanschauungsbuch, „Natur und Geist als die Wurzeln des Lebens und der Kunst", das hier wesentlich in seinen Beziehungen zu ihrem künstlerischen Schaffen gewürdigt wird, enlbält mehr, als man nach diesen Darlegungen erwarten sann. Es ist der Versuch, den Gedankenbau der großen deutschen Idealisten, besonders öchellings und Hegels, weiterzuführen. Walzels feine Untersuchung bietet über den unmittelbaren Gegenstand hinaus reiche Anregung für die allgemeine Kunde vom dichterisehen Stil.

Phantasievolle, Wissenschaft auf anderem Gebiet spende Erwin Hanslick in seinem Werk: Die Menschheit in 30 Weltbildern*). Das Weltbild, das bis in die Gegenwart hinein herrscht, stammt von Herodot. Die ins Ungebeure gewachsene Menschheit, meint der Verfasser, müsse sieh neu einordnen. Von dem Pamirhochland als der Achse der alten Welt ausgehend, schlägt er folgende Gliederung vor: alles Land westlich davon sei von europäischer Kultur erfüllt und müsse Europa hei» ßen, wozu auch noch Nordafrika geschlagen wird. Astlich davon bleibe als Ostwelt das östliche Asien, als Südwelt Indien. So ergeben sich sechs Weltteile: drei Natur- und drei

') Wien, Verlag Institut für^iiltürwrschmia,.

lien einerseits, Europa, Ostasien, Indien andrerseits. Hanslicks Europa m,t der Achse bei Konstantinopel zerfällt wieder in drei Teile, dem vielgliedrigen Westen einschließlich Skandinavien,Deutschland, Italien, den ungegliederten Osten bis an die Grenze Chinas und den Süden (Nordafrika und Vorderasien). In den folgenden Abschnitten zeigt der Verfasser, in bekanntere Babnen einlenkend, die Gliederung der Erde nach ihren natürlichen Bedingungen und die Entwicklung der Menschheit und ihrer Kultur. Die übersichtlichen Grund-

risse können gewiß ein besseres Zurecht-
finden erleichtern, der Verfasser will
aber mit seinen Karten und Erläute-
rungen mebr geben: er glaubt mit
solcher Neubenennung und Anweisung
einen Weg zum Glück zeigen zu können,
einen Weg vom Volkswabn zum Volks-
wissen und Völkerfrieden. Wird schon
gegen Einzelheiten seines Werkes
mancher Einwand erlaubt sein, so er-
scheint es erst recht zweifelhaft, ob
dies Ziel auf solchem Wege zu errei-
chen ist.

Liter arwissenschaftliche Rundschau.

Von Dr. M. Strauß (Worms).

Curt Glaser : Zwei Iahr-
hunderte deutscher Malerei.
l320 S. mit 250 Abbild. M. «.50, in
Leinen M. 1!,50. Fr. Bruckmann A. G.,
München.)

Trotz der Fülle der neueren Ergeb-
nisse auf dem Gebiete der altdeutschen
Malerei ist seit fast einem Menschenaliei,
etwa seit Ianitschecks umfassender Be-
handlung des Stoffes, nieht der Versuch
unternommen worden, die Geschichte
d'r Tafelmalerei Deutschlands von ibren
Anfängen im ausgehenden 14. Jahr-
hundert bis zu ihrer Höbe in der Zeit der

großen Meister des beginnenden 16.
Jahrhunderts im Zusammenhang dar-
zustellen. Es ist dies um so auffallender,
als gerade in den lehren Jahrzehnten
-vielseitige Einzelforschungen so vieles
Neue zu Tage gebracht haben; Meister
-wurden entdeckt, die der Geschiehte ver-
loren gegangen waren, und Werke, die
Iahrhundertelang vergessen waren, sind
aus dem Dunkel hervorgeholt worden.
All diese neuen Errungenschaften zu ver-
werten, die zahlreichen Einzelarbeiten in
ihrem gesehiehtlichen Zusammenhang zu
verbinden und so diese Zusammenhänge
zu deuten und eine höhere Einheit in
der Geschichte der altdeutschen Malerei
-nachzuweisen, ist die Absicht des Glaser-
schen Buches. Man darf sagen, daß der
Verfasser sein Ziel erreicht und ein Buch
geschrieben hat, das die stilgesehichtliche
Entwicklung in klarer Folge und mit
zwingender Notwendigkeit schildert.
Auch Glasers Buch ist kein abschließendes
Werk über seinen Gegenstand, es ist
weder bandbuch noch Nachsehlagewerk,
-will aber auch beides nicht sein; sein Ziel
ist nicht Vollständigkeit im einzelnen,
sondern Zusammenhang des Ganzen.
Die Folge ist, daß ähnlich, wie bei der
Kunst der Skizze, nur die Hauplzüge be-
tont und minderwichtiges zurückgedrängt
wird; es werden die großen Linien der
Entwicklung aezeichnet.ihre.vauptträger
ins Licht gestellt und selbst diese nur mit
den bezeiehnendsten Werken ihrer Art
behandelt. Glasers Untersuchungen
werfen insbesondere manches helle Licht
auf die noch vielfach dunkle Frübzeit
unserer Tafelmalerei, er ist hierbei in
seinen Folgerungen bedächtig und vor-
sichtig, trotz der umfassenden Beherr-
schung des Stoffes; da, wo dieser noch
nicht vollständig vorliegt, ;. B. bei der
Frage der angeblichen Fälschung der
Kölner Madonna mit der Wickenblüte,
bescheidel er sich mit einem„Igno> amus."
Glaser besitzt die Fähigkeit starke',- künst-
lerischer Anschauung, die es ihm ermög-
licht, das Wesentliche der künstlerischen
Erseheinung, das stilkritisch Bedeutsame
eines Meisters, eines Werkes ;u erfassen;
seine geschichtliche Darstellung gebt aus
diesem Grunde mehr den Fragen künst-
lerischer Entwicklung als biographischer
Einzelschilderung nach. Aueh sei n Ideal
ist, „eine Kunstgeschichte ohne Namen
zu schreiben, die nur die Werke aufreihte
und ihre Folge für sich sprechen ließe";
denn auch das Genie muß auf seine Ur-

sprünge zurückgeführt werden, seine Taten steben nicht allein, sondern sind verkettet in dem allgemeinen Zusammenhang der Entwicklungsgeschichte der Kunst. Sache des Kunstgeschichtsschreibers ist es, auch die glänzendste Erscheinung auf ihre Ursprünge zurückzuführen. Bei der Anwendung dieser Methode übersieht oder verkleinert aber Glaser keineswegs den Eigenwert der Großen und weiß, daß diese, wenn sie auch Söhne ihrer Zeit, ihres Landes und ihrer Umwelt sind, doch niemals lediglich als deren Ergebnis begriffen werden können, .hierbei vermeidet er es nach Möglichkeit, Meister der gleichen Zeit oder der gleiehen Gegend unter eine einheitliche und hierdurch leieht einseitige Form zu fassen; diese, das Eigentümliche eines jeden Meisters hervorhebende Betrachtungsweise gibt dem Buch s'ine köstliche Frische. Dabei gebt Glaser andererseits mit Spürsinn dem lückenlosen Zusammenhang der sich zeitlich folgenden Meister nach und ist reich an neuen, manchmal gewagten, aber meistens annehmbaren Zusammenknüpfimgen. Interessant sind die vielfachen Vergleiche mit der neueren Kunst, z. B. der der Meister lim 144s» mit dem Naturalismus der Zeit Courbets; auch dies ist ein geschicktes Darstellimgsmittel, das dem Buch vulsierendes Leben verleibt. Glasers freier Blick zeigt sich nieht nur in der Besonderheit kritiseher Beurteilung, sondern auch in allgemeinen Werturteilen; so findet er z. B. goldene Worte gegen die übertreibenden Forderungen eng» herzig-völkischer Heimatskunst (S. 98).

Auch der klare und sachliche Stil des Werkes verdient hervorgehoben zu werden; er ist frei von den philosophisch-metaphysischen Uberschwenglichkeiten unserer jüngeren Kunsthistoriker und Kunstkritiker. Auch die Sprache ist rein, wir lesen gottlob weder etwas von der „Psyche" Dürers, noch von dem „Oeuvre" Holbeins, nichts von Milieu und Nuanie, und das tut gut. Die Abbildungen sind durchweg gut und genügend für die stilkritische Vergleichung, nur wenige, namentlich figurenreiche (z. B. Nr. 66, 68, 116, 149, 228) sind zu stark verkleinert. Druck und Ausstattung stehen auf der Höhe, die wir bei dem feinsinnigen und vornehmen Verlag gewohnt sind. Alles in allem: ein vortreffliches und in jeder Beziehung empfehlenswertes Werk.

Paul Fechier: Der Er»
pressi oni smu s. (Mit 40 Abbildungen. Verlag von Piper u. Co., München.)

Die Aufgabe, das Wesen der neueren Malerei, insbesondere des Erpressionismus, wissenschaftlich oder doch wenigstens begrifflich zu erklären, ist dem Verfasser soweit gelungen, als es überhaupt — wenigstens heute — möglich ist. Fechter behandelt in einem Einleitungskapitel den Impressionismus, schildert dann die ersten Gegenbewegungen (Gaugin, van Gogh) und widmet alsdann dem Erpressionismus, dem Kubismus und dem Futurismus je ein besonderes Kapitel. Seinem Programm, nich werten, sondern lediglich darstellen zu wollen, kommt der Verfasser nicht bedingungslos nach, so wenn er den Impressionismus einen „Irrtum" und ein andermal eine „Vergewaltigung" nennt. Ihm ist die neueste Kunst die einzig berechtigte, der Stil der Gegenwart duldet keine anderen Götter neben sich und ist für Fechter überhaupt der erste wirkliche Stil seit den Tagen der Gotik.

Das Wesen des Erpressionismus erkennt der Verfasser darin, daß der Künstler nicht die Erscheinung wiedergibt, sondern seine Vorstellung von den Dingen oder vielmehr die Entwicklung dieser Vorstellung, daß er die Form darstellt, in welcher sich das anschauliche Weltbild in seiner Seele gestaltet. Der Betrachter hat aus den Anweisungen des Künstlers dessen Weltgefühl abzulesen und muß sich in den seelischen Rhythmus, den der Maler mit den Din-

gen, mit Farbe, Form, Ton und
Linie fühlend ausgedrückt hat, hineinfühlen. Es würde hier zu weit führen, auf die weiteren Ausführungen Fechters berichtend oder beurteilend einzugehen; jedenfalls haben wir es mit dem Buch eines klugen Kopfes zu tun, der dadurch, daß er oft zu Widerspruch reizt, zum Selbstdenken zwingt. Die objektiv-kühle Art der Untersuchung unterscheidet sich vorteilhaft von dem subjektiv-geistreichen Buch Hermann Bahrs über den gleichen Gegenstand. Ein gut gewähltes Bildermaterial hilft zum Verständnis der manchmal allzu abgekürzten Gedankengänge.

Unv-ltangt« Monusllipt« senden wri nicht zurück, wenn ihnen nicht Rückporto beiliegt.
H«l»u»««»«l ,ml, <N>«fl«l»«l««Ul: Vl»t. Dl. LA»»!« Li«»» »n »«lUn W >li, Llch»w««« i». ,T«l«»»n »m<
NuMlI>Nl,«2<>6,> —V««!M»«lUlchel?l«ia»»«>«!:I»l.S,!»lu» »l»s> WV«»I»u. — Nll«ln»V«nnwn«fUlUn«»l't
»lllllch» », ». ß«ftu<t)h»«t>lu»g <?. >«M»i, «u»»p«ft V, D»i»tNi<»utc,» l. — Vnlo« «xt, Vl»ck »« Lchlestlch»« «xchdloH«»! »«. Vch»»»I»»»»»l, >.««,. V«»I»i> HI.

Inseraten ^nnanme
Verleg, Lresleu III; lerner Äurell 6i« l?irm»: Nu6oll Üo»e uu6 6>«
lll»«stl<»n»p»'el», pro 46 mm breite 2eile (Itu6oll Uo»e'> I^orm»!-

Bildnis Â»nd eigsichÃ¤ndige Unterschrift des Gcheimrat Felix Deutsch,
ftieneraldirettors Â»er Allgemeinen Nekriizitats-ftjesellschaft.

EmeömHeM'natWch
Begründet von Paul Lindau
Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein
Schleiche Buchdruckerei,<^W/Kunst- und Verlagsallstalt
v. S. Schottland er, A.-G., Breslau.
Leipzig München Berlin >V.io Budapest Kopenhagen
» F, tz!«!na<i«l. V«r!h°U, Lutt«l, «l«1ch«»,l>.h»sbuchh»nl,I, «r»l« H Lasstldalch.
Stockholm Christiani« Konstantinopel
I. <t Fl!h«, I,!w»!ri« «nf»I<' Jac»b vybwai «uchhalg, Intern»», VuchhaiM, vll» Neil.
fül di« lil»»!n,«n !n Lch»«l,«n un» tn Dlnemalt«: ««»»g GH«. U»N«» 1lach>»I»«r. ,»»»»!,tia»ln.
für t,!« 3chw«izi Ul»»em. Nnlia». ». v«chl>««>lu«» H»l». Vau». Jülich l.
<ü«!,«l»!v««l«mn« für H»lland: ll». V. »«»«««<»» »»» ««!,«. Ha»»< Vui!«nh»l Ä6.
42. Jahrgang. Band 16). Heft 525. IUM1918.
. , «

Professor Dr. Ludwig Stein:

Was heißt Persönlichkeit?

Die geschichtlich bekannten Volker der Vorzeit waren in ihren Massen- oder Gruppenhandlungen allesamt seelisch unfrei, also unpersönlich; denn sie standen unter dem zwingenden, jede persönliche Gelöstheit erstickenden Bann von Au» toritäten. Ob diese Autorität ein Feldherr oder Despot, ein Gesetzgeber oder Religionsstifter, Gott selbst oder sein geoffenbartes Wort war — gleichviel: gegenüber solcher Massensuggestion war für individuellen Entfaltungsreiz, für Schmelz und Duft der Eigenlebigkeit kein Raum vorhanden. Der Mensch war, wie ich in anderem Zusammenhange dartat, das, was seine gesellschaftliche Umgebung aus ihm machte. Die Masse war homogen — eine soziale Einheit. Die Menschen der gleichen Umwelt, desselben Opferkults oder Sagenkreises trugen gleichsam die nämliche seelische Uniform. Persönlichkeit aber heißt: Freiheit. Einzelne geistig Bevorrechtete mögen ja in jenem Milieu kleine individuelle Abweichungen, anders gefärbte Schnüre und Tressen, an dieser ihrer Uniform getragen haben — nicht bloß tie römischen, auch die Auguren aller anderen Völker und Zeiten mögen einander verständnisinnig zugelächelt haben —, die Uniform blieb doch im großen und ganzen die nämliche. Innerhalb des gleichen Stammes, derselben Rasse, des nämlichen Opferkults oder Sagenkreises, weiterhin desselben Kultursystems zeigte die innere Physiognomie der Menschen vergleichsweise geringe Abweichungen, unbedeutende seelische Spielarten auf. Daher auch ihre innere Unfreiheit. Denn Freisein heißt, wie Spinoza definiert, keinem Zwange von außen unterworfen sein. Iene Menschen aber waren in ihrem Denken, Fühlen und Wollen unselbständig, in ihrem Urteil an fremde Autoritäten, in ihren Handlungen an äußerliche Vorschriften gebunden, die nicht — wie in unseren parlamentarisch regierten Staaten — in ihrer letzten Wurzel von ihnen selbst herrührten, sondern ihnen äußerlich, d. h. durch fremde Willen, aufgenötigt waren.

Herdentiere z. B. zeigen unbedingte Stetigkeit; ihre soziale Struktur ist stabil. Das soziale Verhalten der Elefanten und Büffel ist heute kein anderes als vor Iahrtausenden; Ameise und Arbeitsbiene werden sich in hunderttausend Iahren sozial nicht anders Verhalten als heute. Ihre sozialen Instinkte befinden sich eben im stabilen Gleichgewicht. Ie weiter wir nun geschichtlich zurückgreifen, desto ausgesprochener ähnelt die soziale Struktur der Menschen jener der Herden-

tiere. Zwischen Vater und Sohn, ja selbst zwischen mehreren Generationen
unter zurückgebliebenen Kulturen ist noch keine scharfe psychische Differenzierung
bemerkbar. Diese Gleichförmigkeit, seelische Einheitlichkeit, die sich nicht nur auf
die gleichzeitig Lebenden desselben Kulturkreises, sondern auch auf zahlreiche nach»
folgende Generationen erstreckt — das eben nennen wir seelisches Beharren.
Wie anders ist unsere Gegenwart geartet! Zwischen Vater und Sohn, ja
selbst zwischen Drillingen können sich seelische Differenzen myriadenfacher
Schattierungen auftun. Der eine von ihnen denkt, lebt und handelt wie ein Heide
der Vorzeit, der andere mit der älteren Romantik wie ein Gläubiger des Mittel»
alters, der dritte endlich mit Nietzschescher Neoromantik wie der Übermensch der
Zukunft. Das nennen wir nun psychische Variabilität. Ia, derselbe Mensch kann
in verschiedenen Lebensstadien die mannigfaltigsten seelischen Wandlungen durch-
machen, also die psychische Variabilität am eigenen Leibe erproben. Das Leben
eines moternen Menschen vermag unter Umstand«n eine reichere Skala von see-
lischen Schattierungen aufzuweisen als das ganzer Stämme auf der Unterstufe
der Barbarei in jahrhundertelanger Entwicklung. Unsere Variabilität, dasjenige,
was uns seit dem Ausgang des Mittelalters etwa — die Renaissanee hat das In-
dividuum recht eigentlich erst entdeckt — zu Individualitäten stempelt, rührt von
der unübersehbaren Mannigfaltigkeit unserer sozialen Motivationeu her. Gewiß
ist jede unserer Handlungen nur der von unserem Muskelsystem ausgelöste Effekt
eines vorangegangenen Spiels von Motiven, und das stärkste Motiv löst bei uns,
so gut wie bei den Fidschi-Insulanern, die Willenshandlung aus. Aber eben in
seinen Motivationen ist der Fidschi-Insulaner ebenso bettelarm, wie wir
milliardenreich sind. Das Spiel seiner Motivationen erschöpft sich vielleicht in
wenigen Dutzenden von Kombinationen, während das unübersehbar reiche Spiel
unserer Motivationen, herrührend aus unserem erweiterten wissenschaftlichen
Horizont und unendlich bereicherten Interessenkreis, unzählbare Kombinations-
möglichkeiten offen läßt.
Aus der unendlichen Differenziertheit unserer Motivationen stammt nun
die Mannigfaltigkeit unserer Handlungen, zumal diese auch bei uns nur den in
Muskelkraft umgesetzten Ausdruck der psychischen Energie darstellen. Was die
stärkste seelische Energie, die vorherrschende Vorstellung in der Einstellung unseres
Bewußtseins von uns heischt, das und nur das setzen wir in die Tat um. I m
reich geäderten und mannigfach geästelten Spiel unse-
rer Vorstellungen steckt nun unsere Persönlichkeit. Eben
darum lassen sich die Handlungen der Menschen umso weniger voraus-
berechnen, je weiter sie kulturlich fortgeschritten, d. h. psychisch diffe-
renziert sind. Bei Herdentieren können wir, weil sie Konstanz ihrer sozialen
Struktur aufweisen, das soziale Verhalten — die Gruppenhandlungen —
mit leidlicher Sicherheit voraussagen. Geübte Iäger haben ihren festen, aus Er-
fahrung geschöpften Kanon; sie können mit fast mathematischer Präzision das

Verhalten ihrer Beute, zumal wo es sich um Herdentiere handelt, vorausberechnen. Das gleiche gilt bei der Menschenjagd von Sklavenjägern. Hier ist das Spiel von Motiven ein so geringes, daß der überlegene Geist es leicht durchschauen und dementsprechend nachkonstruieren kann. Je tiefer also ein Volk steht, je mehr Herdentierinstinkt in ihm steckt, je beschränkter das Spiel seiner Motive, je ein» heitlicher sein seelischer Habitus, je einförmiger seine ökonomischen Interessen sind — Fischer- oder Iägervölker, reine Viehzüchter oder Ackerbauer —, um so leichter ist es, dies« seelisch einheitliche Masse zu dirigieren, ihr gleichförmige Vorschriften des Verhaltens zu suggerieren, also ihr Spiel von Motivationen in feste Formen zu bannen, in bestimmte, vom überlegenen Geiste — Gesetzgeber, Religionsstifter — als wohltätig durchschaute oder als nützlich erkannte Richtungen zu lenken. Deshalb genügten noch den alten Iuden zehn Gebote. Daß den früheren Hellenen die Zehntafel Solons, den Römern das Zwölftafelgesetz die Richtung wies, ist bedeutsam.

Mit dem Aufkommen leichterer Verkehrsmittel, der Ausbreitung der Schifffahrt, der Begründung umfassender „Weltreiche" am Mittelmeerbecken, dem Übergang von der Natural- zur Geldwirtschaft und dem daraus resultierenden leichteren Austausch von Gütern, aber auch von Gedanken zwischen entlegen:« Völkern, der Erfindung von Schrift- und Zahlzeichen ufw. erwächst eine vergleichende Betrachtung der Dinge. Das Spiel der Motive einzelner Individuen erhält jetzt Zuzug und Bereicherung von allen Enden und Kanten. Die Differenzierung der Gewerbe, die Spaltung in agrarische und industrielle Produktion treten hinzu. Es bilden sich Tausende neuer Vorstellungen. Iede neu auftauchende Vorstellung verstärkt nun aber den Reichtum im Spiel der individuell,u Motive. Wer mit einem Sprachselxitz von 200 000 Vokabeln operiert, dessen Spiel von Motiven gestaltet sich doch offenbar unvergleichlich mannigfaltiger, als das von Individuen zurückgebliebener Kulturkreise oder auch Kulturstufen, welche schon mit wenigen hundert Vokabeln ihr Auslangen finden — von Naturvölkern ohne feste Vorstellungen von Zahl und Maß, ohne Schrift und Zeichensnstem ganz zu schweigen.

Was die westeuropäisch-amerikanische Individualität gerade in unserem Iahrhundert ungemein gefördert, gehoben, geschärft hat, das ist die vollständige Umwälzung in unserem Verkehrssystem. Dampfschiffe und Bahnen, Telegraphen und Telephone haben unzählige neue Vorstellungen geweckt und eben damit das Spiel der Motive beim modernen Menschen ins Unübersehbare gesteigert. Daher rührt unsere soziale Krankheit. Unser Organismus hat sich den Fortschritten der Technik noch nicht angepaßt. Nicht umsonst erweist sich das Zeitalter der Elektrizität als das nervöse Iahrhundert. Wir haben unsere Nervenbahnen noch nicht angepaßt. Dem Spiele unserer Motive fehlt Rhythmus. Die Umwälzung war eine allzu plötzliche. Was bedeutet ein Iahrhundert in der Totalität des geschichtlichen Prozesses? Und was für neue Vorstellungen — technische, politische, soziale usw.

— haben wir alles im letzten Iahrhundert gebildet? Die Zeit war zu kurz, um dies alles zu verdauen, unserer geistigen Organisation rhythmisch einzufügen. Wir sind infolge dieser umwälzenden Bereicherung unserer Vorstellungen, also unserer Willensmotive, weniger — wie im Zeitalter der Renaissanie — unheimlich starke, als unheimlich viele Individualitäten geworden. Dem Spiel unserer Motive fehlt Gleichmaß, fehlt innere Harmonie. Der politische Anarchismus ist nur der adäquate Ausdruck unseres seelischen Anarchismus. Der Anarchist ist, sozial» psychisch betrachtet, nur ein auf den Kopf gestellter Flagellant; dieser karrikiert die Selbstverneinung, jener die Selbstbejahung. Dem Flagellanten war seine Persönlichkeit nichts, die Menschheit alles, dem Anarchisten ist seine Persönlichkeit alles, die Menschheit nichts.

Wir haben den Kompaß für unser Spiel der Motive in der Hast und im Drang der sich überstürzenden Begebnisse eingebüßt. Unser früherer Kompaß — die Autoritäten in Staat und Kirche, in Wissenschaft und Kunst — versagt mehr und mehr den Dienst. Neue Autoritäten ringen sich empor, aber sie befinden sich noch im Zustand des gährenden Werdens. Es fehlt ihnen der Rost der Überlieferung. Daher unsere innere Zerrissenheit, der fieberhafte Pulsschlag unseres sozial bewegten Zeitalters. Wir ersticken an Individualitäten. Früher war die Konstanz die Regel, die Variabilität die Ausnahme. Ietzt wird die Variabilität die Regel. Alles will sich heute eigenwillig, selbstherrlieh, autokratisch ausleben. Die anderen Kultursysteme leiden an einem Mangel, wir hingegen kranken an einem Überfluß an sozial unverdauten Individualitäten.

Dr. Hans Ehrenberg, Heidelberg:

Der Krieg und der Mensch.

Für die menschliche Seele, gröberer wie feinerer Art, ist der gegenwärtige Krieg kein normaler Lebenszustand, obwohl auch heute noch in den Menschen ein Stück jenes Landsknechtstums steckt, das in früheren Zeiten an die Regungen selbst der geistigen Elite rührte. An sich nämlich ist Kriegführen für den Menschen ein angeborenes Handeln, weil es höchste Steigerung der Lebenskraft ist, eben die Lebenskraft gegen einen ausdrücklichen Willen zu erhalten. Das Anormale der kriegerischen Lebensführung liegt daher nicht in den Handlungen des Kampfes, sondern erst in der um sich greifenden, nichts neben sich duldenden Form des modernen Krieges. Gerade weil derselbe nicht nur aus Kampf besteht, sondern alle sonstigen Lebensfunktionen, die primitiven, vor Allem das Geschlechtsleben, wie auch die feineren, vor Allem alle sozialen Tätigkeiten, aufsaugt und das Zu»

ständliche des Lebens schrankenlos beeinflußt, deshalb ist der moderne Krieg in einem Maße, das noch vor einem Iahrhundert unbekannt war, ein anormaler Lebenszustand. Dies muß gesagt werden, um den Philister, den verwöhntesten aller Menschen, der den Frieden so selbstverständlich nimmt wie das Essen und Trinken des Alltags und sich durch die bloße Tatsache eines Krieges bereits aus aller Lebensbahn geschleudert sieht, gründlich zu belehren. In dem Leben früherer Iahrhunderte, das so viel ärmer an Vielfältigkeit war, als das gegenwärtige Leben, war doch die unmittelbare Durchsetzung und gegenseitige Durcharbeitung der vorhandenen Lebensvielheiten stärker, als in der modernen Welt. Wie Arbeitsteilung und Begabungsspezialisierung im modernen Leben einen früher ungeahnten Umfang angenommen haben und daher das einzelne Leben trotz der erhöhten Vielfältigkeit des Gesamtlebens eintöniger geworden ist, als es war, so ist auch das Kriegführen heute von der Monotonie moderner Arbeitsteilung stark ergriffen und gleichzeitig damit jene zur Spezialisierung gehörende Wirkung getreten, die darin besteht, daß die Gedrängtheit der Arbeit zu groß wird, um dem Leben noch die Ablenkungen und Vielfältigkeiten des Alltags zu erhalten. War Kriegführen früher gleichbedeutend mit einer Erweiterung der Lebensmöglich' keiten, die mit der Vergrößerung der Todesmöglichkeit gleich lief, so ist das Kriegsleben von heute bei noch gewaltig gesteigerter Todesmöglichkeit in seinen Lebensmöglichkeiten abnorm beschränkt und die Bewegungsfreiheit der menschlichen Seele in groben und feinen Dingen ungewöhnlich eingeengt. Mit dieser Ver» anderung des Kriegslebens hängt die Verwandlung der Heere aus Berufsheeren zu Volksheeren, d. h. zu Heeren von Dilettanten, eng zusammen. Zum mindesten ist eine Rückbildung des Volksheeres zum Berufsheere, für die außer finanziellen Motiven rein militärisch sachliche Gründe sprächen, aus diesen psychischen Gründen nahezu ausgeschlossen. Das moderne Kriegsleben ist wegen seiner lebenverengenden Intensität auf die Dauer nicht zu ertragen und daher kein möglicher Beruf. Wenn wir bemerken, daß die Iugend hiervon eine Ausnahme zu sein scheint, unsere Kriegsprimaner die Schwierigkeit des Kriegslebens nicht empfinden, so ist der Grund ein einfacher: die Iugend hat noch keine so erweiterten Lebensmöglichkeiten besessen, daß der Krieg ihrem Leben viel wegnehmen könnte, im Gegenteil vergrößert er ihre Lebensmöglichkeiten durch die Entbindung aus gewohnter Familienenge.

Im vollsten Gegensatz zu der Entfremdung, die das moderne, allzu friedliche, allzu wirtschaftliche Leben dem Kriegsleben gegenüber ergriffen hat, steht die höchst gesteigerte Geschichtsnähe des modernen Krieges. Längst schvn sind Kriege nicht mehr von einzelnen Menschen abhälngig, und der gegenwärtige Krieg und seine Vorgeschichte der letzten zehn Iahre zeigen die Abneigung der modernen Welt gegen jeden Krieg der Völker, dementsprechend die Zuspitzung der Kriegsgrunde auf die größtmöglichsten Ursachen. Der Pazifismus, der ein Glied in der Kette dieser Ereignisse ist, hat nur erreicht, daß Kriege heute nur noch um ganze

Schicksale geführt werden und daher eine Erbitterung annehmen, die wir nur dort
wiederfinden, wo im Tierreich um das nackte Leben selbst gekämpft wird. Näher
und näher rücken die Kriege den Lebensquellen der Völker, gerade je weiter der
moderne Mensch glaubte, sich vom Kriege entfernt zu haben. Sind Kriege immer
schon Höhepunkte der Volksgeschichten gewesen, hat sich immer schon in ihnen der
Charakter der Völker gebildet, sind ihnen immer schon die tätigsten Formkräfte des
geschichtlichen Geschehens entströmt, so ist das Schlachtschwert des modernen
Europa der Präger der Volksseelen bis in ihre untersten Tiefen geworden. Wie
im Leben des Einzelnen Epochen der Tätigkeit mit Epochen der Ruhe abwechseln,
so ist es nicht anders im Leben der Menschheit, in ihrer Geschichte. Die Kriege
sind die Zeiten der Tätigkeit der Menschheit, die Schaffens- und Bildungskraft der
Menschheit steigt in ihnen zu höherer und höherer Höhe und erzwingt sich für die
Zeiten der Ruhe nachwirkende Geltung. Der Frieden ist die Verdauungspause des
Organismus der Menschheit, im Frieden wachsen die Glieder, die Organe bilden
sich und die Seele lebt, aber die Kräfte, die zu diesem Wachsen und sich Bilden
nötig sind, rühren aus den Kräften des Krieges her, und wie die friedliche Mensch-
heit sich rührt, so begeht sie immer noch die Bahnen, die sie vom Kriege zugewiesen
erhalten hatte, bis schließlich die Kraft des letzten Krieges erloschen ist und sich die
Schwächen des friedlichen Lebens zu Konflikten ausbreiten, die neue Kriege
zeugen. Man nenne diese Darstellung nicht traurig oder übertrieben, man sage
auch nicht, daß die Kulturtaten unabhängig von den Kriegen seien. Auch sie
gehen von ihnen aus, wenn auch die Kräfte, die sie schaffen, nicht die Kräfte des
Krieges sind, von diesem aber erst dem Leben zugeführt werden. Der lange Friede
macht nicht nur die Geschichte der Völker steril, sondern stumpft auch die geistigen
Waffen und Werkzeuge. Eben dieselbe Welt, die in dem gegenwärtigen Krieg
eine heroische, kaum je dagewesene Kraft beweist, zeigt in ihrer Ideologie eine un-
heroische, philiströse feige Schwächlichkeit, die ausgerottet werden muß, damit die
Idee nicht hinter der Wirklichkeit in einer lächerlichen Weise znrückbleibe. Mögen
wir lieber ein wenig nach der anderen Seite übertreiben, denn wenn man ständig
alle Wenns und Abers erwägen wollte, würde man schließlich überhaupt nichts
mehr sagen. Und es ist das schon Gesagte noch zu unterstreichen, daß die Ge>
schichtsnähe des Krieges im gegenwärtigen Völkerkampfe eine unheimlich ge-
steigerte ist. Rührt doch jetzt oft Tag um Tag unmittelbar an das Kräftewerk
des Weltgeistes.

Daraus folgt nun ein eigentümliches Hin- und Herschlagen in unserem
menschlichen Verhältnis zum Kriege. Dankbar erkennen wir die Kräfte an, die
uns aus ihm zufließen, ergriffen lauschen wir auf die Worte, die er zu uns
Allen, dem ganzen Volke, spricht, erregt und leidensel>aftlich suchen wir das, was
er uns gibt, auch zu erhalten und in ihm und seinen Gaben unsere Volksseele zu
verdichten und zu erweitern. Zugleich aber fühlen wir, auch die Starken des
Volkes, die trostlose Anormalität des Zustandes, den der Krieg erzeugt hat, und er-

bitten sein Ende. Es scheint, als wäre zwischen diesen beiden Empfindungskreisen, die uns, jeder für sich, zeitweise ganz erfüllen, kein Verbindungsweg, als wäre unsere Seele verurteilt, dem Widerstreitenden der beiden seelischen Kriegserfassungen sich wehrlos hinzugeben, und in der Tat bleibt uns viel Andres nicht übrig, nur daß wir die Möglichkeit haben, jenes negative Nehmen durch das positive Fassen zu erdrücken.

Eine einheitliche, geschlossene Lebensform gewinnt das Kriegsleben auf diese Weise allerdings nicht. Es bleibt ein Rest zu tragen peinlich: das ist die Wirkung, die der moderne Pazifismus sich zuschreiben kann, daß das Leben sich nur auf eine indirekte Weise, auf dem Wege über das historische Erlebnis und die geschichtliche Deutung, mit dem Kriege abfinden kann. Da dies aber die allgemeine Art ist, in welcher der moderne Mensch zu allen überindividuellen Gewaltssphärrn, die seine persönliche Seele stören, Stellung nimmt, so fällt der Krieg keineswegs aus dem Rahmen des modernen Lebens heraus. Die mammonistische Epoche, auf die der große Krieg folgt, hat mit ihrem Pazifismus nur eine Einordnung des Krieges in die Geistesweise des modernen Lebens erreicht. An die Stelle einstiger herrischer Kriegsbeseelung tritt die historische Beseelung des Völkerkampfes. Wir können be» merken, wie diese Wandlung bis tief in die Reihen der einfachen Soldatenseelen über- und eingegriffen hat. Man kann es aussprechen, daß besonders auf deutscher Seite der Soldat den umfassenden «geschichtlichen Zweck der militärischen Ereignisse überschauen kann und mit dem Wachsen tieser Einsicht an soldatischer Kraft gewinnt, mit dem Unklarwerden über die sachliche Notwendigkeit auch militärisch unsicher und schwunglos wird. Die heroische Auffassung wird bei Beurteilung der einzelnen soldatischen Persönlichkeit bleiben, aber sie hat aufgehört, das Gefäß der ganzen Kriegsseele zu sein. (Wieweit das etwa bei den Fran» zosen anders ist, kann von nnsrer Seite schwer ermessen werden.) Nichts ist daher für den Sieg bedeutsamer, als das Vertrauen in die, sagen wir, Folgsamkeit, mit der die Führung des Heeres den geschichtlichen Willen, der hinter dem Kriege steht, vollzieht. Der Verlauf des Krieges ist in diesem Punkte nicht einheitlich gewesen, ein Überschwang der alten heroischen Anffassungsweise hat zeitweise den Befehl der Geschichte verdunkelt, der Krieg ist in dieser Beziehung nicht ohne eine Entwicklung, denn er ist ja selbst die Stätte der Verwandlung, von der wir sprechen, er ist ein moderner Krieg geworden, und daher ist in keinem Augenblick das Vertrauen in die historische Wahrheit unseres Krieges im Heere so groß gewesen, wie im jetzigen Augenblick, dem bisher letzten seines Verlaufes. Der Name Hindenbnrg ist es, an den sich diese Steigerung knüpft. Das unbändige Vertrauen, das wir zu diesem Manne besitzen, gleicht nicht dem alten Verhältnis eines Heeres zu seinem erprobten, geliebten Führer. Es sind Reste dieses Verhältnisses vorhanden, wie ja auch Hindenbnrg als Armeeführer begonnen hat und durch die Stufe des Führers, an den seine Soldaten glauben, hindurchgegangen ist. Heute aber steht er auf einer höheren Ebene. Der Soldat weiß, daß blindes Vertrauen in die

Führung Hindenburg's wenig nützen würde, daß die Schwere der Arbeit, die auf
den Schultern der Soldaten lastet, infolge der Übernahme des Befehls durch
Hindenburg nicht leichter geworden ist. Aber er trägt diese Last jetzt leichter, es ist
so, als sei die Luft, die man an der Front gerne als eine dicke bezeichnet, durch
Hindenburg dünner und daher Alles durchsichtiger und alles Schwere leichter ge-
worden. Das bringt die Sicherheit mit sich, mit der die Hindenburg'sche Führung
rücksichtslos gegen militärische und geistige Traditionen einfach das historisch Nrt-
wendige tun läßt. Der Krieg ist heute in einem Grade geschichtlich unverfälschtes,
geschichtlich geführtes Handeln, daß die Geschichtsnähe des modernen Krieges in
eine so greifbare Nähe auch des Gefühls gelangt wie nie zuvor. Und dadurch wird
die Seele des Kämpfenden vom Geschichtserlebnis des Krieges gewaltig umfangen.
Was zuerst nur objektives Reflektieren und an dieses Denken sich unselbständig an-
schließendes Fühlen war, bekommt nun eine unmittelbare Empfindungsfarbe und
wird, soweit es überhaupt der menschlichen Seele mit überindividuellen Vorgängen
gelingen kann, in der Einzelseele wie ein ihr eigen Geschehendes abgesponnen. Der
Führer des Heeres — und das Heer ist heute das Volk — ist in erster Linie nicht
eine Verkörperung strategischer Begabung, die als Voraussetzung nötig bleibt, aber
hinter der mythologischen Umerschaffung des Führers zurückbleibt. Wir müßten
anf die antike Welt zurückgreifen, um^Nenschen zu finden, die durch ihre Person
die Seele ihres Volkes verkörpern. Und indem der Führer das Abbild der Volks»
seele zu sein scheint, ist er zugleich seinerseits die schöpferische Idee, der die Volks-
seele sich nachbildet. Dies ist die größte Harmonie, die überhaupt zwischen Volk
und Führer bestehen kann. In der Weise, wie wir sie heute erfahren, ist sie nur
möglich in einer Zeit der höchst gesteigerten Geschichtsnähe des Krieges.
Wenn selbst der höchste Führer nicht als gewaltsames, einsames Genie er»
scheint, sondern als Verkörperung des Ganzen, wenn seine Genialität die der
Nolksverkörperung und seine Begabung die der Gesinnung ist, die zum Verkörpern
des Ganzen notwendig, wenn dadurch in die hinreißende Kraft, die von jeder
Führung aus auf die geführte Masse übergeht, eine Ruhe kommt, die fast kon»
templativ wirkt, so wird der Einzelne aus der Sphäire der Begeisterung und
Leidensck>aft, mit der für uns der Krieg begann, und die unter der Anormalitiit der
kriegerischen Lebensform zu leiden angefangen hatte, in eine Sphäre gelassener
Ruhe übergeführt, die nur aus der Harmonie mit dem Wollen der Geschichte
fließen kann. Zunächst gehörte zur Kriegführung, entgegen der Iedem zugäng-
lichen Einsicht in die Geringfügigkeit seiner Einzelperson, der leidenschaftliche
Überschwang des Einzelnen, der Alles wichtig nahm, weil ihm jedes Kleine eine
Darstellung des großen Ganzen schien. Ietzt aber wird die Truppe der Leiden-
schaft abgelöst, sie tritt in die Ruhestellung und eine neue Truppe in die Front-
linie ein. Unter dem jetzigen Zustande ist der Einzelne derartig in das Ganze ein-
geordnet, daß er in sich die gesammelte Kraft des Ganzen fühlt und wie ein Parasit
am Lebensorganismus des Gesamtvolkes lebt. Wie um dies zu erzielen auch die

Einbeziehung der Heimat in den Lebenskörper (wenn auch nicht in das Erlebnis)
des Heeres nötig war, so ist es eben die Wirkung des mythologischen Genies, daß
eine höhere Natur dort eintritt, wo die Unnatur, das Anormale des Krieges, vor-
her die Leidenschaft erfordert hatte. Das ist die Folge der mythologisierenden
Macht eines einzelnen Menschen wie Hindenburg, daß das Mythologische, das
seiner Seele entströmt, nicht in sie zurückfließt, sondern sich über Alle ausgießt. Der
Geist, der oben herrscht, wird zum Geist, der unten dient, weil ja die Herrschaft
selbst im Dienst gegenüber der Geschichte besteht. Die Personen der größten
Herrschaftssphäre sind immer diejenigen des umfassendsten und uneingeschränktesten
Gehorsams. So wird die einzelne Seele befähigt, sich aus den Säften des Volks»
baumes zu ernähren. Das Parasitentum des Einzelnen ist kein Schädlingstum,
es entzieht dem Lebensbaum nicht die Nahrung, die er zu seinem Leben braucht,
sondern ersetzt dem Einzelnen die Notwendigkeit eigener Ernährung. Der aus
dem Gesamtbau Gespeiste hat nicht mehr nötig, sich mit der Erhaltung seines
eigenen Baues zu beschäftigen. Das ist Entlastung größten Stiles. Wie die
äußere Organisation des Heeres ihm die Sorge für die leibliche Ernährung ab-
nimmt, so läßt sie ihn jetzt auch die Mühung für die seelische Versorgung ablegen
und nimmt sie auf ihre tragfähigen Schultern.
Es ist nicht zu ändern, daß auch dann jener peinliche Rest der kriegerischen
Lebensform bleibt, denn die einzelne Seele stiebt naturmäßig zu dem zurück, was
ihr Natur ist, zu dem Leben der Eigenversorgung, deren Mühen ihr doch geliebte
sind. Auch die mythologische Sphäre bleibt eine Zwangssphäre, es bleibt in ihr
neben Aufatmen, das aus der Übertragung der Versorgung strömt, Beengung oder
sagen wir eine Art Arrest, in dem die Seele sich ihrer Freizügigkeit hat begeben
müssen. So stehen Schranken und Mauern, zwischen denen der Krieger sich be»
wegen muß, und die er nicht übersteigen darf. Aber in dieser Einengung ist er
nicht mehr darauf angewiesen, die abstumpfenden Wirkungen der Beschränkung
aus eigener Kraft zu beseitigen und durch leidenschaftliehen Antrieb der Eigenseel«
zu verdrämgen.
Wenn so seine Kräfte geschont werden, so ist auf diese Weise dem Anormalen
des Kriegslebens die Spitze abgebrochen, und der Ausnahmecharakter des .Krieges
auch in dem Führer, der ja mit dem Ende des Krieges von selbst aufhören wird,
Führer und Verkörperet der Volksseele zu sein, zugestanden und dargestellt. Das
Kriegsende wird dem Leben des Volkes die Natur zurückbringen, aber auch die
mythologische llberdeckung und Selbstanschauung nehmen. Das Anormale tritt
auf einer höheren Ebene auf der Habenseite des Lebens auf, ein Gleichgewicht
wird zwischen Soll und Haben des Kriegslebens geschaffen und die Debetstelle so
lange entlastet, als der mythologische Kredit gewährt wird.
Auf der feindlichen Seite wird die Wirkung Hindenburgs nur als die einer
gesteigerten Drganisierungsarbeit verstanden. Ebenso wenig wie das Ausland
je das deutsche Verhältnis zu seinem Kriege als einem Volkserlebnis bemerkt hat,

ebenso wenig vermag es, Hindenburg zu deuten. Wir von der Westfront wisscn, was der Unterschied zwischen einer höchst gesteigerten Organisierung, wie wir sie auch vor dem Antritt Hindenburgs besaßen, und dem sich selbst in Hindenburg an» schauenden Heere ist. In der früheren Epoche empfanden wir den Krieg des Westens als eine Betätigung und Bewährung der Organisation als solcher, die des Genies unwn^ vnwni» unbedürftig sei, und Hindenburg gab weniger eine Steigerung der materiellen Intensität der Organisation als einen Überbau geistiger und Gesinnungsnatur. Der Führer war vorher Spitze, jetzt ist er über der Spitze Idee des ganzen Heeres. Es ist unmöglich, daß den Feinden, die es ja nicht erleben, und die in ihrer Weltanschauung ausschließlich materialistische Geschichtskategorien denken, das Wesen der Hindenburgarmee zugänglich würde. Der Geist wirft für den ihn nicht Lebenden nur ein trübes Abbild ab, das sich von der Materie nur durch Massigkeit unterscheidet. Doch ist das Menschliche des deutschen Krieges durch das Geschilderte nicht erschöpft. Ein Widersprueh zwischen Gesamt- und Einzelerlebnis bleibt, wenn auch in unschädlicher Weise. Der Einzelne erfährt sein Einzelschicksal, sein Übrigbleiben, seine individuelle Rettung. Am Ende leben wir mit der stillen Armee nicht mehr zusammen, wir, die von uns, die übrig bleiben nnd die in Folge ihres llbrigbleibens den Krieg zu Ende leben. Das nackte Sein, wir ohne Zwecke, ohne Aspirationen, sind ein Rest unseres Erlebens, der in die geistige Masse nichr aufgeht. In diesem egozentrischen Resterlebnis wird kein über den Krieg hinauszielender Zweck des Einzelnen verfolgt, nicht politische Ziele — und in diesem psychischen Sinne ist all« innere Politik im Kriege wirklich unzeitgemäß — nicht seelische Bedürfnisse, geschweige Lebenszwecke und Interessen der Lebenskreise leben in dem ärmlichen Seelenrest, der in der Seele des Einzelnen nicht von der zwanghaften Übermacht der Kriegsidee, ihrer Formen und ihres Vertreters, aufgezehrt wird. Um so naturbafter färbt sich dieses Resthafte und wird ein einfacher Egoismus des Einzelnen, der dem Sinn des Ganzen in keiner Weise entgegen ist. Und es öffnen sich damit die Schleusen jener Affekte, die sonst von der sozialen Bindung des Gefühls geschlossen werden, so z. B. Neid auf die Ungefährdeten, Übererregungen des per» sönlichen soldatischen Ehrgeizes, unklare Widerstreite zwischen einer entschiedenen Ablehnung der dem Soldaten gezollten Heldenverehrung und einer Erregung über abliegende Eigenbedürfnisse der Nichtsoldaten. Es gibt eine Pathologie des .Krieges, der sich, wie mir scheint, Niemand, der draußen beteiligt ist, ganz tntziehen kann. Die Gesamtstruktur der Seele wild hemmungsloser und in reinen Gefühlssachen schwankender, man ertappt sich auf Unklarheiten der Seele, auf Un» gemäßbeiten des Empfindens und des Betragens, auf Übertreibungen und Maßlosigkeiten. Man ist aus der Ordnung des Lebens in einem Übermaße ausgeschlossen und bat angesichts der Anforderungen der kriegerischen Tätigkeiten niel't auch noch die Kraft, die mangelnde Ordnung durch innere Bezähmung zu ersetzen. Ja man lockt in dieser Beziehung gegen den Ttachel und will sich bis zu gewissem

Grade für alles Anormale und Schwere des Kriegslebens durch ein Sichgehen-
lassen in anderen Dingen entschädigen. So gesund auch im Kriege das Ieutral-
organ der S<ele bleibt, so leiden alle peripheren Organe entweder an Unter- oder
an Überernährung und machen daher Entartungen durch. Lähmungen peripherer
Organe der Seele sind nichts seltenes, noch häufiger aber sind krankhaft starke
Schwankungen der Reizstärken. Gerade indem das Kriegsleben sich gegen diese
pathologischen Vorgänge tolerant verhält, bringt es dem Mittelpunkt der Seelen
fast dauernde Gleichmäßigkeit, soweit nicht ein Mensch an sich an einem Über^
gewicht peripherer Organe krankt und daher deren Entartung auch mit seiner
innersten Seele erliegt, Fälle, die relativ selten sind.
So erfährt der Mensch im Kriege psychologische Einwirkungen, die er im
Frieden nicht erahnen konnte, eine Steigerung der Gesamtkraft, mit der sich Rück-
fälle in Zustände mischen, von denen wir nicht geglaubt hätten, daß sie in uns
stattfinden könnten. Nach oben und unten treten Verschiebungen der Seelengrenze
ein, man nähert sich dem Heros — doch es ist nur ein Sichnähern, und man w?iß
das kriegerische Ideal von seiner eigenen Bewährung wohl zu trennen — man
nähert sich zugleich der Unkultur und der Unbeherrschtheit des Barbaren. Inwie-
weit kann danach gesagt werden, daß der Krieg Wahrheit auf seiner Seite hat?
Ich frage hier nicht nach der politischen Wahrheit, sondern nach der mensch-
lichen, der Wahrheit in der Seele. Da ist es eine der auffallendsten Erfahrungen,
die wir draußen machen, daß nirgends so wenig wie im Kriege der Weizen der
Heuchler blüht. Keiner kann sich im Kriege eine Maske geben. Niemand die
Anderen durch ein neu Gesicht betrügen. Allzuschnell tritt die Wahrheit dazwischen
und reißt die entlehnte Maske ab. Wir können uns dies so deuten, daß zum
Maskieren der Seele eine persönliche Abgeschlossenheit gehört, die im Kriege fehlt.
Da wir im Kriege als Parasiten leben, so sind wir nicht Monaden und besitzen
keine Einzelsphären, während doch sonst Ieder um sich einen Kreis hat, der ebenso
noch zu ihm gehört wie seiu Inneres, ja der sonst mehr als das stets von vielen
Allzumenschlichkeiten erfüllte Innere so recht eigentlich der Ort der persönlichen
Eigenheit zu sein pflegt. Im Kriege aber sitzt Mensch an Mensch. Wie der Aus-
fall des Einzelnen sofort, fast mechanisch den Stellvertreter an seinen Platz treten
liußt, so ist zwischen den Einzelnen kein Zwischenraum, in dem die freie Sphäre d^r
Individuen wäre. Die aus uns beraustretende Empfindung hat, kaum daß sie
uns verlassen, auch schon den Nächsten berührt und kann nun nicht mehr verändert
werden. So verräterisch ist das Leben im Kriege für die Seele des Einzelnen.
Es ist einfach zwecklos zu lügen. Dazu tritt die Tatsache, daß die Menschen sich
durch das gleiche Erleben, die gleiche Lebensform und das Entbehren eines dem
Einzelnen frei gehörenden Stücks Umwelt ähnlich werden. Gleiche Empfindungen
und Bedürfnisse herrschen in einem Maße vor, das sonst auch in wenig gewählten
Kreisen unbekannt ist. Es ist wirklich so, als könnte der Einzelne ruhig abgehen,
da er im Nebenmann sofort seinen Vertreter fände. Dadurch betätigt sich im

Kriege eine eigentümliche Verschleierung der Individualitäten, es ist so, als gäbe es gar keine Charaktere, die Menschen des Heeres sind wie die Glieder einer Familie und eine durchgehende Verwandtschaft verbindet sie, die nur vor der soldatischen Tüchtigkeit, hier allerdings umso gründlicher. Halt macht. Unübertragbar ist die Qualität der Führer, unersetzbar die Forschheit und Umsicht der Ge» führten. Einen seiner Besten zu verlieren gehört für jeden Führer zum größten Schmerz; über den menschlichen Schmerz nm den Verlust geht dann der soldatische Schmerz um den Ausfall an soldatischer Kraft. Und doch geht das Kviegsleben darüber zur Tagesordnung über, man lebt mit denen, mit denen man lebt; Verwundete, Gefallene werden, und seien es die Pesten gewesen, vergessen. Die Augenblicke sind im Kriege sentimentaler als im Frieden, mancher weint eine Träne, der sonst nie geweint; aber im ganzen Verlauf ist das Soldatenleben unsentimentaler als irgend ein Leben. Wie wunderbar ist das, daß der Mensch diese Anlage in sich hat, so umgebildet zu werden! Der Satz von der Anerkennung der Tüchtigkeit, der sich heute durch unser politisches Leben während des Krieges zieht, stammt nicht aus der politischen Sphäre, wo Tüchtigkeit keine so einfach zu erfassende Sache ist und die Leistung sich mit vielen Faktoren mischt, die nicht zum Verdienst des Einzelnen gehören und doch in seine Leistung hineinfallen; es ist ein feldgrauer Satz, geboren zwischen Menschen, die einander so Ähnlich geworden sind, daß sie als individuelles Kennzeichen unter sich fast nur den Grad ihrer Tüchtigkeit haben.

Und darin liegt auch die eigentümliche Wahrheitskraft des Krieges, daß ein ganz bestimmter Gradmesser des Menschen da ist, ein, allerdings am allgemeinen Leben gemessen, einseitiger, der aber die Durchschlagskraft aller natürlichen Werte besitzt. Die verschleiernden Beziehungen, die das Leben sonst trüben, fallen fort, was an nackter Naturkraft ^ körperlich, seelisch und geistig — da ist, setzt sich unbedingt durch. Die Auslese ist ohne Konflikte, und nur ganz wenige Vorurteile oder Befangenheiten des Friedenslebens können im Kriege noch eine gewisse Stärke behalten. Es ist einleuchtend, daß die letzten geschilderten Reaktionen am deutlichsten bei der Infanterie hervortreten, die durch die Unmittelbarkeit ihres Krieoslebens, durch die Massigkeit ihrer Organisation, durch das Fehlen technischer Waffen an Stelle der menschlichen ausgezeichnet ist.

Das Heer kennt so im Ganzen einen vereinfachten Menschen, Charakter, C.ele, Geist, Auslese und innermenschliche Beziehung sind aus aller Kompliziertheit beraus. Mancher Überfeinerte kann sich da seine seelische Gesundheit bolen. So widerspruchsvoll ist der Krieg, daß er in Einem Gesundung und Erkrankung bietet. Aber auch das ist nicht so merkwürdig, wie es aussieht. Nur dürfen wir nicht übersehen, daß das Kriegsleben nicht als ein gleichbleibendes Leben aufgefaßt werden darf. Es unterscheidet sich darin nicht von anderen Lebensdingen, es hat wie sie Eintritt, Verlauf und Austritt. Auch ein dauernd Durchlaufendes ist da: der Gesamtkörper, in dem wir Soldaten leben. Er ändert sich nicht,

wenigstens nicht mehr, nachdem er bei uns durch Hindenburg die Höhezeit seiner Kraft erreicht hat. Aber wie die Einzelnen kommen und gehen, so ist auch der dauernd Teilnehmende, der von der Kugel Verschonte nicht ein Md derselbe. Es ist so, als ob er sich selber ablöste und ein Andrer würde, ein Andrer im Rahmen derjenigen einfachen seelischen Faktoren, die das Kriegsleben aufweist. Und zwar erfahren wir dieses Sich selber Ablösen nicht nur bei der komplizierten Person, die durch den Krieg aus ihrer Bahn geworfen ist und vielleicht alle Wirkungen durchmacht, sondern in grundsätzlich ebenso auffallendem Maße bei dem Einfachsten. Darin erkennen wir die innere Lebendigkeit des Krieges als Faktor des Lebens, daß er keineswegs eine triste Wiederholung dessen bietet, was er schon an seinem ersten Tage war, und nur den Schauplatz wechselt. Wäre er lii« Furie, für die er gern ausgegeben wird, so bätte er selbst keine Seele. Aber er hat eine Seele, und sie ist viel undämonischer, viel menschlicher, als der Unbeteiligte je begreifen kann. Mehr Bilden, mehr Gewähren, mehr Menschlichkeit ist in ihr, als in mancher friedlichen Institution. Er, der den Tod bringt, ist selbst voll Leben, wenn auch eines Lebens voll Einseitigkeit, eines Lebens, das seiner Natur nach sich schneller erschöpft als andres Leben. Darin finden wir jetzt auch die Lösung für das, was wir Eingangs nur als seine Anormalität ansvrechen konnten: Eine andre Zeit herrscht im Kriege, als im sonstigen Leben; das maßlos beschleunigte Tempo des Weltlaufs im Kriege greift in das seelische Tempo der Individuen machtvoll über. Es ist bei aller Monotonie, an der das Kriegsleben leiden kann, ein außerordentlich beschleunigtes Leben; Tag um Tag rühren an Leben und Sterben, der Umsatz der Menschheit steigt, das Sterben wird, gemessen am Leben des Einzelnen, sinnlos, fast wird es auch das Erzeugen. So zeigt sich der Krieg als ein gesteigertes Leben, das schnell verbraucht und schnell ersetzt, — als ein Leben, das wegen seiner Intensität nicht dauernd herrschen kann. Denn es ist ruhelos, zwischen den Momenten des Tuns fallen die der Muße aus, wenn wir auf das Ganze des Kriegslebens sehen, und Ieder nimmt, mag er auch scheinbar gar nicht mit Tun überlastet sein, an dieser Ruhelosigkeit teil. In keiner Seele im Heere ruben die Tasten der inneren Bewegungen, und das Wort Fri.de n.ird dem Soldaten gleichbedeutend mit Ruhen. Höchste Lebendigkeitsepochen sind Episoden des Lebens, das gilt ebenso vom Ganzen wie vom Einzelnen. Iedoch das Wort Episode täuscht; in den Kriegen staut sich Kraft und Geschick der Völler, laut hörbar schlagen die Pulsschläge des verdoppelten Kreislaufes, machtvoll stampfen die Maschinen der einheitlich gesammelten Kräfte des Lebens, ol'ne Zersplitterung ist dieses angeblich nur auf Zerstören gerichtete Tun, voll Leben sein Leib und voll Kern seine Seele. So angefaßt erscheint das Kriegsleben vor uns als ein gesteigertes Leben böberer Potenz, das im sonstigen Leben nur episoden» Haft hervortreten kann, die Einseitigkeit alles Großen an sich hat und verbrauchend uud schöpferisch eine gewaltige Wirklichkeit ist, die von Gott ernsthafter Zeugnis ablegt als manche friedlichen Werke der Menschenarbeit.

verfallen vor ihm so schnell wie vor allem Großen, und die Kleinen können's nicht
er>assen, es sei denn im geschwächten Bilde aus der Entfernung. Und wir wieder»
boten ein Wort unseres Marschalls mit einer Bedeutung, die er ihm vielleicht
nicht hat beilegen wollen: Tausende müssen sterben, damit Zehntausende
leben können. ' x

Johannes Ohquist:

Die finnische Sozialdemokratie im Freiheitskriege.

Man hat in der sozialdemokratischen, z. T. aber auch in der linksliberalen
Presse den Krieg, der gegenwärtig in Finnland tobt, als einen Bürgerkrieg darzu-
stellen versucht, in dem zwei mehr oder weniger gleichstarke, zum mindesten aber
gleichberechtigte finnische Parteien um die Macht streiten. Eine solche Auffassung
beruht auf einer vollständigen Verkennung und, soweit es sich um gewisse links-
sozialistische Blätter handelt, einer bewußten Fälschung der wirklichen Tatsachen.
Freilich, der finnischen Sozialdemokratie ist es jetzt sehr darum zu tun, dieser Auf-
fassung eine möglichst große Verbreitung zu verschaffen. Denn nicht nur der ganze
Verlauf und das nun bald nahende Ende des finnischen Aufruhrs gestaltet sich
immer mehr zu einer katastrophalen Niederlage der finnischen sozialdemokra-
tischen Partei als solch«, sondern ihre Leitung hat auch, wie es sich immer deut-
licher herausstellt, schon lange vor Ausbruch des Aufruhrs zu der finnischen Frei-
heitsbewegung in einer Weise Stellung genommen, die dazu angetan ist, die Partei
für lange Zeit in den Augen des Volkes unheilbar zu kompromittieren.

Sie, die Parteileitung, vor allen, ja, eigentlich sie allein trägt die Schuld
tanin, daß es überhaupt zu diesem unheilvollen Blutvergießen gekommen ist. In
ihrer Hand lag es, der weiteren Entwicklung der Dinge in Finnland den nor-
malen Verlauf zu verbürgen, den sie unter der kraftvollen Leitung des bürgrr-
lichen Ministerpräsidenten Svinbufvud zu Ende de? vergangenen Iahres einzu-
schlagen begannen. Ganz abgesehen davon, daß die Sache der Demokratie in der
Svinhufvud'schen Regierung eine ebenso energische wie ehrliche Verfechterin
fand, war diese Regierung auch noch zu weiteren Zugeständnissen an die Forde-
rungen des sozialdemokratischen Programms bereit und stellte der Sozialdemo-
klatie Plätze in der Regierung ,nr Verfügung, um in lonaler Weise mit i5r zu-
sammenzuarbeiten. Aber die Leitung der sozialdemokratischen Partei hielt ssel»,
auc Verdruß über das ihr entwundene Alleinbestimmungsrecht, grollend bei Seite
und sah in untätiger Gleichgültigkeit zu, wie die schlimmsten Elemente in ihrer
Mitte nicht nur blinden Haß und Gewalt, sondern auch Raub, Mord und Plünde-
rung im Volke zu verbreiten anfingen. Anstatt die Regierung in ihren Be-
mühungen um Ordnung nnd Sicherheit zu unterstützen, ließ sie es geschehen, daß
aus den radikalen Kreisen der Partei Mißtrauen gegen die von der Regierung zu

den. genannten Zweck organisierte Volkswehr gesät und der Gegensatz zwischen staatlicher Ordnung und anarchistischem Chaos zu einem Gegensatz zwischen Besitzenden und Proletariat verzerrt wurde. Sie wußte, daß die anarchistischen Elemente in ihrer Mitte durch Geld, Waffen und Mannschaften aus Rußland unterstützt wurden, aber anstatt dahin zu wirken, daß die Bolschewikiregierung in Petersburg ihrer im Friedensvertrag mit Deutschland übernommenen Verpflich» tmig nachkam und die russischen Truppen aus Finnland zurückzog, gab sie im Gegenteil den im Lande hausenden Matrosen- und Soldatenhaufen zu verstehen, welch eine willkommene Verstärkung ihrer eigenen Kräfte sie in jenen Banden sah; es war ihr nicht unbekannt, welche Ziele diese umstürzlerischen Elemente verfolgten und in welch unmenschlicher Weise sie dieselben zu verwirklichen versuchten: tie sozialdemokratische Presse selbst warnte in einer ganzen Reihe von Zeitungen vor der aufsteigenden Anarchie, in der Plenarsitzung des Landtags am 11. Januar 1918 wies ein sozialdemokratischer Abgeordneter auf den Terror hin, der sich zu verbreiten begann, und befürwortete die Unterstützung der bürgerlichen Regierung in ibren Bestrebungen, die Ordnung aufrecht zu erhalten — aber die Parteileitung, ja, selbst die sozialdemokratische Landtagsfraktion blieb taub und blind vor diesen trel-enden Tatsachen. Die warnenden Stimmen einzelner Besonnenen in der Partei verstummten vor der Diktatur des allmächtigen Parteipapstes Valpas-Hänninen, der mit seinem Gefolge, den Sirola, Manner n. a., durch sein in der ganzen Arbeiterschaft verbreitetes Organ „Tnömies" („Der Arbeiter") tie Partei terrorisierte.

Trotzdem wäre es vielleicht dem rechten Flügel der Partei noch im letzten Augenblick gelungen, das Unglück abzuwenden, wenn sie Einsicht und Mut genug gehabt hätte, am entscheidenden 20. Ianuar der roten Garde die Aufnahme in die Paiteikomitees zu verweigern. Das geschah aber nicht. Indem der Parteirat an dem genannten Tage Mitglieder der roten Garde in die Parteikomitees wählte, ließ er es zu, daß diesen Morderbanden der Stempel der Parteilegitimität aufge> drückt wurde, und ermöglichte den verhängnisvollen „Staatsstreich" vom 27. Januar, durch den sich die radikale Linke nebst ihren roten Helfershelfern in den Besitz terMacht setzte und alle Ordnung und Freiheit über den Haufen warf. Und aue was für Leuten bestand diese „Rote Garte"? Zum kleinsten Teil ans Ar» beitern, zum überwiegenden Teil aber aus Leuten, tie durch den Krieg um ihre zufällige Beschäftigung gekommen waren, aus Waldhauern, Holzflößern, müßigen Massen, die bei den russischen Befestigungsarbeiten beschäftigt gewesen, nun aber entlassen waren, und schließlich allerband lichtscheuem Gesindel, dem die Tore der Gefängnisse und Zuchthäuser geöffnet worden waren. Diese „rote Armee" ließ die radikale sozialdemokratische Führung durch die russischen Bolschewiki mit Gewehren, Maschinengewehren, Kanonen und Panzerautos bewaffnen, aus ihren Reihen wählte sie ihre mit märchenhaften Gehältern ausgestatteten Vertrauensmänner, die sie mit unbegrenzten und unkontrollierbaren Vollmachten versah, diese

Massen, von denen jeder unter normalen Verhältnissen sich glücklich geschätzt hätte^
seine paar Mark am Tage zu verdienen, honorierte sie mit 400 bis 500 Mark
monatlich neben freier Etation und Kleidern. Ist es da ein Wunder, daß dem
Pebel nicht nur das Paradies auf Erden herabgestiegen schien, sondern daß es
auch seinen wildesten und rohesten Leidenschaften die Zügel schießen ließ?
In welcher Weise die rote Garde ihre Alleinherrschaft über das Land aus-
übte, ist, wenn auch nur in undeutlichen und zusammenhanglosen, aber in ihrer
Grauenhaftigkeit doch genügend überzeugeuden Zügen der übrigen Welt bekannt
geworden. Die Scheußlichkeiten, die von ihr im Namen der „Rechte des Prole-
tariats", oft aber auch in zvnischem Eingeständnis des bloßen Rache> und Raub-
d'.'rstes begangen worden sind, spotten zum großen Teil jeglicher Beschreibung.
Inwieweit die Leitung der sozialdemokratischen Partei unmittelbar an tiesen
Greueln schuld oder daran beteiligt gewesen, mag dahin gestellt bleiben. Daß
aber nicht die ganze Schuld nur auf die undisziplinierten Pöbelmassen abgewälzt
werden darf, beweist schon der eine eklatante Fall, daß das Mitglied der sozial-
demokratischen Partei 1»i-. Gnlling, Dozent der Nationalökonomie an der Uni»
v^rsität Helsiugfors, den die Parteileitung schwerlich unter den namenlosen Pöbel
Mlen wird, eigenbändig mit Hilfe eines eigens zu diesem Zweck herbeigeholten
bolschewistischen Berufseinbrechers die Stahlkammer der Finnischen Staatsbank
erbrach. Dieser Ni-. Golling ist Vorsitzender der Bankbevollmächtigten des
fini'ischen Landtags! Es macht desbalb einen kläglichen Eindruck, wenn führende
Sozialdemokraten, jetzt die Partei von aller Schuld reinzuwaschen suchen, wie das
in einer Kundgebung qeschiebt, die von Mitgliedern der sozialdemokratischen
Landtagsfraktion veröffentlicht wird, in der sie erklären, daß die sozialdemokra-
tische Partei niemals den Staatsstreich noch die rote Diktatur „beschlossen" babe.
Sie bat sich eben auch nicht dagegen gewehrt! Schon in der außerordentlichen
Parteiversammlung im November lN17 hatten sich Stimmen hervorgewagt, die
auf Staatsstreich und rote Diktatur drangen. War das nicht Warnung genug?
Trotzalledem nabm man im Ianuar eben jene Staatsstreichler in seine Reiben
auf und schwieg, als sie ibre Mörderlaufbahn begannen. Ietzt entschuldigen sich
die sozialdemokratischen Landtagsmitglieder damit, daß damals, ein jeder, der sich
dem Staatsstreich zu widersetzen gewagt hätte, das Opfer eines Bajonetts ge-
worden wäre. Mit Recht ist darauf eingewandt worden, daß sich damals und
später Hunderte und Aberbunderte Bürgerlicher im Namen der Ordnung und
Gesetzlichkeit jenen Bajonetten ausgesetzt haben. Nur dank den Blutopfern dieser
Letzteren sind die vor den Bajonetten zitternden sozialdemokratischen Landtags-
abaeordneten beute in der Lage, ibre protestierende Stimme gegen die rote Garde
und das (5baos zu erbeben. Hätten sie damals denselben Mut gehabt wie die
Bürgerlichen, so bätte der Anfrubr niemals den Umfang annehmen und das Unheil
anrichten können, wie es gescheben. Daß die sozialdemokratische Landtagsfraktion
jetzt von der roten Garde abrückt und sich endlich dazu aufrafft, das landesver-

räterische Unternehmen als solches zu stempeln, ist in Anbetracht der gegenwärtigen militärischen Lage begreiflich, wenn es auch nicht als heldenhaft zu bezeichnen ist. Aber die Schuld, die auf der sozialdemokratischen Partei und ihrer Gesamtleitung lastet, wird dadurch nicht abgewandt. Denn diese ist nicht von dem Vorwurfe freizusprechen, daß sie bewußt mit dem Gedanken der ihr winkenden Allmacht ge» spielt und darum absichtlich den Dingen ihren Lauf gelassen hat, nm nachher sich die Früchte wohlschmecken zu lassen, die ihr aus Blut und Untergang der verhaßten Bürgerlichen zu reifen schien. Die Frage ist kMeswegs unberechtigt, ob die sozialdemokratische Partei auch in dem Fall heute protestieren und von Staatostreich und roter Diktatur reden würde, wenn der Staatsstreich gelungen und die Diktatur zur Wirklichkeit geworden wäre. Ietzt, wo das nicht geschehen und wo die gerechte Strenge des Gesetzes die verbrecherischen Volksverführer und Aufruhrer trifft, jammert Herr Branting in Schweden über die „Grausamkeit" und den „Rachedurst" der Weißen in Finnland, wirft sich in die Brust und predigt Selbstbeherrschung und Mäßigung. Warum schwieg er denn bei den Scheußlichkeiten der Roten?

Die schmachvolle Rolle, die die herrschende Clique in der sozialdemokratischen Partei in dem finnischen Freiheitskampfe gespielt, wird von zwei Mitgliedern der Partei, den Landtagsabgeordneten Blomqvist und Piisinen, in einer langen Anklageschrift in erschöpfender Weise aufgedeckt. Diese Schrift aus den Reihen der Sozialdemokratie selbst bekräftigt nur das, was Einsichtige und mit den Verhältnissen Vertraute schon längst gelehrt, daß es eine Fälschung der Wirklichkeit ist, wenn man aus diesem Aufruhr der Hefe des Volkes einen Bürgerkrieg zwischen zwei um die Macht kämpfenden Parteien des Landes konstruiert und deshalb r'it politisch-sittlicher Entrüstung das Eingreifen einer fremden Macht als eine Einmischung in „interne" finnische Angelegenheiten verurteilt. Aber wenn je, so haben in diesem Fall die Lügen kurze Beine gehabt. Für jeden objektiv Urteilenden sieht es heute außer allem Zweifel, daß das Eingreifen Deutschlands gegen die roten Garden finnischen oder russischen Stempels nicht nur ein Gebot der Menschlichkeit und Gerechtigkeit war, sondern auch der Staatsklugheit und der richtigen Einschätzung der vorhandenen Tatsachen. Und wenn die finnische Sozialdemokratie sich von dem Schlag, den ihr die rote Garde, ihr Schoßkind, mit ihrem Bolschewikiaufruhr versetzt hat, noch einmal wieder erholt, so wird sie das nicht zum geringsten Teil der Hilfe zu verdanken haben, die die eiserne Faust des preußischen „Militarismus" über das Meer gereicht hat. Das mag wie eine Ironie der Weltgeschichte klingen. Aber sie wandelt sich in Ernst, wenn man die Lehre beherzigt, die der finnischen Sozialdemokratie aus dem Freiheitskriege erwachsen kann: daß Selbstbesinnung und gerechte Würdigung einer steten und schrittweisen Entwicklung auch für sie ein sichrerer Weg znm Ziel sind als gewaltsamer Umsturz und Anarchie.

Dr. Hans Siegfried Weber:
Zur gegenwärtigen Lebensmittelversorgung.
"Die Denkschrift des Neuköllner Magistrats wird vielfach zum Anlaß
genommen, von einem Zusammenbruch des Systems Waldow zu sprechen.
Mit überaus großer Geschicklichkeit glaubt man damit diese unerfreulichen
Vorgänge parteipolitisch ausnutzen und allein der Landwirtschaft die ganze
Schuld des Versagens unserer Ernährungspolitik in die Schuhe schieben zu können.
Bekannt sein dürfte aber doch auch dem oberflächlichsten Kenner der Dinge,
daß die landwirtschaftlichen Kreise garnicht zur Beratung über die zu er-
greifenden Maßnahmen in der Ernährungspolitik herangezogen wurden.
Man hat konsequent alle Ratschläge der landwirtschaftlichen Organisationen
bei Seite geschoben. Nur als die Not am höchsten war, da hat man denn
recht und schlecht auch manche Gedankengänge landwirtschaftlicher Organi»
sationen verwirklicht, so z. B. bei der Brotversorgung. Aber vom Mithaften
der Landwirtschaft für die verfehlte Kriegserniihrungspolitik der Regierung,
z. B. der Schweineabschlachtung und Kartoffelpolitik, sprechen zu wollen,
dürfte denn doch die Grenzen des Zulässigen überschreiten. Überaus traurig
ist es, daß nunmehr von unverantwortlichen Parteipolitikern die Kriegser-
niihrungspolitik zum Anlaß genommen wurde, die Landwirtschaft in der
schärfsten Weise anzugreifen und die Landwirte für die Not verantwortlich
zu machen. Der leider zu früh verstorbene sozialdemokratische Schriftsteller
Artur Schulz hat sich ein Verdienst erworben, die unberechtigten Angriffe
gegen die deutsche Landwirtschaft mit überaus sachkundigem Wissen in den
Sozialistischen Monatsheften zurückzuweisen.
Es würde aber meines Erachtens auch zu weit gehen, wenn man nun
daran ginge, an Stelle des Zusammenbruchs des Systems Waldow, den
Zusammenbruch des Systems Stegerwald» August Müller zu verkünden.
Sicherlich ist ja richtig, daß unsere Kriegsernährungspolitik eine sozialistilche
Kriegsernährungspolitik ist. Aber behaupten zu wollen, daß diese so-
zialistische Kriegsernährungspolitik auch von den deutschen Sozialisten bis
ins Einzelne ausgearbeitet worden ist, würde denn doch zu weit führen.
Nenn Georg Wilhelm Schiele, ein überaus kenntnisreicher Beurteiler
der Erniihrungspolitik, einfach die sozialistische Kriegsernährungspolitik als ein
beredtes Beispiel dafür anführt, wie wenig der Sozialismus in die Wirk»
lichkeit umgesetzt werden könne, so übersieht er vollständig, daß die Kriegs-
ernährungspolitik garnicht auf Gedankengänge namhafter
deutscher Sozialisten zurückgeht. Unsere Versorgung mit Nahrungs-
mitteln ist ein Produkt des Sozialismus der deutschen Bürokratie und nicht

der deutschen Sozialisten, wenn man daiunter wiiklich ihre namhaften Führer versteht. Eine Reihe von Gewerkschaftsführern, die nicht die nötigen er- nährungswirtschaftlichen Zusammenhänge erkannten, haben vielleicht die Büro- kratie in ihrer sozialistischen Kriegserniihrungspolitik bestärkt. Auf Betreiben der Gewerkschaften ist natürlich auch die Bevorzugung der Rüstungsarbeiter zurückzuführen. Aber dies alles reicht noch keineswegs hin, die Be» hauptung aufzustellen, daß die Kriegsernährungspolitik von den sozialistischen Gewerkschaften gemacht worden sei. Verantwortlich ist und bleibt die Büro» kratie. Alle Maßnahmen in der Ernährungspolitik atmen ihren Geist und sind Fleisch von ihrem Fleisch.
Ich habe in einem Aufsatz im „Roten Tag" Nr. 2 1918 „Der Grund, fehler der Kriegserniihrungspolitik" bereits diese Arbeit der Bürokratie als ausschlaggebend hingestellt. Woran die Schuld des Zusammenbruchs des Systems liegt, darauf bin ich damals noch nicht eingegangen, da bei Ab- fassung meines Aufsatzes die Neu-Köllner Denkschrift noch nicht vorlag. Meine Ansicht suchte Dr. Elvers — Güstrow durch folgende Worte im „Roten Tag" als falsch zurückzuweisen: „Eine Unzahl von Gesetzen, Ver- ordnungen, Bekanntmachungen, Rundschreiben und Anweisungen hat sich über Behörden und Private ergossen, als ob das Papier heute wohlfeil und über- reichlich vorhanden wäre. Kein Wunder, wenn für diesen Zustand die Iuristen und Bürokraten verantwortlich gemacht werden, die schon stets im Verdachte einer besonderen Vorliebe für Papiervergeudung standen. Aber diesmal sind es doch wohl nicht die Iuristen und Bürokraten. Die da regieren und verteilen, das sind ja diesmal Männer aus der Praris, keine Blinden aus der Amtsstube mit den vielen Akten, Männer vom Kontor und von der Scholle, und noch ist man nicht zufrieden. Wer erinnert sich da nicht jenes Kampfes gegen den sogenannten Assessorismus, als der Ruf nach Kaufleuten als Beamte eine so große Rolle spielte. Das neue System, das einem alten demokratischen Ideale entgegen kam, scheint sich doch uicht bewährt zu haben und dürfte übrigens teurer arbeiten". —
Was die Mitwirkung der Männer von der Scholle betrifft, so habe ich schon das Nötige gesagt. Aber auch die Arbeit der Männer vom Kontor düifte trotz Kriegsgesellschaften und anderer Erscheinungen nicht als ausschlaggebend für die Kriegsernährungspolitik bezeichnet werden. Es ist der Geist, der sich den Körper baut.
Auch unsere Kaufleute, die in die Kriegsorganisationen hineingezogen wurden, waren Mitglieder eines Körpers, der nicht Geist von ihrem Geiste war. Sie waren zudem trotz aller Freiheit des Handelns nicht vollständig frei, zu schalten und zu walten, wie sie wollten. Sie empfingen ihre Weisungen doch von ihnen übergeordneten Stellen, die ganz von dem büro-

kratischen Geist beseelt waren. Gewiß haben dann diese Männer des Han»
dels und der Industrie, die ihnen sozusagen zur Pflicht gewordene Büro»
kratie pflichtgemäß angewandt und sich bisweilen die Art angeeignet, die der
Schweizer „Befehlerle" nennt. Wir haben hier ein krasses Beispiel dafür,
wie die Umwelt die Menschen beeinflußt. Man muß zudem auch noch be»
rücksichtigen, daß die Männer der Praris nur privatwirtschaftlich denken und
handeln gelernt haben. Es besteht aber ein großer Unterschied
zwischen einem Mann, der nur für seinen Betrieb auch
unter Umständen auf Kosten der Volkswirtschaft arbeitet,
und einem Volkswirt, der über dem gesamten Betrieb
stehen soll und jeder Einzelwirtschaft ihre Stelle als
Rädchen im Gesamtorganismus der Volkswirtschaft anweist.
Diesen Unterschied haben auch unsere Kaufleute sofort instinktiv, als sie in
die Kriegsorganisationen einberufen wurden, entdeckt und ihrerseits versucht,
ihre privatwirtschaftliche Gedankenwelt auszuschalten. Auf diesem Wege sind
sie eben leider sogar dem bürokratischen System noch stärker verfallen, als
die zünftigen Iuristen.
An der ganzen Art des Versorgungssystems tragen aber die Kaufleute
nicht die Schuld. Sie waren doch nur ausführende Organe einer Politik,
die von der Bürokratie im Bunde mit Männern der kathederlozialistischen
Wirtschaftswissenschaft verfertigt wurde.
So dürfte sich denn tatsächlich bisher doch nicht irgendwie gezeigt
haben, daß mit der Heranziehung von Gewerkschaftsführern und von Männern
vom Kontor das Richtige getroffen worden ist. Auch eine Heranziehung
von Landwirten dürfte an sich, so notwendig sie ist, keineswegs bereits eine
gesunde Grundlage der Ernährungspolitik bedeuten. Wahrscheinlich wird auch
der Landwirt trotz besten Willens nicht in der Lage sein, die Bürokratie
nachhaltig zu beeinflussen. Ich verspreche doch viel Erfolg, wenn man Männer
in die verantwortlichen ernährungswirtschaftlichen Stellen beruft, die eine ge»
diegene landwirtschaftswissenschaftliche Vorbildung haben. Es kämen hierfür
Professoren der Landwirtschaftswissenschaft, sowie die Leiter der amtlichen
landwirtschaftlichen Organisationen in Betracht. Woran es in unserer Ernährungs-
Politik fehlt,hat Hindenburg mit durchdringendem Blick erkannt, als er an
den Reichskanzler von Bethmann»Hollweg die Worte richtete: „Eure Erzellenz
bitte ich in eindringlichster Weise allen Bundesregierungen, Verwaltungs- und
Kommunalbehörden den Ernst der Lage vor Augen zu führen und sie auf»
zufordern, die ausreichende Ernährung unserer KriegsindustriearbViter mit
alle.i Mitteln zu betreiben, starke Persönlichkeiten aller Parteien als Führer
des Heimatheeres hinter Pflug und Schraubstock zu einmütigem Handeln zu
verbinden und den deutschen Siegeswillen in der Heimat beim Bauern wie
beim Industriearbeiter und Städter zu wecken. Ich habe den Eindruck, daß

der beste Wille und die Tatkraft unserer in ihrer Tüchtigkeit und Lauter-
keit unübertroffenen Beamtenwelt mürbe wird durch das Bestreben, in lang-
wierigen Beratungen den Bedenken aller Art möglichst gerecht zu werden.
Unentschlossenheit ist die Folge. Eure Erzellenz wolle die dann liegende
Gefahr nicht verkennen. Das Volk will starke, entschlußkriiftige
Beamte sehen, dann wird es auch selbst stark sein und
mancher unbequemen Maßnahme willig sich beugen."
Hindenburg verlangt starke Persönlichkeiten aller Parteien als Führer
des Heimatheeres und starke entschlußkräftige Beamte. Hindenburg will
keineswegs, daß nur zünftige Bürokraten unsere Ernährungspolitik leiten,
sondern Männer, die die Volkswirtschaft kennen. Aber diese Volkswirte
sollen auch wirklich in der Lage sein, bestimmend mit fester Hand eingreifen
zu können. Fast scheint es, als wenn diese Hindenburg'sche Mahnung
in unserer Kriegswirtschaft erfüllt worden sei, indem man aus allen Kreisen
Mitarbeiter herangezogen hat. Daß dies nur Schein ist, haben wir ja leider
gesehen. Die Bürokratie war doch übermächtig in unserer Ernährungspolitik
und hat auch alle neuen Kräfte, die man heranzog, beeinflußt. Selbst in
den Stellen, wo man die Komme» iiovi hatte schalten und walten lassen
können, hat man ei für richtig angesehen, Bürokraten alleine das ausschlag-
gebende Wort zuzuweisen. Die „Tägliche Rundschau" schrieb deshalb mit
Recht: ,>Der Staat setzt meistens Regierungsreferendare an diese Stellen
(Kriegswirtschaftsstellen), junge Herren in den Zwanzigern, die fast nie mit
ländlichen Verhältnissen zuvor vertraut gewesen sind, ja vielfach aus der
Großstadt stammen. Natürlich hält sich ein solcher ängstlich an das Schema F,
an das, was er schwarz auf weiß besitzt. Versagt einmal die gedruckte
Vorschrift, so ist er ratlos".
Daß vielfach in Preußen die Kriegswirtschaftsstellen doch noch recht gut
verwaltet wurden, ist lediglich darauf zurückzuführen, daß in den östlichen
Provinzen die Landräte durch Grundbesitz mit dem Wirtschaftsleben eng
verknüpft sind. Es sind, um mit Bismarck zu sprechen, Männer mit Ahr
und Halm. Besonders wo diese Landräte in den Kreisen selbst von
Kindheit an gelebt haben und dadurch mit den Bewohnern eng verwachsen
sind, war es trotz der unrichtigen Anordnungen möglich, das Wirtschaftsleben
der Kreise gesund zu verwalten. Man kann im Allgemeinen tatsächlich die
Erfahrung machen, daß z. B. in den westlichen Provinzen meistens auch die
Kriegswirtschaftsstellen schlecht funktionieren und überhaupt die ganze Ernährungs-
politik vielfach sehr ungeschickt von den Landriiten gehandhabt wird. Das
ist nicht etwa nur darauf zurückzuführen, daß die westlichen Provinzen stärker
industriell durchsetzt sind, denn auch hier gibt es ja rein landwirtschaftliche
Kreise. Der Grund ruht hauptsächlich darin, daß die Landräte im Westen

einen Kreis verwalten, dessen wirtschaftliche Verhältnisse sie meist garnicht kennen. Sie selbst sind aber auch wirtschaftlich garnicht vorgebildet, um mit volkswirtschaftlichem Verständnis die wirtschaftlichen Verhältnisse ihrer Kreise meistern zu können. Dies kam auch noch für die Ausführung unserer Kriegs» erniihrungspolitik als durchaus hemmend in Betracht.

Wir wollen nun gewiß nicht leugnen, daß unsere Bürokratie versucht hat, sich das mangelnde wirtschaftliche Verständnis auf anderem Wege zu verschaffen. Man wandte sich meist an Hochschulprofessoren, ohne aber nun tatsächlich die rechte Auswahl treffen zu können. Daß allen diesen Gelehrten, die übrigens zum größten Teil nicht einmal Volkswirtschaftler waren, die ein» fachsten wirtschaftlichen Vorgänge ein Buch mit sieben Siegeln war, machte an sich garnichts aus. Herr von Bethmann-Hollweg hatte leider eine besondere Vorliebe für diese Geister. Bismarck hat bekanntlich stets ein großes Vorurteil gegenüber solchen unverantwortlichen Ratgebern gehabt, die sich mit ihren Weisheiten an ihn herandrängten.

Ich habe gewiß hier eine herbe Kritik an den wirtschaftlichen Maß- nahmen gefällt, die unsere Bürokratie im Bunde mit kathedersozialistischen Hochschulprofessoren durchgeführt hat. Leider dürfte aber meine Kritik zu- treffend sein.

Nur einiges aus der Fülle der Verfehlungen, die auf das so gedeihliche Zusammen arbeiten von Bürokratie und Kathedersozialis- mus zurückgehen, sei hier angeführt: Die Kartoffelpolitik und Massenabschlachtung von Vieh. Die Kathedersozialisten haben zuerst die ganzen Maßnahmen „wissenschaftlich" begründet. Aus ihren Darlegungen mußte der Bürokrat entnehmen, daß die Kartoffeln allein der menschlichen Ernährung dienen sollen, wenn auch in Wirklichkeit nur etwa 2l)°/„ der gesamten Kartoffelernte für die menschliche Erniiherung in Betracht kommt. Man stellt nun das so hin, als wenn die Schweine sich auf die Kartoffeln stürzten, da wir ja nicht genügend anderweitige Futtermittel für sie hätten. Auch das Rindvieh natürlich entzog nach der Ansicht der Kathedersozialisten dem Menschen Lebensmittel. Zum Beweise für seine Anschauungen ent- wickelten diese Kathedersozialisten eine höchst wissenschaftlich scheinende Kalorien-Berechnung. Man behauptete in wissenschaftlicher Weise, daß von 1<X> n/, Kalorien das Schwein nur 44, 3°/„ der menschlichen Er- nährung wieder zurückerstattet. Demnach war also das Schwein, wie einer der Herren sich ausdrückte, der 7. Feind des deutschen Volkes. Das Schwein verwandelt aber gerade eine Menge Nahrungsmittel, die für die Menschen nicht genießbar sind, in menschliche Nahrung dadurch um, daß wir von ihm Fleisch und Fett erhalten. Gerade die kleinen Leute, die Schweine ziehen und sich aus den Städten die sogenannte „Sauf" holen, begnügen sich für

ihre Schweinezucht lediglich mit Abfällen, die kein Mensch genießt. Wie
kann man nun den Kalorienwert aller dieser für die menschliche Nahrung
nicht geeigneten Stoffe in einen Topf werfen mit denen für die menschlilye
Ernährung geeigneten. Das sind aber nur die gröbsten Fehler, die in der
Kalorientheorie ruhen. Auf einige andere werden wir noch zurückkommen.
Auf diese wissenschaftlichen Gutachten hin erließ dann die Bürokratie
ihre Verordnungen. Einmal wurden die Kartoffeln beschlagnahmt und mußten
von dem Erzeuger an die großen Städte geliefert werden, denn in den
Städten war angeblich Kartoffelmangel. Nun nahmen die Städte den
Kaitoffelhandel selbst in die Hand. Da zeigte sich aber auch schon, wie das
kathedersozialistische Erperiment, an Stelle der einzelnen Händler
die Gemeinwirtschaft einzuschalten, gar nicht so einfach ist,
wie man si ch's gedacht hatte. Iede Gemüse-Höckerfiau hätte die Sache
natürlich besser gemacht, als mancher Oberbürgermeister, denn die Kartoffeln
richteten sich nicht nach den Verordnungen, sondern verfaulten. Man hatte
der Landwirtschaft die wertvollen Futtermittel dadurch entzogen, aber auch den
Konsumenten garnicht befriedigt. Man hatte alle gewohnten Bande zwischen
Handel und Konsument zerschnitten. Der Kartoffelhändler hätte zur rechten
Zeit seine Kunden versorgt mit Kartoffeln, ohne daß irgend welche Mengen
dabei verdarben.
Mit ein paar Paragraphen wurde ganz einfach geregelt, wie diese ab»
geschlachteten Schweine in Dauerware umgewandelt werden sollten. Aber
auch das mißglückte. Die Dauerware verfaulte ebenfalls oder mußte schleunigst
verkauft werden, sodaß für einen Augenblick ein großer Überfluß an Fleisch
entstand. Aber nicht genug damit hatte man doch gerade durch diese Ab»
schlachtung nicht nur der Landwirtschaft Rindvieh und Schweine genommen
und den Viehbestand, der für unsere spätere Volksernährung so überaus
wichtig gewesen wäre, vernichtet, sondern man hat auch Eingriffe in den
landwirtschaftlichen Betrieb gemacht, die man garnicht beabsichtigte. Man
kann eben nicht einen Zweig in dem landwirtschaftlichen Betrieb heraus-
greifen, ohne die andern zu schädigen. Die einzelnen Betriebszweige greifen
viel zu stark in einander über. Man hat auch nicht nur das Vieh abge-
schlachtet, sondern auch damit den im Dünger von ihm gelieferten Stickstoff
der Landwirtschaft entzogen, der uns ganz besonders nötig gewesen wäre
infolge des Mangels an künstlichem Stickstoffdünger.
Der Grund für diese Mißerfolge ruht darin, daß unsere Bürokratie
garnicht gelernt hat wirtschaftlich zu denken. Der Bürokrat
tritt mit einem eigenartigen Gesichtskreis an unfern volkswirtschaftlichen Betrieb
heran. Mit einigen Verordnungen will er den ganzen wirtschaftlichen
Betrieb meistern. In kindlicher Unschuld meint er, die Volkswirtschaft müßte

sich nach seinen Paragraphen richten. Die Schuld an dem Aufkommen
derartiger Ansichten trägt vor allem unsere einseitige juristische Vor-
bildung. Alle großen preußischen Könige und deutschen Staatsmänner
waren vor allem auch hervorragende Volkswirte. Von Friedrich Wilhelm I.
an bis zu Bismarck haben diese Führer des deutschen Volkes als das A und
O für unsere Beherrschung der wirtschaftlichen Verhältnisse die Erkenntnisse
in der politischen Ökonomie für unumgänglich notwendig bezeichnet. Man
betrachte nur die bedeutenden Männer m deutschen Zollverein. Wie haben
sie die deutsche Volkswirtschaft von Grund auf gekannt. Sie hatten hierzu
durch die kameralistische Vorbildung auf den deutschen Hochschulen auch das
nötige Handwerkszeug bekommen. Die meisten Verwaltungsbeamten hinge-
gen haben lediglich juristische Normen gelernt, aber von der Volkswirtschaft
keinen blassen Dunst. So wollen sie denn auch das blühende wirt-
schaftliche Leben in einige Paragraphen einzwängen. Ihre
Wirksamkeit wurde dann ganz besonders im Kriege verhängnisvoll, ja mußte
verhängnisvoll werden. Ich habe in den verschiedensten Zeitschriften und
Zeitungen längst vor dem Kriege immer wieder betont, daß das Fehlen
jeglicher wirtschaftlichen Vorbildung und die geringen volkswirtschaftlichen
Kenntnisse unserer Verwaltung einmal unsäglichen Schaden bringen müßten,
wenn wir wirklich vor große Aufgaben in der Volkswirtschaft gestellt würden.
Der Krieg sollte nur zu sehr zeigen, wie Recht ich mit meiner Behauptung
hatte, trotz aller Angriffe, die sick namentlich von Seite der Iuristen gegen
Mich s. Zt. erhoben hatten, weil sie sich in ihrer Monopolstellung bedroht
sahen.

Diese verfehlte Erniihrungspolitik ist sicher aber die
Urheberin zweier höchst unliebsamer Erscheinungen in un-
serm Volksleben, deren Bedeutung man nicht hoch genug veranschlagen kann.
Einmal wurde die Gott sei Dank seit Kriegsausbruch eingeschlafene
Hetze gegen die Landwirtschaft mit allem Nachdruck wieder
erhoben. Wir können hier nicht im einzelnen die wohl ausgearbeiteten
Anklagen aller Feinde der Landwirtschaft betrachten, die den Landwirten in
ihrer Gesamtheit hohe Gewinne und Wucher vorwerfen. Es seien nur einige
Worte des sozialdemokratischen Schriftstellers Kaliski angeführt, die sich gegen
einen Aufsatz des fortschrittlichen Reichstagsabgeordneten Dr. Wendorff im
„Berliner Tageblatt" richten, der es sich zur Aufgabe stellte, den Landwirten
hohe Gewinne nachzuweisen: „Es ist eine Ungerechtigkeit gegen ganze Pro-
duzentenschichten die Bezichtigung des Wuchers zu erheben, mögen immerhin
zahlreiche Fälle gewissenloser Machenschaften erwiesen sein. Ebenso bedenklich
ist es, die Selbstkosten und Gewinne der Landwirtschaft auf Grund der Aus-
weise eines einzelnen Betriebes oder einiger Wirtschaften, die hohe Erträgnisse
zeigen, beurteilen zu wollen. Die Rentabilität der Landwirtschaft hängt von

der örtlichen Lage, dem Umfang, dem Boden, der Betriebsart einer Wirtschaft und so vielen anderen Umständen ab, daß schon unter normalen Verhältnissen eine Verallgemeinerung unstatthaft ist."

Artur Schulz hat dann noch im Einzelnen in den Sozialistischen Monatsheften gezeigt, wie ungemein hoch die Produktionskosten der Landwirtschaft in der Kriegszeit sind, wie die Landwirte durch wucherische Preise für künst» lichen Dünger und Futtermittel durch gewissenlose Händler ausgebeutet wurden.

Aber nicht genug mit einer derartigen Verhetzung zwischen Stadt und Land, hat denn auch unsere ganze Kriegsernährungspolitik es mit sich gebracht, daß weite Volkskreise mit geradezu kindlichen Formeln an die volkswirtschaftlichen Vorgänge herantreten. Auch hier hat z. B. Lujo Brentano eine überaus große Verantwortung auf sich geladen, wenn er die ganz unrichtige Einstellung vieler hervorragender Männer gegenüber dem volkswirtschaftlichen Organismus auch noch unterstützt. So schrieb er im „Berliner Tageblatt": „Unser Sozialismus ist ein Sozialismus statt zugunsten der Armen, zugunsten gewisser Klassen der Besitzenden; er führt statt zum Vorteile, zur weiteren Bereicherung einzelner Monopolisten, besonders der ländlichen Grundeigentümer auf Kosten der Gesamtheit. Was dagegen nötig ist, wäre, daß dem neuen Wirtschaftsdirektor, oder wie man den Leiter der neugeschaffenen Zentralstelle nennen will, die Befugnis erteilt werde, die Gesamtproduktion zu leiten, daß einer jeden einzelnen Wirtschaft und insbesondere einem jeden Landwirt das vorgeschrieben wird, was er produzieren muß. Heute produziert ein jeder das, wovon er hofft, den größten Vorteil zu ziehen; ob dies gerade das ist, was für den Augenblick das Wichtigste ist, steht ihm hinter seinem Rentabilitätsgesichtspunkt zurück." —

Das von Brentano gepriesene Allheilmittel für die Gesun» dung unserer Ein ährung s po litik bedeutet also zwangsweise Erfassung aller Lebensmittel am Erzeugerort, mit der gleichzeitig Vorschriften verbunden werden über die Art der Produktion. Wie aber die Überwachung von 6 Millionen landwirtschaftlicher Betriebe durchgeführt werden soll, hat Brentono wohlweislich verschwiegen.

Kaliski hat sehr richtig das Verhältnis von Konsum und Produktion untersucht und hierbei folgendes gefunden: „Der Konsum reiht sich dem gesamten Produktionsprozeß ein, obgleich in dem äußeren Zusammenhang die Produktion nur als Dienerin des Konsums erscheint, weil sie für ihn schafft. Doch die Produktion ist mehr als Konsumbefriedigung, sie ist schlechthin die Volkskraft; ohne Produktion hört alles Leben der Gesellschaft auf. Die Produktion stören, bedeutet daher die Nation selbst gefährden. Die Förderung und Sicherung des Schaffens muß die erste und letzte Sorge der Gesellschaft

sein. Wir dürfen uns darum auch nicht durch die Tatsache beirren lassen,
daß die Produzenten aus der Fürsorge für die Produktion Gewinne ziehen.
Wir fassen die Gesellschaft als Organismus, dessen einzelne Glieder, soweit
sie die Fähigkeit haben, notwendige Arbeit zu leisten, zu kräftigen sind, damit
sie ihre Funktion erfüllen. Wir dürfen also nicht in populärer Verärgerung
über den Produzentenegoismus übersehen, daß das Produzenten-
interesse meist mit dem Prod uktionsinteresse zusammen»
fällt, und daß wir das erste nur dann bekämpfen dürfen, wenn es das
zweite verhindert. Das scheinbar egoistische Interesse der einzelnen Teile,
soweit Arbeit verrichtet und nicht Ausbeutung getrieben wird, dient in Wahr-
heit dem übergeordneten Ganzen."
Diese Erkenntnisse müssen aber auch nutzbar gemacht werden. Wir
stehen an einem Scheidewege. Es muß eine Änderung erfolgen, sonst werden
die Grundlagen für unfern Sieg erschüttert. Die landwirtschaftlichen Ver-
tretungen haben, wie bereits durch die Presse ging, der Regierung eine
Denkschrift über die Neuordnung des Ernährungswesens unterbreitet. Den
ganzen Charakter dieser Neuordnung kann man als einen genossenschaftlichen
bezeichnen. Die ländlichen Genossenschaften, in denen fast alle Landwirte
organisiert sind, sollen die Erfassung der Vorräte in die Hand nehmen. Fast
in jeder Gemeinde findet sich eine Genossenschaft, die als Geschäftsstelle an»
zusehen ist. In jedem Kreis würde dann eine Kreisstelle errichtet werden,
die an den Kreiskommunalverband anzulehnen wäre, in die aber die Männer
der Genossenschaften hineinzuziehen sind. Auf diesen Grundlagen bauen sich
dann die Provinzialstellen auf, in denen ebenfalls die Genossenschaften und
andere landwirtschaftliche Organisationen vertreten sind. Die Reichsstelle wird
dann aus den landwirtschaftlichen Organisationen und landwirtschaftlichen
Genossenschaften zusammengesetzt.
Wie diese Vorschläge zur Lebensmittelversorgung im einzelnen aus-
gebaut werden und auch eine Abänderung erfahren können, dürfte an sich
von geringerer Wichtigkeit sein. Die Hauptsache bleibt doch, daß der Grund»
gedanke durchaus gesund ist. Iul'us Kaliski hat denn auch sehr mit
Recht gesagt, daß dieses Programm für die Neugestaltung der Lebensmittel»
Versorgung mit dem System bricht, unsere Volkswirtschaft als einen Mechanismus
anzusehen. Dafür würde dann aber organisch aufgebaut werden. Kaliski
stellt auch fest, daß sich diese Neuordnung mit den Vorschlägen deckt, die
stets in den Sozialistischen Monatsheften vertreten worden sind. In diesem
Zusammenhange sei auf Worte des sozialdemokratischen Reichstagsabgeordneten
Peu« verwiesen: „Die Aufhebung des unser Volksleben so schwer schädi»
genden Gegensatzes zwischen Stadt und Land ist so recht eine Aufgabe des
modernen Genossenschaftswesens."
Dieses Programm berührt sich eng mit den Richtlinien, die der freie Aus»

fchuß der Genossenschaften schon vor Monaten erlassen hat, in dem sich
landwirtschaftliche Genossenschaften und Konsumvereine, auch alle sozialdemo-
kratischen Konsumvereine, seit einer Reihe von Iahren zusammengefunden
haben. Es dürfte von Interesse sein zu wissen, daß die deutsche Konsum»
genossenschaftsbewegung bereits etwa 3 Millionen Familien des deutschen
Reiches organisiert hat. Wenn man berücksichtigt, daß die Landwirte und
ihre Familien durch die landwirtschaftlichen Genossenschaften organisiert sind,
^o wird man zu der Feststellung kommen, daß bereits ein Drittel des ge-
samten deutschen Volkes bei einer Verbindung von landwirtschaftlichen und
Konsumgenossenschaften organisiert ist. Nur wird sicherlich kein Mensch auf
den Gedanken verfallen dürfen, aus dieser Verbindung den gesunden und
leistungsfähigen Handel auszuschalten. Gerade das bisherige System
unserer Erna'hrungspolitik hat uns doch die Volkswirt»
fchaftlichen Funktionen des Handels recht erkennen
gelehrt.

Aber mit einer derartigen Neuordnung haben wir doch erst die Ver-
hältnisse für die Zeit während des Krieges geschaffen. Dr. Michaelis hat
auch mit Recht als Staatskommissar für die Volksernährung darauf hin-
gewiesen, daß die Getreideknappheit noch lange nicht geschwunden ist, wenn
der Zugang zu den Weltgetreidemärkten neu eröffnet wird. Wir dürfen die
Worte auch dahin erweitern, daß die gesamte Lebensmittelknappheit und
Lebensmittelteuerung auch beim Aufschluß der Weltmärkte für uns noch keines-
wegs aufhören wird, ganz besonders aber garnicht aufhören kann, wenn wir
<inen Frieden schließen würden, der uns das nicht gibt, was wir zum Leben
nötig haben.

Wie auch der Frieden geschlossen werden wird, das eine
ist sicher, daß wir auch danach noch alles daran setzen müssen,
um die Produktion im Inlande zu heben. Man hat auch das
Kriegsernährungsamt bereits in ein Reichsernährungsamt umgewandelt und damit
zum Ausdruck gebracht, daß auch nach dem Krieg noch der Regierung eine ganz be-
deutende Aufgabe in der Sicherstellung der Ernährung unseres Volkes erwächst.
Systeme sind doch nur die Anpassung an augenblickliche Konstellationen; Systeme
kommen und verschwinden. So wird auch mancher uns mit Recht darauf auf-
merksam machen, daß diese genossenschaftlichen Systeme nicht das A und O jeder
Erniihrungspolitik sein können. Das ist gewißlich richtig. Es ist nur ein
Notbehelf, da wir keine Volkswirte in unserer Regierung sitzen haben, die
wirklich fördernd in das Räderwerk unserer Volkswirtschaft eingreifen können.
Die erste und vornehmste Forderung für eine Gesundung
der Erniihrungspolitik liegt in der Heranziehung einer
Reihe von Volkswirten. Ob unsere Universitätseinrichtungen bereits
beute schon ausreichend sind, um tüchtige Volkswirte zu erziehen, mag

u«untersucht bleiben. Es wird jedenfalls mit allen Mitteln daran zu ar-
beiten sein, die vorhandenen Lücken in unserm Hochschulunterricht auszu»
füllen. Die ganze Vorbildung unserer Beamten muß die ein-
seitig juristische Grundlage verlassen. Unsere Beamten
müssen volkswirtschaftlich denken lernen, das ist die Auf-
gabe des Unterrichts an unseren Hochschulen. Allein die
Wissenschaft vermag dem Volkswirt die Maßstäbe, die kritischen Gesichts-
punkte und Erfahrungstatsachen in der Volkswirtschaft zu vermitteln. Sie
allein gibt auch ein Ganzes in die Hand, ordnet die einzelnen Bruchstücke
und würdigt auch jede wirtschaftliche Tatsache entsprechend. So ist die Wirt-
schaftswissenschaft die Kläranlage für den volkswirtschaftlichen Praktiker.
Aber auf die Vorbildung allein darf nicht das Schwergewicht gelegt
werden. Was ist denn schließlich auch der Ruf nach Parlamentarismus im
Grunde genommen anderes als der Glaube, daß auf diese Weise aus der
Masse die schöpferischen Geister in die Regierungsstellen kommen, die bilher
davon ausgeschlossen waren. Wenn man die Zeichen der Zeit recht verstebt,
dann wird man vor allem auch in unsere Verwaltung in weitestem
Maße Volkswirte heranziehen, die bereits gezeigt haben^
daß sie wirtschaftliches Verständnis haben. Wir haben in
unfern wirtschaftlichen Organisationen eine Reihe hervorragend tüchtiger Kräfte,
die an die Stelle der zünftigen Bürokraten von rechtswegen gehörten. Möge
die verfehlte Ernährungspolitik der Anlaß dazu sein, in diesem Sinne eine
Reform der Verwaltung vorzunehmen.

G. Vueß, Dessau:

Die wirtschaftliche Zukunft Rumäniens.

Die wirtschaftliche Zukunft Rumäniens ist ein Faktor, mit dem wir zu?
rechnen haben. Dem Empfinden nach erscheint die Milde, mit welcher
Rumänien für seine verbrecherische Tat zur Rechenschaft gezogen wird, viel-
fach unangebracht. Mit Empfindungen aber sind einem Staate Vorteile nicht
zuzuführen. Wir haben mit Rumänien zu rechnen, weil sein Rohöl- und
Weizenreichtum wie seine Lage Faktoren sind, welche in der kommenden
Friedenswirtschaft nicht ausgeschaltet, sondern mit einbegriffen werden müssen.
Die Schwarzmeer-Verbindung suchen, heißt einem wirtschaftlich geöffneten
Rumänien gegenüberstehen, die Rohöleinfuhr der Vereinigten Staaten mindern,
gebietet die rumänischen Petroleumquellen dem deutschen Markt zuzuführen.

Die wirtschaftliche Zukunft Rumäniens G. Buetz
In dem Streben einen Zollbund zu schaffen, welcher von der Nord-
und Ostsee bis zum Schwarzmeer laufend, dem britischen Zollbund mit
seinen Kolonien entgegentritt, der Maßnahmen, welche haßverblendete Staats-
männer auf der Pariser Wirtschafts-Konferenz faßten, im Keime erstickt, ist
Rumiimen unenlbehrlich. Wir haben im Frieden das heutige Kompensations-
system in der Form von langfristigen Wirtschaftsverträgen aufrechtzuerhalten,
und auch hierbei können wir um das Wirtschaftszentrum Rumänien nicht
einen Sonderbogen ziehen, im Gegenteil muß dies Gebiet den Zentralstaaten
garantiert werden.
Diese Garantien werden von uns in den Verträgen, die jetzt mit
Rumänien verhandelt werden, verlangt. Die Neutralen, von den uns feind»
lichen Staaten mit Nachiichten, welche in ihrer Richtung liegen, versorgt,
beginnen auf Rumänien als ein warnendes Beispiel hinzuweisen. So, wie
man Rumänien wirtschaftlich „vergewaltige", würde jeder, in diesem Kriege
zu einer überragenden Machtstellung gelangter Staat mit den kleinen Rand»
staaten verfahren. Hiergegen nutzen auch Beispiele nicht, wie sie England
von einer Brutalität bringt, die nahezu unwirklich ist. Die Macht, welche,
überdauert sie ungebrochen den Kriegssturm, die schwarze Gefahr für die
Kleinstaaten ist, bleibt trotz Griechenland und Holland immer noch Deutsch-
land. Deutschland, das jetzt wieder seine unnatürlichen Forderungen
Rumänien gegenüber stellt!
Abgesehen davon, daß jeder ökonomisch denkfähige Kopf in der deutschen
Rechnung erkennen muß, daß sie nur stimmig sein kann, wenn Rumänien
sich wirtschaftlich entwickelt, nicht aber wirtschaftlich unterdrückt wird, ist die
wirtschaftliche Bindung, welche Deutschland verlangt, nur die Beschleunigung
eines bereits seit Iahren eingeleiteten Prozesses. Wer dies zu bestreiten
wünscht, dürfte sich umsonst nach Beweisen umtun, seine Behauptungen zu
decken. Man verfolge das Wirtschaftsleben Rumäniens in dem letzten Iahr-
zehnt, um zu erkennen, daß Rumänien unabweisbar dahin geleitet wurde,
die Zentralstaaten als einen gegebenen Markt für Rumänien anzuerkennen.
Es ist naturgemäß, daß Rumänien im Beginne seiner händlerischen Ent-
Wickelung dem Meere zugeführt wurde. Alle wirtschaftlich durch den Schienen-
weg noch nicht aufgeschlossenen Länder wenden sich zunächst den vorhande-
nen natürlichen Handelswegen zu. Für Rumänien war der natürliche Handels-
weg die Donau abwärts. War doch die Verbindung nach Osterreich und
darüber hinaus von dem Hemmnis des Donautores und der vorgelagerten
Alpenketten und den Karpathen noch mehr als duich die mangelhaften
Eisenbahnverbindungen behindert. Da Rumänien zunächst auch nur Massen-
güter dem Verkaufe an das Ausland zuzuführen hatte, war die billige
Schiffsfracht das naturgemäße Erportmittel. So hat sich denn ein Handel
mit den Zentralstaaten außer mit der Türkei nur langsam angebahnt, während

man zu einem beträchtlichen Überseehandel gelangte. Die Entwickelung nach dieser Richtung hin wurde auch dann noch begünstigt, als Rumänien sich aus dem ersten Wirtschaftsstadium gelöst hatte und fähig wurde, sich einen genügenden Schienenweg zu schaffen. Zwei Umstände waren es, die den Schwarzmeerverkehr auch weiterhin begünstigten. Die Zollkriege mit Osterreich, das seinen Markt gegen die Weizenmengen Rumäniens zu schützen suchte, und die Verkehrshemmung an dem Donautore. Diese Verkehrshemmung, welche nicht nur den Abtransport erschwerte, hatte auch zum Gefolge, daß die ohnehin stets teuere Bahnfracht sich noch infolge langer Lager- und Speicherspesen unnötig verteuerte. Als indessen Rumänien in sein drittes Wirtschaftsstadium eintrat, das heißt, als man eine mit Maschinen und Kunstdünger in intensiver Weise arbeitende Agrarkultur anstrebte, als man vor allen Dingen eine eigene Industrie zu entwickeln strebte, wurde man naturgemäß auch zum Einkäufer. Die industriellen Rohprodukte, die Halbstoffe und die Fertigfabrikate aber mußte man zu einem großen Teile von Österreich und zu einem noch stärkeren Anteile von Deutschland beziehen. Hier kam man nun zu dem ungünstigen Ergebnis einer sehr schlechten Handelsbilanz den beiden genannten Ländern gegenüber. Statt seine Agrarprodukte als Zahlungsmittel für die einzukaufenden Industriewaren verwenden zu können, sandte man seine Verkaufsgüter an die heutigen Vierverbandsmiichte und seinen Einkauf besorgte man bei den heutigen Zentralstaaten.

Abgesehen von diesem Mißverhältniß konnte die rumänische Wirtschaft in den Iahren der Balkanwirren deutlichst erkennen, daß ein Handel, welcher von einem Verkehrswege abhängt, der dem Willen einer fremden Staatsmacht unterliegt, unmöglich der gegebene Handelsweg sein kann!

Unter der Erkenntnis diese» beiden Tatsachen hat denn Rumänien auch versucht, einen engen Anschluß an den Festlandsmarkt zu erlangen. Ein ständiges Wachsen des Handels mit dem Festlandsmarkte bei einem allgemeinen Rückgange der Handelsbeziehungen mit den Uberseestaaten ist der untrügliche Beweis für diese Richlung. Von 1911 zu 1913 ist die Einfuhr von England beispielsweise um 5,57°/,, jene von Belgien um 2,12°/,, von Italien um 1,31°/,, von Rußland um 0,44°/, und von Frankreich um 0,41°/, zurückgegangen. Gerade in einer Zeit also, als man eine Steigerung seiner Einfuhr auf das dringendste benötigte. Während die Ententestaaten in ihrer Lieferungsfähigkeit Rumänien gegenüber zusammen um nicht weniger als 9,85°/, zurückgingen, hob sich die Einfuhr Deutschlands nach Rumänien in der Art, daß Deutschland 1912 bereits 40,31°/, und Österreich-Ungarn bereite 23,42°/, der rumänischen Gesamteinfuhr deckte. Durch das Anwachsen der Einfuhr beider Staaten stieg naturgemäß das Mißverhältniß der Zahlungsbilanz noch mehr. Während Deutschland mit 40,31°/, für die Gesamteinfuhr zu Buche stand, hatte Deutschland nur 10,89°/, der Gesamtausfuhr Rumäniens aufgenommen.

Kein rumänischer Volkswirt hat sich damals diesen Lehren verschlossen.
In Wort und Tat hat man darauf hingewiesen, daß der natürliche
Absatzmarkt des Landes der Festlandsmarkt sei. Nur hinsichtlich Ägyptens
glaubte man damals noch eine Ausnahme machen zu können. Ägypten stand
als Weizenmarkt an zweiter Stelle. Diese Illusion dürfte den Rumänen im
Weltkriege wohl vergangen sein. Daß Ägypten eine Lebensmittelkammer
zwischen Indien und England werden sollte, haben kühle Köpfe an der Art,
wie die ägyptische Agrarwirtschaft von England aus reformiert wurde, lange
erkannt, die Kriegsereignisse werden dem Gutgläubigen heute seine Illusion
genommen haben. 16,33°/« der Gesamtanbaufläche waren 1913 in Ägypten
schon mit Weizen bebaut, ein Anbauquantum, das sich sehr schnell steigern
wird. In absehbaren Zeiten wird also auch der Weizenmarkt in Ägypten
für die rumänische Mühlenindustrie ein ungünstiger sein. Seine Petroleum-
Produkte, die man vorwiegend nach England sandte, konnte man zuvor in
Deutschland nicht genügend unterbringen, weil die Konkurrenz des amen»
lanischen Petroleumtrustes eine viel zu starke war, als daß die schwachen
rumänischen Verbände hiergegen anzukämpfen vermocht hätten. Heute, da
das deutsche Wirtschaftsleben sich liebend gerne von dem amerikanischen
Petroleummarkte befreien würde, hat das rumänische Petroleum die beste
Aussicht, seinen festen Markt in Deutschland zu finden. Wenn hier Verträge,
die Lieferung von Petroleum und dessen Nebenprodukten betreffend, geschlossen
werden, dann erwächst hieraus gerade der rumänischen Petroleumindustrie
ein breiter Nutzen. Mit den Lieferungsverträgen gewinnt der deutsche Markt
«in großes Interesse an der Hebung der Verkehrshindernisse. Die Donau»
regulierungen, die im Kriege schon in so weitem Maßstabe vorgenommen
wurden, werden mit der Unterstützung der Kapitalien von Seiten Deutsch»
lands und Ofterreich'Ungarns so erweitert werden, daß die hier bestehenden
Hemmungen beseitigt werden. Durch die feste Quote des Absatzes wird ein
weiteres Schmerzenskind der rumänischen Petroleumindustrie, der teure Kredit,
sich mindern. Die Mühlenindustrie, welche schwer gelitten hat, wird dankbar
sein, einen regelmäßigen Absatzmarkt schnell zu erlangen. Auf den Vier-
verbandsmarkt zu warten, dürfte der Mühlenindustrie schwer werden ! Durch
die Politik Rumäniens haben die Mühlen den Kriegszustand bereits seit dem
Beginne der europäischen Kriegsverwickelungen gelitten. Es ist bekannt, daß die
Ausfuhr von Getreide an die Zentralstaaten unterbunden wurde, hierdurch sah
sich die rumänische Mühlenindustrie schwer getroffen, weil die Ausfuhr nach
den Ententestaaten durch die Sperrung der Dardanellen unmöglich wurde.
Der Handel im Lande selber aber wurde fast zu einer Unmöglichkeit, weil
die Regierung bekannt gab, Höchstpreise anzusetzen, welche die Ausfuhr nach
den Zentralstaaten sichern sollten. Diese Höchstpreise aber wurden nicht her-
ausgegeben, weil man sich im Geheimen längst mit der Entente geeinigt

hatte, Deutschland keinen Weizen mehr zu liefern. Um einen Gegendruck
auf die Haltung der Regierung auszuüben, haben sich die rumänischen Groß-
mühlen damals zu einem Syndikat zusammengeschlossen, dem 83 Mühlen
angehörten, die eine Mahlfähigkeit besaßen, welche 347 Waggons Mehl am
Tage ausmachte. Dies Syndikat hat den Krieg nicht überdauert. Heute ist
die Mühlenindustrie schwer durch die Abtrennung der Dobrudscha getroffen.
Ein Teil der besten rumänischen Handelsmühlen liegt bei Konstanz«, Rasova
und Cernavoda. Rumänien muß hierfür erst Ersatz schaffen. An einem
Überfluß an Mühlen hat man nie gelitten, so sind die in dem heutigen
rumänischen Wirtschaftsbereich liegenden Großmühlen nicht in der Lage, den
Bedarf zu decken, und man wird dazu übergehen müssen, die sogenannten
Bauernmühlen auszubauen. Die rumänischen Bauernmühlen haben bisher
nur den Markt des Landes versorgt. Da Rumänien im Inlande zu ^"/o
Maismehl verkonsumiert, haben die Bauernmühlen fast ausschließlich Mais
gemahlen. Ihre Anlage ist primitiv. Kapital, das diese Industrie stützt, ist
nicht vorhanden. Die wenigen besser entwickelten Bauernmühlen Rumäniens
haben vor dem Kriege versucht, sich zusammenzuschließen, um ebenfalls für
den Erport arbeiten zu können. Der Kapitalmangel, das Unvermögen, das
Getreide zu lagern und das Mehl dem Versand zuzuführen, hat diesen Plan
vereitelt. Da heute die Bauernmühlen in erster Linie dazu berufen sein
werden, sich zu eMwickeln, um die Mahlfähigkeit sür Weizen zu erhöhen,
braucht man einen festen, sich sofort bietenden Abnahmeplatz, nicht aber gänzlich
untarierbare und zeillich unbestimmbar gesperrte Handelsplätze, wie jene der
Entente sie heute für Rumänien darstellen. Nur wenn, gestützt auf Lieferungs-
verträge, den Bauernmühlen der Kredit zugänglich wird, damit man sich
erweitern, damit man zunächst Lagerräume anlegen kann, wird der gescheiterte
Plan, ein Syndikat der entwickelteren Bauernmühlen herbeizuführen, erreicht
werden können. Rumänien hat alle Ursache, sich des festen Weizenmarktes zn
freuen, nachdem man nur politischen Plänen zu liebe seine Mühlenindustrie
schon vor dem Eintritt in den Kriegszustand auf das empfindsamste schwächte.
Verbunden mit jeder Mühlenindustrie ist ein Erport an Nebenprodukten
der Kornfrucht, in erster Linie an Kleie. Rumänien weiß genau, daß feine
Abnehmer für Kleie seit Iahren die Zentralstaaten sind. Im Jahre 1913
erhielt der gesamte Vierverband nur 832278 K^. Kleie, das deutsche Reich
aber erhielt 8 Millionen Kß. und Osterreich»Ungarn 6 Millionen Kß. Kleie.
In gleicher Weise verhält es sich mit dem Gries. — So sehen bei näherer
Beleuchtung die „Zwangsmaßregeln" aus, welche Deutschland gebraucht, um
das arme Rumänien wirtschaftlich zu knechten, um es in „unnatürliche" Wirt»
schaftsverhältnisse hinein zu zwingen. Daß es den schwärmenden Anhängern der
Ententepolitif, daß es den Träumern eines den Balkan beherrschenden Rumänien
unbequem sein mag, mit den Zentralstaaten zu verhandeln, von den Zen»

lralstoaten abhängig zu sein, ist eine Tatsache, welche mit den wirtschaftlichen Lebensinteressen dieses Landes in keinerlei Verbindung steht. Wie diametral die Politik, welche dieses Land durch seine politischen Parteigruppen trieb, dem Lebensinteresse Rumäniens entgegenlief, haben die Ereignisse gezeigt. Die Unnatur der Haltung dieses Landes, mit seinem deutschen Fürsten an der Spitze, hat sich an sich selbst gerächt. Wer geneigt ist, den heutigen Geschehnissen eine rein militärische Grundlage zu geben, sie also in die alte Formel von dem Machtgesetz des Stärkeren kleiden will, prüfe einmal, nachdem die Erportgüter Rumäniens auf dem Markte der Zentralstaaten als recht natürliche befunden wurden, die Lage der Handelsplätze, welche Rumänien für seinen Einkauf in Anspruch nehmen muß. Um einen Einblick in die Abhängigkeit Rumäniens von den deuts ben und österreichischen Einfuhrgütern zu erlangen, möge man die folgende, von der rumänischen Regierung 1913 herausgegebene Statistik betrachten. Danach ergibt sich das folgende Abhängigkeitsverhältnis Rumäniens von der deutsch-österreichijchen Einfuhr.

Es gestaltete sich die Einfuhr in Waren 1913 in Milionen Lei

Metalle und s
Metallwaren /
Wolle, Haare
Konfeklion
Tertilpflanzen s
und Waren /
Maschinen

Nach dieser Statistik erkennt man, daß Deutschland und Österreich-Ungarn von 157 Millionen Lei Einfuhrwaren nicht weniger als für 119,41 Millionen Lei Ware lieferten! Man ersieht, daß an Haaren und Wolle Deutschland und Österreich-Ungarn von einer Gesamteinfuhr von 33 Millionen Lei für 23,54 Millionen Lei Ware liefern, daß bei der Einfuhr von Konfektionswaren die beiden Staaten für 13,62 Millionen Lei lieferten, während die Gesamteinfuhr nur 21,71 Millionen Lei ausmachte. Stets über die Hälfte, ja bis zu Dreiviertel der Einfuhr dieser wichtigen Güter wurde von den zwei Ländern an Rumänien abgegeben. An Maschinen hatte Rumänien die Gesamteinfuhr von 59,05 Millionen Lei und 42,79 Millionen Lei der Ware kamen aus Österreich-Ungarn und dem deutschen Reiche. An Tertilwaren, vornehmlich an Garnen, ist England wohl hinsichtlich der Einfuhr gut beteiligt, trotzdem sandten Deutschland und Österreich-Ungarn an tertilen Rohstoffen und Tertilwaren bei einer Gesamteinfuhr von 64,90 Millionen Lei Waren in einem Werte von 30,26 Millionen Lei, also nahezu doch noch die

Engl.
Frank.
Ital.
Rußl.
Deutsch!.
Osten.
einfuhr
19,15
1,93
1,47
0,36
89,63
29,78
157,07
4,31
2,12
1,68
2,86
2,02
0,86
0,11

14,06
5,20
9,48
8,42
33,07
21,71
18,56
1,53
9,83
0,16
13,09
17,17
64,90
7,15
2,84
1,32
—
35,22
7,57
59,0)
261

Hälfte der Waren. An weiteren nennenswerten Einfuhrgütern kann man für Bulgarien noch das Holz und die Holzwaren, ebenso die Einfuhr von Wagen rechnen. Von einer Gesamteinfuhr von 64^0 Millionen Lei an Hölzern und Holzwaren erhielt Rumänien für 16,48 Millionen Lei aus Osterreich-Ungarn und Deutschland. Die übrige Holzware kam zumeist aus Rußland. Die Einfuhr von Fuhrwerken betrug 27,26 Millionen Lei, hiervon lieferten die beiden genannten Staaten für 16,99 Millionen Lei und zwar Deutschland für 14,34 Millionen Lei Fuhrwerke und Osterreich für 2,65 Millionen Lei. Also auch weit über die Hälfte dieses Einfuhrgutes wurde von den beiden Staaten geliefert.

An dieser kurzen Statistik kann man in schönster Deutlichkeit erkennen, ein wie fremder und ein wie unnatürlicher Markt die Zentralstaaten für das Handelsleben Rumäniens sind! — Man erinnere sich auch weiter der Tatsache, daß diese ansteigende wirtschaftliche Entwickelung nach den Zentralstaaten in eine Zeit fällt, da man beständig mit der Warenverteuerung durch den Landweg und mit dem Hindernis des Donauverkehres aufwärts zu kämpfen hatte! Mit dem Fortfalle der Hindernisse auf dem Donauwege würde sich ohne alle Verträge die Ausfuhr und die Einfuhr mehren. Außerdem ist zu berücksichtigen, daß die Verteuerung der Landfrucht heute ein ganz anderes Bild angenommen hat. Der entstandene Mangel an Schiffsraum, der weit in eine kommende Friedenszeit hineinreichen wird und muß, wird die Sätze für die Schiffsfrachten auf eine ebenso lange Zeitdauer auf einer abnormen Basis halten. Somit ist man auch dieses Vorteiles verlustig gegangen. Da andererseits Rumänien von einer eigenen Handelsflotte überhaupt noch nicht reden kann, die Entente für die Friedenswirtschaft zunächst allen Frachtraum für sich beanspruchen wird — und auch muß, würde der Handel über See sich automatisch, frei von jedem Willen des rumänischen Staates einschränken. Rumänien steht vor dem Ergebnis, daß sich ihm im Norden die Landwege öffnen, die Wasserwege im Süden aber einengen. So sieht die Lage des von Deutschland zu vernichtenden Rumänien aus! —

«V

Rechtsanwalt Dr. Ludwig Ven d ix, Verlin:
Beamtentum und Demokratie.
XVe neeä »n «ppiecilltion c>t meeanizm; ttie^
e,s libeit/. I'lie oppe»ition iz not «, ubzolute gz
it zeemz. P»tten, im 1'tie f'ni-uni 1913, p. 26.
Als wir jetzt Vierzigjährigen vor rund 20 Iahren zu den Füßen
berühmter Universitätslehrer das hohe Lied vom deutschen Beamtentum
vernahmen,
„Wir haben heute, in Deutschland besonders, ein hohes Maß von Neamtentüchtigkeit und
Integrität durch einen Erziehung- und (zinschuluugsvrozeß von Jahrhunderten, durch ein
richtiges Besoldungs- und Corrierewstem erreicht. Auf der Sachkenntnis, dem Patriotismus,
dem offenen Sinne des höheren und besseren Teil« dieses Beamtentums für die staatlichen und
Gesamtinteressen, auf der Abwesenheit der egoistisch-wirtschaftlichen illasseninteresseu bei ihnen
bencht psnchologisch ein sehr großer Teil aller neueren Fortschritte im Staatsleben, in der
wirtschaftlichen und sozialen Gesetzgebung". Gustav Schmoller, Grundriß der allge-
meinen Volkswirtschaftslehre, Leipzig 1904 I, S. 312.
sind wir von Stolz erfüllt gewesen und voller Zuversicht und Vertrauen zu
unserem von tüchtigen und zuverlässigen Beamten gewissenhaft verwalteten
Obrigkeitsstaate in das Leben getreten. Wir waren der hohen Ueber»
zeugung, daß ein unparteiisches Beamten-Regiment, wie uns gelehrt wo»
den war, über unserem Schicksal waltete, und ein jeder in deutschen Landen
sich diesem Regiment in sicherer Erwartung gerechter Erledigung seiner Sache
anvertrauen könne. Es gab für uns nach den Lehren der Universitätsautori-
täten kein besser regiertes, verwaltetes und gerichtetes Land als Preußen»
Deutschland.
Wir, die wir von jenen Lehren voll hinauszogen, haben ihre Ideali»
tat erkennen müssen und machen zu den Worten des großen Volkswirtschaft-
lehrers:
„Jedenfalls werden wir in der Annäherung des Arbeitsverhältnisses an das Beamteuverhält-
nis einen Fortschritt sehen, der sich heule vollzieht, der das jetzt Erreichbare darstellt, der das
Smlimmste, über was der Arbeiter heute klagt, beseitigt". Schmoller, Grundriß II, S. 239.
heute ein großes Fragezeichen. Das Beamtentum erscheint uns heute nicht
mehr als das Ei des Kolumbus, als das große Heilmittel für die Lösung
gesellschaftlicher Konflikte. Die Unparteilichkeit und Objektivität des Beamten,
in denen mit Recht die Rechtfertigung des Obrigkeitsstaats erblickt wurde,
erscheint als eine Konstruktion, ja petitio priuoipii. Der Obrigkeitsstaat
steht und fällt mit der Unparteilichkeit und Objektivität des Beamten und
dem völligen Vertrauen des einzelnen Bürgers hierzu. Obrigkeitsstaat und
vertrauenswürdiges Beamtentum sind eigentlich nur verschiedene Ausdrücke für

dieselbe Sache einer grundsätzlichen Scheidung zwischen Regierung und Regierten, einer Bevölkerungsschicht, welche die im Staate verkörperte Macht besitzt und ausübt, und einer, welche Gegenstand der Ausübung ist, sie zu dulden hat. Die Auffassung von der Richtigkeit, ja Idealität eines solchen politischen Zustandes konnte und mußte sich zu einer Zeit bilden, in der ihm die politische Wirklichkeit entsprach, wenn von einer solchen überhaupt gesprochen werden kann, und mußte zu besonderer Stärke bei einem Gelehrten gelangen, der mit Vorliebe sich in die ältere preußische Verwaltungsgeschichte vertiefte.
Der Gegensatz und der unterscheidende Punkt, auf den es ankommt, wird klar, wenn ich aus der amerikanischen Zeilschrift Ine ?orum vol. I^IV (1915> p. 22 einem Aufsatz von Patten: Lue <3ei.iii2ii v»^ ot lumlliuß die folgende Stelle entnehme:
„1o U3 lreeilom rneunz ilownsg» ofintern»> t^runtz, unil tke upbui>>tmß ol rezt!'2int5 »zmnzt eiploit»tion. t.ibert^ i« tnu^ -, politie»! eoneept lli2t d»z no eontent but treeilorn srorn eontrol. XVe »re true te, nur dizlor/ >vnen ve iiennunee 2rbitr^ry power »nä builil up re?tr»int 2^inzt n»tion»l »^^re^zinn. I'c, tlieze eni!« ve proelllirn biliz c,l rißtd«, cremte conziituiiannl limit»tion« »nil put tne treeitom ot perzon« »oove Zroup velt»re. ^,I> tki> i« »bzein tre,m «iermiin tkoui<t 'lbeze I12z been no izzue on vnicn 2 rlerce nntgZonizm ot ruler unit «ubjeet eoulil »ri5e. 8ucn »n i5«ue «n onl/ eorne ivnen (ierm»n5 nn Innrer te.irinßi externst »^ßrezzion e»n zo iorvv^rilz in tneir inlern.il ilevetoprnent »^ lree!)s nnit 23 Wtel^ »z I3nZl2N(t »nit Americ» I^2ve iione.
1>!!« »trußßle lor lreeilom in Uerm2n^ K2«, been vvgße't in otner tn»n politi«il iielitz, anii K25 m«lnt tne overtkro^ ot' relißiouz itozm2tizm, os nncient «uperztitiun, ot zocil,! grroß2nee, ot etieie trgiiitionz -inä ot conv^ntii,ni> mor.l>itv."
Die Tüchtigkeit des preußisch-deutschen Beamtentums konnte so lange nicht in Zweifel gezogen werden, als die Unangefochtenheit des von ihm getragenen Obrigkeitsstaates eben seine Eristenzbereehtigung erwies. In dem» selben Augenblick, wo dieser Staat Anfechtungen grundsätzlicher Art erfuhr, d. h. da, wo er an anderen politischen Idealen gemessen wurde, als sie ihm entsprechen, und seine Ziele und Mittel gegenüber den anderen Forderungen unzulänglich erschienen, konnte und mußte auch das auf ihn eingearbeitete und für ihn passende Beamtentum mit anderen Augen angesehen werden, konnte und mußte es insoweit ungeeignet erscheinen, als es dem neu erwachenden poli» tischen Leben sich nicht anpaßte. Insoweit es dies nicht tat, sondern mehr oder weniger bewußt Widerstand leistete und den neuen Geist in die lieb und geläufig gewordenen alten Schläuche hineinpreßte, mußte es Unzufrieden« heit und Kritik bei denen wecken, die bei diesem Versuche der Aufrechter» haltung des alten Systems zu kurz kamen. Die Unzufriedenheit mit dem überlieferten Beamtentum mußte umso mehr um sich greifen, je mehr Per» sonen während des Krieges unmittelbar zum Dienst für den Staat herange» zogen wurden und sich von der Macht ausgeschlossen sahen, für die sie bis zur Selbstaufgabe und Selbstvernichtung in Anspruch genommen wurden, und

je stärker die Kriegswirtschaftsgesetze und ihre Strafdrohungen in das Leben
jedes Einzelnen eingriffen und die schwersten Opfer von ihm verlangten.
Ie großer diese Opfer in der Heimat und in der Front empfunden
wurden, desto tiefer wurde auch der Gegensatz des Einzelinteresses zum All-
gemeininteresse erlebt, und umso lebendiger mußte schließlich die Besinnung
des Einzelnen auf die uneinschriinkbaren Rechte des Individuums gegen dcn
Staat werden. Ie weiter dessen Eingriffe gingen, umso gewaltiger mußte
die Reaktion werden. Die staatliche Vernichtung und Geringschätzung des
Individuums mußte dieses zur Selbstbesinnung, inneren Auflehnung und
endlich zur Forderung der Teilnahme an der Machtausübung führen. Dem
preußischen Beamtentum entstand eine weltgeschichtliche
Aufgabe: die Mitwirkung an der unabänderlichen und
unaufschiebbaren Auseinandersetzung zwischen Staat
und Staatsbürger. Für die Lösung dieser weltgeschichtlichen Aufgabe
bieten sich mehrere Möglichkeiten. Die Mitwirkung kann erfolgen durch För-
derung der allgemeinen und Bekämpfung der individuellen Interessen, oder
durch Einschränkung der allgemeinen und Förderung der individuellen Inter-
essen, oder schließlich durch ein ständiges Vermitteln zwischen den beiden
Interessengegensätzen.
Diese Möglichkeiten finden in der Wirklichkeit ihre Vertreter. Es gibt
Beamte, welche den einen oder anderen oder nach ihrer Persönlichkeit den
dritten Lösungsversuch zur Durchführung bringen und bringen müssen.
Man wird aber wohl, ohne auf erheblichen Widerspruch zu stoßen, sagen
dürfen, daß die Gruppe von Beamten bei uns die herrschende und vorherr-
schende ist, welche die Autorität der Staatsgewalt gegen und auf Kosten des
Einzelinteresses mit allen zu Gebote stehenden Machtmitteln durchsetzt. Daß
die Kriegszeit mit ihren den Einzelinteressen ungünstigen, tief einschneidenden
Gesetzen dieser herrschenden Gruppe von Beamten besondere Gelegenheiten
zur Machtausübung bietet, liegt auf der Hand, und daß hierbei auch Ueber-
griffe häufiger vorkommen, als in Friedenszeiten, in denen der Einzelne mehr
gilt und eher sein Recht zu verteidigen den Mut findet, lehrt die Erfahrung.
Die Uebergriffe schließen aber eine große Gefahr für das herrschende
Verwaltungssystem in sich. Seine äußere Machtausübung wird solange bei
allem inneren Widerstreben oder selbst Auflehnen ertragen und von den gel-
tenden Verfassungsgrundlagen aus bekämpft, als keine Uebergriffe stattfinden,
d. h. als wirklich nach den geltenden Gesetzen verwaltet und Recht gesprochen
wird. Wenn aber die Gesetzesanwendung in der Verwaltung und dem
Gerichtsverfahren als Gesetzesverletzung empfunden wird, wenn die, welche
Hüter des Gesetzes sein sollen und als solche, mag dieses noch so schlecht
und bekämpfenswert sein, anerkannt werden, zu Gesetzesbrechern werden, wenn
sie die ihnen anvertraute Staatsmacht im vermeintlich allgemeinen Interesse

unter Nichtachtung, ja Verletzung gesetzlicher Vorschriften und durch sie gestützter
Einzelinteressen unbedenklich und rücksichtslos durchsetzen und in dem glücklichen
Wahn handeln und leben, auf diese Weise das wahre Wohl des Staats zu
fördern, so kann es nicht Wunder nehmen, daß die erneute gesetzliche Grenz-
ziehung und -berichtigung zwischen Individuum und Staat zu Gunsten des
ersten, der ewige Gegenstand demokratischer Forderungen, wieder als dringen-
des Bedürfnis zu neuem Leben erwacht. Es wird hier nicht im entferntesten
an Rechtsbeugung oder Amtsmißbrauch gedacht, sondern gerade an die Fälle,
in denen der eifrige und schneidige Beamte, wie der weitschauende sorgfältig
prüfende willensstarke Staatsdiener in den Konfliktsfällen, die dem Leser
aus eigenen Erfahrungen geläufig sein dürften, von vornherein und grund-
sätzlich das Interesse des Staates, das er auch immer für das der Allge-
meinheit hält, dem des ihm widersprechenden Einzelnen überordnet; ein sol-
cher Beamter, in dem dieses Ueberordnungsverhältnis lebendig oder gar eige-
ner Lebensinhalt ist, der die Aufrechterhaltung und Durchsetzung der Staats-
autorität in ihrer überkommenen Gestalt als seinen Lebensberuf betrachtet,
prüft nicht die beabsichtigten Maßnahmen an den geltenden Gesetzen, sondern
hält bestimmte Maßnahmen im vermeintlichen, ihm anvertrauten Interesse des
Staats für erforderlich und fordert von den Gesetzen, daß sie eine Grund-
lage für jene Maßnahmen bieten. Und wenn es an einer ausdrücklichen
Vorschrift fehlt, so muß der von ihnen verstandene Geist und Zusammenhang
der Gesetze die fehlende Rechtfertigung geben, und wo auch das nicht gut
möglich ist, belehrt die erlassene Entscheidung den Betreffenden, daß er vor
ihrer Autorität Halt zu machen hat, wenn er sie auch nicht versteht, und
wenn selbst ihre Gesetzwidrigkeit ihm außer, Zweifel erscheint. Die Stim-
mung dieses Beamtentypus l»io vnlo, «lo jnb««) wird solange keinen ernst-
lichen Widerspruch erfahren, als seine Befehle den allgemein herrschenden
Anschauungen entsprechen. Wenn sich hier aber eine Kluft auftut, dann
werden und müssen Anordnungen, die für ungerechtfertigt oder gar gesetz-
widrig gehalten werden, und nun gar, wenn es sich um richterliche Maßnah-
men handelt, aufreizend wirken, können die Staatsfreudigkeit in ihr Gegenteil
verkehren und schließlich eine Giihrung hervorrufen, die den Bestand des über-
lieferten Systems gefährdet, (ü»velmt eonnnle».

Die Zeiten des alten Nettenmair, von dem Otto Ludwig die
prachtvollen Worte prägte:

»Der alte Herr im blauen Rock gab seine Befehle, wie der Gott der Hebräer aus Wolken
und mit der Stimme des Tonners, ei hätte seinem Ansehen etwas zu »er»
geben geglaubt durch Aussprechen seiner Gründe, er gab kein
Warum, und seine Söhne wagten nicht, nach Warum zu frage n".

sind endgültig vorbei, wenn auch von seinem Geiste noch viel in der herrschen-
den älteren Generation des Beamtentums zu spüren ist.

R. Hübner:
Vermogensbesteuerung.
Von allen Seiten tauchen jetzt Steuervorschläge auf, die das große Finanzproblem lösen wollen: wie sind unsere deutschen Kriegsschulden künftig zu decken? Viele Kreise fordern dafür eine mehr oder minder hohe Vermögensabgabe, wogegen sich aber die Betroffenen zur Wehr setzen. Auf welche Seite soll sich nun der Staat stellen? wo liegt sein größeres Interesse? Um diese Frage richtig zu beantworten, gilt es zunächst den Gegenstand gründlich zu untersuchen und festzustellen, wie denn unser Vermögen eigentlich beschaffen ist? Die Antwort lautet:
Was einer hat und kann — also, was ein Mensch körperlich besitzt und geistig vermag, das ist, im weiten Sinne, sein gesamtes Vermögen. Und ebenso verhält es sich mit dem Vermögen eines Volkes, das sich aus dem Landbesitze, als toter Materie, und dessen Bewohnern, als lebendiger Energie, zusammensetzt. Denn beide Werte, als Stoff und Kraft vereint, ergeben erst den ganzen Besitzstand eines Staates oder Reiches — wie man eben diese feste Verbundenheit von Land und Leuten nennt. Und beide sind auch, wie Körper und Geist, garnicht von einander zu trennen, da durch ihre Vereinung erst das Lebewesen: Mensch, oder das größere Wesen: Staat, hervorgehen.
Daß ein Volksstaat nichts anderes ist, als ein Mensch im Großen, hat bekanntlich schon Platon behauptet, doch geriet diese Erkenntnis langezeit in Vergessenheit. Wir heutigen erst sind wieder zu derselben Auffassung vorgedrungen und begreifen nun, dank der Entwicklungslehre, wohl noch besser den tiefen Sinn jenes weisen Wortes, wie sein einstiger Urheber. In der Tat lehrt uns die moderne biologische Staatstheorie, daß die Menschen ihre Gesellschaftsformen (wie schon die Tiere) aus sich selbst herausgebildet haben: indem sie nämlich den menschlichen Zellenstaat unbewußt nach außen getragen (objektiviert) und ihn so im politischen Staate nachgeahmt haben. Finden wir hier nicht — freilich im Großen — sowohl unsere passiv-aktiven Lebenskräfte: Wille, Empfindung, Gemüt und Verstand, wie auch deren körperlichen Organe in vielerlei Gestaltungen überall wieder! Und je weiter wir uns darein vertiefen, umso klarer wird uns das übermenschliche Wesen des Staates, ebensowohl seiner äußeren Form wie auch seinem Inhalte nach.
Aus solcher Überzeugung erwächst uns aber auch die frohe Zuversicht, daß wir Menschen — da ein jeder nicht nur als Individuum, sondern auch als Teil seiner Gattung eristiert — uns nicht bloß als Einzelne auszubilden haben, sondern ebenso, ja erst recht, unsere Volksgemeinschaft, den Staat, zu ver-

vollkommnen trachten sollen: denn also will es das aufsteigende Leben!
Doch wie erreichen wir diesen Fortschritt? Indem wir den Edelmenschen
als Vorbild unserm Staate voranstellen, dessen ganzes Wesen erweitert auf
jenen übertragen und seinen lebendigen Zusammenhalt in unserer Staatsoer-
fassung nachzubilden suchen!
Es ist eine wundersame Erscheinung, wie sich mitten in diesem Welt-
kriege bei fast allen Kulturvölkern ein starkes Verlangen nach Verbesserung
ihrer Staalsformen kundgibt. Dieser Drang beruht wohl auf der Hoffnung
der Nationen, durch bessere Organisationen ein Ende dieser furchtbaren Kämpfe
herbeizuführen, ja vielleicht dadurch zu einem allgemeinen Volkerfrieden
zu kommen. Ob sich freilich das Ideal eines Weltfriedens künftig ver-
wirklichen wird, bezweifeln ja viele; doch wäre es wohl möglich, einem sol-
chen Zustande langsam näher zu kommen, wenn wir unsere Staatsordnung
gen, dem Menschenideale entsprechend, mit voller Bewußtheit weiter ausbilden
würden. Auf welche Weise dies geschehen kann, und daß wir solches auch
vermögen, soll in einem anderen Aufsatze dargelegt werden. Nachfolgende
Ausführungen wollen zunächst die Art und Bedeutung des Volksoermögens
feststellen, wobei der Wert des Staates als Inbegriff unseres Gesamtver-
mögens zunächst erklärt werden mußte.
Wie unsere berufenen Nationalökonomen, seien sie nun Theoretiker oder
Praktiker, über das Wesen des Staates noch der verschiedensten Meinung
sind, so sind sie sich auch über den Begriff Volksvermögen durchaus nicht
einig. Viele verstehen unter dem Vermögen nur das angesammelte Kapital;
andere rechnen dazu alle wirschaftlichen Güter, auch die Pflanzen und Tiere
als lebendes Inventar eines Landes; und etliche stellen, neben gewissen Natur-
kräften, noch die menschliche Kulturmacht als ein Kapital auf, das sich aller
toten wie lebendigen Kräfte bedient, um das Einzelleben wie das der Volks-
gemeinschaft möglichst zu vermehren. Dieses soziale Ziel erreichen wir be-
kanntlich nur, wenn wir einen Teil unserer individuellen Freiheit dem gene-
rellen Wohle opfern, und ebenso Teile von unserem Eigenbesitze abgeben,
um das Ganze zu erhalten und zu fördern. Erstere, unsere ideellen Bußen,
heißen auch Staatsbürgerpflichten; die letzteren materiellen dagegen nennen
wir Steuern.
Sowohl unsere geistigen wie auch die körperlichen Abgaben an die
Allgemeinheit werden von der Staatsregierung (dem verstandesgemäßen Wil-
len einer Nation) und von der Volksvertretung (dem gemüthaften Lebens-
willen) gemeinsam beraten. Und was beide Staatsfaktoren bei gleicher
Machtvollkommenheit vereint bestimmen, das entspricht der natürlichen Ver-
nunft und bedeutet daher Weisheit und Gerechtigkeit. Diese kann aber
nur erblühen, wenn der Lebenswille eines Volkes von seinen Verstandes-

und Gemülskriiften gleichmäßig geleitet wird. Daß nun die geistigen wie
die körperlichen Abgaben so oft gar ungerecht erhoben werden, erklärt sich
aus unserem Menschenwesen, das ursprünglich mehr subjektiv - egoistisch wie
objektiv»sozial gerichtet ist, und sich nur dem Staate willig unterordnen mag,
von dessen gerechter Regierung es völlig überzeugt ist. So geschieht es ja
im gesunden menschlichen Zellenstaate; so geht es in einer liebesverbundenen
Familie zu; und so könnte es auch in einem Idealstaate zugehen, wenn alle
Volksklassen sich gegenseitig die Hände reichen und das allgemeine Wohl über
das eigene stellen wollten.

Da wir nun dieser hohen Aufgabe bewußt geworden sind und das
Ziel unseres gemeinsamen Strebens erkannt haben, so hieße es an unserem
geistigen Vermögen zweifeln, wenn wir nicht glauben würden, jenes Ziel
auch künftig erreichen zu können. Und sind wir nicht gegen früher schon
ein gutes Stück vorwärts gekommen auf den Kulturwegen der Menschen-
seele: haben gerade wir Deutsche nicht ein gleiches Gesetz für alle Staats-
bürger geschaffen, ein allgemeines Wahlrecht und die Wehrpflicht aller Miin»
ner, eine Alters- und Krankenversicherung wie noch manche Wohlfahrtsein-
richtungen herausgebildet, und sind damit gar vielen anderen Völkern vor-
angeschritten! Auch haben wir ihnen so ein Beispiel gegeben, wie man
das Kapital der Volkskraft innerlich mehrt und sicherstellt. Und das alles —
mit der guten Absicht, eincn friedlichen Wettbewerb unter den Nationen
hervorzurufen!

Wie fehr aber sind wir darin, und zwar zumeist absichtlich, mißverstanden
worden! Und so hat uns dieser furchtbare Völkerkr'eg gezwungen, unsere
staatlichen Bindungen nur noch fester anzuziehen wie ehedem; ja es ist
kein Zweifel, daß wir bei einer längeren Kriegsdauer den heutigen Staats-
sozialismus immer weiter ausdehnen müssen. Denn dieser ist imgrunde
die angemessene Wirtschaftsform für den Kriegszustand eines Volkes, da es
sich dabei um die Eristenz des Ganzen, nämlich um das Leben des Staates
selbst handelt. Darum gilt auch jetzt die Losung: alle für einen — nämlich
alle Bürger heran für den Staat!

Aber wann erst der Friedenszustand wieder eintritt, dann müssen
die jetzigen sozialen Bande auch wieder gelockert und später fallen
gelassen werden, damit die einzelnen Bürger und Gemeinden Gelegenheit
finden, sich von neuem möglichst nach ihrer Eigenart zu entfalten. Solches
kann aber nur beim freien Spiele aller Unternehmerkräfte geschehen; wobei
die Regierung bloß darauf zu achten hat, daß die Staatsgesetze nicht über-
treten werden: denn die Behörden sind die Verwalter des Volfsvermögens,
während alle erwerbenden Bürger als Vermehrer desselben zu achten sind!

Wir Deutsche rechnen auf einen für uns günstigen Ausgang dieses

Völkerringens. Doch selbst im Falle großer Kriegsentschädigungen wird uns
der kommende Friede so gewaltige Lasten auferlegen, daß unsere Staatsab-
gaben jeder Art viel höhere wie ehedem sein müssen. Die verschiedensten
Berechnungen sind schon darüber aufgestellt worden, aber wirklich genaue
Angaben liegen noch außer dem Bereiche der Möglichkeit. Gewiß ist nur,
daß die aufgenommene Kriegsschuld des Reiches in Höhe von 124 Milliarden
(bis Sommer 1918) zu verzinsen sein wird, wozu für Invalidenrenten und
Pensionen, für Erneuerung des Kriegsmaterials, für Wiederherstellung zer-
störter Gilter aller Art u. s. f. noch gewaltige Summen treten werden —
der Schulden aller Bundesstaaten und Gemeinden zunächst nicht zu gedenken!
Sind wir nun imstande, diese ungeheure Zinsenlast aufzubringen, und weiter,
an eine Abzahlung der gemachten Kriegsschulden zu denken? . .
Vor dem Kriege wurde Deutschlands Vermögen öfters auf etwa
350 Milliarden berechnet (von Trietsch 1914 auf 375 Milliarden), welchen
Betrag der Staatssekretär Helfferich noch 1916 erwähnte. Dessen Nachfolger
im Reichsschatzamte, Graf Rödern, sprach im März 1914 von 300-330 Mil-
liarden Mark Nationalvermögen, wovon etwa 200 Milliarden steuerbar seien.
Während der erftere daneben unsere jährliche Kapitalszunahme im Frieden
auf ungefähr 10 Milliarden berechnete, schätzt der letztere sie sehr vorsichtig
nur auf etwa 5 Milliarden ein. Man merkt daraus, was im allgemeinen
bloß als Vermögen gilt, wie unsicher aber auch dessen ganze Annahme ist,
und man begreift wohl, wie notwendig eine Feststellung unseres wirklichen
Volksvermögens wäre. Denn daß der kommende Friede zur Deckung unserer
Kriegsschulden dem Kapitalbesitze besondere Abgaben auferlegen muß, daran
wird wohl niemand zweifeln; dazu ist aber vor allem nötig zu wissen, wie
hoch das deutsche Volksvermögen eigentlich ist. Und dabei erhebt sieh
nun sofort die Frage: was bedeutet Vermögen imgrunde, und woraus
besteht es?
Gehen wir der Sache auf den Grund, so merken wir, daß als erster
und letzter Kapitalswert immer nur der deutsche Grund und Boden anzu»
sehen ist, da dieser allein unvergänglich und der Träger unseres ganzen
Daseins bleibt. Denn auf diesem Stücke deutscher Erde beruht ja unser
Staatsleben, wie die Eristenz jedes Einzelnen: weil es mit seinen 540000 qlciu
Grundfläche den 68 Millionen Deutschen zum mindesten Wohnung, auch zum
großen Teile Nahrung sowie Kleidung gewährt; und nicht uns Menschen
allein, sondern auch jenen ungezählten Tieren und Pflanzen deutscher
Art, die wir als unser Eigentum betrachten. Eigentlich gehören wir alle
nur unserem Lande, da wir imgrunde bloß Gewächse dieses Mutterboden»
sind. Aber wir Menschen haben ihn eben in Besitz und Kultur genommen;
und seine Ausdehnung scheint uns ja gegeben, wenn auch seine Tiefe eben-
sowenig feststeht, wie die Lufthöhe über ihm zu ermessen ist. Doch vermö-

gen wir seine Grundfläche — wenn schon die Landesgrenzen bestimmt sind — einigermaßen zu vergrößern, und tun es auch: indem wir Mauern und mehrstöckige Gebäude auf ihm errichten, Flüsse überbrücken, Schiffe darauf bauen, Seeboden trocken legen u. a. m., wodurch wir unser Land immer besser auszunützen suchen.

Ie mehr Menschen sich auf einem Stück Erdboden ansiedeln, um so höher steigt es in ihrer Wertschätzung (man stelle neben den Preis von Heideland den in der Großstadt!); und so ist es kein Wunder, daß wir 68 Millionen Deutsche unser Reichsland viel höher einstellen, als z. B. die 39 Millionen Franzosen das fast gleichgroße Frankreich. (Trietsch gibt das französische Nationalvermögen mit nur 245 Milliarden an.)

Das bloße Land ist also unser Grundvermögen und bedeutet das allein feststehende Kapital unseres Volkes; wie hoch wir es einschätzen, hängt von unserem Gutdünken ab; wie es die anderen Völker bewerten, das bestimmt unsere Arbeitsleistung auf ihm. Denn wenn wir unseren Boden bearbeiten (also bewegen), so ernten wir Nahrung, Kleidung u. a. aus ihm und erzeugen so allen beweglichen Besitz, den wir zum Leben brauchen; den wir aber auch aufsparen können, wodurch er zu jenem Vermögen wird, das wir Gut und Geld oder Mobilien zu nennen pflegen; diesen gegenüber stehen die Immobilien Haus und Feld, auch Grundbesitz genannt. Schon immer wurde der Landesboden zerteilt, da er so besser zu kultivieren war und die Erfahrung lehrte, daß bei Allgemeinbesitz die Bodenpflege stets geringer wird. Diese kleineren oder größeren Ackerstücke, nebst Wiese und Wald, sind demnach das hauptsächlichste Volksvermögen nach wie vor, und alles übrige ist im letzten Grunde daraus gezogener mobilisierter Boden.

Nun geben wir im Tauschhandel viel solchen ab und bringen dafür auch -fremde Bodenstückchen (Metalle, Tier- und Pflanzenprodukte) mit in unser Land. Ia blicken wir uns daheim nur um, so können wir wohl Fremdlinge aus allen Erdteilen bemerken. Diese zumeist nicht lebensnotwendigen Dinge heißen wir Lurus oder auch Reichtum, denn sie haben, zumal als Schmucksachen, oft einen sehr hohen Wert — in unserer Einbildung! Aber beruht nicht alle Wertschätzung zuletzt auf Einbildung unserer Phantasie? Ja was wäre unser ganzes Leben ohne diese Geistesmacht!

Hier berühren sich wieder die Begriffe geistiges und körperliches Vermögen, oder seelische und leibliche Güter, die, wie anfangs gesagt, gleich Kraft und Stoff in uns, untrennbar von einander bestehen. Denn unsere Bodenarbeit ist eben halb geistiges, halb körperliches Tun, und trotz aller Arbeitsteilung mischt sich beides unaufhörlich miteinander. Da unser Kulturzustand verlangt, daß wir uns alle in die Hände arbeiten müssen, und wir zu der leichteren Entlohnung dieses Tuns das Geld erfunden haben, so ver-

wechseln viele diesen bloßen Wertmesser mit dem Vermögen selbst; natürlich kann Geld nur mit seinem Metallwerte als Kapital gelten. So besaß Deutschland 1914 zirka 5 Milliarden an gemünztem Golde, wovon bis 1917 die Reichsbank die Hälfte an sich gezogen hatte. Wieviel ungemünztes Gold bei uns vorhanden, ist ganz unbestimmt. Und wie wichtig wäre es doch, diesen Betrag festzustellen; ebenso den Wert aller anderen vorhandenen Metallwaren, auch Schmuckschätze u. s. w.!

Auch was unser Erdboden unterirdisch birgt, sollte genauer wie bisher untersucht werden, damit unser Grundvermögen z. B. an Eisen, Zinn, Kohle u. a. besser bekannt würde. Was oberirdisch an Wald und Feld zutage liegt, ist als Privat- oder Staatsvermögen ja festgestellt, und das Einkommen daraus wird versteuert. Aller Besitz aber, der keine Zinsen trägt, war bis vor kurzem abgabenfrei; eine wirkliche Vermögensabgabe isr erst mit dem Wehrbeitrage 1914 in Deutschland aufgetreten.

Dieser wurde bekanntlich von allem Kapitalbesitze über 111 bez. 50 Tausend Mark und von jedem Einkommen über bNOl) Mk. erhoben, wodurch — allerdings entgegen der Regierungsvorlage — vom Reichstage ein wichtiges Steuerprinzip eingeführt worden ist: die Gleichsetzung nämlich von flüssigem Arbeitsvermögen und festem Kapitalvermögen als Hauptgegenständen der staatlichen Besteuerung. Wir nennen beide Arten auch direkte Steuern; und diese sind seit Einführung der staatlichen Geldwährung als die einfachsten Staatsabgaben schon lange betrachtet worden.

Daneben besteht aber noch von alters her jene indirekte Besteuerung von Gütern aller Art, die der Staat in Form von Zöllen, Verbrauchs» abgaben, Srempelgebühren u. s. w. erhebt, und welche darum nicht fallen gelassen werden, weil sie unmerklich alle Staatsbürger belasten und große Erträgnisse bringen. Eine dritte Einnahmequelle des Staates ist sein eigener Grund» und Kapitalbesitz, sowie der Ertrag aus Staatsmonopolen der verschiedensten Art.

Da nun unser Deutsches Reich aus 26 selbständigen Bundesstaaten besteht und letztere, wie auch deren Stadt- und Dorfgemeinden, ihre eigenen Finanzverwaltungen haben, so besitzen wir natürlich auch eine bunte Musterkarte von Steuern aller Art, die aber das emsig erwerbende deutsche Volk bis zu Beginn des großen Krieges leicht aufgebracht hat. Da brach das schwere Verhängnis über uns herein; ungeheure Kriegskosten entstanden; unsere Ersparnisse an wertvollen Auslandgütern (Metallen, Leder, Wolle le) wurden aufgezehrt; unser Kapital im Auslande von ia. 18 Milliarden, nebst Schiffen, ging verloren — daneben die Kolonien; und unser wertvollstes Kapital: die arbeitende Menschenkraft, wurde nicht allein dem Erwerbe entzogen, sondern zu Hunderttausenden vernichtet. Und das ergibt seit nunmehr

drei Iahren einen so riesigen Verlust am deutschen Volksvermögen, daß wir
heute gar nicht mehr Imstande sind, dasselbe irgend genau zu beziffern.
Sicher steht nur die Reichskriegsschuld von 124 Milliarden, wozu die alten
Reichsschulden mit 5 Milliarden kommen und daneben die Staatsschulden
der Bundesstaaten in Höhe von etwa 16 Milliarden treten. (Abgesehen von
den Schulden der Gemeinden). Nun ist diese Reichsschuld von 130 Milliarden
ja bloß einer Hypothek gleich zu achten, die ein Besitzer auf sein eigenes
Gut aufgenommen und in Anteilseheinen ausgegeben hat; aber es entsteht
die Frage nach dem heutigen Werte dieses Gutes, das nicht nur im Inlande,
sondern auch im Auslande als Pfandobjekt für die deutschen Kriegsanleihen
gelten muß. Zugleich wird auch die mögliche Tilgung dieser Schuld ge-
fordert — falls sie nicht als ewige Grundschuld auf dem Reiche bestehen
bleiben sollte? Ihre Verzinsung erfordert 6^/2 Milliarden jährlich, deren Auf»
bringung durch neue Steuern die nächste Sorge sein muß.
Wenn wir nun für den Bedarf des Reiches früher ungefähr 2V2 Mil-
liarden aufbringen mußten, so würden wir bei vierjähriger Kriegsdauer nach
Friedenschluß gewiß den fünffachen Steuerbetrug erheben müssen, um nur
die laufenden Ausgaben an Zinsen, Kriegslasten aller Art, und Staatsunkosten
zu decken. Woher sind diese zu nehmen, in Anbetracht der gleichzeitig an-
wachsenden Einzelstaats- und Gemeindesteuern, sowie des sehr verteuerten
Lebensunterhaltes aller Staatsbürger? . .
Es kann kein Zweifel aufkommen, daß bei möglichster Sparsamkeit auf
allen Gebieten der Verwaltung die alten Steuerschrauben noch fester ange-
zogen und daneben neue Steuerquellen erbohrt werden müssen; ob diese
aber in Staatsmonopolen bestehen, oder durch Verteuerung der Verkehrsmittel
(Post, Eisenbahn) oder mit Hilfe von neuen Verbrauchsabgaben entstehen sollen,
muß weise erwogen werden. Denn, obschon viele Regierungskreise für einen
durchgeführten Staatssozialismus sehr eingenommen sind, so hat dieser selbst
im jetzigen Kriegszustande, wofür er angemessen scheint, doch vielfach versagt.
Für den Friedenszustand aber ist der freie Wettbewerb aller unternehmenden
Kräfte des arbeitenden Volkes wohl die bessere Form des Wirtschaftslebens,
da der verwaltende Beamte niemals ein gleich guter erwerbender Unternehmer
sein kann; doch schließen beide Arten von Staatsbürger einander natürlich
nicht aus, ^sondern sind vielmehr gleich notwendig und sollten sich stets
fördernd in die Hände arbeiten.
Wenn wir jetzt unser gesamtes Einkommen mit 35—40 Milliarden, wie
vor dem Kriege, einstellen, so ließe sich eine Verdoppelung der Einkommen-
steuer von ea. 5"/« auf 10"/« wohl durchführen. Auch könnten hohe Ver-
brauchsteuern auf Tabak und Alkohol — wofür unser Volk jährlich etwa
7 Milliarden leider ausgibt — große Einnahmen bringen. Ebenso müßten

die Staatsgrundsteuern ganz erheblich erhöht werden. Ob aber die vielseitig vorgeschlagene große Vermögensabgabe, oder gar Teilbeschlagnahme desselben, ratsam, ja überhaupt durchzuführen wäre, scheint sehr fraglich. Dagegen ist jedoch eine allgemeine Reichserbsteuer sehr vielversprechend und wohl möglich; um so mehr, als eine solche bei entfernteren Erben ja schon vom Reiche erhoben wird.

In der Zukunft aber sollte nunmehr eine Abgabe von jedem Erbe dem Reiche zufallen (und zwar bei 1000 Mk. Wert mit 1"/« beginnend, bis 100000 Mk. auf 10°/b aussteigend, bis zu 1 Million auf 25"/„ wachsend u. s. f.), wozu eine hohe Schenkungssteuer kommen und in besonderen Fällen das ganze Erbrecht des Staates eintreten müßte. Daß die Allgemeinheit ein moralisches Anrecht auf einen Teil am Einzelvermögen ihrer Bürger besitzt, kann nicht bezweifelt werden: denn jedes Besitztum wird ja dank der Mitarbeit aller erworben! Wenn also von großen Vermögen im Erbgange bis zur Hälfte ans Reich abgegeben werden soll (nach Tilgung der Kriegsschuld entsprechend weniger), so ist das keine ungerechte Forderung. Natürlich müßte diese Kapitalsabgabe durch amortisierbare Staatshypotheken und ähnliche Ge» stundungen erleichtert werden, damit den tüchtigen Erben die Möglichkeit bleibt, das väterliche Gut oder industrielle Unternehmen weiterzuführen. Daß das jetzige Erbrecht untüchtigen faulen Menschen nur zum Schaden gereicht, ist ja bekannt.

Damit nun diese allgemeine Erbschaftssteuer richtig erhoben werden kann, ist es notwendig, daß ein jeder schon bei Lebzeiten eine genaue Aufnahme aller seiner Vermögenswerte macht und nebst seiner Einkommensdeklaration dem Staate bekannt gibt. Beide Erklärungen sind von Einschätzern nachzuprüfen; und zwar müßte jährlich eine gewisse Zahl solcher Prüfungen nach Auslosung stattfinden, damit keinerlei Hinterziehung eintreten kann. Wissentlich falsche Deklarationen wären hoch zu bestrafen.

Durch beiderlei Einschätzungen würden wir nicht allein das ideelle Vermögen unseres Volkes erfahren (nämlich seine Arbeitsleistung als Einkommen ausgedrückt — wobei auch die wirtschaftliche Tätigkeit der Frauen genau zu bewerten ist), sondern wir würden auch die Höhe seiner Ersparnisse an materiellen Werten (Kapitalien, Kleidung, Hausrat, Schmuck, Kunstwerke le.) kennen lernen und endlich wissen, wie hoch sich der Kapitalswert aller privaten Grundstücke nebst Gebäuden beläuft, nach Ertrag und Zeitwert genau berechnet. Danach sollte im Erbgange eine abgestufte Eibsteuer von allen körperlichen Gütern erhoben und die bisherige Einkommensteuer von den geistigen Werten noch besser durchgeführt werden (Familien wären zu entlasten. Unverheiratete zu belasten, Nichterweibende zum Staatsdienste heranzuziehen).

Iedenfalls zwingt uns das Verhängnis dieses Krieges dazu, eine genaue Inventur unseres gesamten Volksvermögens vorzunehmen, damit wir durch eine gerechtere Besteuerung desselben wie bisher die entstandenen Lasten gemeinsam besser tragen lernen. Wir müssen und können das auch, und werden unser« neidischen Feinden zeigen, was wir Deutsche in der Not vermögen: nicht unterkriegen sollen sie uns, trotz aller ihrer Schliche, sondern wir werden dennoch vorwärts und hochkommen vermöge redlicher deutscher Arbeit. Denn diese unsere lebendige Kraft wird aus den Erdenstoffen nach wie vor große Kapitalswerte erzeugen, und unser gesamtes Volksvermögen soll weiter anwachsen, der Menschheit zum Heile!

Wilhelm Schremmer:

Taras Schewtschenko, der Dichter der Ukraine.

Unter allen ukrainischen Dichtern hat Taras Schewtschenko die größte Volkstümlichkeit erreicht. Er ist Lyriker. Sein Dichten ist durch die alten Volkslieder beeinflußt worden, die voll geschichtlichen Erlebens sind, die jene großen Kämpfe der Ukraine gegen die Polen, Türken und die Großrussen, die eigentlichen Moskowiter, verklären. Ohne Schewtschenko ist eigentlich ein Erwachen der Ukraine undenkbar. So groß sind die politischen Wirkungen seiner Dichtungen gewesen. Sie sind nichts als flammende Aufrufe, die Selbständigkeit zu erkämpfen, Verherrlichungen des Vaterlandes, die eine glückliche Zukunft künden. Der Dichter wendet sich immer an die Masse der Armen. Ein ukrainischer Adel ist nicht vorhanden. Er ist in das großrussische Lager übergegangen, von Katharina, der „Hundetochter", gekauft worden. Sie übergab dem Adel die Liindereien, machte die ukrainischen Bauern leibeigen. Was von dem Adel nicht großrussisch gesinnt ist, hält zu den Polen, die einst Herren der Ukraine waren. Der Dichter haßt den Adel, er nennt ihn Moskaus Straßenschmutz, Warschaus Plunder. Dieser Haß sitzt bis heute im ukrainischen Volke. Er ist verständlich. Aber vor dem Haß hat er den armen Bauern die Zukunft ins Herz gestellt. Keine Unterdrückung konnte sie vernichten. Was Schewtschenko 1845 in seinem „Vermächtnis" gesungen hat, sind heute die teuersten Worte eines jeden Ukrainers:

In ein Hügelgrab der Steppe, Daß ich lmm des Dnjepr Schnellen,
Wenn ich sterben werde, Seine Ufer schauen,
Senkt m'ch, Brüber, baß mich decke Daß ich höre, wie er rauschend
Ukrainererde! Strömt durch weite Auen!

Senkt ins Grab mich und erhebt euch! Dann in freiem Bruderkreise
Werft die Ketten nieder! Mögt ihr meiner denkeu.
Tränkt mit bösem Feindesblut« Mögt ein liebes, Itille» Wörtlein
Eure Freiheit wieder! Mir, o Freund«, schenken!
Hinter seinen Dichtungen steht ein tiefes Naturempfinden. Wir haben
noch zu wenig gute Übersetzungen, die dieses Empfinden unverfälscht wie»
hergeben. Man schaut in diesen Versen das weite Land des Dnjepr, die
unermeßliche Ebene mit ihren Strömen, Dörfern, Büschen und vorzeitlichen
Grabhügeln. Wo er aber auch einsetzen mag, immer haben seine lyrischen
Gesänge einen politischen Einschlag, immer sind sie durchtränkt von der Ver»
gangenheit und reißen vorwärts in die Zukunft. Schewtschenko hat auch
Romane und ein Epos geschrieben, die ihm nicht gelungen sind. Er
war durch und durch Lyriker. Er starb zu früh; wir können über seine
dichterische Größe kaum ein allseitiges Bild gewinnen. Die Zeit der Reife
fehlte ihm. Der russische Zar zerschlug dem Dichter Leib und Seele in Sibirien.
Im Iahre 1846 war in Kiew eine Bruderschaft gegründet worden
zur Erlangung der staatlichen Unabhängigkeit der Ukraine. Ihr gehörte
Schewtschenko an. Der Dichter wurde verhaftet und auf „unbestimmte Zeit"
als Soldat nach Sibirien geschickt. Dieser Soldatendienst bedeutete unter
Nikolaus I. die Hölle, er war schlimmer als her Tod. Körperlich und gei-
stig gebrochen kam er durch einen Gnadenerlaß Aleranders II. 1857 zurück
in die Heimat und starb kurze Zeit darauf. Die Aufhebung der Leibeigen-
schaft, die er so sehnsüchtig erwartet hatte, erlebte er nicht mehr. Er hatte
ihr Elend selbst durchkostet. Wegen seiner großen Begabung war er in
jungen IaHren Leibdiener seines Gutsherrn geworden. Mit 24 Jahren kam
er zu dem berühmten Maler Brüllow nach St. Petersburg und wurde durch
den Ertrag einer Lotterie mit 2500 Rubeln frei gekauft; sein Gutsherr hatte
ihn „wie ein gutes Reitpferd" bewertet. Schewtschenko war wie Reuter Dich»
ter und Maler, wie dieser suchte er in der Lust der Betäubung Linderung
eines harten Schicksals. Die Iahre 1838—1847 stellen Schewtschenkos glück»
lichste Schaffenszeit dar.
Seine Gedichte sind ganz sozial gestimmt, kleinrussisch sozial. Nur selten
bleibt der Dichter bei rein lyrischen Stellen ohne politische Hinweisung halten:
Beim Hüttlein steht ein Weichselgarten.
Turchsummt von Käfern ohne Zahl.
Die Pflüger ziehen heim durchs Tal,
lind Mägdlein singen, Mütter warten
Daheim schon mit dem Abendmahl.
Als kleinrussischer Schriftsteller, der die Masse aufwiegele durch „gefährliche"
Gedichte, hebt ihn der Untersuchungsbericht des Gendarmerieobersten hervor.
„Die Idee könnte allmählich Wurzel fassen, daß für die Ukraine die Mög«
lichkeit bestehe, als selbständiges Reich sich zu erheben", heißt es da wörtlich.

der Dichter der Ukraine Wilhelm Schremmer
Der russische Kaiser schreibt unter den Bericht, der die Verbannung nach Sibirien als bestes Mittel vorschlägt, eigenhändig: Unter sirengster Aufsicht und Verbot zu schreiben, zu zeichnen! Selbst die Fürstin Repnin konnte dem in Sibirien langsam dahinsiechenden Dichter keinerlei Linderung erbitten. Man schrieb ihr in schroffem Tone zurück, sie möge nicht an diesen Dingen rühren, wenn sie selbst unbehelligt bleiben wolle. Man wollte keine ukrainischen Gedichte; die Sprache, das gesamte Schrifttum sollte ausgerottet werden, durfte doch in den Schulen nur in russischer Sprache unterrichtet werden und keine ukrainische Zeitung erscheinen. Man haßte die Aufschrift „Ukraine" als eine zukünftige Gefahr. Darum hatte Peter der Große die Bezeichnung Kleinrußland mit aller Strenge eines Despoten eingeführt. Das erste Aufblühen einer ukrai» nischen Dichtung war durch das unsinnige Druckverbot aller Werke ukrainischer Sprache im Iahre 1720 unterdrückt worden. Mit dem zaristischen Ukas von 1876 sollte das Leben dieser Sprache vollständig ausgetilgt werden. Dieses Verbot wurde erst nach dem unglücklichen Kriege gegen Iapan, im Revolutions- jahr 19l)5 gemildert.
Das Grab des Dichters wird als Nationalheiligtum verwahrt. Sein Vermächtnis erklingt vom heiligen Kiew bis zu den Ufern des Schwarzen Meeres. Es hat für den Ukrainer noch helleren Klang als „Deutschland, Deutschland über alles" für uns. Denn das Lied hat die moskowitischen Ketten zerrissen. Es hat wie ein Licht in das Dunkel geleuchtet und gezeigt, daß die urkrainische Sprache nicht ein russischer Dialekt ist, wie die Moskowiter vorgeben, daß die Ukraine ein selbständiger Staat werden kann, wie sie es Jahrhunderte hindurch gewesen ist. Wer Schewtschenkos Gedichte liest, ge- tvinnt den Eindruck, daß das Dnjeprland ein Paradies gewesen ist, ehe es unter die russische Knute kam. So gewaltig ist diese Lyrik. Der Dichter hatte sein Volk über alles lieb und sieht seine Leiden, er begreift, was größere Künstler so selten verstehen wollen, daß die Masse des Volkes, ob- wohl sie nicht klug, nicht schön ist, doch besser bleibt als die Herren. Sein eigener Vater trägt die Last des leibeigenen Häuslers, seine Geschwister sieht er geknechtet und verdorben in Elend. Aber was in seinen Versen glüht, ist alles andere als persönlicher Groll. Seine Worte lebten dann nicht mehr. Er war ein nationaler Prophet, der die Zukunft aus der Gegenwart und Vergangenheit heraushebt.
Die Dichtung von Taras Schewtschenko ist heute Wirklichkeit geworden, so herrliche Wirklichkeit, wie sie die. ukrainische Nationalhymne besingt:
Noch nicht starbst du, Ukraina, Schwinden werden lwfre Feinde,
Sieh, dein Ruhm lebt welter, Tau vor Sonnenstrahlen,
Und der Himmel, junge Brüder, Herren werden wir daheim sein
Wird uns wieder heiter! Mit den Brüdern allen! . . .

C. Loog:

Was ein Franzose „im Jahre 1558" über den Weltkrieg sagte.

Voraussagen gibt es nicht, sagt die Neuzeit. Die Astrologen des Mittelalters sind vergessen. Nur ein Name des XVI. Iahrhunderts, Nostradamus, hat noch eine gewisse Berühmtheit behalten. In seinen IN Centurien (etwa 1000 Vierzeiler> fanden sich nämlich von Zeit zu Zeit bis auf die Gegenwart eine Reihe Verse, die auf ganz bestimmte historische Ereignisse, die Frankreich angingen, gedeutet werden konnten. Dabei sind, auch für die Zweifler, die Zusammenhänge der Verse mit den Ereignissen sehr häufig verblüffend.

Was weiß nun Nostradamus vom Weltkrieg? Es ist nicht ohne Reiz, ganz abgesehen vom Zweifel oder Glauben an die Voraussage, zu hören, was er von Mars — dem Weltkrieg — erzählt und was mit einigem guten Willen aus seinen Vierzeilern herausgelesen werden kann:

„Die Herrschaft über Marokko wird auf die Europäer übergehen," beginnt VI, 80. Das ist das Vorspiel dafür, daß der Große Asiens (England) zu Lande und zu Wasser mit vielen Truppen auftreten und sie zu Tode jagen wird. Auch vom türkisch'italienischen Krieg, der Umwälzung in der Türkei, (VI, 78,1, 54) weiß er einiges zu sagen, auch davon, daß man den Halbmond ein „gebrechliches Wesen" (bekanntlich der kranke Mann am Bosporus) nenne und daß der treulose und schwankende Augenblick für den König von Italien komme (I, 12). Dann hat „Mars" die Weltherrschaft. Ein unglücklicher Krieg (für Frankreich) entsteht. Kurz nachher wird ein neuer König gesalbt werden, der lange das Land in Frieden regieren wird (VI, 24). Mars wird unzählige Male (70 Mal) das Blut verspritzen lassen. Die Folge wird sein, daß die Kirche an Ansehen gewinnt und verliert und Untergang denen droht, die auf nichts hören wollen (1,15). Besonders wird Frankreich ermahnt, sich auf das Unternehmen nicht einzulassen, weil unendlicher Menschen» und Geldverlust unausbleiblich sei (III, 24). Denn die Cimbern (die Deutschen) mit ihren Nachbarn werden das Land fast bis zur spanischen Grenze verwüsten und Volksmassen in Reih und Glied werden in Guyenne und Limoges auftreten (III, 8). Zwar gelangt das Slavenvolk in einer Marsstunde zu hoher Macht, aber es wird den Fürsten wechseln und ein Mann aus der Provinz wird hochkommen (V, 26). Auch Neptun (England) wird nach der Seeschlacht auf den Gipfel seiner Macht gelangen und den Ozean in Schrecken setzen (III, 1). Inzwischen wird das „negerschwarze" Daeien (Rumänien), der Verbündete Englands, von den vereinigten Brüdern gequält und seine Truppen in den „Wäldern" (Transsylvanien?j zurückgedrängt werden (I, 7). Die auf den Inseln, lange belagert, gewinnen neue Kräfte gegen ihre Feinde. Die, welche von außen her vom Hunger zu Tode

gestreckt werden sollen, werden größeren Hunger als jemals erdulden (III, 71). Lange wird dann die Friedenstaube in der Schweiz und Italien (Papst) gesehen werden. Der Friedensvogel wird ganz groß werden, dann aber sterben. Erst dann wird der Krieg zu Ende gehen (I, 100). Auf den Streik, der am 28. Ianuar 1918 in Deutschland begann, kann V, 83 gedeutet werden. Weil Mars zuwider ist, wird Polen verderblichen Unruhen entgegengehen. Ein junger, roter (demokratischer) König wird dort die Herrschaft ergreifen (VI, 25). Die Römermacht wird ganz zu Grunde gerichtet werden, wenn sie den Spuren ihres großen Nachbarn (Frank» reich) folgt. Bürgerhaß und innere Kämpfe werden Schrecken verbreiten (III, 63). Nachdem nämlich der Große von Ungarn (Kaiser Franz Ioseph) in das Todesschiff gegangen ist, wird sein Nachfolger den Krieg gegen seinen Nachbarn fortsetzen, den er belagert halten wird. Das „Königlein" mit seiner „Hoheit" wird nicht dulden, daß man ihn zu sehr bedrängt. Drei Iahre wird er seine Truppen in Reih und Glied halten. (Bemerkung: Im Mai 1915 begannen die Italiener den Krieg, werden sie auch noch nach drei Iahren, Mai 1918, in Reih und Glied bleiben?) Dann spricht IV, 90 von einer Hungersnot in Oberitalien und II, 72 davon, daß ein französisches Heer in Italien, am Tiein, arg bedrängt werde, daß die Römer dort fliehen werden und der Tiein der Rubikon Frankreichs sei. Das große Grab des französischen Volkes naht mit Italien heran, wenn Mars am österreichischen Festungsviereck und im Gebiet von Mantua stehen wird (III, 32). Durch den Berg- ström, der von Verona kommt, entsteht dann, wenn er seine Gewässer in den Po ergießt, ein großer Zusammenbruch. Nicht geringer wird der Zusammen- bruch an der G aronne sein (H, 33). An die Niederlage am Tiein wird sich Feuer und Blut in Florenz und der Hilferuf des Königs von Italien anschließen (VHt, 7). Rom erzittert dann vor Furcht. Der Aufstand plündert den Quirinal, den Vatikan (Sonne, Mond) und die Kirchen (VI, 98). Der König von Italien wird nach der Niederlage durch zwei Leute aus Breseia abgesetzt werden (I, 6). Von dem zahllosen Volk, das fern von seiner Heimat in'fremdes Land geführt ist, werden 5000 in Kreta und Thessalien enden. Der Führer flieht und rettet sich auf einem Kornschiff. (Bemerkung 7 Sollte das wirklich das Ende des Saloniki- Unternehmens sein?) (I, 98). In Frankreich wollen viele Leute mit ihren Kriegs- gegnern unterhandeln, aber man hört nicht auf sie (VIII, 4). Vielmehr werden zwei, die unterhandeln wollen, den Dolch ins Herz erhalten durch einen, der auf das Streitroß gestiegen ist. (Clemeneeau?) Ohne viel Aufsehen wird man den Großen (Caillaur?) begraben. Das alles ist kurz vor dem Keltenuntergang (V, 1). Vom Himmel fällt Feuer auf das Königshaus (Tuilerien?). Wenn das Licht des Mars erbleicht, wird der Krieg noch sieben Monate heftig weitergehen (VI 100). (Be- merkung : Hat das Marolicht im Ianuar-Februar 1918 abgenommen, als die ersten Friedensverträge eingeleitet wurden?) Weil der Friede ersehnt wird, wird der Krieg neu erweckt werden. In Frankreich stürzen zu Ostern Abgründe ein (IX, 31). Die große Stadt wird durch schnellen und plötzlichen

Ansturm, der zur Nacht erfolgt, überrascht werden. Die Wachtlinie wird
unterbrochen, und zwar die Vorposten und Wachen bei St.
2 uentin (IV, 8). Dann werden die Städte Tours, Orleans, Vlois, Angers,
Reims und Nantes (sämtliche Städte mit Ausnahme von Reims liegen
an der Loire) durch plötzlichen Wechsel heimgesucht weiden. Fremdes Volk
wird seine Zelte aufspannen (I, 20). Für Tours naht der Untergang, obwohl es vor-
züglich verteidigt wird. Die Verteidigung von London und Nantes durch Reims
wird die Zeit des Staubregens nicht überdauern (IV, 46). Dann werden von allen
Seiten, von fernen Völkern, Hilfstruppen kommen, die Widerstand leisten wollen.
Aber, obwohl sie sich beeilen, sie kommen zu spät (VIII, 5). In Tonnen, die außen
mit Öl und Fett geschmiert werden, kommen 21 vor einen verschlossenen Hafen.
Sie werden die Tore gewinnen, aber von der Wache erschlagen (VII, 40). (B e »
merkung : Ein Tank?) Lange wird das Gebiet unbewohnt bleiben, das Seine und
Marne bespülen. Denn dort werden die Engländer und Marsleute kämpfen. Zer-
hackt werden die Wachen, die Angriffe zurückzustoßen glauben (VI,, 43). Von wo
man dachte,die Hungersnot kommen zu lassen, von dort kommt die Sättigung (IV, 15).
Im 45. Grad wird der Himmel brennen, Feuer nähert sich der neuen großen
Stadt (Paris). Plötzlich wird die Flamme sich weit ausdehnen, wenn man einen
Versuch zu Gunsten der Fürsten aus dem Hause Orleans macht (VI, 97). Nach
Aquitanien kommen von den britischen Inseln große beereszüge. Die Türkei macht
dann große Einfälle (wohin?, ist nicht gesagt), Guyenne, Bordeaur werden von
den Engländern besetzt sein (II, 1. IX, 6). Aus der Tiefe des Ozeans, wo der Führer
der britischen Insel ist, dringt wegen Blois eine Flotte in die Gironde. Feuer hat
sie wie Wein und Salz in Stückfässern (V, 34). Ganz nahe den Pyrenäen wird einer
viele Truppen gegen den Adler heranführen. Die Kräfte werden vernichtet. Bis
nach Pau wird sie der Führer jagen (IV, 70). Zwischen Bayonne und St. Iean
de Luz wird das Vorgebirge des Mars aufgerichtet werden. Den Anstrengungen
des Nordens wird ein Käuflicher das Ende bereiten. Er (der Norden oder Mars
oder der Käufliche?) wird im Bett erstickt, ohne daß ihm Hilfe wird (VIII, 85).
(Bemerkung : Am 17. Dezember 1917 ging die Meldung durch die Zeitungen,
daß die Amerikaner bei Bayonne, St. Iean de Luz und Umgegend Truppenlager
errichteten. Die Spanier seien deswegen besorgt.) Die beiden „Zufriedenen"
werden zusammenbleiben, wenn die Mehrzahl sich dem Mars (Weltkrieg) an»
schließt. Der Große Afrikas (Frankreich?) zittert, wenn der Zweibund durch die
Niederlage auseinandergeht (V, 23).
Das große Reich wird England, dem allmächtigen,
mehr als drei Iahrhunderte gehören. Große Truppenmengen
werden Meer und Land überschreiten. Die Portugiesen werden nicht damit
zufrieden sein (X, 100). (Bemerkung : Man rechnet den Beginn der
Seeherrschaft Englands fast allgemein von 1588 ab, in dem die spanische
Armada vernichtet wurde. Wird Portugal mit seinen Kolonien für England

die Zeche bezahlen?) Ein großes Reich (Frankreich?) wird vernichtet werden. Am Ebro (also in Spanien) erfolgen die (Friedens-)Versammlungen. Die Pyrenäen werden es trösten, wenn im Mai die Länder gezittert haben (VI, 88). Tiefste Orte des Lothringerlandes (Longwy und Briey) werden mit Nieder-Deutschland vereinigt werden. Zum besetzten Gebiet gehören die Pikardie, die Normandie und Maine. In Kantone (Flandern, Wallonien?) werden sie sich zusammenschließen (X, 51). Österreich wird Beute teilen. Schrecken wird den Italienern eingejagt und den Griechen, die vorwitzig waren mitzuschlagen (I, 83). Aber: Die geheuchelte Einigung wird nicht lange dauern. Die einen ändern sich, die Mehrzahl bildet sich um. In den Schiffen (England?) sitzt ein hartnäckiges Volk. Dann hat Rom einen neuen König (VI, 20). Rumänien, England, Polen und Böhmen werden einen neuen Bund bilden. Um über die Säulen des Herkules (Gibraltar) hinwegzukommen, werden die Spanier und Italiener sich grausam bewerben (V, 51). Mars, auf seinem höchsten Gipfel, wird die Allobroger (Savoyen) von Frankreich lostrennen. Die Lombarden werden dann die Leute des Adlers, die sich in Italien befinden, sehr erschrecken (V, 42). Wenn der Waffenstillstand geschlossen ist, wird der Großherzog von Armenien (Türkei?) Wien und Köln bestürmen. (Friedliche Invasion? Wer ist Subjekt, wer Objekt?) Er (Mars?) wird mit Groß»
Deutschland vereinigen Brabant und Flandern, Gent,
Brügge und Boulogne (V, 94).

So redete Nostradamus von Gr o ß - De u t s chla n d , als sei er ein Alldeutscher, und hatte doch ein Keltenherz (Galloeor).

Was von ihm zu halten ist, muß die Zeit lehren.

(Zusammengestellt Ende Februar 1918).

Dr. Franz Mockrauer:

Arthur Schopenhauers Sendung.

Zum Iubiläumsjahre der 1818 erschienenen „Welt als Wille und Vorstellung".

Schluß.*)

Die Denker aller Zeiten stellten sich zwar dieselbe Aufgabe, aber sie mußten ihre Lösung sämtlich verfehlen, da sie, um von den eklektischen, literarischen und praktischen Philosophen hier ganz abzusehen, im mythischen Zeitalter den intuitiven Kräften der in ihnen wirkenden Philosophie nur in poetischer Gestaltung, also nur zur Bildung von Symbolen, nicht von eigentlichen Erkenntnissen Spielraum ließen, im Zeitalter nach Entdeckung

') Vgl. Maiheft S. 191-196. Infolge glaummangels mußte der Aufsatz geteilt werden.

der Vernunftgesetze aber die reine Klarheit ihrer Bilder mit dem trüben
Grau der Spinngewebe ihrer Deduktionen überzogen oder, wie oft in Indien, es
nur zu philosophisch wahren, aber zusammenhangslosen Urteilen brachten und
endlich in der Neuzeit, dem Zeitalter der Erfahrungsreife in pein-
liche Konflikte zwischen Erfahrungswissen (Naturwissenschaften bezw. Mathematik),
Vernunftwissen (Rationalismus, Dialektik, Scholastik) und intuitivem Erleben
gerieten, so daß in dieser Zeit der bohrende Tiefsinn sich teils empirischer, teils
mathematischer, teils rationalistischer Einkleidung bediente, teils aber auch sich
mit einer allem Verstande hohnsprechenden Schwärmerei von diesem losmachte
und sich an Zuständen einer durchaus unintellektuellen „Erbauung" oder „Ver-
senkung" genügen ließ. Nur die großen Geister dieser Zeit, von Meister Eckhart
angefangen bis zu Kant, finden teilweise die Form, die erst Schopenhauer durch
die Tat zum Prinzip alles Philosophierens erhob. Der von einem weit über allen
Verstand hinausreichenden Innesein erfüllte Mystiker, der sich von innen
her mit dem Verstande auseinanderzusetzen bemühte, war dabei immer noch
im Vorteil gegenüber dem mühsam konstruierenden Rationalisten, der
aus leeren Begriffen metaphysische Lehrsätze zu entwickeln sucht und sich doch un-
versehens, gegen alle seine rationalistischen Grundsätze, von seinem guten Genius
zu wahren Philosophemen führen läßt. Denn jener konnte sich zwar der Unzu-
länglichkeit seiner Verstandesdemonstrationen schuldig machen, jedoch in der Richtung
seiner Gedankenentwicklung nicht irre gehen: auch seine gestammelten Worte
mußten Offenbarungen sein. Indessen der Rationalist zwar ein logisch unendlich
fein geklügeltes, widerspruchsloses Gebäude der Beweis- und Gedankenführung
zusammenfügt, das lückenlos den ganzen Weltinbalt verständlich zu machen scheint,
während es leere Formalismen sind, die nur durch den Zufall einiger unbemerkter
und illegitim eingedrungener Intuitionen zum Ausdruck philosophischer Wahrheiten
werden, im übrigen aber das Bewußtsein nur allzu leicht auf das dürre Gebiet
inhaltsloser Fiktionen abirren lassen, wofür in der logisch geschlossenen Konstruktion
als einer Spielerei der Vernunftphantasie keine wirkliche Kompensation gefunden
werden kann.

Schopenhauer, fähig, mit Goethes Augen in die Welt zu schauen und
mit Kants Gedanken zu denken, war der erste Philosoph, der diejenige Art des
Denkens zum Prinzip aller Philosophie gemacht hat, in welcher ein Iahrhunderte
altes Bestreben endlich seinen adäquaten Ausdruck finden konnte, welche dabei die
Philosophie ein für allemal von jeder bloßen „Wissenschaft" absonderte, ohne ihren
Anspruch auf Wahrheit, Begründung und Allgemeingültigkeit aufzugeben, und
in welcher die Teilnahme einer überempirischen Erkenntnis-
quelle sowie die Harmonie zwischen ihr und einer logisch präzi-
sierten Wirklichkeitserfassung und der Zusammenschluß
beider Erkenntnisgattungen zu einem einzigen Uni-
versalbewußtsein als charakteristische Eigenschaft hervortreten. Und

er war auch der erste, der sich dieses neuen Denkprinzips bewußt wurde, so sehr, daß er, Philosophie zunächst für Kunst statt für Wissenschaft erklärend, im Iahre. 1817 niederschrieb, sie sei ein Mittleres zwischen Wissenschaft und Kunst, oder vielmehr etwas, das beides vereinige, wenngleich er im Alter, dem Problem der Erkenntnisform der Philosophie mehr kritisch zugewendet, sich allzu ängstlich bemühte, im Sinne einer Kantischen Kritik alle Spuren des Einflusses einer „genialen Anschauung der Ideen" auf die Metaphysik wieder möglichst zu verwischen und in vagen Ausdrücken diese als eine Zusammenfassung und „Deutung" bloßer Erfahrung darzustellen.
Ist aber das so beschriebene philosophische Verfahren unmethodisch?
In gewissem Sinne zweifellos. Doch es bedarf keiner „Methode", um das zu leisten, was Philosophie als „erakte Wissenschaft" mit aller Methode nicht leisten kann, wenn sie sich nicht bewußt oder unbewußt der Führung des überempirischen Prinzips anvertraut. Wer kennt nicht die unendlichen kritischen Begriffsuntersuchungen, die heute in den meisten systematisch-philosophischen Büchern den größten Raum einnehmen und uns vor lauter Kritik gar nicht zum Denken kommen lassen, dabei leider nicht vor horrenden Irrtümern und Plattheiten schützen und nicht vor Resultaten, die lediglich empirisch erdacht und von geringem philosophischen Interesse sind. Dicke Bücher sind es, an die viel kostbare Zeit und Kraft verschwendet worden. Oder aber der Autor merkt gar nicht, wie er seiner eigenen Kritik zum Trotze, mit der er sich fürchterlich herumschlägt, das Beste seiner Gedanken höchst unmethodisch zum Vorschein bringt und mit Beweisen stützt, deren Scheinbarkeit ebenso evident ist wie die Wahrheit des Bewiesen-werden-sollenden. Sogar Kant, der große Kant, ist von einer derartigen, auf philosophischem Gebiet nur pseudo-wissenschaftlich zu nennenden „Methode" nicht frei, ja sie ist die charakteristische Schattenseite seiner so verdienstvollen „Kritik". So unterliegt er den scharfen Angriffen seines Schülers Schopenhauer (vgl. Anhang zu „Welt" I), und der Grundgedanke der Kantischen Philosophie in der dem Autor eigentümlichen Zuspitzung ist aufgelöst und nur noch in Einzelheiten und mit erheblichen Einschränkungen gültig. Wer läßt sich heute noch davon überzeugen, daß Kants Ableitung der Kategorieen aus den willkürlich zusammengestellten 12 Arten der Urteile gültig sei? Aber „methodisch" war sie.
Und gerade hieran läßt sich deutlich zeigen, warum „Methode" in der Philosophie doch wohl nicht das entscheidende Moment ist. Methode ist immer eine bewußte Anwendung von Erkenntnismarimen auf das Erkennen; sie setzt aber, um richtig zu sein, voraus: 1. daß diese Marimen selbst bereits richtig erkannt seien, 2. daß sie — mit Hilfe einer guten Urteilskraft — auch in richtiger Weise auf den besonderen , Fall des Erkennens, der gerade vorliegt, angewendet werden, 3. daß dieser besondere Fall überhaupt ein solcher ist, in dem bewußt geleitete Erkenntnis etwas leisten kann, und nicht ein solcher, der dadurch, daß er dem begrifflichen Erkennen einen ganz neuen Inhalt gibt, der in den bisherigen Urteilen des Intellekts, also auch in seinen Erkenntnismarimen nicht anzutreffen war, sich der Anwendung aller bereits gebildeten Marimen auf ihn entzieht. Weil Kant von dem vorgefaßten

Urteil seiner Zeit beherrscht wird, daß den Begriffen ein die Anschauung über»
steigender Wert und innere Selbständigkeit zukomme, muß er gerade an dem
Punkt, wo ihm das Gegenteil hätte evident werden können, in die Irre gehen,
und unter der Leitung seiner rationalistischen Marime, daß reine Verstandesbegriffe
a priori da seien, gerät er in die heute ganz unverständlichen Konstruktionen und
Deduktionen, Einteilungen und Schematismen, die eine wahre Epidemie im philo-
sophischen Geistesleben hervorgerufen haben. Hätte er sich nur ein einziges Mal
gefragt, ob wirklich der „Begriff" dazu erforderlich sei, um aus zeitlichen und räum-
lichen Bestimmungen ein Ding der „Eifabrung" zu bilden, und ob, wenn es doch der
Fall ist, die Mitwirkung der abstrakten Erkenntnis nicht eben lediglich auf ihrer die
Wahrnehmungen verbindenden Abstraktions- und Firationsfähigkeit beruht, während
die eigentümliche Bedingung, welche eine gewisse Konfiguration zeiträumlicher
Anschauungen zu einem „erkannten Dinge" macht, der Erfahrung mit der Wahr-
nehmung völlig gemeinsam und gar nicht Sache der Begriffe ist. Es wäre uns viel
erspart geblieben. Schopenhauer ist solche Methode fremd. Da aber, wo ihm
die nicht in Gestalt begrifflich bewußter Marimen auftretenden Gesetze seines
philosophischen Erkennens die Bildung bewußter Marimen zur Teilnahme einer
kritischen Erkennens-Erkenntnis an der Gestaltung seiner Metaphysik erlaubten,
bezw. von ihm forderten, ist er durchaus methodisch vorgegangen. An der klaren
Disposition aller Gedanken, der sorgfältigen Wahl der Begriffe und Ausdrücke,
der vorbildlichen Konsequenz und Präzision und dem Aufbau der Demonstrationen,
durch die sich Schopenhauers Werke auszeichnen, — an diesen Vorzügen hat be-
wußte „Methode" ihren verdienstlichen Anteil, ohne daß sie sich zu einem unend-
lichen Progressuo aufeinander angewendeter Methodologieen übersteigert und ohne
daß sie irgendwo mit den ganz andersartigen Methoden empirischer oder apriorischer
Wissenschaften verwechselt wird.

Damit erledigt sich auch der Vorwurf, die Schopenhauersche Philosophie sei
mystisch-populär. Sie ist weder mystisch noch populär. Oder wollt ihr sie
mystisch nennen im Sinne des „Meister Eckhart" und der „Deutschen Theologie"?
Deren Gedanken allerdings hat sie in sich aufgenommen, aber sie hat ihn doch in
einen größeren Zusammenhang hineingearbeitet, so daß die „Welt als Wille und
Vorstellung" und ihre Appendiies viel mehr enthalten als bloße Mystik. Auch wüßte
ich nichts Vorzuwerfendes in dieser Mystik zu finden. Meint ihr aber Mystik im
Sinne unserer „T h e o s o p h i e", so ist von diesem Aberwitz schlechterdings nichts
in Schopenhauers Werken zu finden, und selbst sein „Versuch über das Geister-
sehen" darf nicht theosophisch mißdeutet werden. Wie wenig populär aber Schopen-
hauers Philosophie trotz ihrer schlichten, klaren Sprache ist, erhellt zur Genüge
daraus, daß nur wenigen das oben angegebene Wesentliche des Schopenhauerschen
Denkens klar wird und auch von diesen hier niedergeschriebenen Darlegungen viele
sich nicht überzeugen lassen werden. Also scheint es doch mit Schopenhauer nicht so
leicht zu sein! Und doch ist er wirklich in einem gewissen und sehr sympathischen

Sinne populärer als viele andere große Denker. Seine Gedankenfülle gestaltet ihm, auf die äußere Dekoration seiner Werke mit teruüm» tevtmiow und Methodologismen zu verzichten. So bedarf es, um ihn leidlich zu verstehen, geringerer Vorkenntnisse als für andere Philosophen; um so dringender freilich wirb philosophisches Talent vorausgesetzt, — aber auch dies ist bis zu einem gewissen Grade immerhin verbreiteter, als zünftiger Eigendünkel zugeben möchte. Darum lest Schopenhauer, er ist im guten Sinne populär, aber lest ihn so, daß er nur Gedanken und Worte und die rechte Erkenntnisform findet für ein objektives Weltgefühl, das euch selbst schon auf der Seele brennt! Sonst versteht ihr ihn nicht. Er mag so populär sein, wie er will, zu euch heruntersteigen wird er nicht, ihr müßt zu^ihm hinauf. Seine Popularität geht nicht auf Kosten seines Wertes, und in diesem Sinne ist auch sie kein Vorwurf, sondern ein Vorzug.

Wie oft hört man aber die Einseitigkeit bedauern, mit der Schopenhauer allen Dingen nur die Schattenseite abgewonnen und sich gegen die Gedankenfortschritte seiner Zeitgenossen ablehnend verschlossen habe! Ia, Kuno Fischer findet den Gedanken der Schopenhauerschen Philosophie so mager, daß er sich nicht darüber wunderte, wie Schopenhauer bei seiner ersten und einzigen Vorlesung im Sommer 1820 in Berlin habe vorzeitig der Stoff ausgehen können. Indessen Kuno Fischer irrte sich, es war genau umgekehrt. Des Semester reichte nicht aus, um in sechs Wochenstunden die Schopenhauersche Gedankenfülle zu fassen, und die Vorlesung brach Mitte August ab, ehe das Pensum bewältigt war. Aber dennoch ist es, wie Schopenhauer selbst sagt, nur ein einziger Gedanke, den auseinanderzusetzen all seine Schriften dienen. Das heißt nicht, daß der Inhalt seiner Mitteilungen so dürftig ist, in einem einzigen Urteil Platz zu finden, sondern beweist nur Schopenhauers Meisterschaft auch in der Bildung allgemeinster Begriffe, indem es ihm gelang, für den ganzen Reichtum seiner Weltgedanken die obersten Begriffe, den zusammenfassenden und charakteristischen Ausdruck zu finden: „Die Welt ist Selbsterkenntnis des Willens." Solche Schlagwortformulierung ist bei jedem Philosophen möglich, auch dem anerkannt vielseitigsten, wofern er nur überhaupt ein einheitliches System zustande gebracht hat und nicht, um mit Goetbe zu reden, „im Detail stecken geblieben" ist, sich an Apere^us und Aphorismen genügen läßt oder Widersprüche seines Denkens Übersieht. Schopenhauers Einseitigkeit war also Einheitlichkeit, diese aber schließt keinen Gesichtspunkt aus, der etwa auch noch nachträglich dem Gedankenorganismus eingegliedert werden soll. Seine Philosophie läßt bei dem reichen Schatz eigener Intuitionen »nd Erfahrungsansichten immer noch Platz für alles Neue, was Forschung und Genie hinzuzugewinnen vermag. Sie braucht vor keinen Erweiterungen und Berichtigungen der Realwissenschaften, vor keinen neuen Philosophemen zu zittern. Modifikalionen an der Erfahrung und ihren Bedingungen,auf die sie sich stützte, Angliederung und Einordnung von metaphysischen Gedanken, die ihr fremd waren, können das Ganze und Prinzipielle der Schopenhauerschen Philosophie nicht schädigen, noch brauchen

sie ausgeschlossen zu werden, um das „System" zu „retten". Wir werden sogleich weiter unten einen Punkt besprechen, an dem dies eklatant zu Tage tritt, nämlich das Entwicklungsproblem. Eine Philosophie aber, die, ungeachtet ihrer individuellen historisch gegebenen Begrenzung, imstande ist, den Stoff einer unendlich fortschreitenden und sich korrigierenden Erfahrung und die Bereicherung neuer Metaphysiken in sich aufzunehmen und zu assimilieren, eine solche Philosophie ist nicht einseitig, mag ihr Autor dies oder jenes Berechtigte eigensinnig und ohne philo» sophische Nötigung von sich abgewiesen haben oder ihre Fortsetzer auch heute noch so manch geheiligte Scheinwahrheiten als leere Fiktionen keiner Annahme würdigen. Und, sie ist nicht eng, sie, die den Reichtum der gesamten Produktion des Erfahrungswissens und der Geschichte der Philosophie bis zur Zeit ihres Urhebers in sich trägt und fähig ist, in unendlicher Entwicklung dem Philosophieren eine feste, lebendige Gestaltung zu geben und zu bewahren und den Zustrom immer neuer Erkenntnisse in eigenes Wachstum zu verwandeln. Darin freilich ist sie unerweichlich: mag fte auch den Inhalten des Erkennens ohne Unterschied Aufnahme gewähren, von ihrem Charakter, ihrer Form, von der Gestaltung, die sie jenen Inhalten gibt, und ihren Gesetzen läßt sie nichts nach. Das spielerische Phantasieren, das agitatorische Übertreiben, die Symbolik an Stelle des Gedankens, die bloß empirische Aufreihung der Dinge und Zusammenhänge, die bloß logische Deduktion aus leeren Begriffen, die fälschliche Übertragung der Methoden anderer Wissenschaften oder der Kunst weist sie von sich, wiewohl sie von manchen dieser Momente etwas als Ingredienz ihres Wesens am rechten Platze und in gewissem Grade, teils als Darstellungsmittel, teils als Elemente ihrer aus Intuition, Wirklichkeits» erfassen, Begriffsbildung und Sprachausdruck organisch geformten Natur zu verwerten versteht. Die Schopenhauersche Philosophie enthält doch wohl genug, wenn wir sie auch nur als in den fünf Bänden der Schopenhauerschen Werke beschlossen betrachten, allenfalls unter Hinzunahme des Nachlasses und der überlieferten Gespräche. Aber sie ist mehr als dieser bloße Abdruck einer lebendigen Persönlichkeit und mehr als die lebendigste Erkenntnis dieser einen individuellen und endlichen Person. Wir müssen von der Erforschung und Abgrenzung ihres empirischen Cha» rakters aufsteigen zur Erfassung ihres intelligiblen, und da werden wir gewahr, daß ihr Charakter mit dem der Philosophie überhaupt einer und derselbe ist und Schopenhauers Lehre nur das vortrefflichste, bezw. entwickeltste Eremplar einer Gattung ist, die in diesem zum Bewußtsein ihrer Gesetze gelangt. Und in solchem Sinne verstanden, ist Schopenhauers Philosophie d i e Philosophie — nichts Philosophisches kann außerhalb ihrer liegen, Einseitigkeit und Enge sind ihrem Wesen fremd. Man mag mir hundert Hypothesen, Theorien und Tatsachen entgegenhalten, die in Schopenhauers Lehre nicht zu finden sind oder denen diese Lehre entschieden widerspricht, — es muß in jedem Falle gelingen, eine Vereinigung herzustellen (ohne dabei kleinlich am Buchstaben der Schopenhauerschen Philosophie festzuhalten, und ohne Scheu vor Umbildungen und Neubildungen in ihrem Rahmen),

oder die vermeintlichen Erfahrungssätze und metaphysischen Wahrheiten Lügen
zu strafen und als irrig zu erweisen. So stehe ich nicht an, die Vorstellungen von
einem endlichen, mehr-als-drei'dimensionalen, nicht ebenen Raume, von der Be-
seeltheit d. h. dem Bewußtsein der gesamten Materie (auch der Planeten und
sonstigen Gestirne) oder aber auch nur der gesamten lebenden Materie, von der
„Persönlichkeit" des Universums für derlei phantastische Verirrungen zu halten,
in denen ein durch Empirie oder Erkenntniskritik unterdrücktes metaphysisches
Bedürfnis sich illegitime Übergriffe erlaubt und die Wirklichkeitsauffassung ver-
derblich beeinflußt. Dagegen z. B. halte ich eine besonnene Entwicklungslehre mit
der Schopenhauerschen Philosophie, der scheinbar anti-evolutionistischen, durchaus
für vereinbar, genau so, wie die Ergebnisse der modernen Biologie, Psychologie,
Psychiatrie, Geschichtstheorie, Ästhetik usw., unter der fruchtbarsten Vertiefung
ihrer eigenen Bedeutung, die Schopenhauerschen Einzelthesen sinngemäß fortzu-
entwickeln imstande sind.
Damit gelange ich zu einem Punkte, in dem auch geschulte Lehrer der Philo-
sophie die entscheidenden Mängel der Schopenhauerschen Weltbetrachtung erblicken:
ihrem Antievolutionismus und Antihistorismus. In dem Maße, als heute immer
noch die UnProduktivität des Geisteslebens der Gegenwart (trotz der ins Unendliche
anschwellenden Quantität der Spezialarbeiteri) in der übertriebenen Abhängigkeit
vom Entwicklungsgedanken und damit dem geschichtlich Gewesenen auf allen Ge-
bieten, auch dem der Ethik, zu Tage tritt, indem „Entwicklung" nicht nur zu einem
Gegenstande, sondern zum bevorzugten Hauptproblem der Betrachtung und diese
Betrachtung selbst von der Entwicklungslage ihres Gedankengebietes, mit scheinbarer
historisch-kritischer Objektivität, in Wahrheit aus Mangel an spontaner Erkenntnis-
kraft, abhängig gemacht wird, in demselben Maße muß ein derartig in der eigenen
Entwicklung des Zeitgeistes Befangener der Schopenhauerschen Philosophie als
verständnisloser Historiker gegenüberstehen. Indessen könnte hier vielleicht die
Bemerkung eine Brücke schlagen und taktisch die Hervorhebung von Nutzen sein,
daß ja Schopenhauer im Rahmen einer zeitlich unendlichen Wirklichkeit das Ent-
stehen und Vergehen von Dingen und Kompleren, so auch die „Entwicklung" von
Organismen und Idee-Verkörperungen, ja sogar stillschweigend die Entwicklung
eines menschlichen Bewußtseins- oder Geisteslebens gar nicht leugnet. Nur hat er
es — hier liegen historisch und individuell begründete Hemmungen vor — ver-
säumt, den Entwicklungsgedanken systematisch und konsequent auf allen Gebieten
der physischen und psychischen Welt, z. B. in, den biologischen Gattungen, den
Stammes-, Volks-, Rasseeinheiten, dem Bewußtseinsleben in der Menschheit, den
vom menschlichen Bewußtsein abhängigen Geschehnissen und der Ethik der Hand-
lungen sich entwickelnder Wesen, im Rahmen seiner Metaphysik weiter durchzu-
führen. Das aber läßt sich nachholen und wird, gerade im Verfolg der eigenen Ent-
wicklung der Schopenhauerschen Schule, geschehen. Dagegen setzt Schopenhauers
Philosophie dem Entwicklungsgedanken auch wieder ein für allemal

gewisse Grenzen, teils schon innerhalb der Wirklichkeit,
teils, sofern es sich darum handelt, den Entwicklungsgedanken
nicht nur metaphysisch zu vertiefen, sondern umgekehrt die Metaphysik in
Evolutionismus zu verwandeln. In der Erfahrungswelt oder
Wirklichkeit kann nicht jede beliebige Veränderung als Ausdruck einer Ent»
Wicklung betrachtet werden, es gibt unendlich viele Vorgänge, die nichts als
Transformationen sind, bei denen der folgende Zustand zu dem vorhergehenden
in gar keiner inneren Beziehung steht, der ein gemeinsames durch diesen Vorgang,
sich Entwickelndes zu Grunde gelegt werden könnte, ja sogar gibt es der Entwicklung
entsprechend auch wieder Rückbildungen, oder einen Zerfall der Teile eines Ent-
wicklungsganzen durch Verschwinden der bindenden Einheit, oder Zerstörungen von
Entwicklungen durch andre oder durch entwicklungslose Vorgänge, und es ist eine
tendenziöse Bevorzugung, in der Welt mehr Entwicklungsvorgänge als ihr Gegen-
teil sich vollziehen zu sehen. Dem Entstehen entspricht allüberall das Vergehen,
der Entwicklung insbesondere die Rückbildung oder Auflösung oder Zerstörung.
Eine weitere Schranke ist dem Evolutionismus damit gesetzt, daß Schopenhauer
mit aller Energie jede Übertragung des Entwicklungsgedankens auf das Universum
oder gar auf dessen metaphysisches Ansich bekämpft. Alle Entwicklung findet i n
der Welt statt, als Ausdruck für das Verhältnis, welches die höheren platonischen
Ideen zur Zeit gewinnen, indem sie ihr Wesen nicht nur durch die Raumordnung
der Teile ihrer jeweiligen Erscheinung, sondern auch durch die Einheit,, der Mannig»
faltigkeit und der Entfaltung eines Wechsels von Vorgängen ausdrückien. Sie haben
im Raum allein nicht Platz, sie bedürfen der Zeit, wiewohl die Schlußfolgerung
eben falsch ist, daß deshalb die Zeit nichts anderes als Entwicklungen zum Inhalt
haben könne. Räumliche und zeitliche Konfiguration geben der Erscheinung das Ge-
präge ihrer Idee, „begrenzen" sie. Darum selbst wenn man das in Raum und
Zeit unendliche Universum als durch eine Einheit im Ablauf der unendlichen
Zeit zusammengehalten betrachtet, derart, daß für die Bedeutung jeder Welt»
situation alle unendlich vielen vergangenen und künftigen Weltsituationen in
Betracht zu ziehen und ein Fortschritt von jeder beliebigen zur nächstfolgenden statt
einer bloßen Veränderung anzunehmen wäre, kann das Unendliche nicht als ein
sich Entwickelndes, d. h. in Raum und Zeit sich differenziert-einheitlich Abgrenzendes,
sondern nur als ein durch Aufnahme immer böherer Entwicklungsphänomene Fort-
schreitendes angesehen werden. Aber uns fehlt angesichts der Unendlichkeit jeder
Maßstab, um festzustellen, ob ein derartiger unendlicher Weltfortschritt vorhanden
ist oder ob es sich doch bloß um abgegrenzte Vorgänge handelt, die, mögen die
Grenzen in einer unser Denken vielfach überschreitenden Weite abgesteckt sein,
gegenüber der unendlichen Dauer des ewigen Wechselspiels der Evolutionen zu
Nichts verschwinden. Und wäre der Weltfortschritt selbst da, wie manche ihn will-
kürlich aus dem Wesen der reinen Zeit folgern, so müßte er eben unabgegrenzt, also
unendlich sein, und es fragt sich, ob mit einem derart trostlosen Hinausschieben

des Ziels auf den „St. Nimmerleinstag", wie es mit der Unendlichkeit schlechterdings gegeben ist, den Evolutionisten, deren Motive zum Teil in der Begründung einer Weltbejahungslehre oder „Wert"-Lehre zu suchen sind, viel geholfen wird. Noch entschiedener ist aber jede Entwicklungsphantasterei dort abzulehnen, wo die Metaphysik sich nicht nur um die Herstellung des Begriffs der „Wirklichkeit", sondern um ein Verständnis des An sich der Erscheinungswelt bemüht. Es ist gerade das Verdienst Schopenhauers, allen Träumen von einem irgendwie zeitlich bestimmten Ansicht der Dinge oder Absolutum mit größter Schärfe entgegengetreten zu sein und die Kantische Scheinbarkeit der Zeitform zur Darstellung der tieften Welterkenntnisse benutzt, wie umgekehrt aus der Tiefe seiner Intuition diesen Gedanken von der Maya, der Weltillusion, neu gestaltet zu haben. Die Entwicklungslehre in dem Umfange, als sie überhaupt erweislich und fruchtbar ist, hat in der Schopenhauerschen Philosophie durchaus Platz und wird durch Willens- und Ideenlehre und das Ganze ihres Gedankengewebes befruchtet und vertieft. Aber umgekehrt ist es eine Anmaßung, wenn absolute Evolutionisten und Neu-Aristoteliker die Schopenhauerschen Gedanken bewältigt zu haben glauben — das Beste und Letzte bleibt außerhalb ihres Gesichtskreises, es sei denn, sie werden wie die Kindlein so unbefangen und geben sich den für sie ganz unerhörten Gedanken einmal willig hin.

Da würden sie an sich ein Wunder erleben, nämlich eine von ihnen nicht geahnte „Entwicklung" ihrer Philosophie, und dieses Anregen von geistiger Entwicklung, das von der Schopenhauerschen Lehre nach allen Richtungen des Denkens ausgeht, sei es in Physik oder Metaphysik, d. h. in Wissenschaft und Weisheit, das ist es doch wohl, was man b e fr u chte n und fruchtbar sein nennt. Bedarfes noch weiterer Worte? Mir ist kein Fall bekannt, wo durch Schopenhauers Philosophie eine Stagnation des geistigen Lebens eingetreten ist. Daß es unproduktive Dogmatiker gibt, die sich an Schopenhauers Wort genügen lassen, ist kein Gegenbeweis; was wären diese platten Wichte erst gar, wenn sie nicht auf Schopenhauers, sondern auf die Worte irgendeines faden Gesellen schwüren! Iener Stimmungspessimismus aber, der zum Selbstmord führt aus Verzweiflung über die Trostlosigkeit der Welt, — dieser wahre Nihilismus ist kein Erzeugnis Schopenhauerscher Gedanken, sondern die Ausgeburt kranker Naturen, die Schopenhauer zur Formulierung ihrer psychopathischen Gefühle mißbrauchen und verdrehen. Auch der Schopenhauersche Heilige erkennt die Trostlosigkeit der Welt, aber er erkennt sie, weil er des Trostvollen inne wird, des „Friedens, der höher ist als alle Vernunft"; er tütet sich nicht aus Verzweiflung über die unerfüllbaren Wünsche seiner Willensbejahung, sondern er erwartet heiter sein Ende, nach» dem er den Gipfel menschlicher Entwicklung, die Abwendung seines Willens vom Verlangen nach der Welt und die Durchdringung seines Bewußtseins mit dem Schauen des Ewigen, erklommen hat; heiter, — denn was ist ihm noch die Welt und ihre Trostlosigkeit? — Er hat hinter die Kulissen des Welttheaters gesehen. —

Wer aber nicht so weit gekommen ist, wer noch vom Leben die Erreichung dieses oder anderer Ziele erhofft, ihn drückt die Schopenhauersche Lehre nicht nieder; lehrt sie ihn doch gerade die Unabhängigkeit des erkennenden Subjekts von seinem persönlichen Willen in der Kontemplation und Meditation und vice ver»a die unbe» einflußbare Kraft und Entwicklungsmacht des persönlichen Willens, der durch seinem Wesen widersprechende Vorstellungen noch lange nicht gelähmt ist und aus der Lehre vom Willen in der Natur wie aus einer wohlverstandenen, dem Schopen» hauerschen Gedankenganzen leicht einzugliedernden Entwicklungsethik mit ihrer Forderung zu werden, was man ist, d. h. seine Idee zu realisieren, genügend Kraft und Gesundheit schöpft. Liegt es in der Idee eines Individuums, sich Vorstellungen von der Welt zu bilden, die objektiv, d. h. unabhängig von egozentrischen Willenstendenzen und ohne Rücksicht auf eigne Wünsche als wahr erfaßt werden, so wird dieses Individuum mit seinem Selbstwiderspruch fertig zu werden wissen, wofern es nur eben Irrtümer meidet und durch die Wahrheit, die ihm bitter schmeckt, sich selbst erhöht und entfaltet sieht. Eine Vertiefung in die Beziehungen der Gebote einer Ethik der Entwicklung zu den Geboten einer Ethik der Weltüberwindung wird zu Tage bringen, daß zwar im „jenseits der Welt" die unendliche Erfüllung liegt, daß aber schon „diesseits" alles Fruchtbare, alles Positive, alles Ganze, Einheitliche, sich Entwickelnde dies nur ist in dem Maße, als in ihm das „Ienseitige" unzerstört geblieben ist. Wer die Wahrheit in dem gefunden, was nicht von dieser Welt ist, der wird fruchtbar sein in der Erleuchtung dieser Welt.

Das zu beweisen war Arthur Schopenhauers Sendung.

Dr. med. Manfred Fraenkel:

Über den Ursprung des Todes.

Das merkwürdigste Lebensphänomen ist der Tod. Daß jedes Werden, jedes Entstehen in der lebenden Natur, daß das kleinste Klümpchen protoplasmatischer Materie ebenso wie der komplizierteste Organismus den Keim des Unterganges in sich trägt, erscheint dem oberflächlichen Blick vielleicht selbstverständlich, der tiefer eindringenden Forschung ein geheimnisvolles Rätsel. Seit jeher ein Tummelplatz der metaphysischen Spekulation, ist die Frage nach dem Ursprung des Todes, nach seiner biologischen Bedeutung, nach seiner physiologischen Erklärung erst in neuerer Zeit Gegenstand einer streng wissen» schaftlichen Diskussion geworden.

Wir wollen die psychologische Seite der Frage, die Geschichte der Todesidee in der Enlwickelung des Menschengeschlechtes hier nur kurz berühren. Die Zeit ist längst vorbei, da man den Wilden für ein Wesen hielt, das
^

mit mächtig überschäumender Phantasie begabt, spielend gleichsam in bewußter Selbsttäuschung, die Wälder und Schluchten mit Geschöpfen seiner Einbildungs-kraft bevölkerte, die Ahnen aus ihren Gräbern erwachsen und in die Kämpfe des Lebens eingreifen hieß, um sie willkürlich, nachdem die Komödie aus-gespielt, wieder hinter dem Vorhang verschwinden zu lassen. Herbert Speneer's und anderer Forschungen haben diesen Wahn für immer beseitigt. Wir wissen nunmehr, daß die Auffassung des Todes als eine Art Schattenleben, der wir bei fast allen Naturvölkern begegnen, nicht der Ausfluß einer visionären Phantasie, sondern das natürliche, logische Produkt einer mangelhaften Inter» pretation der Traumerscheinungen war, und ein furchtbarer, verhängnisvoller Moment mag es gewesen sein, als zum ersten Male der Geist eines Menschen die Entdeckung des Todes gemacht hatte, als zum ersten Male der Mensch in dem brechenden Auge des Verwundeten den Abschied auf Nimmer-wiedersehen erkannte. ,

Der Standpunkt der Naturwissenschaft in der Frage nach den Ursachen des Todes ist nicht leicht zu präzisieren. Noch immer klafft ein unüberbrück» barer Abgrund zwischen den Wissenschaften von der toten und der lebenden Materie, und je weiter die naturwissenschaftliche Erkenntnis fortschreitet, desto mehr Schwierigkeiten türmen sich auf. dem Weg der physikalisch»chemischen Eiklärungsmethode vom Lebensphänomen. Sie ist im Prinzip unanfechtbar, praktisch fast nur in den gröbsten Umrissen durchführbar. Man hat die Bewegung des Protoplasmas mit Seifenemulsionen verglichen, zur Veran» schaulichung seiner Konstitution einen neuen Aggregatzustand — den „fest» flüssigen" — herangezogen und ist auf diesem Wege nirgends zu weiteren Ausblicken gelangt und nur selten über eine mehr oder weniger versteckte Tautologie hinausgekommen. Die chemische Untersuchungsmethode hat zu fruchtbaren Gesichtspunkten geführt. Die gewaltige räumliche Konzentration der chemischen Energie, die Eigenschaft mancher chemischer Körper, der „Fermente", unter gewissen Umständen große Vorräte von potentieller Energie in lebendige Kraft übergehen zu lassen, weisen schon bei oberflächlicher Be» trachtung darauf hin, in den chemischen Kräften das Wesen des Lebens» Prozesses zu suchen. Es wäre jedoch Selbsttäuschung, zu glauben, daß wir auf diesem schwierigen- Gebiete mehr als die ersten schwankenden Versuche zu verzeichnen haben. Die chemische Natur der Eiweißkörper, dieser für den Lebensprozeß wichtigsten Substanz, ist zwar nicht mehr in tiefes Dunkel gehüllt, und doch ist die Route: durch die erakten Naturwissenschaften zu den tieferen Lebensproblemen gleichsam durch einen Felsblock verlegt.

Aber ein anderer Weg steht uns offen, wie besonders Robert Franieschini in seiner trefflichen Abhandlung*): „Die Abgrenzung der Bio» logie als Wissenschaft" hervorgehoben: der Weg, den Darwin durch seine

') Virchowsche Sammlung populärer wissenschaftlicher Vorträge 157. Hess.

Zuchlwahltheorie als einer der ersten mit ungeahnlem Erfolge betreten: die biologische Forschungsmethode. Diese geht nicht darauf aus, das Leben direkt aus dem Spiele der Atome zu erklären, sie operiert mit Größen zweiter Ordnung, mit den empirisch gegebenen Talsachen der Erblichkeit, der Gewohnheit usw. und sucht durch deren sinnreiche Verknüpfung eine unabhängige selbständige Wissenschaft des Lebens auszugestalten.

Von ihren Gesichtspunkten ausgehend hat auch August Weismann in neuerer Zeit die Frage nach den Ursachen des Todes behandelt. Untersuchungen über die „Dauer des Lebens" — wohl die ersten, die systematisch über diesen Gegenstand angestellt wurden — bilden das Anfangs» glied in der festgefügten Kette der Weiemann'schen Ausführungen. „Die organischen Körper sind vergänglich; indem s'ch das Leben mit einem Schein von Unsterblichkeit von einem zum andern Individuum erhält, vergehen die Individuen selbst." Dieser naturphilosophisch angehauchte Ausspruch von Iohannes Müller, welchen Weismann als inhaltsschwer bezeichnete, bildete bis dahin den Inbegriff alles dessen, was man in dieser Frage zu sagen wußte.

Lassen wir die allgemeine Richtigkeit dieses Satzes einstweilen dahin» gestellt, so ist doch soviel außer Zweifel, daß das Leben des Individuums seine natürlichen Grenzen hat, wenigstens bei all den Tieren und Pflanzen, welche der nicht naturforschende Mensch zu beobachten gewohnt ist. Es ist auch weiter außer allem Zweifel, daß diese Grenzen je nach der Tier- oder Pflanzenart sehr verschieden weit gesteckt sind.

Man wird zunächst geneigt sein, den Grund für dieses verschiedene Verhalten in der körperlichen Verschiedenheit der Arten, in der Verschiedenheit von Bau und Mischung bei den einzelnen Organismen zu suchen. In der Tat laufen alle Erklärungsversuche, die bis Weismann aufgestellt worden sind, auf diese Vorstellung hinaus.

Dennoch genügt diese Erklärung nicht. Allerdings muß in letzter Instanz oie Ursache der Lebensdauer im Organismus selbst liegen, da sie sich nicht außerhalb des Organismus befinden kann, allein Bau und Mischung, kurz die physiologische Konstitution des Körpers, sind nicht die einzigen Momente, welche die Dauer des Lebens bestimmen. Das erkennt man sofort, wenn man versucht, die vorliegenden Tatsachen aus diesen Momenten allein abzuleiten.

Zunächst kommt hier in Betracht: die Körpergröße. Die längste Lebensdauer von allen Organismen der Erde besitzen die großen Bäume. Die Adansonien der Kap Nerdischen Inseln sollen 6(XX) Iahre alt werden. Unter den Tieren sind es wiederum die größten, welche das höchste Alter erreichen, der Walfisch lebt sicher einige Iahrhunderte, der Elefant wird 200 Iahre alt, und es hält nicht schwer, nach abwärts eine Reihe von Tieren

aufzuführen, bei welcher die Lebensdauer ungefähr parallel der Körpergröße
abzunehmen scheint.
Sieht man sich aber etwas genauer um, so findet man, daß dasselbe
Alter von 200 Iahren, welches der Elefant erreicht, auch von viel kleineren
Tieren, wie Hecht und Kurpfen, erreicht wird; vierzig Iahre alt wird außer
dem Pferd auch die Kröte und die Katze, und die etwa faustgroße See»
Anemone besitzt eine Lebensdauer von mehr als fünfzig Iahren. Wenn also
auch im allgemeinen gesagt werden k'mn, daß Wachstum und Lebensdauer
bei großen Tieren größer sind als bei kleinen, so besteht doch kein festes
Verhältnis zwischen beiden und Flourens war im Irrtum, wenn er glaubte,
die Lebensdauer betrage stets das fünffache der Wachstumsdauer.
Das zweite, rein physiologische Moment, welches die Lebensdauer be»
einflußt, ist die Raschheit oder Langsamkeit, mit welcher das Leben dahin»
fließt, kurz ausgedrückt: das Tempo des Stoffwechsels und der Lebensprozesse.
In diesem Sinne sagt Lotze in seinem „Mikrokosmos": „Große und
rastlose Beweglichkeit reibt die organische Masse auf, und die schnellfüßigen
Geschlechter der jagdbaren Tiere, der Hunde, selbst die Affen stehen an
Lebensdauer sowohl dem Menschen als auch den größeren Raubtieren nach,
die durch einzelne kraftvolle Anstrengungen ihre Bedürfnisse befriedigen" —
„die Trägheit der Amphibien gestatte dagegen auch den kleineren unter
ihnen eine größere Lebenszähigkeit."
Ganz gewiß ist etwas Richtiges an dieser Bemerkung. Dennoch wäre
es ein großer Irrtum, wollte man glauben, daß Schnelligkeit notwendig
auch kürzeres Leben bedinge. Die schnelllebenden Vögel haben trotzdem eine
sehr lange Lebensdauer; sie erreichen, ja übertreffen darin die trägen Am»
phibien gleicher Körpergröße. Man darf sich den Organismus nicht als einen
Haufen Brennstoff vorstellen, der um so früher zu Asche zusammensinkt, je
kleiner er ist und je rascher er brennt, sondern als ein Feuer, in das
immer neue Scheite hineingeworfen werden können, und das so lange
unterhalten wird, als es eben nötig ist, mag es nun schnell oder langsam
brennen.
Wie wollten wir es von jenem Standpunkte aus erklären, daß die
Weibchen und Arbeiterinnen der Ameisen mehrere Iahre leben, während die
Männchen kaum ein paar Wochen ausdauern? Beide Geschlechter unter-
scheiden sich weder durch Körpergröße irgend erheblich, noch durch Komplikation
des Baues, noch durch das Tempo des Stoffwechsels, sie sind nach allen
diesen drei Richtungen nahezu als identisch anzusehen, und dennoch solch ein
Unterschied in der normalen Dauer des Lebens!
Durch all dies scheint jedenfalls so viel bewiesen zu sein, daß die
physiologischen Verhältnisse sicherlich nicht die einzigen Regulatoren der
Lebensdauer sind, daß sie allein es nicht sind, welche die Stärke der Feder

der Lebensuhr bestimmen, daß vielmehr in Uhren von nahezu gleicher Beschaffenheit Federn verschiedener Stärke eingesetzt werden können!
Hiermit sind wir aber zu einem Grundgedanken der Weismann'schen Theorie gelangt. Die iiußiren Lebensbedingungen sind es, welche (nach Weismann) durch den Selektionsprozeß die Lebensdauer der Organismen in erster Linie normieren. Für jeden, der überhaupt einmal den Selektions-Prozeß durchgedacht hat, ist es ohne weiteres klar, daß bei einer solchen Regulierung der Lebensdauer lediglich das Interesse der Art, nicht etwa das des Individuums in Betracht kommen kann. Es ist für die Art an und für sich gleichgültig, ob das Individuum länger oder kürzer lebt, für sie kommt es nur darauf an, daß die Leistungen des Individuums für die Art ihr gesichert werden. Diese Leistungen bestehen in der Fortpflanzung, in der Hervorbringung eines für den Bestand der Art genügenden Ersatzes der durch den Tod abgehenden Individuen und eventuell noch in der Brutpflege, wenn die Eltern ihre Sprößlinge beschützen und ernähren. Wir werden also erwarten müssen, daß im allgemeinen das Leben die Fortpflanzungszeit n'cht erheblich überdckure, es sei denn, daß die betreffende Art Brutpflege ausübe.
So finden wir es in der Tat. Alle Säugetiere, alle Vögel überleben ihre Fortpflanzungszeit, auf der anderen Seite hört z. B. bei allen Insekten — mit einziger Ausnahme der Arten mit Brutpflege — das Leben mit der Fortpflanzung auf.
Es kann nicht unsere Absicht sein, hier die Ausführungen Weismanns bis ins Spezielle zu verfolgen, wir müssen darauf verzichten, die zahllosen Belege, seine scharfsinnigen Erklärungsversuche der scheinbaren Ausnahmen usw. hier des näheren zu beleuchten. Aber sein Gedankengang führt auch geradeswegs auf eines der schwierigsten Probleme der ganzen Physiologie, auf die Frage nach dem Ursprung des Todes.
„Der Tod ist in letzter Instanz eine Anpassungserscheinung"; so para» dor dieser Satz auch klingen mag, ebenso einfach und konsequent ergibt er sich aus dem vorhergegangenen.
Weismann sagt: „Ich glaube nicht, daß das Leben deshalb auf ein bestimmtes Maß der Dauer gesetzt ist, weil es seiner Natur nach nicht un< begrenzt sein könnte, sondern weil eine unbegrenzte Dauer des (nicht mehr reproduzierenden) Individuums für die Art ein ganz unzweckmäßiger Lurus wäre."
„Es kann selbstverständlich nicht im geringsten bezweifelt werden, daß die höheren Organismen, so wie sie nun einmal sind, den Keim des Todes in sich tragen, es fragt sich nur, warum und aus welchen Motiven sie so geworden sind, und da glaube ich, muß der Tod nur als eine Zweckmäßig» keitseinrichtung, als eine Konzession an die äußeren Lebensbedingungen, nicht

als eine absolute im Wesen des Lebens begründete Notwendigkeit ange»
faßt werden."
Der Tod, d. h. die Begrenztheit der Lebensdauer, ist nämlich gar-
nicht ein allen Organismen zukommendes Attribut. Es gibt eine große Zahl
von niederen Organismen (Amöben, einzellige Algen, Infusorien usw.), die
nicht sterben müssen. Wohl sind auch sie zerstörbar; Siedehitze, Kalilauge,
Gifte töten sie, aber solange die für ihr Leben nötigen äußeren Bedingungen
vorhanden sind, so lange leben sie; sie tragen also die Fähigkeit ewiger
Dauer in sich.
Man hat öfters den Teilungsprozeß der Amö^.l so aufgefaßt, als sei
das Leben des Individuums mit seiner Teilung beschlossen, als entstünden
aus ihm nun zwei neue Individuen, als falle hier Tod und Fortpflanzung
zusammen. In Wahrheit kann man doch aber hier nicht von Tod reden!
Wo ist denn die Leiche? Was stirbt denn ab? Nichts; der Körper des
Tieres zerteilt sich in zwei nahezu gleiche Stücke, von denen jedes dem
Muttertier vollkommen ähnlich ist; ja, denken wir uns eine Amöbe mit
Selbstbewußsein begabt, so ist nicht daran zu zweifeln, daß, nach der Teilung,
jede Hälfte die andere für die Tochter und sich selbst für das ursprüngliche
Individuum ansehen würde!
Aber gehen wir weiter! — Da die vielzelligen Tiere und Pflanzen
nach der Darwinschen Theorie aus den einzelligen hervorgegangen sind, so
fragt es sich nun, wie denn diesen die Anlagen zu ewiger Dauer abhanden
gekommen sind?
Dies hängt nun wohl mit der Arbeitsteilung zusammen, die zwischen"
den Zellen der vielzelligen Organismen eintrat und diese von Stufe zu
Stufe zu immer komplizierterer Gestaltung hinleitete.
Mögen auch vielleicht die ersten vielzelligen Organismen Klümpchen
gleichartiger Zellen gewesen sein, so muß sich doch bald eine Ungleichartig»
keit unter ihnen ausgebildet haben. Schon allein durch ihre Lage werden
einige Zellen geeigneter gewesen sein, die Ernährung der Kolonie zu be<
sorgen, andere die Fortpflanzung zu übernehmen. Es mußte sich so ein
Gegensatz zweier Zellgruppen bilden, die man als somatische und propaga»
torische, als Körperzellen und Fortpflanzungszellen bezeichnen könnte. Den
Propagationszellen konnte die Fähigkeit unbegrenzter Vermehrung nicht ver-
loren gehen, — andernfalls würde ein Erlöschen der betreffenden Art ein-
getreten sein — daß sie aber den somatischen Zellen mehr und mehr entzogen
wurde, daß sie schließlich auf eine bestimmte, wenn auch eine sehr große
Zahl von Zellgenerationen beschränkt wurde, erklärt sich aus der Unmöglich-
keit, das Individuum vor Unfällen absolut zu schützen, und der daraus
resultierenden Hinfälligkeit des Individuums, die es für die Art überflüssig
macht. — Bei einzelligen Tieren war es nicht möglich, den normalen Tod

einzuführen, weil Individuum und Fortpflanzungszelle noch ein und dasselbe
waren; bei den höheren Organismen trennten sich somatische und Propa»
gationszellen, der Tod wurde möglich, die unbegrenzte Lebensdauer über»
flüssig, und der unerbittliche Zuchtwahlprozeß ließ sie wie alles Überflüssige
verschwinden.
Aber der Tod ist nur scheinbar, denn er ist nicht vollständig. In dem
ewigen Wechsel der lebenden Organismen bleibt außer dem Schein der Un»
sterblichkeit auch etwas anderes erhalten. Iene ursprünglichen Zellengenerätionen,
deren Eristenz wir nach dem Satze „Omne vivum e vivo" einfach als ge»
geben annehmen müssen; diese Stammeltern der ganzen lebenden Welt,
lius welchen durch Teilung und Differenzierung allmählich die kompliziertesten
Organismen hervorgegangen sind, sie sind auch in den zusammengesetztesten
Lebewesen als Eizellen und Samenkorper enthalten. Die Geschlechtszellen
sind unsterblich; sie haben sich neben der starken amöboiden Beweglichkeit
auch die unbegrenzte Vermehrungsfähigkeit, also die beiden wesentlichsten
Eigenschaften der. einzelligen Organismen erhalten. Und so erscheinen uns
im Lichte dieser Theorie alle Organismen des Weltalls nach dem Ausdrucke
von Pflüger als „Stamm- und Blutsverwandte"; die Erb ichkeit selbst ist
nichts mehr als der einfache Ausdruck dieser Kontinuität des Keimplasmas, —
der normale Tod eine Anpassungserscheinung, eine Aufopferung des Indivi»
duums im Interesse der Gattung.

Dr. Assaf Ciffrin:

Voll jüngsten Dramatikern.

i.

Die Iungen hatten an das Tor gerüttelt, daß es klirrte. Nun treten
sie ein.
Klare Umrisse lösen sich aus dem Stimmengewirr. Wir stehen nun
jenseits der Dornenhecke, hinten der der Bettler stand und um Erhörung bat,
jenseits der Barrikade, hinter der die Iugend mit ihrem Recht auf Iungsein
stand und forderte. — Nun darf die Iugend geben von dem, dessen sie
übervoll ist. Geht es aufwärts zu Gipfeln — oder Maulwurfshügeln?
Es liegt in der Luft. Die Iugend atmet sie ein und wandelt sie in
Schreie auS dem Tiefsten, die lange zuvor nicht die Schaubühne erfüllten.
Sie hat gepocht. Nun tritt sie ein.

Von jüngsten Dramatikern Assaf Ciffrin
n.
Nur eine geschlossene Aufführung — die zweite des „jungen Deutschland" — sonnte der Tragödie Reinhard Goerings „Seeschlacht"*) die Freiheit >md die Rampe geben. Lichteste Kunst strahlte aus ihr und ward jedem tiefstes Erlebnis.

Sieben Matrosen in einem Panzerturm. Darüber lachender Himmel, darunter lächelnde See — Gott lächelt tausendfältig aus seiner Schöpfung . . . Die Fahrt geht in den Tod. In den Tod, den der Mensch erfand, den er mit aller Raffiniertheit verhundertfachte. Da wird das Haupt nicht abgeschlagen, dort wird es abgesägt ... in Stationen. Mit Martern bestialischer Genialität. Aus Ahnungsnebel lösen sich Gedankenflocken. Sie entfliegen, gleich den weißen Tauben der Arche, in die Sintflutwelt hinaus, um zu schauen, ob die Welle noch steigt oder fällt. Noch ist's nicht Zeit. Noch flutet es gewaltig aufwärts. Menschenleiber zerfallen in Fetzen, den Menschengeist umfängt noch Wahn — und in diesem Strudel, gespeist vom Aberwitz dynamischer Entfaltung, erlischt der letzte Funke, der an Menschheit gemahnt. Zermalmt rurch den Riesenaufwand. Die Tragödie vom Menschensterben durch Menschen» .»berwitz endet:

„Die Schlacht geht weiter, hörst Du?
Mach Deine Augen noch nicht zu.
Ich habe gut geschossen, wie?
Ich hätte auch gut gemeutert! Wie?
Aber schießen lag uns wohl näher? Wie?
Muß uns wohl näher gelegen haben?

Dies ist der Kern der Tragödie. Goering spricht es in klarster Helle aus. Die kühne Gestaltungskraft ist ihm eigen. Die Wahrheit über alles — und kennt in der Technik des Dramas keinen Hinterhalt. Geht gerade auf das Ziel von vielen Seiten heran. Mit vielen Parallelmotiven, ohne Naturabklatsch, nur der Idee Untertan, daß wir auch der Hülse dieses so überreichen Dichterkerns Schleuderdramatik**) zuerkennen müssen.

Aus der Zeitlosigkeit zu namenlosem, ewig unter Menschen geltendem Glanz emporgehoben. Die Idee steht wie ein Obelisk inmitten des Meeres, an die die Welle von allen Seiten schlägt und brandet. Auch die Bastille ward einmal gestürmt, und doch, was heute begrifflich blieb, ist vom winzigen Geschlecht der Mächtigen an die eiserne Kette gelegt. Das Schiff geht in den Tod. Im Herenkessel, am jüngsten Tag der Lebenshungrigen, gilt es Gericht zu halten. Ein jeder über sich! Die Masken ab, die Kleider ab.

*) Verlag S. Fischer, Berlin,
") Vgl. Nord und Süd, M«rz 1l)18, S. 2!i!).

Die Nrust ftei, die Lungen frei — da steht nacktes Menschentum in seiner
Wehmutspracht! . . Lallet im Krampf ein Ia! zum Leben. . .
Die „Seeschlacht" ist kein Drama — im alten Sinne. (Ohne Akteinteilung,
ein Block!) Der erkannten Idee höchste Schlag» und Wirkungskraft zu
geben ist erstes Erfordernis. Die Zielscheibe ist vom Anfang an jedem sichtbar,
klar erkenntlich — hoch aufgerichtet. Will offenbaren, wie die Idee im
Menschen wird — oder, was dem gleich gilt: um das Werden des
Menschen in einer Idee ist es zu tun. Fanatisch greift Goering zu.
Durch einen Reigen von Motiven, die tief erschüttern. Mit shakespearescher
Gewalt packt er an die dramatische Auswertung des Traumes und bleibt in
Naivität erschütternd. — Dieweil unter zwei Matrosen das Gespräch um die
letzten Dinge des Daseins geht, auf- und niederwogt, sprechen die anderen
im Schlaf. Einer unter ihnen: „Hilf einer schlafen mir!" und später: „Hilf
einer mir erwachen!"
Wissen spricht, singt Lebensbejahung durch Tränen, macht sie kostbar
daß sie schöner denn Diamanten könnten sein. — Klingt's darum vielleicht
tiefer, daß uns noch Pestilenz des Menschheitirrtums umfängt? Daß über
Dir und mir die Wellen des Kriegsaberwitzes zusammenschlagen, die Welt in
ihren Fugen kracht? — Oder, weil Meister Reinhardt feine Kunst mit
Glorie krönte?
— Weil Wahrheit aus jedem Worte quillt. Weil innerstes Bekennen
einer ganzen Menschheit diesen Ausdruck des Absoluten fand, darum war
keiner da, den es nicht in das stumme, ringende Gebet des Menschenwurms
zu höheren Sphären umschloß. Goering hat es vollbracht. Weil er ein
Confessor der Menschheitsreligion ist, ein Sendbote lichtester Kunst.
Aus ersten Nebelgestalten löste sich Goering zur ätherischen Klarheit des
Menschentumdichters. Das Riesenmaß drs Weges vom Versuch zum Ergebnis
ist getan. Goering hat uns über die trennende Seichtheit des Tasten« zum
Tempel der Iugend getragen.

III.

Will man von Hasenelever sprechen — dessen „Sohn"*) als
drittes Werk des „jungen Deutschland" im „Deutschen Theater" zur Auf-
führung gelangte — so darf man sich nicht in die Kritik dieses Dramas
allein schnüren. Man täte dem Dichter Unrecht; und uns selbst, da man
unsere Zeit mißverstände, die zu bleibenden Zeichen der dramatischen Literatur
drängt.
Nach der Vorstellung mochten gar viele sich sagen: ich glaube an den
„S'o h n" nicht; aber alle empfanden: ich glaube an Hasenelever. Dies
ist festzustellen, weil es das Urteil klärt. — Hasenilever hat nach diesem

*5 Verlag Kurt Wolff. LelpW.

„Sohn", den er als Zwanzigjähriger niederschrieb, noch eine „Antigone" neu gestaltet. Da wird Ahnung zur Gewißheit. Mit Hasenilever ist als einem der Besten, Kühnsten unserer Iugend zu rechnen. Schon die nächste Zukunft, ist der „Antigone" erst die Arena eröffnet, wird zeigen, daß Hasenelever ein Dramatiker reinsten Geblüts ist. Wir wissen schon in dieser Stunde, daß er, in seiner blutjungen Iugend, ein grundehrlicher Mensch, ein Teil Natur ist, den heißeste Kämpfe durchtosen, der leidet, weil er die Menschen leiden sieht, der die Herrschsüchtigen haßt um der Geknechteten willen, der liebt, weil sein Ethos ausstrahlt in Schiller-Beethovens Glaubensbekenntnis: „Seid umschlungen, Millionen . . ." Einen Beethoven widerten Erblieh»Gekrönte an, deren Goldreif Menschentum mit Nebel und Reif bedeckte, und Schillers Malteser Roderich kann nicht Fürstendiener, will Menschheitserlöser sein. Mich dünkt. Fleisch des Posa mit Beethovenschem Singvogelblut schüfen die Urzelle Hasenelevers. Mit dem Irrtum des ganz nur der Ide^ estaltung Hin» gegebenen behaftet. Der lichterloh beglückte Menschheit in. Geiste sieht und erkennt, daß sie nur in erdgebundenen, von anderen. Mächtigeren in Ketten geschlagenen Menschen sich kundgibt.

Hasenelevers „Sohn" ist ein Schrei gegen die Entrechtung der Söhne durch die Väter — durch die schlechten Väter, fügt er einmal hinzu, und da sieht man ihn, durch das Gefühl beängstigt, die Allgemeingeltung des revolutionären Satzes in seiner Wurz«l zu schwächen. Weil der Schrei aus tiefster Tiefe kommt, muß man Hasenelever lieben. Der Schrei ist echt und kommt aus innerer Gedrängtheit.

Unzweifelhaft war das Gefühl der Erpansion, der innere Drang nach Freiheit, das Primäre im Dichter, das der Geist dann in seine Formen und Perzeptionen umbog — bis zu seiner völligen Beherrschung. Und ist dies nicht die Grundschwäche des Dramas? Ward da nicht alles, allein um des Dogmas willen, willkürlich umgebogen, als täte es Ignaz von Loyola? Der „Sohn" ist ganz Produkt des Geistes. Geist hat das Gefühl anders zu schauen gezwungen; alles ist auf dieses Grenzurteil gestellt, nach ihm ge» wendet, gestaltet, gesehen, daß jene, die am nahesten stehen — Freund und Vater — am meisten verzerrt erscheinen. Daher ist der Eindruck, der aus den Zeilen des Buches sich bildet, schärfer umrissen, als ihn die Bühne zu geben vermochte. Man heißt das Drama erpressionistisch; weil alles durch die Pupille des zwanzigjährigen Sohnes gesehen und gemessen ist, relativ und ungerecht, bewußt relativ! Und nennt es einen Vorzug. Der ist es nicht!

Dieser Art darzustellen — die eine Sackgasse bedeutet — wohnt aber noch die Gestaltungs- und Ausdrucksweise der Iungen inne, die entwickelungsfähig ist, die ich im Gegensatz zur psychologischen Dramatik dynamisch als Schleuderdramatik bezeichnete. Eine Eigenart, die sich bei allen Jüngsten, gerade durch die Bühne beeinflußt, wiederfindet: Szenen, die keine

Kontinuität bisher aufwiesen, sind aneinandergereiht, Pfeile im Fluge auf
ein Ziel, Pfeile, geschleuderte Wirkungsatome, um die Auslösung tiefster
Wirkung herbeizuführen. — Mehr als im „Sohn" wird diese Gestaltungsart
in „Antigone"*) offenbar. Die lese ein jeder, der junge Iugend —
und Reife erkennen möchte. Der erkennt Haseneleverś inneres Wachstum
im Augenblick! Schnellt er in „Antigone" die Pfeile nach einem Ziel, das
die breiteste Menschheit angeht, weil tiefstes Menschen- und Duldertum im
Spiele ist, darum bis ins Tiefste aufrüttelt, — so ist im „Sohn", bei ähnlicher,
weniger betonter Darstellungsweise, das Ziel zu relativ und schwankend.
Schwankend, weil der Boden, auf dem er sitzt, ins Rutschen kommt, sobald
er eine Welt mit anderen Söhnen, anderen Vätern und ohne Haß findet.
Daher bleibt vieles im Kern Disputation. Dies ist erpressionistischer Aus-
drucksweise eigen.

Die Stöße, Schläge, die der Dichter gegen die alte Zeit führt, sind
kraftvoll, fest — selten männlich. Und der Stoß schnellt stels zurück, weil
er zu relativ ist zur Welt. Ist in die Relativität des Iungseins eingeengt.
„In t^rlluu«»" muß man den Dramen Hasenclevers voransetzen. Der Schrei
im „Sohn" bleibt indes zu ideell, der den Staub der Erde nicht mit sich
reißt. Bei Schiller führen viele Wege, Pfade, Gassen aus der Iugendenge
einer Menschheit in den Freiheitswald der „Räuber"; hier bleibt die Gasse
in engem Bezirk angekreidet für eine'Zahl von Iungen, denen der Vater
die Sonne nahm.

Und doch ist der Waffengang zwischen Vater und Sohn aus der Enge
des Einmaligen zum Symbol erhoben, bleibt auch vieles allzusehr der Idee
Untertan. So spricht der Sohn: „Der Vater — ist das Schicksal für den
Sohn. Das Märchen vom Kampf des Lebens gilt nicht mehr. Im Eltern-
haus beginnt die erste Liebe und der erste Haß".

Der Hauslehrer: „Aber sind Sie nicht der Sohn?"

Der Sohn: „Ia, deshalb bin ich im Recht!"

Und er hätte hinzufügen dürfen: . . . weil ich jung bin, will ich
geehrt sein. Nur weil ich jung bin, hören Sie? Ehre den Sohn, auf
daß Du als Vater lange lebest! Warum mehr Achtung vor dem keimen-
den Leben, als vor dem halb dem Keim Entsprossenen? Platz gemacht der
Iugend! . . . .

Man könnte sagen: Ehre den Iungen, vielleicht keimt in ihm das Genie.
Hasenelever sagt: Ehre den Sohn, er ist das Genie. So etwa spricht der
geistige, junge Hasenilever.

Tiefer, innerer Klarheit und höchster Flugkraft bewußter Sehnsucht ent-

») Paul Cassirer, Verla«, Berlin.

quellen die Worte des Sohnes zum Freund: „Hilf mir die kommende Erde empfangen!"
Seine Sprache ist schön. Licht und sternenklar. In Einfachheit gemeißelt.
Die Form des Fünfakters gab er dem Drama und zeigt völlige Beherrschung dramatischen Könnens. Fehlte bei anderen Werken der Iugend die Kontinuität, die aus starker parallellaufender Betonung des Zieles sich ergab, so »seist der „Sohn" die innere Geschlossenheit auf.
Die Ausführung, die Felir Holländer leitete, empfand ich als zu kalt und zu gemessen. Die Unermeßlichkeit, die man hätte geben können, mangelte. Das Mitschwingen von Luft, Licht und Tönen fehlte; gleich zu Beginn. Lese ich die Zeilen neu, so schwingt, ehe ich an die Worte des Sohnes selbst gelange, etwas mit, das in der Luft liegt .... Eine Abendsonne, die in die Dämmerung des Raumes scheint. Wenn der Sohn in die Kniee sinkt und die Arme ausbreitet, vergrößert sich alles zur Riesensilhouette. Die Sonne geht unter — und damit ist die Verknüpfung gegeben zu dem Auftritt des Freundes aus dem Grenzbezirk des Diesseits.
Deutsch und Wegener verkörperten, an der Wegscheide ewiger Prinzipien, Jung und Alt. Bessere, menschlichere Leistung ist nicht denkbar. Darum gerade — sprachen Menschen zueinander — erschien der Gegensatz nicht unüberbrückbar.
Eine Aufführung der „Antigone", die nur Krieg hemmen kann, wird die Ahnung Aller morgen zur Klarheit reifen lassen. Hasenelever ist.
Der Zug ins Große wird dem ersten Blick offenbar. Bleibendes richtet s!ch auf. Das Schicksal einer Menschheit ist mit sicherer Hand, von einem glühenden, übervollen Herzen geleitet, erfaßt. Kämpferjugend richtet über den greisen, greisenhaften Völkerkampf. Fürchtet sich nicht vor Bajonett und Gewehr, kann sich nicht scheuen, bis an den Kern der letzten Dinge zu gehen. Das Lebendige, das denkt, darf allein über sich bestimmen! ! —
Antigone ist Sinnbild der Gerechtigkeit und bleibt dennoch so erdenhaft. Mutter aller Menschen. In Qualen Erlöserin ihrer Kinder. Der Mächtige zerschellt an Ewigem.
„Ich kralle mich in die Erde ein.
Sie ist so starr nicht wie das Herz der Mächtigen!"
Der so spricht, hat erkannt und ist. Eine Weltfrage, die in der Luft hängt, ein Menschentumsbangen, ein Klingen, das ahnend aus dem Schmerzensschrei, aus Notwehen eines entgötterten Menschengewimmels zu lichtem Menschentumshimmel dringt, treibt ihre Blüte . . . Und damit ist das Bindeglied gegeben zwischen Hasenelever und Goering. Donner, Blitz, Tau, Lerchensang erfüllen die Luft, durch die dieses Werk schreitet.

„Antigone" zeigt mehr denn irgend ein Werk den Einfluß der Bühne auf moderne Dramatik. Enggezogene Grenzen gestriger Wirkungsmöglichkeiten sind gesprengt. Ungeahnte Möglichkeiten fluten von allen Seiten herbei — um die Wirkung zu höchster Ertase, zum Gebet zu erheben, in tief» sten, erzenen Widerklang zu schwingen. Was gilt Unnatur, was schert Dich das physikalische Ungesetz, da es gilt, das Gefühlsregister in stürmischsten Sturm zu reißen? ! . . .

Ein Beispiel: Die Arena liegt im Dunkel. Der Palast ist erleuchtet. Kreon, der Volksaufruhr wittert, tritt vor, starrt ins Dunkel und spricht: „Ich herrsche. Ich bin im Recht!" Aus dem Dunkel ist Vortrab des Sturmes hörbar; der wächst zum Orkan. Kreon verabredet mit seiner Wache das letzte Zeichen: Hebt er den Arm, dann in die Stadt die Brandfackel geschleudert! Und denkt: Ich bin im Recht, da ich herrsche .... Da ertönt der Warnerruf. Der blinde Seher Teiresias steht lichtübergossen im Publikum(l), am anderen Ende der Arena. Zwischen beiden das Dunkel, der Mißklang von Macht und Recht . . . „So wahr mir Gott helfe! Ich bin der Herr!" ruft Kreon und hat die Faust emporgehoben! War's zum Schwur, war'S dem Häscher zum Zeichen, daß die Stadt in Rauch aufgehe —? . . . „Die Arena wird plötzlich hell. Haufen von Toten. Blutende mit offenen Wunden. Frauen, Männer mit Messern in der Brust. Wahnsinnige blöken. Zerfetzte Gliedmaßen. Kinder stolpern zwischen Leichen.

Ruf: Kreon!!

Kreon (schreit): Ah . . .

Tierisches Heulen. Bewegung nach ihm hin.

Kreon (lallt zwischen den Zähnen): Ich kenne Euch nicht —

Ein Wahnsinniger: Kennst uns nicht? Kennst uns nicht?

Feiner Herr! Rabenkönig! Hoho! . . ."

Dies ist der Zeichen stärkstes — und tiefstes. Im dritten Akt. Der Idee den Weg zum Herzen zu bahnen ist höchstes Gebot — ganz gleich, ob ihr Orkan, Trommel, Volksrufe, schwefelgelbes Licht und Gesichte der Hölle voranziehen. Eine Schleuder zur Wirkung, in ihrem reinsten Kult, das enge Gesetz fällend, um ins Herz mit festesten Klammern zu greifen. Der nur konnte es schreiben, fühlen, gestalten, der an die Form gedacht, die Reinhardt dem sophokleischen Odipus in der Arena gab.

Hasenelever ist.

IV.

Die jüngste Generation hat ihr Daseinsrecht erwiesen. Nicht allein, weil ihr Gefäß Iugend bedeutet, die eine Spanne Zeit in der Vergänglichkeit zu ihrer Gegenwart zu machen das Recht hat — sondern, weil sie Inhalt

>

offenbart vom besten Stoff: Menschentum, Gerechtigkeit, Be-
kennen! Ein Akkord, allzusehr auf das sonnenlose Moll einer Irrwahnszeit
gestimmt. Die Urenkelkinder werden nur allzubewußt, berechtigt, das Mensch-
heitsglied dieser Zeit mit Schweigen begraben.
Mutter Erde frißt ihre eigenen Kinder. . .
Staaten zerfallen, Völker vergehen, Könige verkümmern in ihrem Zwerg-
tum. Allein die Kunst ist ewig. I,'»rt e»t steruel.
In dieser Jugend keimt ein Gran zu dem Gebild für die Ewigkeit. . .
Dl. Carl Vogl:

Sir Oliver Lodge's „Raymond oder Leben UNd Tod". Referat und Kritik.

Ie und je hat die Tatsache des Todes dem Menschen zu denken gegeben. Cine
Mannigfaltigkeit von Gefühlen, Stimmungen und Erlebnissen: bange Furcht
vor einem Unheimlichen, Schmerz und Kummer über dahingeschwundenes Glück,
beseligendes Hoffen und vorwegnehmendes Schauen einer ilberwelt, knüpfen an
an die immer neu erfahrbare Tatsache, daß der Einzelne hinweg muß aus dieser
gewohnten Welt des Alltags, nach einer kurzen, oft nur allzu kurzen Spanne Zeit.
Die siebenzig und achtzig Iahre des Psalmisten sind sprichwörtlich.
Niemals hat der Mensch Tatsachen so einfach als solche hingenommen. Er
darf es gar nicht ohne sein Menschtum aufzugeben. Er blickt vielmehr hinaus
über sie und deutet nach vorwärts und rückwärts, nach allen Seiten hin. Das ge-
hört zu seinem Menschsein. Liegt doch in den sogenannten Tatsachen selbst schon
eine ganze Summe von Mehr, eine ganze schaffende Arbeit geistigen, seelischen
Lebens. So auch beim Tode: er wird zu einer gewichtigen Angelegenheit des
Einzelnen nicht nur, sondern auch der Gemeinschaft, letzteres zumal in gewissen
frühen Zeiten, da die Gemeinschaft alles, der Einzelne nichts war.
Viel mehr als die Frage nach dem Warum und Woher des Todes hat die
nach dem Nachher die Gemüter beschäftigt. Was für ein Dasein, nach dem Ab-
schluß des gegenwärtigen, er einleiten, möglich machen, erzwingen mag, das ist das
bewegende, das vor allem wissenswerte. Große Religionen, wie das Christentum,
haben eben diese Frage zu ihrem zentralen Anliegen. Das ganze Mittelalter ist
in seinem religiösen Gehall eingestellt auf dieses über den Tod Hinausweisen in
eine sinngebende Anderwelt beseligenden Erlebens, sei es auf Grundlage christlich-
kirchlicher Lehrüberlieferung und Sakramentsspende, sei es in oft weitgehend selb-
ständiger Weise im ekstatischen Erfahren und mystischen Schauen.
Dann kam eine Zeitepoche, wo das Interesse am Diesseitsleben alles darüber

Hinauswollen, jedes jenseitige Anliegen zurücktreten läßt, es fast ganz persönlichem Sichbesinnen anheimgebend. Soweit es dennoch die Öffentlichkeit berührt, ist es mehr oder weniger amtliche Veranstaltung und deswegen des eigentlichen tief» innern Erlebens ermangelnd,

Indessen mitten in dieser Stimmungslage beginnt es anders zu werden. Nicht nach der offiziellen, kirchlichen, Seite hin, wenn diese freilich aus dem sich ändernden Verlangen heraus immerhin Gewinn ziehen mag. Immer angelegentlicher sucht man der Lösung der Fragen beizukommen: „Wohin gehen unsere Toten?" „Welches Geheimnis ist verborgen hinter dem schweren Vorhang des Todes?" Nicht erst durch den Krieg hat sich dieses Verlangen fühlbar gemacht, obschon selbstredend dieser mit seinen unerhörten, grausamen Opfern an Menschenleben, meist oft gerade den wertvollsten, an teueren Weggenossen, unersetzlichem Lebensgnt jene Fragen in ungewöhnlichem Maße verstärken und dringend machen mußte.

Auf zwei Wegen versucht man sich Gewißheit zu verschaffen. Der eine ist abhold dem, was man im engeren Sinne Wissenschaft nennt; die Methode des rein gedankenmäßigen llberlegens und Schließens erscheint ihm völlig unzulänglich; er beruft sich auf ein Erkunden und Erfahren ganz eigener Art: ein unmittelbares Erfassen und Erschauen, das zwar in die Formen des Gedankens und des sprachlichen Ausdrucks gekleidet werden muß, um mitteilbar zu sein, das jedoch in seiner eigentlichen Sonderart gar nicht mitgeteilt werden kann, sondern jeder muß es selbst erleben, um dessen sicher zu sein. Die Weltanschauung und Lebensführung, die sich darauf aufbaut, steht dann außerhalb desjenigen, was man als wissenschaftliche Forschung und wissenschaftliches Erbgut bislang anzusehen pflegte. Ich erinnere an die fast über die ganze Erde verzweigte und einer nicht unbeachtenswerten Anhängerschaft sich erfreuenden Theosophie. Und wenn die vielen nm I>r. Rudolf Steiner wissenschaftliches Denken und Forschen zwar keineswegs verachten, so reden sie doch von ihrer Geheimwissenschaft, einer gebeimwissenschaftlichen Schulung, die den also Geschulten in den Besitz von Kennt» nissen und Überzeugungen setzt, die der gemeinhin so genannten Wissenschaft mit ihren Methoden gänzlich unzugänglich sind.

Ein anderer Weg, zu den Rätseln des Todes vorzudringen, will streng wissenschaftlich verfahren. Seine Methode ist das Erperiment: Beobachtung unter Ausschaltung aller nur erdenklichen Fehlerquellen, unter zweckmäßiger Anordnung und '.»ndernns, der Versuchsbedingungen.

Im Iahre 1848 sollen, nach übereinstimmenden Berichten, im Blockhaus des Farmers For im Dorfe Hydesville (Staat New-York) laute Klopftöne, deren Herkunft nicht zu ermitteln war, die Familie beunruhigt haben. In guter Laune klopfte einmal das zwölfjährige Töchterchen an ein Möbel und forderte den nn sichtbare»! Ruhestörer auf, es ihm in gleicher Zahl und Weise nachzumachen. Dies geschah tatsäckliel', zum größten Erstaunen der anwesenden Mntter. Diese fragte

nun: „Wer klopft denn da?" Keine Antwort. „Bist du eine lebende Person?"
Keine Antwort. „Bist du ein Verstorbener?" Ein heftiger Schlag in der Mauer.
„Wie viele Kinder habe ich?" fragt die Frau weiter. Sieben Schläge waren die
Antwort. Die Frau: „Sieben? Besinne dich!" Abermals klopft es siebenmal.
Die Frau: „Sage mir, wie viele noch am leben sind." Sechs Klopftöne lassen
sich huren. So war's richtig. Die Frau fragt nach dem Alter der beiden jüngsten,
daheim befindlichen Kinder; die Antworten sind richtig.

Dieses Ereignis — wie weit die Berichte streng zuverlässig sind, ist hier nicht
zu untersuchen —, war der Beginn der sogenannten spiritistischen*) Bewegung,
die seither trotz, oder vielleicht auch gerade wegen, der anfänglichen Anfeindungen
in der ganzen Welt eine ungeheure Verbreitung gefunden hat. Allenthalben, zu-
nächst in Amerika, bildeten sich spiritistische Zirkel, welche mit den angeblichen
Geistern in Verbindung traten und mit ihnen sprachen vermittelst der Klopflaute,
die beim Hersagen des Alphabets den richtigen Buchstaben anzeigten, oder auch
durch automatisches Schreiben seitens des Mediums**), d. h. einer Person, die
infolge gewisser uns noch so gut wie unbekannter psychischer Einstellungen und
physischer Bedingungen dazu in der Lage ist.

Diese Dinge sind in ihrem Wesen uralt, aber man hatte sie vergessen. Daß
das geschilderte Vorkommnis eine solcli« Wirkung haben konnte, läßt schließen, daß
die zivilisierte Welt bereits eingestellt war ^uf ein Suchen nach einem Weltbild
und Lebensinhalt, dem die bisherigen Gegebenheiten und das Genießen ihrer
Werte nicht mehr genügte. Das, was zunächst herauskam und den sogenannten
Offenbarungsspiritismus kennzeichnet, war zumeist so zweifelhafter Art und trug
so sehr den Stempel kleinbürgerlicher Gebärde, daß man nicht erwarten konnte,
daß Leute von Geist und Wissenschaft der Sache nähertreten würden. Als es
dennoch geschah, als Skeptiker und Kritiker dem Unfug ein Ende zu machen suchten,
als sie ernsthaft untersuchten, beobachteten, prüften, da bekannten schließlich nicht
wenige von ihnen, daß hinter den besagten Erscheinungen gewisse rätselhafte
Wirklichkeiten verborgen liegen müßten, ja etliche kamen zur Überzeugung, es
meldeten sich hier selbständige unsichtbare Intelligenzen, um die Mitteilung zu
machen, daß sie eristierten und mit uns in Verkehr zu treten wünschten, und bis-
weilen war der Eindruck vorbanden, es seien verstorbene Freunde un.d Verwandte,
die in dieser Weise sich offenbarten.

') Das Wort Spiritismus ist sprachlich durckaus anfechtbar, aber manches andere Wort,
z. V. Sozialismus oder Altruismus, ist es auch. Begrifflich enthält es die Annahme, WK die
fraglichen Phänomene von Geistern herrihren. Tie enalische Sprache hat dafür .Sviiitualism»
eingeführt." Eine zu weite Ve?eichnuna, weshalb biswei'en ein New vorgesetzt wird sNlw Spiritualism».

") Das Wort ist unmittelbar aus dem Englischen genommen lWtte, Mittel, Vermittlung):
da» Neutrum will besagen, daß die betreffende Person, oder vielmehr ihr Korper, ein passives Werk-
zeug ist für die Kundgebungen der fremden Wesenheiten.

Es sind erstklassige Namen hauptsächlich englischer und romanischer Herkunft, die sich auf diesem Gebiete der Erforschung verborgenen psychischen Lebens betätigen: der Physiker Erookes, der Naturforscher Wallaie, der Physiologe Richer, der Psychiater Lombroso, der Psychologe Iames, der Physiker Lodge, der Holländer van Erden, die Astronomen Flammarion und Schiaparelli; von deutschen Gelehrten der Astrophysiker Zöllner, der Philosoph Fechner.

Sir Dliver Lodge, der Verfasser des in der Überschrift dieser Abhandlung genannten Buches, hat einen in der wissenschaftlichen Welt wohlbekannten Namen. Seine Arbeiten über Elektrizität stellen ihn in die vorderste Reihe der modernen Forschung. Um ein weniges und er wäre in der Entdeckung der elektromagnetischen Wellen Heinrich Hertz zuvorgekommen — wie dieser selbst bekennt. Lodge ist der Erfinder höchst sinnreicher Apparate. Mittelst eines derselben war er imstande, bereits auf mehrere hundert Meter hin Zeichen zu geben; auf dieser Grundlage hat dann Marioni weitergearbeitet und wurde der Erfinder der drahtlosen Telegraphie. Sir Olive? Lodge ist seit 1900 tii'»t pi iul lzm! der Universität Birmingham und Inhaber der Rumford Medaille der königlichen Gesellschaft, die den hervorragendsten Entdeckern und Erfindern in der Elektrizitäten, Wärme» und Liebtforschung verliehen wird.

Die Gesellschaft für psychologische Forschung »<»< i<'tv lni' I'«v<tn,:ll Ite»eilicli), die seit 1882 es sich zur Aufgabe macht, in streng wissenschaftlicher Arbeit eben jene Phänomene rätselhafter Art zu ermitteln und zu untersuchen, die man mit den Namen Gedankenübertragung, Hellsehen, Doppelgängertum, Mediumität usw. zu bezeichnen pflegt, zählt Sir Oliver Lodge zu einem ihrer tätigsten Mitglieder. Besonders ein höchst merkwürdiges Medium, Frau Piper (aus Boston) ist jahrelang von den Gelehrten der Gesellschaft zum Gegenstande der Beobachtung gemacht worden, und eben dieses Medium hat Männer wie Hyelox, Hodgson, Iames, Richet, F. W. H. Mnere, Lodae u. a. zur Überzeugung gebracht, wirklich mit ihren verstorbenen Angehörigen und Freunden in Perkehr getreten zu sein. !»i'. Hodgson ist bekannt durch seine rücksichtslose Verfolgung und Entlarvung betrügerischer Manipulationen seitens verschiedener Medien. Er hat die berühmte Begründerin der theoiophischen Gesellschaft, Frau Blavatekv in Indien aufgesucht und die bei.ior sich ereignenden wunderbaren Phänomene für Taschenspielerkunststücke erklärt. Frau Piper iedoch spricht er von jedem Betrug frei. Frau Piper gerät in .,trl!iis'!''-, d. i. in einen Zustand kurzer Betäubung, aus dem sie scheinbar wieder erwacht, um nun als ganz andere Persönlichkeit sich zu gebärden, als solche zu reden oder zu schreiben, bisweilen beides zugleich im Namen zweier verschiedener unsichtbarer Persönlichkeiten. Eine Kontroll-Person*), wie der technische Aus» druck lautet, ,'oll sich ilires Leibes bemächtigt l'aben, während ibr eigenes Seelen»

') CoMrol lieikt bekanntlich im Enalischen Aufsicht. Gewalt, Herrschaft üb« etwa».

leben anscheinend ausgelöscht oder in tiefem Schlaf befangen ist. Nach Rückkehr
in den normalen Zustand fehlt jede Erinnerung. Man hat den Tranie»Zustand als
eine Hypnose, Selbsthypnose, angesprochen, ob mit Recht muß dahingestellt bleiben.
Entscheidend ist nun: sind die Kontroll-Personen sekundäre Persönlichkeiten
des Mediums, also ein in Tätigkeit tretendes zweites oder mehrfaches Ich, selb-
ständig gewordene Abspaltungen gleichsam des Bewußtseins, wie sie tatsächlich
vorkommen und auch in den Dramatisierungen des gewöhnlichen Traumes ihr
Analogon haben, und die dann in verblüffender Meisterschaft verstorbene Personen
schauspielerisch wiederzugeben wissen —, oder aber sind die sich meldenden Intelli-
genzen wirklich diejenigen, die sie zu sein vorgeben, also vom Medium unabhängige,
mit allen seelischen Eigenschaften eines lebenden Menschen begabte We.sen, bis-
weilen also vielleicht die „Seelen" Abgeschiedener?
Ein wichtiges Kriterium wäre gegeben, wenn die sich Meldenden über Dinge
Auskunft geben könnten, von denen die einst Lebenden allein Kenntnis hatten.
Aber schon hier gab's ein Bedenken: wann wird man je mit unbedingter Sicher-
heit behaupten können, daß jemand etwas ganz allein gewußt hat, daß er niemals
auch nur Andeutung, beabsichtigt oder unbeabsichtigt, andern gegenüber habe
fallen lassen? Hat aber außer dem Verstorbenen noch jemand von dem Mitge>
teilten gewußt, dann liegt der Einwand nahe, das Medium — dessen strenge
Ehrlichkeit vorausgesetzt - verfüge über weitgehende Fähigkeiten telepathischer
(fernwirkender) Erkundung, d. h. einer Kenntnisnahme, ohne an die gewohnten,
uns allein bekannten Vermittlungen unserer Sinnesorgane gebunden zu sein — eine
Falligkeit, die tatsächlich vorhanden zu sein scheint und der bei unserer so gut wie
völligen Unkenntnis ihrer Art und ihrer Bedingungen selbst die weitestgehenden
und unglaublichsten Möglichkeiten nicht von vornherein abgesprochen werden
können. Ist nun das Mitgeteilte einem oder gar mehreren der Sitzungsteilnehmer
bekannt, so erscheint die Schwierigkeit nicht allzu groß. Zu den unglaublichsten
Möglichkeiten aber würde es gebören, anzunehmen, das Medium vermöge auf tele-
-atbischem Wege Dinge in Erfahrung zu bringen, die den Zirkelteilnehmern gänz-
lich unbekannt bloß von irgend einer dem Medium gänzlich unbekannten, vielleicht
in sehr weiter Ferne weilenden Person herzuholen wären. Das Medium müßte
dann eine Unzahl solcher Daten von überallher zu sammeln, ohne sonderliche Ver-
wechslung zu sichten und die Art des betreffenden Verstorbenen bis in alle Einzel-
heiten, Gebärden, Lieblingeworte und -Phrasen usw. so täuschend nachzuahmen im»
stande sein, daß höchstgebildete und erfahrene Leute von scharfem kritischen Ver-
stand trotz aller nur erdenklichen Vorsichtsmaßregeln — anonyme oder Pseudonyme
Einführung beim Medium, Beobachtung desselben durch Detektivs — „ach fünf-
zehnjährigen Versuchen zur Hypothese sich gezwungen sehen, die Dahingeschiedenen
s"en in eigener Person zugegen gewesen, nm sich den Sitzungsteiluehmern lund
3u tun. Dies wäre der Fall bei Frau Piper.

In aller Kürze möchte ich hier ein Beispiel anführen, das noch gar nicht ein» mal zu den kompliziertesten gehört. Ich entnehme es dem XVII. Bd. der Proto» kolle der ^nüi«t.v tnr I^eliie»,! Neseniel». Der um die Hypnose»Forschung ver- diente holländische Arzt und tiefangelegte Romanschriftsteller Frederik van Eeden legte (nach seinem eigenen Bericht) einem Medium Mrs. Thompson in England ein Stückchen Tuch von der Kleidung eines ihm bekannten jungen Selbstmörders vor, das er aus Holland mitgebracht hatte. Niemand wußte davon. Das Medium, oder dessen angeblicher Kontrollgeist, der sich Nellu nannte, gab sofort eine genaue Beschreibung des ihr völlig unbekannten jungen Mannes, nannte seinen Ruf- namen und beschrieb die Art seiner Selbsttötung. Schon früher einmal hatte dieser einen Selbstmordversuch gemacht und infolge einer Kehlkopfverwundung eine heisere Stimme und ein eigenartiges Hüsteln zurückbehalten. Sobald nun van Eeden mit dem Stückchen Tuch dem Medium nahte, wurde dessen Stimme heiser und auch das charakteristische Hüsteln stellte sich allmählich ein. Als in späteren Sitzungen der Dahingeschiedene selbst die Konttolle übernommen zu haben behauptete, da batte van Eeden durchaus das Gefühl, als ob er mit dem toten jungen Manne redete, Gesichtsausdruck und Gebärden des Mediums wurden die des einst Lebenden, Einzelheiten wurden angegeben, die van Eeden unbekannt waren und von ibm erst nachher bewahrheitet werden konnten, unerwartete holländische Worte wurden vom Medium gesprochen.

Eine besondere Art des kritischen Beweises bildet die sog. Kreuz-Korrespon- denz (s'i'n»5!'<-<,rr?5<r»<,n<l?in'e). Es sind dies Kundgebungen*) seitens zweier oder mehrerer von einander unabbängiger Medien zu ungefähr derselben Zeit, die von ein und demselben sich Kundgebenden herrühren sollen und in einem bisweilen recht komplizierten, deutlich gewollten Zusammenhange stehen. Die einfachste Form der Kreuzkorrespondenz ist gegeben, wenn zwei oder mehrere Medien dasselbe un- gewöhnliche Wort gebrauchen oder auf das nämliche, nicht öffentliche, Ereignis anspielen, ohne daß diese mehrfache Anspielung auf normale Weise zu erklären wäre. Eine andere Form ist vorhanden, wenn mehrere Medien in verschiedenen Ausdrücken, auch verschiedenen Sprachen, denselben Gedanken bringen. Die wirksamste Art dieser Korrespondenz liegt vor, wenn der betreffende Gedanke hinter Aussprüchen verborgen, maskiert ist, die für sich allein keinerlei Sinn haben und daber unverständlich sein müssen, sobald sie jedoch von jemand geschickt zu- sammengebracht und mit einander verglichen werden, einander ergänzend einen offenbaren Zusammenhang und guten Sinn ergeben. Bisweilen ist anzunebmen, der einzelne Ausspruch sei absichtlich entstellt worden, um ihn eben für sich allein unverständlich zu machen. Es soll damit die Möglichkeit unbeabsichtigter und un- bewußter Telepatbie unter den Medien ausgeschaltet und somit der Beweis er-

") Ich berufe mich liier auf Lodae's „Ranmonb" S. 172 f.

bracht werden, daß wirklich jenseitige Intelligenzen ihre Botschaften durch die Medien übermitteln. ^

Auch hier muß allerdings der Einwurf gestattet sein, wie man denn sicher wissen könne, daß die Medien von einander ganz unabhängig wären. Von betrügerischen Verabredungen abgesehen — sollten die geheimnisvollen Kräfte des Unterbewußten dieser sonderlich begabten Menschenkinder nicht vielleicht über Mittel verfügen, miteinander selbst auf noch so weite Entfernungen hin in telepathische Verbindung zu treten und die den Normalmenschen so verwunderlichen und unkontrollierbaren Anordnungen zu treffen? Die Möglichkeit ist nicht ohne weiteres abzulehnen.

Ein nicht geringer Grad von Überzeugungskraft käme dem Gelingen folgender Übereinkunft zu: eine vertrauenswürdige Person nimmt sich vor, nach ihrem Tode den Beweis ihres Weiterlebens zu liefern. Sie wählt einen womöglich sonst niemand bekannten charakteristischen Ausspruch, schreibt ihn nieder, verschließt und versiegelt das Blatt, übergibt es einem Freunde mit der Weisung, nach ihrem Tode eine spiritistische Sitzung zu veranstalten, in der sie sich melden und den ihr allein bekannten Ausspruch mitteilen wolle; die nachherige Eröffnung des Schriftstücks soll die Richtigkeit bestätigen. Solche Versuche sind vereinzelt angestellt worden, aber sie blieben ohne Erfolg. So hat im Iahre 1886 Miß Wild ein etliche Tage vor ihrem Tode verfaßtes und versiegeltes Schreiben durch ihre Schwester Professor Iames überreichen lassen. Frau Piper sollte über den Inhalt Auskunft geben. Obwohl nun der Kontroll-Geist versicherte, er habe mit der abgeschiedenen Miß Wild darüber gesprochen, so waren dennoch die Angaben der Frau Piper falsch. Auch spätere Versuche mißlangen. Aber selbst im Falle des Gelingens könnte vom hartnäckigen Skeptiker wiederum eingewendet werden: wer bürgt dafür, daß niemand außer dem Dahingeschiedenen vom Inhalt des Schriftstücks gewußt hat? Auch unwillkürliche Gedankenübertragung und Unterbewußtsein des noch Lebenden könnten verantwortlich gemacht werden.

Die führenden Gelehrten der 8nei«t5 kor I^elneal Itenell.ret» hatten die Überzeugung, durch Vermittlung der Frau Piper und auch anderer Medien mit den Dahingeschiedenen zu verkehren. Sir Oliver Lodge teilt diese Überzeugung. Sie gründet sich nicht ausschließlich auf die Schlußfolgerungen rein verstandesmäßiger Art. Ein persönliches Moment kommt hinzu, ein unmittelbarer Eindruck, der schriftmäßig nicht wiederzugeben ist. Abgesehen davon, daß in manchen Fällen Dinge intimer Art Gegenstand der Kundgebungen bilden, die eine Veröffentlichung nicht zulassen, ist ein unmittelbares Etwas vorhanden, dessen sich jene Gelehrten wohl bewußt sind. Ein solches dürfte in besonderem Maße sich geltend gemacht haben in der Reihe von Erfahrungen und Erlebnissen, mit denen Sir Oliver Lodge in seinem Buche Raymond uns bekannt machen will. Gleichwohl dürfte selbst in einer rein sachlich nüchternen Wiedergabe, wie sie das Buch darstellt, mancherlei

zu finden sein, das zu denken gibt und aufmerksam macht auf Seelengebiete, die
bei allen Wunderlichkeiten den besinnlichen Menschen angehen, ob man nun diese
Art Forschung als eine vorübergehende Laune werten mag, oder ihr eine künftige
Entwicklung und Vervollkommnung verheißen zu sollen glaubt.
Sir Oliver Lodge's jüngster Sohn, Raymond, ist am 14. September 1915
in Flandern gefallen. Er war Leutnant im zweiten South Laniashire Regiment,
26 Iahre alt, hatte sich zu Beginn des Krieges freiwillig gemeldet, im Zivilberuf
war er ein geschickter Ingenieur, ausgebildet an der Universität Birmingham. Der
Vater schreibt ein Buch, das er nach seinem Sohn benennt, und dessen Zweck am
treffendsten wiedergegeben ist in den Schlußsätzen sS. 395 f): „Laßt uns nickt
glauben, das Dasein nach diesem gegenwärtigen, getrennt von den materiellen
Atomen, die es jetzt zugleich verwirren und offenbaren, werde etwas unserem
Vorstellen gänzlich fremdes und von ihm verschiedenes sein; laßt uns vielmehr ans
dem Zeugnis der Erfahrung — sei es der eigenen, sei es einer fremden — lernen,
daß diejenigen, welche gewesen sind, noch sind; daß sie für nns sorgen und uns
helfen; daß sie selbst fortschreiten und lernen und arbeiten und hoffen; daß es
Stufen des Daseins gibt, die aufwärts und immer aufwärts führen in alle Ewig-
keit; und daß auch Gott selbst durch seine Mittler und Boten immerwährend ringt
und schafft und plant, um diese seine Schöpfung hindurchzubringen durch die vor»
bereitende Arbeit und Mühe, und sie hinzuführen zu einem höheren Sein als
irgendeines, das wir je kennen gelernt haben." — Das Buch „Ranmond" gibt
einen umfassenden Bericht über die seltsamen Erfahrungen, die Sir Oliver Lodge
kurz vor und dann etwa 8 Monate hindurch nach dem Tode seines Sohnes ge-
macht hat, und die seine Überzeugung von dem Fortleben des Menschen nach dem
leiblichen Tode gefestigt haben. Er behauptet, mit seinem Sohne durch die .Hilfe
verschiedener Medien in persönlichen Verkehr getreten zu sein, daß dieser also lebt,
wenn auch in andern Daseinsformen und Bedingungen, daß er seiner Angehörigen
gedenkt und sich gern in ihrer Nähe aufhält.
August 1915 bekommt Lodge von Frau Piper aus Amerika die briefliche Mit»
teilung, F. W. H. Myers, der verstorbene Freund Lodge s, ein gelehrter Schrift
steller und Dichter und eifriger Forscher auf psychischem Gebiete, habe in einer
Sitzung am 8. August ohne jeglichen Zusammenhang mit den übrigen Kund-
gebungen eine für Lodge bestimmte Botschaft gegeben, darin er diesen mit dem
„Dichter" vergleicht, dem er der „Faunus" sein wolle. Lodge werde schon ver-
stehen. Niemand jedoch konnte den Sinn erraten, bis Mrs. Verrall, eine philo»
logisch gelehrte Freundin in London, auf die übrigens in jener Sitzung auch hin-
gewiesen wurde, an eine Ode des Horaz (Carm. II. 17, 27—30) erinnert, worin
der Dichter erzählt, ein fallender Baum hätte ihn bald erschlagen, wenn nicht
Faunus den Schlag abgewehrt oder erleichtert (I«va»»et) hätte. Lodge vermutet,

daß irgend ein Unheil ihm bevorstehe. Am 14. September fällt der Sohn. Lodge deutet nun die Worte des verstorbenen Freundes so, daß dieser ihn vor Glaubens- und Hoffnungslosigkeit habe bewahren wollen.

Hier ist zu bemerken: Frau Piper ist mit Professor Lodge seit Iahren gut bekannt; sie dürfte davon gehört haben, daß der jüngste Sohn im Kriege ist. Auch mit Myers war sie gut bekannt, der sich mit der altklassischen Literatur viel befaßt hat. Daß mitten in eine Sitzung ganz anderer Art auf eine Frau Piper ganz fremde Horazische Ode angespielt wird, ist allerdings auffallend, man begegnet jedoch der betreffenden Stelle wegen ihrer seltsamen grammatikalischen Konstruktion leicht in größeren lateinischen Grammatiken. Das Zitat auf Raymonds Tod zu beziehen, erscheint mir nicht zwingend.

Zum 24. September 1915 war Frau Lodge von einer befreundeten Dame, Mrs. Kennedy eingeladen, mit ihr ein Londoner Medium, Frau Leonard, zu besuchen, bei welcher Frau Kennedn, die früher durchaus skeptisch sich verhielt, mit ihrem verstorbenen Sohne gesprochen haben will. Frau Lodge wird anonym eingeführt, lediglich als eine Freundin von Frau Kennedy. Das Medium, oder angeblich dessen Kontrollgeist „Feda", beschreibt im Tranee-Zustand die Anwesenheit eines jungen Mannes aus der Geisterwelt, von 24 oder 25 Jahren, der noch nicht imstande sei sich aufrecht zu ballen und daher liegend erscheine; die Gesichtszüge werden angegeben und Frau Lodge findet die Angaben als auf ihren Sohn Raymond passend. „Feda" sagt, sie sähe ein R neben dem junoen Manne, dann ein A, ferner einen Buchstaben mit einem Schweif, dann ein M usw. den ganzen Namen.

sFortsetzung folgt.)

Richard Paasch:

Weltkrieg.

Wer du auch seist, wie du auch heißen mögest.
Verfluchter Dämon, den die letzte Schuld
An dieser Tage blut'gem Wahnsinn trifft.
Wer deiner denkt — und sei's nach tausend Iahren!
Wird schaudern. Du ermordetest die Lust,
Die Freude würgtest du. Ach! Du begrubst
Die Hoffnungen der Völkei-. Nttila
Und Dschengiskhan und Timur und der Korse,
Was sind sie gegen dich! Weit sperrtest du
Der Hölle Pforten, und gespenstisch fuhren
Sie übers Land, die grausen Reiter Tod

Und Pest und Hunger und der schlimmste: Krieg,
Krieg ohne End' und Aussicht! Aufgewühlt
Durch blindes Wüten berstender Geschosse,
Ward aus dem <Eden goldner Saatgefilde
Die Wüstenei. Der Menschheit schöner Traum
Vom Siegeszuge holder Friedensfünste —
Ein eitler Wahn! Verkehrt ward Gut in Böse.
Wohl glückt' es ihr, dem Vogel gleich, dem oft
Beneideten, sich stolzen Flugs zu heben
Und über Wolken durch die reine Luft,
Dem Erdenqualm entrückt, dahinzuzieh'n —
Wohl lernte sie vom schmeidigen Delphin,
Sich in des Weltmeers Tiefe zu versenken
Und, unbekümmert um Geklipp und Woge,
Vor wildem Sturm geborgen, bei den Wundern
Des Abgrunds sicherfroh zuHaus zu sein —
Du aber lehrtest sie, aus blauen Höh'n
Auf ihrer Brüder Haupt Verderben spei'n;
Du aber gabst dem arglos Tauchenden
Den grimmen Hai zum Vorbild, mörderisch
Nach seines Feindes Blößen auszuspähen
Und reiche Ladung, Schätze ferner Zonen,
Von Darbenden in heißer Not ersehnt.
Mit Blitz und Stoß gefühllos zu vernichten!
Der ungepflügte Acker dampft vom Blut
Erschlagener, und durch die Nächte heult
Das Weh von Frauen, Müttern, Bräuten, Kindern,
Das um der Besten frühen Hingang klagt.
Nur einer grinst gelassen in die Welt
Des rings gehäuften namenlosen Iammers:
Mammon, der Götze, dessen Diener sich
Nach fettem Fraß die g'er'gen Mäuler wischen.
Verfluchter Dämon, den die letzte Schuld
An dieser Tage blut'gem Wahnsinn trifft,
Wer deiner denkt — und sei's nach tausend Iahren
Wird schaudern!

Eine Pariser Schreckensnacht Marie von Bunsen
Marie von Bunsen:
Eine Pariser Echreckensnacht.
Sittenskizze aus dem achtzehnten Iahrhundert.
Vorwort.
Diese kleine Begebenheit wird in den Memoiren jener Zeit eingehend be-
richtet. Die Heldin war, 15 jährig, an den 40 jährigen Oberst verheiratet worden.
Sie ist im Kloster zu Naniy gestorben, obgleich es ihr später freigestanden hätte,
wieder nach Paris heimzukehren. Ihre jüngste Tochter, als deren Vater all-
gemein Clairval angesehen wurde, vermählte sich mit dem Prinzen Grimaldi
Monaio und wurde 1793 guillotiniert. Nie vergab man dem Grafen Stainville;
wegen dieser „Schandtat" hat die Beaumesnil ihre Beziehungen zu ihm gelöst.
Eine Pariser Schreckensnacht.
I. '
Das weiße, goldberankte Zimmer der Gräfin Stainville (Faubourg St. Honor4,
Nr. 4) zeigt erlesenes Mobiliar aus Amarantholz und ziselierter Bronze.
Riesener, der jung« Gladbacher, hat es in der neuen gradlinigen Note geschaffen;
schnäbelnde Tauben schmücken ein Tischchen, auf der Kommode führt die
Göttin des Geheimnisses den Finger an die Lippen. Nur ein großer Schrank
zeigt noch die ausladenden Formen, die schwere Pracht der vergangenen Periode.
Eine erotisch aufgeputzte Zigeunerin unterhält sich mit der Kammerfrau Anne
und dem Haushofmeister Claude. Beide haben die Würde und gutmütig-höfliche
Gesetztheit von Dienstboten hochherrschaftlicher Häuser.
Claude: . . .„Kurz, unfern Grafen würde ich nicht einen wirklichen
großen Herrn nennen. Er ist eben zu lange da draußen in Spanien und Ungarn
gewesen."
Anne: „Aber ich wiederhole es, unsere Gräfin ist ein Engel. Zu gut für
diese Welt. Sie dürfen sie nicht aufregen. Damals als ihr junger Herzog von
Lauzun in (hinweisend) jenem großen Schranke versteckt war und die Liebeser-
klärung, die ihr Schwager, der Herzog von Choiseul, ihr hier vorm Kamin machte,
überhörte, hat das arme Kind drei Nächte nicht geschlafen. Ich habe mich ernst-
lich um sie gebangt."
Die Zigeunerin: Betrachtet sie überrascht: „Haben wir uns nicht
früher gekannt, wohnten Sie nicht an der Porte St. Antoine?"
Anne: „Aber natürlich .... die Dabette der Mutter Lapin!"
Die Zigeunerin: „Sst! ... Ietzt Donna Dolores Ayala Sangremonte
aus Andalusien Ihre Winke waren mir sehr erwünscht." Sie drückt

geschickt beiden eine Münze in die Hand; beide lassen diese kaltblütig ohne den geringsten Dank verschwinden.
Claude horcht nach links: „Da kommt sie aus der Messe. Gott sei Dank, ist unsere Gräfin noch fromm, ist nicht eine dieser neumodischen Atheistinnen, die Chemie treiben und Englisch lernen."
Die Tür wird von außen geöffnet, alle drei stellen sich ehrerbietig auf. Eine apfelgrüne Vernis-Martin'Sänfte wird von zwei in der silber- und rehfarbenen gräflichen Livree gekleideten Lakaien hereingetragen und herabgelassen. Die Gräfin Stainville steigt heraus; eine bildhübsche Erscheinung mit großen unschuldigen Augen. Sie begrüßt alle mit freundlichem Blick. Zu Claude: „Also bitte, den Kaffeesatz." Zu Anne, die ihr den schwarzen Taftmantel abnimmt: „Denk dir, eben traf ich die gute Dumont am Tor. Es geht den Kindern vorzüglich. Gestern haben sie sich Kastanien geröstet."
Anne, gerührt: „Die goldenen kleinen Herzchen haben sich Kastanien geröstet!!"
Claude bringt eine Tasse herein und entfernt sich. Gräfin Stainville setzt sich und wärmt sich am Kamin. Anne steht hinter ihr, die Zigeunerin versenkt sich in den Anblick des Kaffeesatzes.
Gräfin Stainville: „Nun, Donna Dolores Ayala?"
Die Zigeunerin, sinnend, geheimnisvoll: „Euere gräfliche Gnaden werden noch viele Kinder haben."
Gräfin, erschrocken: „Aber ich habe doch schon zwei!"
Anne winkt energisch ab.
Zigeunerin, schwenkt um: „Eine große Versailler Dame wird aus Eifersucht auf Euere gräfliche Gnaden schier vergehen, denn bei der nächsten Hochzeit im königlichen Hause wird die begehrenswerteste Hofstelle Euerer gräflich<n Gnaden angeboten werden."
Die Gräfin hört gleichgiltig zu, und Anne schüttelt leicht den Kopf.
Die Zigeunerin: „Ich sehe einen schönen Mann in seinem Zimmer sitzen. Er starrt vor sich hin, verzehrt sich in hoffnungsloser Liebe zu Eurer gräflichen Gnaden."
Gräfin Stainville, an allen Gliedern zitternd: „Wie sieht er aus. Schildern Sie ihn genauer .... Wie kann ich sonst wissen, welchen Sie meinen."
Die Zigeunerin sieht zu Anne empor, als versuchte sie, sich der Beschreibung genau zu entsinnen. Anne gibt ihr mit den Augen erläuternde Zeichen. „Er ist schlank, hat feurige Augen, einen leidenschaftlichen Mund, am Hals eine Schmarre vom Degen eines erzürnten Gatten. Er trägt einen taubengrauen, kirschrot gestickten Rock. Auf der linken Hand erglänzt der ihm von einer Prinzessin geschenkte Rubin."
Gräfin Stainville hat während der Schilderung überglücklich bei»

stimmend vor sich hingemurmelt; erregt: „Und warum muß er in hoffnungs-
loser Liebe seufzen?"
Die Zigeunerin macht eine Pause, betrachtet die Tasse, aber «uch
Anne, welche ihr ernst und abweisend zuwinkt. „Der Kaffeesatz kann das
„Warum" nicht enthüllen. Des Taubengraue murmelt vor sich hin: Nie, niemals
werde ich sie in meine Arme schließen!"
Gräfin Stainville vergräbt ihr Gesichtchen in die Hände, schluchzt
herzerschütternd. Dann rafft sie sich auf, nimmt ein paar Goldstücke aus ihrem
Seidentäschchen: „Gehen Sie, gute Frau."
Die Zigeunerin küßt den Saum des Kleides, geht dankend und sich verbeugend
rückwärts hinaus. Gräfin Stainville winkt der Anne, sie allein zu lassen. Nach-
dem sie sich seufzend die Augen getrocknet hat, nimmt sie ein kleines, goldgeprefites
Büchelchen und einen goldenen Bleistift; sinnt vor sich hin, schreibt dann, sich
öfters verbessernd, einige Gedanken nieder. Die Spieluhr spielt eine fröhlicke
Chaionne und schlägt Zehn. Die Gräfin blickt auf, zählt Zehn, lächelt wehmütig,
schreibt eine neue Sentenz, preßt dann, durch die Zähne atmend, ihr Herz: „Mein
Dasein besteht nur noch aus der Möglichkeit, Todesqualen zu erleiden." Sie
weint still vor sich hin.
Claude meldet an: „Der Herr Herzog von Lauzun wünscht Eurer gräf-
lichen Gnaden seine Aufwartung zu machen."
Die Gräfin ordnet sich am Handspiegel rasch die Haare, pudert sich, weint
dann wieder vor sich hin.
La uzun, achtzehnjährig, bildhübsch, sehr elegant, verbeugt sich tief; ibre
Tränen bemerkend, erschrocken: „Aber Gräfin!"
Gräfin, wehmütig: „Lieber Freund."
La uzun, besorgt: „Darf ich nicht helfen, darf ich nicht wenigstens
wissen. . . ."
Gräfin, still und verzweifelt: „Nur der Tod endet mein Leid."
La uzun, rückt den Sessel zu ihr an den Kamin. „Also erzählen Sie
mir alles."
Gräfin : „Natürlich nahm mich bereits am ersten Tag Clairvals Zauber
gefangen." Lauzun zuckt erschrocken beim Namen zusammen, wiegt bedenklich,
aber nachsichtig den Kopf. „Wann war es doch? Ia, gleich nach Ihrer Hochzeit
mit der guten Amslie. Aber damals waren Sie und ich . . . noch . . ." Lauzun
lächelt dankbar und wehmütig; unwillkürlich blicken sie beide nach dem Schrank
und nach der Schlafzimmertür ,Und er hatte die Marquise B^ch'lles,
Dann, als die Marquise nach Kanada mnßte, und Sie und ich auseinander-
gerieten . . . ." Lauzun bekräftigt höflich und gefühlvoll. „Darauf Sie mit
Frau von . . . ." Lauzun verhindert durch eine vorbeugende Handbewegung eine
indiskrete Namensnennung. „Da war es doch keine Sünde mehr, da stand nichts
im Weg. So zog ich mein Silber und Weißes an — jenes, das bei den Contis

Ihnen so gut gefiel — und saß ganz vorn in der Loge und lächelte ihn an und schickte ihm eine rote Rose. (Eraltiert.) Von dem Tag an spielte er den Don Rodrigo, den Hippolyt, den Iason nur für mich! Was ich diese Zeit über empfunden habe! Lieber Freund, Sie können sich das nicht vorstellen!"
La uzun, selbstbewußt: „Doch, doch."
Gräfin : „Nein, nein, denn es war nicht wie sonst. Es war das, worauf man im Leben nicht rechnen darf. Es war der Blütenrausch, es war das Märchenwunder."
Lauzun, besorgt: „Liebe Gräfin, das ist eine bedenkliche Sache." (Zartfühlend.) „Und .... wie weit .... bis wohin . . . ."
Gräfin, schluchzend: „Nur Blicke, Gesten, Worte, hohle Worte! Nicht ein einziges Mal — mehr!"
Lauzun steht auf, stellt sich in Positur: „Liebe Gräfin. Als Kavalier, als Mensch, als Freund habe ich die schwere Pflicht, Ihren reinsten, edelsten Gefühlen Einhalt zu gebieten. Glauben Sie es mir nur, aus dieser Herzensneigung kann nichts werden, nun und nimmermehr. Warum mußte es auch gerade Clairval sein! In ganz Paris wird keiner so beachtet oder gefeiert. Ihn zu beglücken, wäre so indiskret, als sich am Karussellplatz umarmen zu lassen. Der Vetter meines Vaters, ein ebenso weltkundiger als geistvoller Mann, sagte am Hochzeitstag seiner jungen Gemahlin: „Betrügen Sie mich, wenn es sein muß; aber, schwören Sie es mir — nie mit Prinzen und nie mit Lakaien. Wäre heute seine Heirat gewesen, hätte er hinzugefügt — noch mit Clairval. Und er war nicht beschränkt, er war taktsicher und fein."
Gräfin, seufzend: „Sie sind durch Ihre Verwandten so verwöhnt. Auch Ihre Gattin hat die entzückendsten Formen. Dagegen Graf Stainville! Sie kennen ihn ja!"
Lauzun: „Es handelt sich doch nicht um Ihren Gemahl, es handelt sich um Sie und um Clairval. Sie müssen von ihm lassen."
Gräfin: „Wollen Sie meinen Tod!?"
Lauzun, mit Brustton: „Nein, aber ein edles, reiches, harmonisches Leben. Wer wollte Ihnen Liebhaber verwehren; aber innerhalb der Gesellschaft. S i e dürfen sich nichts vergeben, Ihr Ruf steht so makellos da, Ihre Stellung ist so beneidenswert sicher, zertrümmern Sie sich nicht ruchlos Ihr Glück" (Gerührt:) „Sie sind so schön, Sie sind so jung. Hat man, wie die Marquis« B6cholles, eine orkanhafte Vergangenheit und einen Enkel in der Garde, kann man sich ja auch mit Clairval einlassen; nicht Sie. Sie sind eine weiße Lilie. Sie sind ein Tautropfen unserer Welt." Er kniet vor ihr nieder und küßt ihre Hand.
Gräfin, gerührt: „Sie meinen es mit mir gut."
Lauzun, läßt den Augenblick nicht vorübergehen: „Schwören Sie,

schwören Sie, ihm zu entsagen. Schwören Sie bei allem, was uns heilig ist ... .
bei der ewigen Tugend."
Gräfin, hebt ihre schmalen, blassen Finger; schwach, aber bestimmt: „Ich
schwöre es."
Claude, meldet an: „Der Herr Graf und Herr Clairval."
Die Gräfin und Lauzun fassen sich sofort und begrüßen die Eintretenden mit
verbindlichem Lächeln.
Graf Stainville, grauhaarig, stämmig und rauh. Er und seine
Gemahlin begrüßen sich höflich: „Ich habe lange nicht das Vergnügen gehabt,
Sie zu sehen . . . heute bereite ich Ihnen ein« Überraschung. Sie wissen, meiner
Fuchsstute werde ich zu schwer. Herr Clairval kam, sich nach ihr zu erkundigen.
Ioubert und er sind einig geworden, und da ich weiß, wie Sie sich für diesen
berühmten Herrn begeistern, brachte ich ihn herauf. — Guten Tag, lieber Lauzun;
Herr Clairval, Sie und die Gräfin können jetzt nach Herzenslust im Geistreichen
grasen. Ich empfehle mich Ihnen."
Clairval, ein eleganter, schöner junger Mann, in taubengrauem, kirschrot
besticktem Rock, hat sich mit vollendetem Anstand vor der Gräfin und dem Herzog
verneigt. Der Graf verläßt das Zimmer. Lauzun firiert beschwörend die Gräfin,
laßt sie nicht aus den Augen. Sie drückt in tiefinnerlicher Gemütsbewegung ihre
Hände, richtet sich dann auf, neigt den Kopf gelassen und ergeben vor dem Gast
und geht auf ihr Schlafzimmer zu.
Lauzun begleitet sie, öffnet ihr mit einer Verbeugung die Tür; leise:
„Großartigstes Weib der Erde! Heldin!" Dann wendet er sich zu Clairval,
der leise belustigt dasteht, und geht ihm mit ausgestreckter, vorher rasch behand-
schuhter Hand entgegen: „Werter Herr!"
Clairval, neigt sich tief über die Hand, murmelt, von der Huld er-
schüttert: „Fürstliche Gnaden!"
Lauzun: „Setzen wir uns." Er reicht dem Fremden die diamant-
funkelnde Tabakdose. „Sprechen wir offen miteinander, als zwei Männer von
Ehre und Gemüt." Clairval verneigt sich tief. Lauzun sieht auf dem kleinen
Tischchen der Gräfin ihr goldgepreßtes Büchelchen aufgeschlagen liegen; blickt
neugierig hinein. „Verzeihen Sie", er blättert lächelnd, „die liebe kleine Frau!"
Der Versuchung nicht widerstehend, liest er mit falschem Pathos: „In die dunkle
Nacht meines Lebens leuchtet ein Sonnenstrahl, er nennt sich unerschütterliche
Wallung des Herzens." (Leise verspottend:) „Wie präzis hat unsere gute Gräfin
dies empfunden, wie sorgfältig zu Worte gebracht!" (Liest weiter:) „Dies jedoch
ist abgrundtief: Liebestreue ist der Selbstentäußerung Apotheose."
Clairval, lächelt höflich: „Vielleicht ist La Rochefouiaulds Wort über-
zeugender: „In keiner Leidenschaft herrscht die Selbstsucht schrankenloser als in
der Liebe."

La uzun: „Oder das von Vauvenargues: „Das Wahngebild der Liebe
ist die Treue." (Weiterlesend:) „Sie versteigt sich wieder ein klein wenig: „Der
Untergrund unseres Herzens ist der Stolz der Scham."
Clairval: „Montesquieu meint: „Scham steht einem jeden, man muß
sie niemals verlieren — aber gelegentlich überwinden."
Lauzun, findet, daß dies genügt; er schlägt das Buch zu, erhebt sich, stellt
sich in Positur: „Also! Geschätzter Herr!"
Clairval, ist ebenfalls aufgestanden und verbeugt sich tief.
Lauzun : „Ich habe Ernstes mit Ihnen zu reden" . . . (zaudert) „Sie
sind so klug, Sie wissen gewiß, worum es sich handelt." Clairval sieht fragend
nach der Echlafzimmertür.
Lauzun: „Natürlich." Er steht vor Clairval an derselben Stelle wie
vorhin vor der Gräfin und in derselben Haltung. „Was uns, wie jedem rechtlich
Empfindenden, das Höchste und Edelste ist, steht in Frage — der Ruf einer Frau.
Einer Frau, die durch ihre Reinheit und Anmut die Welt wertvoller gestaltet.
Gewiß urteile ich nicht kleinlich, auch ich beuge mich vor den Geboten der edlen
Empfindung. Doch hier brechen sich Wellen der Leidenschaft an ehernen Felsen."
Clairval sieht etwas mißtrauisch auf. Lauzun bemerkt es, fährt vorsichtig fort.
„Fern sei es von mir, auch nur von weitem an oberflächliche Unterschiede der
äußeren Stellung denken zu wollen." lStolz:) „Ich empfinde modern, ich bin ein
fortschrittlich denkender Mann." Clairval ist ganz beruhigt. „Sie stehen jedoch
in der großen Öffentlichkeit, vom hellsten Lichte umflossen. Eine Frau wie nnsere
entzückende kleine Gräfin soll gewiß nicht vom Liebesglück ausgeschlossen werden.
Wer wollte das verlangen? Aber — sie darf nur im Schutze des Zwielichts ihren
schönsten, ja, ich sage es rubig, ihren heiligsten Gefühlen Ansdruck verleihen. —
Herr Clairval, ich rufe Ihr Zartgefühl, Ihr Mitleid, Ihre Ehre an! Sie sind
gefährlich. Lassen Tie ab, treten Sie freiwillig zurück."
Clairval, geschmeichelt: „Fürstliche Gnaden, Herr Herzog! Sie baben
nicht vergeblich an die tiefsten und reinsten Quellen meines Wesens gerührt. Was
Sie von mir verlangen, — und sollte ich auch daran verbluten — werde ick
halten." (In bester Haltung, mit Patbos:) „Bei meinem Eid!"
Lauzun näbrrt sich ihm mit warmer Empfindung, reicht ihm die vorher
wieder mit dem Handschuh bekleidete rechte Oand. Ergriffen drückt sie Clairval,
zieht sich dann mit tiefer Verbeugung zurück und verläßt den Ranm. Lauzun
fächelt sich müde mit einem ausgezogenen Handschuh, öffnet das Fenster, atmet die
frische Lnft. „Huh .... das wäre erreicht, aber es ist doch recht angreifend,
mit solchen Leuten zu verkehren."
sSchluß folgt.'i

R
u
n
s ch
a
u

Politische Rundschau.

Von Dr. Wilhelm Herse.

Ein Wegweiser zu weltpolitischer Erkenntnis.

Es gibt wohl kein Volk, bei dem im Vergleich zu dem hohen Stand der Allgemeinbildung das Verständnis für Fragen der auswärtigen Politik so gering war wie in Deutschland vor dem Weltkrieg. Erst dieser Krieg öffnete Allen die Auqen für die ungeheure Bedeutung der außenpolitischen Probleme ; aber d'e Flut von Broschüren, die die plötzlich empfundene Bildungslücke ausfüllen sollten, bot doch nur oberflächliche und sehr einseitige Belehrung. Wer tiefer dringen wollte, sagte sich, daß er die große Politik der letzten Jahrhunderte studieren müsse, um die gegenwärtige zu verstehen. Dabei entbehrte man schmerz'ich eines Führers, der aus der verwirrenden Menge vonErbfolgestreitigkeiten,Reichsteilungen, Koalitionskriegen und Diplomatenkongressen die großen, fortwirkenden Tendenzen heraushob.

Als ein solcher Führer bietet sich das Buch des Straßburger Historikers Martin Spahn über „Die Großmächte" dar. (Spahn: Die Großmächte, Richtlinien ihrer Geschichte, Maßstäbe ibres Wesens. Berlin, Ullstein ^ Co. 1918). Die Geschichte der Großmächte als ein in sich geschlossener Vorgang ist sein Thema.

Die erste Hälfte des Buches umreißt in gedrängter Darstellung das Emporkommen der alten europäischen Mächte, vom Begiun des 16. Iahrhunderts an, bis etwa zum Berliner Kongreß von 1878. Der Schauplatz ihres Ringens ist „Inner-Europa", das Gebiet von den Pyrenäen und den Alpen bis zur Nord- und Ostsee, zum Njemen und zum Bug. Auf diesem Boden entstehen Frankreich, Osterreich, Preußen; in dies Gebiet hinein drängen Dänemark, Schweden, die Türkei in ibrem vorübergehenden Aufstreben zur Großmacht; hier hinein schiebt von Osten Rußland seine Ländermasse, hier sucht der Inselstaat England durch Hannover, die Niederlande, Belgien Fuß zu fassen. Die Großmächte treiben

zunächst ertensivr Raumwinschaft; sie vergrößern ihr Staatsgebiet, wie und wo sie können; der Boden bedeutet für sie zunächst alles, das darauf lebende Stück Menschheit nichts. Ungemein reizvoll und lebendig zeigt der Verfasser, wie sich in dieser Hinsicht allmählich der Schwerpunkt der großen Politik verschiebt. Die Mächte stoßen im beschränkten Raum hart aufeinander, sie müssen ihren Ausdehnungstrieb in Zucht nehmen. Anstelle einer Räume fressenden tritt eine Räume wertende Staatskunst. Man erwirbt gut zu ver-

teidigende Grenzen, stößt die Ver-
teidigung erschwerende Außenstellungen
ab. Die Raumwirtschaft wird intensiv
und die Verwaltung verbessert. Die
Mächte treiben Bevölkerungspolitik und
fordeen bei Friedensschlüssen nicht mehr
eine bestimmte Zahl Geviertmeilen,
sondern „Seelen". Sie treiben Wirt-
schaftspolitik, um den Reichtum der
Bevölkerung für die Machtzwecke des
Staates ergiebiger auszunutzen. End-
lich erkennen die Staatsmänner im
Nationalbewußtsein der Völker neue
Kraftwellen ihrer Politik. Noch Bis-
marks Reichsgründung, „der letzte und
höchste Triumph der Großmacht-Politik
innereuropäischen Stils", gehört in
diesen Rahmen: Dafür daß das deutsche
Volk zum Ausbau der preußischen
Großmacht mitwirkte, bot ihm Bismark
die Befriedigung seiner Einheits-
sehnsucht.
Der zweite Teil des Buches schil-
dert den Übergang aus dieser Epoche
festländisch - innereuropiiischer Groß-
machtbildung zum Zeitalter der Welt-
machtb ldung, in dessen Anfängen wir
seit etwa 1878 stehen. Allmählich
waren alle Erdteile durch die abend-
ländische Kultur befruchtet worden.
Nun ging die Saat auf, Staaten nach
europäischem Vorbild erwuchsen überall.
Einige erwiesen sich zu echter Groß-
machtbildung ebenso fähig, wie die
Großstaaten Inner-Europas. Die Maß-
stäbe änderten sich^ und der ganze
Erdball wurde zum Schauplatz groß-
mächtlicher Kämpfe. Die Kennzeichnung
dieser Kämpfe in Krieg und Diplomatie
und die der neuen Weltmächte, einer
jeden in ihrer Eigenart, möge man
bei Spahn selbst nachlesen. Besonders
aufschlußreich ist das Kapitel über den
um 1880 beginnenden Umbau Eng-
lands, der einzigen Weltmacht der
älteren Zeit, mit ihrem buntscheckigen
Anhang von Kolonien zu einer mo-
dernen, weite, möglichst zusammen-
hängende Räume beherrschenden Welt-
macht. So sind wir bereits beim
Weltkrieg angelangt. Denn in dem
gewaltigen Bogen, den England über
Südwesteuropa und Afrika hinweg bis
nach Indien schlägt, spannt sich als
Sehne d"e Are des deutschen Einfluß»
gebietes Hamburg — Trieft — Bagdad;
an ihren Endpunkten, der Nordsee und
dem persischen Golf, stoßen beide zu-
sammen. Die englische Staatskunsr

erkennt mit sicherem Instinkt die deutsche
Gefahr, hofft sie aber durch Einord-
nung des pazifistischen, nur wir -
schaftlichen Imperialismus treibenden
Deutschland in das englische System
zu beseitigen. Da greift Rußland
bärenhaft in die feingesponnenen Fi>
den mitten hinein und führt den Krieg
herbei.
Was Spahn über die gegenwärtige
Weltlage, über die Schuld der deutschen
Staatsmänner seit 1890 an Deutsch'
lands Isolierung, über die lebensge»
fährliche Unerfahrenheit der Demokratie
in der Einschätzuug außenpolitischer
Notwendigkeiten sagt, darauf kann
hier nicht eingegangen werden. Es
hieße über den Hinweis auf ein wert-
volles Buch hinaus alle die Fragen
aufrollen, um die der leidenschaftliche
Streit des Tages geht.
Nur noch ein kurzes Wort sei dem
Kartenanhang des Werkes gewidmet.
Die Knten veranschaulichen durchweg
wichtige und symptomatische Erschei-
nungen der modernen Staatengeschichte.
So die Entstehung der drei innereuro-
päischen Großmäch e, Frankreich, Oster-
reich, Preußen, von kleinen Kernge--
bieten am Rande des heiligen römi-
schen Reiches aus. Oder am Be'spiel
Schwedens die Großmachtbildung um
ein Meer, die Ostsee, herum. Das
meiste Interesse wird die Karle der
modernen Weltmächte finden. Sie
versucht, mittels einer großen Zabl
von Farben und Schattierungen, das
Umsiehgreifen der Mächte, das Sich»
kreuzen ihres Einflusses und den Ab»

hängigkeitsgrad der schwächeren Staaten, Schutzgebiete und Kolonien von ihnen darzustellen.

So verstärken die Karten den Eindruck des Tertes. Wir haben es mit einem Werke zu tun, das mit selten anregender Kraft zwischen Vergangenheit und Gegenwart, wissenschaftlicher Erkenntnis und praktischer Politik die Verbindung herstellt. Man lernt von ihm überall, auch wenn man ihm nicht immer zustimmt.

Philosophische Rundschau.

Von Hans Brecht.

Platon und Aristoteles.

Gemeinsam ist beiden Männern das Gebiet der Philosophie, unterschiedlich aber der Geist, in dem jeder sie pflegt. Aristoteles war vornehmlich ein Analytiker der Wissenschaft — «v«X6elv bedeutet Zergliederung des (wissenschaftlichen) Denkens —, er löste, dem Stande der Wissenschaft seiner Zeit entsprechend restlos, die Aufgabe, d i e psychologische Entwicklung und das Wesen der Denkgesetze zu ergründen. Abgesehen von Demokrit, dessen theoretisch entwickelter Rationalismus das erste in sich abgerundete System der griechischen Philosophie ist, das heißt, der Philosophie überhaupt, und dessen Lehre, im Gegensatz zu Aristoteles, teils ethisches, teils phantastisches Gepräge trägt, bildet das System dieses Philosophen gewissermaßen den Grundstock der gesamten positiven Philosophie. Positiv hat hier den Sinn der aus dem Wahrnehmbaren und durch eine einleuchtende und allgemein verständliche Logik gewonnenen Erkenntnis, im Gegensatz zu metaphysisch und transzendental. In psychisch-genetischem Sinne besteht allerdings ein (relatives) Korrelat beider Begriffe: als Schöpfer neuer Kategorien berührt Aristoteles unvermeidlich das Gebiet der Metaphysik, während die neugeschaffene Philosophie infolge ihrer physischen Richtung positives Gepräge trägt.

Die nüchterne, jeder Poesie bare Schilderung dieses Denkers bildet den Gegenpol zur platonischen Schilderung. Weder in den im „Organon" zusammengefaßten Schriften, noch in der „Psychologie", noch in der „Poetik" finden sich Ansätze dazu. Der Vergleich mit Comte ist einleuchtend, wenn wir, ungeachtet der sozialen Momente, die

nüchterne Darlegungsweise und strenge
Beweisführung des Positivisten berück-
sichtigen. Dem wissenschaftlichen und
kulturellen Fortschritt entsprechend,
mußte Comte's Philosophie eine zeit-
gemäßere und reifere auf Grund
tausendjähriger historischer Erfahrungen
sein, während Aristoteles im Zeitalter
des sogenannten ersten Stadiums der
Philosophie lebte und wirkte. Der Geist
beider Denker ist aber relativ verwandt.
„Wenn unter Dialektik," sagt Windel-
band über die aristotelische Logik, „we-
sentlich die Ideenlehre in ihrer meta-
physischen Ausbildung zu verstehen ist,
so hat Aristoteles den großen Fortschritt
gemacht, daß er der sachlichen Unter-
suchung auf allen drei Gebieten eine
Unterweisung über das Wesen der
Wissenschaft, eine Lehre von
den Formen und Gesetzen des wissen-
schaftlichen Denkens vorausschickte." Die-
ses Wesen der Wissenschaft bat Aristoteles
insofern richtig bestimmt, als es noch
heute, entsprechend dem Fortschritte,
im großen und ganzen in derselben Weise
aufgefaßt wird. Der Geist, in dem
sie jedoch gegenwärtig gepflegt wird,
ist europäischer, das heißt nüchterner,
sachlicher und strenger; er ist spezieller,
das heißt, er berücksichtigt die Einzel-
wissensehaften unter dem Gesichtspunkte
der erakten Forschung. Außerdem bat
sich, seit dem Ausklange der Gegenwarts-

Philosophie, eine Trennung zwischen letzterer und der erakten Wissenschaft vollzogen — wohl zurückzuführen auf die Indifferenz der erakten Wissen» schaftler den Problemen der Philosophie gegenüber — während eine so absolute Trennung der beiden Gattungen bei den Alten nicht möglich gewesen wäre.

Der Gegensatz zwischen Platon und Aristoteles wird offenbar, wenn beide einen verwandten Stoff behandeln. In der „Verfassung von Athen" gibt Aristoteles kaum mehr als einen historischen Überblick, eine Beschreibung der athenischen Verfassung, begnügt sich also mit dem historisch Gegebenen, während Platon im „Staat" ein Ideal aufstellt, das noch bis heute nichts von seinem ethischen Werte verloren hat und dessen teilweise Verwirklichung durch das Christentum zu einer vollen werden wird, wenn eine bessere Zeit als die gegen» wärtige angebrochen ist.

Was Platons Philosophie so reizvoll macht, ihr ein so vornehmes und edles Gepräge gibt, ist die Verschönerung des wissenschaftlichen Gedankens durch eine reine, künstlerisch vollendete Sprache. Die Seele des Künstlers rang in ihm mit dem Verstande des Gelehrten, und aus diesem Ringen ging seine Philosophie hervor.

Der Künstler Platon offenbart sich ganz rein im „Pbaidros": hier symbolisiert er die griechische Seele, setzt der antiken Welt ein unvergleichliches Denkmal der inneren Schönheit. „Das Göttliche aber," läßt Platon den Sokrates im Gespräch mit Phaidros sagen, „ist das Schöne, Weise, Gute und was dem ähnlich ist. Hiervon also nährt sich und wächst vornehmlich das Gefieder der Seele, durch das Mißgestaltete aber, das Böse und was sonst jenem entgegengesetzt ist, schwindet es dahin und vergeht." Und über die Götter: „Viel Herrliches nun gibt es zu schauen und viele Bahnen zu begehen innerhalb des Himmels, die der seligen Götter Geschlecht durchwandert, in dem jeder das Seine verrichtet. Es folgt aber, wer jedesmal will und kann; denn Mißgunst ist verbannt aus dem göttlichen Chor." Im Geist der Antike ist das Gemälde Feuerbachs „Das Gastmahl des Platon" geschaffen, und es wird die Aufgabe eines kommenden Meisters sein, die Ideen Platons in Bildern sichtbarer Schönbeit zu verewigen.

Platons Staat setzt sich aus
einer Fülle nützlicher, ethischer Gedanken
und vieler trefflicher Vorschläge zu-
sammen. Selbst die (im sechsten Buche
aufgestellte) Behauptung, nur ein Philo-
soph sei befäbigt, den Staat wahrhaft
vorbildlich zu regieren, sollte nicht als
des Beweises entbehrend und lächerlich
hingestellt werden. Im Buche der Welt-
geschichte steht der Name eines Mark
Nurel, und im Kaiser Iulian hat
Ibsen, wenn auch nur dramatisch und
unvollkommen, das Bild eines ge-
krönten Philosophen angedeutet. Fügte
es ein glücklicher Zufall der Natur, daß
sich in einem Manne der Herrscherwille
eines Cäsar mit der Weisheit eines
Platon paarten, dann wäre die Mög-
lichkeit der Realisierung der platonischen
Staatsidee gegeben. Da aber ein
solches Genie nicht herangezüchtet wer-
den kann, so muß, wie gesagt, sein Er-
scheinen dem Zufall überlassen bleiben,
und diejenigen gelten einstweilen als
die Berufenen in den Geschäften des
Staates, so die Gerechtigkeit, oder Un»
gerechtigkeit, dazu ausersehen hat, und
von denen die Besten bisweilen ganz
gute Dilettanten der Philosophie sind.
Beim Studium der „Gesetze" fällt
bei den einleitenden Gesprächen ein
Lehrsatz besonders auf, zumal seine
Tendenz als Analogon auf die Gegen-
wart erscheint: „Man kann nie und
nimmermehr ein tüchtiger Politiker
werden, wenn man ausschließlich und
zu allererst nur auf die Kriegsverhält-
nisse nach außen sieht, — und eben-
sowenig ein wackerer Gesetzgeber, wenn

man nicht bei den gesetzlichen Bestimmungen für den Krieg sich den Frieden zum Zwecke macht, — viel eher, als daß bei den Bestim» mungen für den Frieden der Zweck im Kriege liegt." —

Die Lektüre der Schriften Platons bietet für »ns in reichem Maße geistige Anregung. Der hohe Gehalt an sit t- liehen Gedanken wirkt erzieherisch für den werdenden Mann, und wer empfänglich für gute (moralische) Lehren ist, wird, dem Wunsche des Meisters ge» maß, sich rein v^r den Versuchungen der Sinne zu halten wissen. Alsdann sind die Vorbedingungen für einen idealen Menschen und Bürger gegeben. Der Egoismus unterliegt, von der Gerechtigkeit in den Staub getreten, und gleichermaßen das Böse durch das Gute. Summarisch betrachtet, liegt der Unterschied zwischen P^aton und Aristoteles ganz klar zutage: Aristoteles ein Philosoph der Tatsachen und des Gegebenen, ein Baumeister nutzbarer Werte; Platon ein Künstler-Philosoph und Idealist, begabt mit jenem Seherblick, der den Schleier der Zukunft durchdringt und irgendwo ein glückliches Land erspäht.

Rundschau der Kriegs» literatur XXXlV.

Von Or. M. Kurt Ed. Imberg.

Das Märzheft der „Süddeutschen Monatshefte" hat einen sehr interessanten Aufsatz von Freiherr von Bodenhausen-Degener über „Gemeinwirtschaft" gebracht, auf den wir unsere Leser besonders aufmerksam machen wollen, obgleich wir sonst auf die in anderen Zeitschriften veröffentlichten Aufsätze nicht eingehen können. Der Verfasser wendet sich in dieser Arbeit insbesondere gegen die unter dem Titel „Deutsche Gemeinwirtschaft" erschienene Schrift von Moellendorf. Unter „Gemeinwirtschaft" versteht Bo» denhausen „eine im Interesse der Gesam heit erfolgende Beaufsichtigung und gegebenenfalls Regelung der wirtschaftlichen Vorgänge innerhalb eines geschlossenen Wirtschaftsgebietes". Er warnt vor allem vor einer ,,staatlichen Verbeamtung" unserer Industrie und unseres Handels; nichts sei hier mehr zu vermeiden als eine „Mestizenpol,-tik". Der Verfasser betont mit Recht, daß gewisse Neuerungen in unserer Wirtschaft, die sich während des Krie-

ges als erforderlich erwiesen haben, auch nach der Rückkehr zu friedlichen Verhältnissen werden beibehalten werden müssen. „Wollten wir aber darin soweit gehen, den Individualismus aus der wirtschaftlichen Betätigungsform des nationalen Lebens zu vertreiben und ihn durch ein System von Beam tungen zu ersetzen, so werden wir aus Deutschland einen geistigen Totenacker schaffen, in dem es schlechterdings nichts mehr gibt als Mechanik, Disziplin und Organisation". Dies müsse jedoch unter allen Umständen vermieden werden; denn das neue Deutschland brauche nach dem Kriege mehr als je zuvor „das unabhängige, repräsentative und konsequente Individuum", und darum bezeichnet Bodenhausen „jede Verbeamtung unseres Wirtschaftslebens" — wennauchvielleichtmitetwaskrassenMorten, so doch dem Sinne nach mt vollkommenem Recht — als „eine, wenn auch von höchster Ideologie getragene, so doch vollkommen unsittliche Forderung". —

Erst vor wenigen Wochen nahmen wir Gelegenheit, unseren Lesern einen neuen Band der Sammlung „der Wirtschaftskrieg" anzuzeigen, die vom kgl. Institut für Seeverkehr und Weltwirtschaft an der Universität Kiel im Verlage von Gustav Fischer (Iena) herausgegeben wird. Um so erfreulicher

ist es, daß wir bereits heute wieder in der Lage sind, auf einen weiteren, soeben erschienenen Band aufmerksam machen zu können. Dieser „Ruhland" behandelnde Band, den Adolf von Vogel bearbeitet hat, ist um so wirbliger und willkommener, als es bei unseren großen wirtschafllichenInteressen zu unserem östlichen Nachbarn dringend geboten ist, über das Geschehene und während der Kriegszeit jenseits der russischen Grenze Gewordene, soweit es wirtschaftlich von Bedeutung ist, verläßlich unterrichtet zu werden. Dieser Forderung kommt die Vogel'sche Arbeit in zusammenfassender Darstellung entgegen, die sich vornehmlich auf das russische Quellenmaterial des Instituts für Seeverkehr und Weltwirtschaft stützt und sich in erster Linie auf amtlichen Veröffentlichungen des russichen Handels-, Finanz- und Iustizministeriums aufbaut. Der erste Teil des Buches behandelt die Maßnahmen und Bestrebungen in Rußland zur Bekämpfung des deutschen Handels und zur Schädigung deutscher Vermögensinteressen. Der bisher nur zum geringen Teile bekannt gewordene, recht umfangreiehe Stoff wird in systematischer, abgerundeter Darstellung der Öffentlichkeit übermittelt, und — in dankenswerter Weise — wird auch die Vorgeschichte der einzelnen Maßnahmen kurz beleuchtet und auf d,e Verhältnisse in Rußland vor dem Kriege zurückgegriffen, wodurch die Darstellung an Klarheit und leichterem Verständnis sehr gewinnt. Neben der getreuen Wiedergabe aller russischen Verordnungen und Maßnahmen wird auf die Schilderung ihrer praktischen Handhabung und Ausführung besonderer Wert gelegt. — Der zweite Teil widmet sich der Beschreibung der wirtschaftlichen Entwicklung Rußlands während des Krieges und insbesondere der Darstellung aller jener Erscheinungen im russischen Wirtschaftsleben, die als Förderung des letzteren in Anspruch ge» nommen werden können. —

Von den Einzelheiten der großen Ereignisse in Rußland im letzten Iahre erzählen die Tagebuchblätter des Rigaer Arztes Nr. Wilhelm Lieven, die unter dem Titel „Das rote Rußland" im Verlag von August Scherl in Berlin erschienen sind. Die Aufzeichnungen Lievens reichen von der Absetzung des

Zaren an bis zu dem glorreichen Tage, da die Revolutionäre in die alte deutsche Stadt Riga einzogen. Das Buch ist fesselnd geschrieben und mit 16 zum Teil recht netten Abbildungen geschmückt. — Ein außerordentlich interessantes und lesenswertes Buch ist bei der Manz'schen k, u. k. Hof-, Verlags- und Universitätsbuchhandlung in Wien erschienen, das unsere Leser sicherlich besonders interessieren dürfte: „Die südslawische Frage und der Weltkrieg" von L. v. SU dl and. Auf Grund genauer Kenntnis von Land und Leuten, Literatur und politischen Bestrebungen gibt der Verfasser in diesem Buche eine klare, übersichtliche Darstellung des gesamten Problems, das für unsere österreichisch-ungarischen Bundesbrüder sowohl als auch für uns größte Bedeutung hat, da es allmählich zu einer der schwerwiegendsten Fragen der Welt Politik geworden ist. Um so erstaunlicher ist es, daß bisher eine gründliche und ausführliche Behandlung dieses Problems in der deutschsprachlichen Literatur fehlte, und daß derjenige, der sich mit diesen Fragen beschäftigen wollte, in den meisten Fällen lediglich auf das von gewissen Tendenzen keineswegs freie Buch des Engländers Seton Watson angewiesen war. Diese bedauerliche Lücke auszufüllen, ist der Zweck und die Absicht des Südland'schen Buches. Der Verfasser hat sich sichtlich bemüht, alle diese schwierigen Fragen, die sich zu dem südslawischen Problem zusammenfassen lassen, «in« w» et »tnäio zu behandeln, zu loben, was

ihm richtig erschien, und zu tadeln, ivas tadelnswert war, und wenn wir auch nicht in allen Einzelheiten den Ausführungen des Verfassers beizupflichten vermögen, so können wir doch mit gutem Gewissen das Buch von Südland aufs Wärmste empfehlen.

„Die Verteidigung Wiens im Jahre 1683" behandelt das 15. Heft der im Schulwissenschaftlichen Verlage A. Haase (Leipzig-Wien) erscheinenden Sammlung „Aus Österreichs Vergangenheit". Das von Prof. Dr. Benno Imendörffer herausgegebene Bändchen gibt, abgesehen von einer kurzen belehrenden geschichtlichen Einleitung, eine Auswahl interessanter Zeugnisse aus jenen Tagen, die die kriegerischen Ereignisse schildern und mannigfache Bilder aus dem Leben in Wien während der bangen Wochen 'der Belagerung wiedergeben.

Im Anschluß hieran sei kurz erwähnt, daß von der Sammlung „Ruhmestage der österreichisch-ungarischen Wehrmacht 1914/17", die vom k. u. f. Kriegsarchiv im Manz'schen Verlag (Wien) herausgegeben und von Oberst Alois Veltzs redigiert wird, das 3. Heft erschienen ist, das d!e Kämpfe der österreichisch'Ungarischen Truppen in Rußland, Serbien und Italien schildert. —

„Irland und die irische Frage" behandelt eine neue Arbeit des Münchener ilniversitiitsprofessors und Direktors der dortigen Handelshochschule Dr. M. I. Bonn, die im Verlage von Duncker K Humblot in München erschienen ist. Der Verfasser beschäftigt sich nach drei einleitenden Kapiteln über das Land, seine Besiedlung und seine beiden Völker hauptsächlich mit den wirtschaftlichen Verhältnissen Irlands, wobei er nebenbei gleichzeitig einen kurzen geschichtlichen Überblick über die irische Frage gibt, da diese ja in engstem Zusammenhange steht mit der Entwicklung der wirtschaftlichen Verhältnisse. In äußerst interessanter Weise schildert Bonn das Wirtschaftsleben auf der grünen Insel, die irische Gutswirtschaft, Agrarrevolution in der zweiten Hälfte des 19. Iahrhunderts, die in vielen Beziehungen ungerechte, unwirksame und unvollständige Rentengesetzgebung und die 1903 und 1909 erlassenen Gesetze, die die Schaffung eines Bauernstandes herbeiführen sollten.

Diese Agrareform ist — wie Bonn ausführt — geglückt, wenn sie heute auch noch keineswegs abgeschlossen ist; die Zahl der Agrarverbrechen ist im Rückgang begriffen, die Sparkasseneinlagen und Bankeinlagen der Bauern steigen, die Bevölkerung ist konsum» kräftiger geworden, und die Besserung in den vorher recht dürftigen Wohnungsverhältnissen „beweist deutlicher als alles andere den sozialen Aufschwung des irischen Volkes." Dieser Aufschwung in der Lebenshaltung des irischen Farmers ist nicht das Ergebnis seiner eigenen Anstrengungen, sondern eine Folge der vermehrten staatlichen Zuwendungen, der gestiegenen Preise für landwirtschaftliche Produkte aller Art und der Rentenkürzungen infolge der Gerichtsrenten und der Zinskürzungen infolge der Kaufgesetze. Ein Erfolg, der von der Agrareform erwartet worden war, ist allerdings nicht eingetroffen: die Abnahme der Auswanderung; denn „die Auswanderung schwankt, aber sie sinkt nicht." — In den letzten drei Kapiteln wendet sich der Verfasser den politischen Fragen zu, dem Home Rule, der Ulster-Frage und der Möglichkeit einer Wiedergeburt Irlands. Die irische Frage taucht immer wieder auf, immer akuter wird das Problem, das zu lösen den englischen Staatsmännern bisher nicht gelungen ist und das zu lösen ihnen vielleicht niemals gelingen wird, und immer schwieriger und ernster wird für die englische Regierung die Lage in Irland. Die Zukunft wird ent-

scheiden, ob die englische Mißwirtschaft auf der grünen Insel weiterbestehen soll, oder ob auch Irland durch diesen Weltkneg von dem Ioche seines Zwing» herrn befreit werden wird.

Zur belgischen Frage lind neuer» dings zwei ausgezeichnete Bücher aus der Feder des Heidelberger Historikers «Prof. Dr. Karl Hampe erschienen, die beide wertvolle Beiträge zur belgischen Geschichte liefern und keines-Wegs unter die Rubrik der gewöhnlichen, alltäglichen Kriegsliteratur falten, sondern einen wissenschaftlichen Wert besitzen, der weit den der meisten in der letzten Zeit erschienenen Bücher über Belgien übersteigt. In der ersten Arbeit, die bei Friedr'ch Andreas Perthes in Gotha verlegt ist und den Titel „Belgien und Holland vor dem Weltkriege" führt, gibt Hampe eine Darstellung der politischen, militärischen und wirtschaftlichen Beziehungen und Annäherungsbestrebungen zwischen den beiden Nachbarländern in den letzten Iahrzehnten. In klarer Weise werden hier u. a. die Fragen einer Zollunion zwischen Holland und Belgien, der Scheldedurchfahrt, der Vlissingenbefestigung behandelt, sowie die großn-eder-liindischen Kulturideale dargelegt, alles Fragen, d''e weit über den Rahmen der belgischen, bezw. holländischen Politik hinausgehen und von größtem Interesse und nicht zu unterschätzender Bedeutung auch für Deutschland und seine Politik sind.

Das zweite Buch Hampe's ist bei der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart erschienen. Es beutelt sich „das belgische Bollwerk". Dieses Werk des Verfassers ist unserer Ansicht nach noch wertvoller als das erstgenannte. Es bietet eine aktenmäßige Darlegung über die Barrierestellung, über die Neutralität und Festungspolitik Belgiens. Hampe kommt in vielen Punkten auf Grund seiner eingehenden Archiv» studien zu ganz anderen Ergebnissen als die Schriftsteller, die früher über dieses wichtige Thema geschrieben haben, wie z. B. Ehlers, dessen Schrift wir vor etwa 2 Iahren an dieser Stelle besprochen haben. Eine besonders wert-wolle Fundgrube für Hampe waren die Berichte des preußischen Gesandten v. Bülow, die ihm im Preußischen Staatsarchiv zugänglich waren, und die besser als alle sonstigen Quellen

den Gang der Verhandlungen über
die belgische Frage in den dreißiger
Iahren des vorigen Iahrhunderts und
die in ihnen zu Tage tretenden
Meinungen und Absichten der Mächte
widerspiegeln. Der Verfasser gibt als
Zweck seiner Arbeit an, „die allgemeinen
Vorbedingungen für wahrhafte Neutra«
lisierung eines Kleinstaates von der de-
sonderen Lage Belgiens zu ermitteln",
und zu zeigen, „daß diese nur in ganz
bestimmt gearteten Westverhältnissen
erfüllt werden". Er weist nach „daß
die Neutralisierung von 1831 nach dem
Willen der maßgebenden vier Groß»»
mächte eine „moralische Barriere" gegen,
französische Ausdehnungs- und Erobe»
rungsgelüste darstellen sollte, daß aber
diese „moralische Barriere" allein keines»
wegs als genügend erachtet wurde",
sondern daß die Mächte sich als eine
notwendige Ergänzung dieser „mora-
tischen Barriere" einen Einfluß auf
das belgische Verteidigungssystem be»
wahren u müssen glaubten, einen
Einfluß, der in den dreißiger Iahren
— wie das Hampe im Gegensat z zu
anderen Forschern nachweift — auel^
weiterhin wenigstens von den drei
Ostmächten, Preußen, Osterreich-Ungarn
und Rußland behauptet wurde, die
eine selbständige Abiinderurlg des in
den Verträgen festgelegten Vertei»
digungssystems durch den belgischen
Staat als unstatthaft erklärten.
Seinen gründlichen Darlegungen
über das Barrieresystem hat Hampe

einen interessanten und lehrreichen Erkurs über die Garant'e der Unverletzlichkeit des belgischen Gebietes sowie einen Anhang beigefügt, der in 26 Nummern zahlreiche wertvolle, zum Teil noch unveröffentlichte oder schwer zugängliche Aktenstücke enthält. Nicht unerwähnt soll schließlich bleiben, daß der Verlag, der dieses Werk Hampe's in seine „Politische Bücherei" aufgenommen hat, dem Buche eine tadellose Ausstattung hat angedeihen lassen, aus der nur der einfache, aber geschmackvolle Einband hervorgehoben werden soll. -

Literarische Rundschau.

Von Prof. Nr Heinrich Brömse.

Mit Arno Holz fing es an. Die Verse gingen oder tänzelten nicht mehr im gleichen Schritt nebeneinander. Sie machten sich vom gewohnten Zügel frei und trabten in eigener Gangart einher; der eine machte weite Sprünge, der andere begnügte sich mit einem kurzen Nuck, und jeder hatte seinen eigenwilligen Rhythmus. Auch diese Neuerung wie so vieles in der heut'gen Dichtung war nur eine Erneuerung alter Kunst mit neuen Mitteln. Klopstocks Odenstil, Goethes freie Rhythmen,Iean PaulsStreckverse, Heines Nordseebilder hätten Vorbilder sein können. Aber die Entwicklungslinie der freirhythmischen deutschen Verskunst war unterbrochen; theoretische Überlegungen und ausländische Muster, besonders der Amerikaner Walt Whitman, waren in erster Linie wirksam. Eine Weiterentwicklung zeigt sich vor allem in folgenden Punkten. Mit dem freien Rhythmus verbindet sich der Reim, nicht in geregelter Anordnung, sondern wie jener frei und mehr als gelegentlicher Schmuck des Verschlusses oder auch des Versinnern. Vor allem Mar Dauthendey ist hier als Führer zu nennen, als Muster- und Meisterwerk in seiner Art „Die geflügelte Erde. Ein Lied der Liebe und der Wunder um sieben Meere". Andrerseits greift die Auflösung des Rhythmus von der Strophe auf den einzelnen Vers über. Die Stellung der Hebungen und Senkungen wird fast gleichgültig; hart und scharfkantig erscheint der Vers; Wucht gilt mehr als Leichtigkeit. Schon bei Dehmel deutet sich dieser Zug an, bei Lissauer wird er Brauch und Kennzeichen. Endlich tritt ergänzend zu der Schwere des Rhythmus die Schwere

des sprachlichen Stils. Wer etwas auf seinen guten Ruf als Lyriker hält, meidet den süßen Wohllaut, der einst aus der Saiten Gold geweckt wurde; oder wenn er ihn nicht ganz meiden kann, so unterbricht er ihn durch harte Geräusche, durch ganz prosaische Wendungen, wie sie schon gelegentlich bei Whitman auftauchen. Wie Viitor Hugo im Drama das Erhabene und das Derb-Komische vereinigen wollte, so sehen wir in der neuen Lyrik Verzückung und Nüchternbeit in wunderlichem Bunde. Als ein Hauptvertreter ist hier Franz Werfel zu nennen.

Auch der neue Stil ist in den Händen guter Meister ein brauchbares Werkzeug zu künstleriseher Gestaltung, in den Händen der vielen Unberufenen ein bequemes Mittel zur Bemäntelung ihrer Unfähigkeit geworden. Die Kriegsdichtung, soweit sie nicht volkstümlich liedhaft sein will, wird durchweg von diesem Stil beherrscht. Als Reinzüchtung zeigt er sich bei I o se f W i n ckl e r, der in einer Richtung sogar noch einen Schritt weiter geht: er streut gelegentlich zwischen die Verse ausgesproehene Prosa, zwischen Ausbrüche heiligen Wahnsinns zeiturigsmäßige Schlachtberichte mit Zahlen, Zeitangaben, teehnischen Einzelheiten. Er hat in jedem Iabr des Weltkrieges einen Gedichtband veröffentlicht, als neuesten „Ozean. Des

deutschen Volkes Meer-
gesang" *). Traumkühne Taten und
schicksalschwere Ereignisse ziehen wieder
an unsern Augen vorbei von der ver-
wegenen Ausfahrt der Schiffe „Goeben"
und „Breslau" aus Messinas Hafen über
Kreuzer-und U-Bootstaten zur Schlacht
am Skagerrak. Eine mit höchster Spann-
kraft erfüllte Sprache sucht der Größe
des Geschehens und der Erhabenheit des
Schauplatzes nahezukommen. Wie bran-
dende Wogen an zerklüfteten Felsen
rollt und schäumt und tobt die Flut
dieser Verse. Hin und wieder beruhigt
sie sich zu feierlichem Rauschen, aber
überwiegend herrscht Sturm, Leiden-
schaft, Wildheit, aller Regeln und For-
men spottend. Wer diese Gesänge ein-
sam für sich liest, wird sie nicht immer als
Musik empfinden, auch wenn er die
selbstverständliche Forderung erfüllt,
Verse laut zu lesen. Ein Rhapsode
müßte sie vor versammeltem Volk vor-
tragen und durch die Kunst des Vor-
trags über manche holperige Stelle
hinweghelfen. Als Ubelstand kommt
namentlich bei den längeren, zum Teil
sehr ausgedehnten Gedichten hinzu, daß
der Inhalt wesentlich Beschreibung,
Ausmalung von Zuständen ist. Ein-
drucksvoller wirkt Winckler da, wo er sich
knapper zu fassen, ein Bild, eine Stim-
mung fester zu umgrenzen versteht. Wo
dies gelungen ist, sind Dichtungen von
einer Wucht und Anschaulichkeit ent-
standen, wie man sie in der heutigen
Kriegslnrik sonst selten findet.

Auch Mar Varthel **) gehört
zum Orden des neuen Versstils, auch
er erscheint oft kraftgenialisch. Aber
zugleich zeigt sich eine Unterströmung
andrer Art; durch wilde Strudel schim-
mert es rein und ruhevoll. Nicht nur
in der Form überrascht gelegentlich
Ebenmaß und Wohllaut, auch im Ge-
halt offenbart sich inmitten des Schlach-

') Jena, 1917. Eugen Diederichs.

") Freiheit! Neue Gedichte aus dem Kriege. Jena, Eugen NiedenäM.

tenlärms eine bis zur Mystik gesteigerte
Versonnenheit. Die Lieder, in denen
sich brüderliches Empfinden für Freund
und Feind ausspricht, in denen von
Heimkehr und Liebe und vom kommen-
den Reich des Friedens gesungen wird,
sind die schönsten der Sammlung. Dieser
Dichter des Krieges erscheint wie einer,
der vom Schicksal an einen seinem
innersten Wesen nicht gemäßen Platz

gestellt worden ist, der sich zwar mann-
haft mit seinem Los abfindet, aber mit
seinem tiefsten Gefühl in einer anderen
Welt lebt. Seine Gedichte sind er-
greifend im Persönlichen, oft wenig
klar in der Auffassung und Aussprache
des Allgemeinen. Etwas Unausge-
glichenes spricht aus ihnen auch in
der sprachlichen Form, aber doch sei
dies Werk einer aus dem Volk auf-
steigenden Kunst mit seiner ursprüng-
lichen, gefühlsechten Art herzlich will-
kommen geheißen.

Wie sehr sich diese beiden Dichter
durch Kraft und Eigenart aus der Menge
emporheben, gewahrt man recht, wenn
man sich dann landläufiger Kriegslnrik
zuwendet, etwa der im fünften Tausend
vorliegenden Sammlung „D e r
Deutschnationalen Kriegs-
liede r", herausgegeben von Ernst
Krauß*). Außer den Beiträgen
von Gorch Fock muß man Gesinnung
für Kunst in Kauf nehmen. Der Heraus-
geber selbst erscheint bedeutender in
eigenen, durchweg aufs Friedliche ge-
stimmten Gedichten, „Schatten und
Licht"**). Einige Liebeslieder in
diesem Buche haben guten Klang, man
spürt Kunstverstand und Naturgefühl,
doch überwiegt auch hier der Eindruck
des Matten und Gemachten.

Die Bedeutung eines Sammelwerkes
von Heinrich Brühl, der zahl-
reiche Proben flämischer Lieder»

") Hamburg, D«ut!chnlltionale Vuchhandlu ng -
"> Weimar, Wolf von Kornatzki.

dichtung *) alter und neuer Zeit
in deutschen Nachbildungen bietet, geht
über das Literarische hinaus: es ist ge-
eignet, uns eine lebendige Anschauung
von dem stammverwandten flämischen
Volkstum zu geben, wie es sich in
seinen Liedern ausprägt. Nicht nur an
der Art des Übersetzers, der so vielen
Verfassern gerecht zu werden sucht, liegt
es, sondern auch an dem Inhalt der
Werke selbst, daß die Unterschiede weit
zurücktreten hinter ihrer Gemeinsam-
keit. Gemeinsam ist den meisten ein
doppelter Zusammenhang mit dem
Volksempfinden. Einerseits sind sie
volkstümlich im Gedanken und im Aus-
druck des Gedankens; ein Gegensatz der
Persönlichkeit zur Menge, wie ihn die
moderne Lyrik anderer Kulturvölker in
der Weltanschauung und im Stil so
mannigfach aufweist, ist kaum zu spüren.
Andrerseits bildet auch den besonderen
Inhalt des Denkens und Fühlens immer,
wieder das eigene Volk mit seinem Wohl
und Wehe, seiner Art und Sitte, seiner
Religion, seinem Kampf um Freiheit
und Selbständigkeit. Auffallend groß
ist die Zahl der Geistlichen unter den
flämischen Dichtern; obenan steht Guido
Gezelle. Ein tragisches Verhängnis für
das Flamentum ist es, daß sich mehrere
besonders hervorragende Dichter flä-
mischer Abkunft, wie Maeterlinck und
Verhaeren, von der heimischen Art ab-
rvandten und „um Galliens Pindus
irrten". Der Herausgeber hat seinen
Nachdichtungen, die durchweg geschmack-
voll sind, ohne die Höhe der Kunst zu
erklimmen, eine lesenswerte Einführung
in die flämische Diehtung vorausgeschickt,
auch bei den einzelnen Verfassern lebens-
gesehichtliche Angaben gemacht. Das
Werk, eine Kundgebung der Deutsch-
Flämischen Gesellschaft, trägt in wür-

*> Flämische Liederdichtuna alter und neuer
Zeit. Eine Auswahl in deutschen Nachbildungen
von Heinrich Brühl, «öemusgeaeben von der
Deutsch-Flämischen Gesellschaft. M, Gladbach.
Volksvereins-Verlag.

diger Weise dazu bei, Teilnahme für die
Ziele dieser Gesellschaft zu wecken und
das geistige Band zwischen Deutschtum
und Flamentum fester zu knüpfen.

*

Die Goetheforschung ist so
ins Unermessene gewachsen, daß eine
übersichtliche Zusammenfassung schon
lange erwünscht ist. Als einen sehr
glücklichen Griff darf man daher das

Unternehmen von IuliusZeitler
begrüßen, der in Verbindung mit einer
großen Zahl von Kennern und Ken-
nerinnen ein „Goethe- Hand-
b u ch" *) veröffentlicht. Zwei starke
Bände liegen bisher vor, die in alpha-
betischer Anordnung 1530 Stichworte
(von Aachen bis Mythologie) umfassen.
In den Beiträgen dieses Werkes, bald
kurzen Auskünften, bald eingehenden
Abhandlungen, spiegelt sich auf Grund
der gesamten Forschung der ganze
Reichtum von Goethes Leben, Denken
und Schaffen wider. Seine Werke
werden erläutert, alle lebensgeschicht-
lichen Beziehungen können leieht über-
blickt werden, seine eigenen sowohl wie
diejenigen der Persönlichkeiten, zu denen
er „in hervorragendem Maße" in Be-
ziehung gestanden hat, Ereignisse und
Zeitverhältnisse, die ihn berührten, Ge-
genstände der Wissenschaft und Kunst, der
Natur und Kultur, die zu seinem Lebens-
kreise gehörten. Zu allen „Goethe-
stätten", in weitem Sinne genommen,
werden wir geführt; seine Weltanschau-
ung wird beleuchtet, sein Charakterbild
von verschiedenen, sich ergänzenden
Gesichtspunkten dargestellt. Einem
solchen Werk drohte die Gefahr, sich zu
einem allgemeinen Konversationslerikon
auszuwachsen; sie ist glücklich vermieden
worden; überall ist die Beziebung zum
Mittelpunkt gewahrt, so weit sich auch
die Ausstrahlungen erstrecken mögen.
lung.
-) Stuttgart. I. B. Metzlersche Buchhand.

Die Organisationskunst des Herausgebers ist hoch zu rühmen. Der Anteil der Mitarbeiter, die alle Anerkennenswertes geleistet haben, kann hier nur in einigen Beispielen berührt werden. Jahrelanges Bemühen, das schon geraume Zeit vor dem Kriege an der Arbeit war, hat das Werk geschaffen. Auch noch durch den verstorbenen vielseitigen Forscher Richard M. Meyer ist es gefördert worden. Knapp und gut schildert Frau Mentzel den Frankfurter Familien- und Freundeskreis, Frau Merker den von Weimar. Als ein ausgezeichneter Führer zu allen Goethestätten erweist sich von Grävenitz. Moog, der Merckforscher Bräuning-Oktavio und andere unterrichten zuverlässig über Dichter und Schriftsteller, die eine Rolle in Goethes Leben spielen. Besonders umfassend, wenn auch mit ungleichmäßiger Raumverteilung, sind Goethes Werke behandelt worden. Der Herausgeber Zeitler, der auch über viele lebensgeschichtliche Einzelheiten klare Auskunft gibt, behandelt u. a. die Iugend-Werke und Goethes Schriften über sein eigenes Leben, Eugen Wolff reichlich breit fast jedes Gedicht von einiger Wichtigkeit, Robert Riemann feinsinnig, zum Teil etwas knapp mehrere der Hauptwerke aus der Reifezeit, Pniower, aus dem Vollen schöpfend und reiche Belehrung spendend, die Faustdichtung im ganzen sowie alle erklärungsbedürftigen Stellen des Werkes, Bieber be» spricht allgemeine ästhetische Fragen und Goethes Verhältnis zum klassischen Altertum, von der Leyen kenntnisreich, aber kaum eingehend genug das wichtige Gebiet der Sprache, Doebber und Kroeber bearbeiten mit Sachverständnis das kunstgeschichtliebe Feld, Leitmeier und Wilhelm Schmidt die Naturwissenschaften, Sachs spricht über Fragen der Musik. Am schwierigsten war in solchem lerikalisehen Werk die Weltanschauung Goethes darzustellen: Schrempf behandelt das religiöse, Elisabeth Rotten (mit anderen) das philosophische Gebiet. Die Fragen der Philosophie sind im ganzen zu kurz weggekommen, weisen auch manche Lücken auf. Ausführlicher wird von religiösen Dingen gesprochen, aber die Ausführlichkeit schießt hier manchmal über das Ziel, das sonst mit Recht dem Unternehmen gesteckt ist: nicht nur tatsächliche Angaben werden gemacht, sondern auch, ausgesprochen oder durch

den Ton der Darstellung angedeutet, Beurteilungen eingemischt, die mir nicht frei von Einseitigkeit zu sein scheinen. Nur einige der Mitarbeiter wurden hier genannt, noch viel Verdienst ist übrig. Aus jeder Seite kann man Belebrung und Anregung schöpfen. Daß nicht alles gleich gut gelungen, nicht alles gleichmäßig bearbeitet ist, liegt auf der Hand. Spätere Auflagen mögen aus» gleichend eingreifen. Ungleichmäßig sind zum Beispiel die Literaturangaben; teilweise sind sie gar zu spärlich. Der eine mag im Tert noeh dies, der andere jenes vermissen; in größerer Vollständigkeit könnten etwa die in „Dichtung und Wahrheit" vorkommenden Namen be» rücksichtigt werden; im ganzen ist das Unternehmen ein wobl gelunqener Wurf, ein Werk, obne das die Goetheforscher und die Goetheliebbaber künftig einfach nicht mehr auskommen können, das noch ergänzungs- und besserungsfähig ist, aber auch in der vorliegenden Gestalt weiteste Verbreitung verdient. Fraglos würde es durch ein Generalregister (mit zweck-mäßigen Verweisungen), das vielleieht dem dritten Bande beigegeben werden soll, an Brauchbarkeit sehr gewinnen. Mehr nur gelegentlich und beispiels-weise ist bier e i n Gebiet behandelt worden: Goetbes Wortgebrauch. Ein paar Ausdrücke, die besondere Bedeu-tung für ihn haben, werden wobl er-örtert, so Apercu, Bebagen, Begriff und Idee, Bildung, Epoche, gegen-ständlich, beiter, Klassiker und Roman-

tiker. Den ganzen Wortschatz Goethes übersichtlich auszubreiten, auch nur mit einiger Vollständigkeit die für sein Denken und Dichten besonders kenn» zeichnenden Ausdrücke, dazu gehörte freilich ein Werk für sich, das lang ersehnte Goethe-Wörterbuch. Möchten doch die Vorarbeiten, die dazu in Einzelwerken vorliegen, bald ausgebaut und zusammengefaßt, möchte das von der Berliner Akademie auf Tausenden von Zetteln gesammelte Material zur Sprache des jungen Goethe bearbeitet und aus dem Verborgenen ans Licht geführt werden!

Emil Pirchan hat ein Faust-Brevier'") zusammengestellt und selbst geschmackvoll ausgestattet. Er gliedert das Werk in zwei Abteilungen: die allgemein bedeutungsvollen „Wahrheiten und Weisheiten" und die „Geflügelten Worte". Auch der Urfauft und die Paralipomena sind für diese Auswahl herangezogen worden. Bei manchen Worten kann es zweifelhaft sein, in welcher Abteilung sie zu suchen sind. Das sorgfältige Inhaltsverzeichnis ist daher doppelt willkommen. Im ganzen sind614Aussprüche mit genauer Stellenangabe aufgeführt. Trotz dieser Fülle ließe sich die Sammlung in beiden Abteilungen noch leicht vermehren, so etwa um folgende Stellen: Teil I, Vers 512: Du gleichst dem Geist, den du begreifst. I, 2923: Freud' muß Leid, Leid muß Freude haben. I, 2949: Das ist des Landes nicht der Brauch. I, 3534: Du übersinnlicher, sinnlicher Freier. II, 8754—57: Alt ist das Wort, doch bleibet hoch und wahr der Sinn, Daß Scham und Schönheit nie zusammen, Hand in Hand, Den Weg verfolgen über der Erde grünen Pfad. Tief eingewurzelt wohnt in beiden alter Haß. II, 11300—03: Ihr glücklichen Augen, Was je ihr gesehn. Es sei, wie es wolle. Es war doch so schön! II, 11 595: Vorbei! ein dummes Wort. — Im ganzen ist die mittlere Linie zwischen dem Zuwenig und Zuviel glücklich innegehalten. Oskar Walzel hat gehaltvolle Begleitworte beigegeben, die in den beherzigenswerten Wunsch ausklingen, es möge der Arbeit schönstes Ergebnis sein, daß Goethes ganzer Faust künftig von Laien und Forschern mehr gelesen werde, als es jetzt gemeinhin geschehe.

Mehr in entgegengesetzte Richtung führt eine Schrift von Otto Gehler,

„Die Rätsel in Goethes
Faust" *). Er entwickelt als Grund-
gedanken der Dichtung, was Goethe
selbst in einem Gespräch mit Eckermann
als „erklärenden, guten Gedanken" aus-
gesprochen hat: „daß ein aus schweren
Verirrungen immerfort zum Besseren
aufstrebender Mensch zu erlösen sei."
Um das ganze Werk an e i n e m Abend
als einheitliche Aufführung zu bieten,
streicht Gehler alles, was nicht unbedingt
zur Verkörperung dieses Gedankens ge-
hört, darunter viel Herrliches und Ver-
trautes. Als bühnentechnischen Vor-
schlag mag man die Ausführungen
gelten lassen; neben solchen zusammen-
gezogenen Vorstellungen wird es hof-
fentlich immer andre geben, in denen
der sonstige Reichtum der Dichtung be-
wahrt bleibt. Die Lehre Zoroasters,
auf die der Verfasser zurückgreift, hätte
nicht so nachdrücklich herangezogen zu
werden brauchen; „daß Goetbe die
gesamte Philosophie des Zoroaster im
Faust vorführen wollte", ist unbewiesen
und unglaubhaft. Vor allem ist aber
auch nicht zu vergessen, daß die Dichtung
noch viel mehr enthält, daß sie nicht nur
die Versöhnung des Endlichen mit dem
Unendlichen, sondern auch in der Welt
des Endlichen eine große Zahl reichster
und vielverschlungener Motive darstellt.

') Berlin — Leipzig — Wien — Stuttgart,
Deutsches VerlllgshiuH, Bong sc Co.

*) Mit einer Einführung von vi Vietor
Eckert. Dresden, Richard A. Giesecke.

die sich nicht restlos auf eine einfache Formel bringen lassen.

Zwei Lebenswerke in engerem Sinne, Werke, die von des ganzen Daseins Fülle Zeugnis ablegen, hat uns Goethe in seinen Dichtungen als weihevolles Erbe hinterlassen, Faust und Wilhelm Meister. So sehr jener in dieser Stellung anerkannt und ins Bewußtsein der Gebildeten übergegangen ist, so kühl ist doch, wenn wir's ehrlich gestehen, im allgemeinen unser Verhältnis zu dem andern Werk geworden. Es gehört schon mehr zu den gelobten als zu den gelesenen Büchern und müßte doch als ?in Werk, das nicht nur Goethes Geist viel» leicht am umfassendsten widerspiegelt, sondern auch ein hochwichtiges Denkmal in der Entwicklungsgeschichte unserer Kultur ist, zu den meistgelesenen Büchern gehören. Um so lieber möchte ich auf ein älteres, noch nicht genügend beachtetes Buch hinweisen, das aus dem Kern des Werkes heraus dies in seinem ganzen Reichtum würdigt, das Buch von Mar Wundt, „Goethes Wilhelm Meister und die Entwicklung des modernen Lebensideals"*). Es ist nicht literaturgeschichtlich bestimmt, wenn es auch die literaturgeschichtliche Forschung benutzt und zu ihr Stellung nimmt, sondern sucht den Inhalt des Romans von philosophischer Seite zu erfassen. Es ordnet seine Hauptteile in tief angelegte kulturphilosophische Betrachtungen allgemeiner Art ein, untersucht auf breiter Grundlage und zugleich lichtvoll und feinsinnig die theatralische Sendung, die Lehrjahre und die Wanderjahre und zeigt, wie sich der Geniegedanke des ersten Werkes zum Ideal der Humanität im zweiten erhebt, wie sich im dritten der Bildungsroman zum Kulturroman erweitert. Mag der Verfasser den Meister, besonders den letzten Teil, in künstlerischer Beziehung ein wenig überschätzen, so kommt dies doch seiner Darstellung im ganzen nur zugute: die wissenschaftliche Sachlichkeit wird durch Wärme und Begeisterung wohltuend ergänzt, und so möge das treffliche Buch nicht nur belehren, sondern auch vielen ein Ansporn sein, sich aufs neue in Goethes Meisterroman zu versenken.

Die neuen Hefte des Reelamverlages stehen der Mehrzahl nach im Zeichen des Krieges, auch die literarischen Gaben im

engeren Sinne, so das Volksstück
„Tante Tuschen" von Martin
Frehsee *) und die Erzählung „E i n
deutscher Barbar" von Luise
Westkirch *). Wertvoll sind einige
Neuausgaben. H. Stümcke hat
eine Auswahl aus BlüchersBrie-
f e n *) zusammengestellt und erläutert.
Wie lebendig erhebt sich vor uns aus
diesen Briefen das Bild des Menschen
und Feldherrn! Wie klar erkennen wir
die Berechtigung seiner Kennzeichnung
durch Goethe: „Bewußt und groß"!
Wie überraschend wirkt die Ähnlichkeit
der Verhältnisse jener Zeit mit denen
der Gegenwart! Noch ein Urwüchsiger
kommt zu Wort, der nun auch schon
frei gewordene bewundernswerte Ästhe-
tiker und wunderliche Dichter Fried-
richTheodorVischer mit seinem
köstlichen Nerk „Auch Einer"*),
zu dem Th. Kapp st ein eine tref-
fende Einführung beigesteuert hat.
R. Schulze gibt die wieder sehr
zeitgemäße herrliche Abhandlung Ran-
kes „Die großen Mächte"*)
mit einer einleitenden Würdigung des
genialen Geschichtsschreibers heraus.

") Berlin und Leipzig. G. I. Goschen.
*) Leipzig, Philipp Neelam jun.

yn»»^«»el und Ihefredalteul: Pr»s. Nr. Lud»!, V,«ln in «nNn V l», M»»»»>»«l i». >l«l»I»!, »«» >d»1»»ft Nl. W«.) — »n«mN»»lU!ch« ««l,»»««ul: Dl. e,l»l»»»l»»ln ««,!<». — «M«w.»«l«««un« slll U»«»»:
»lllllch« », ». V»ftuchhandwn, <3, »«nk«!, »udllplft V, »Xmtttya^u,» l. — »«w« »»» »»» »»»
«chltlllch«» «uchdiucknM », «, Lch»l!I«,,d«l. ».«, »l«I»,> m.